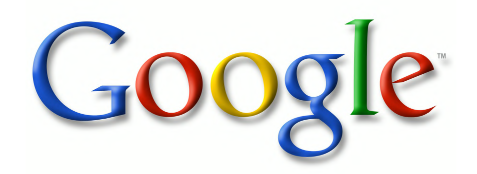
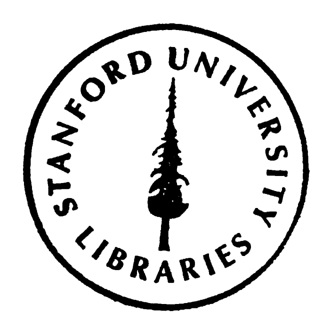
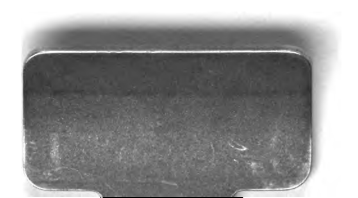













Deutsch-Amerikanische Monatshefte

für

Literatur, Kunst, Wissenschaft und öffentliches Leben.

Redigirt von

Rudolph Lexow.

III. Jahrgang. I. Band. 1866. Januar-Heft.

An das Publikum.

Wie die Leser bereits aus dem letzten Hefte des vorigen Jahrgangs ersehen haben, werden die „Deutsch-Amerikanischen Monatshefte" fortan nicht mehr in Chicago, sondern in New-York, und zwar unter einer neuen Redaktion, erscheinen. Die größeren Facilitäten, welche die Metropole der neuen Welt in jeder Beziehung einem literarischen Unternehmen dieser Art bietet, lieferten den bestimmenden Grund zu der Veränderung. Während Herr Caspar Butz sich durch die Gründung der einzigen deutsch-amerikanischen Monatsschrift ein nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst und durch seine Leitung derselben im vollsten Maße die allgemeine Anerkennung erworben, wird die neue Redaktion bemüht sein, gleichfalls das Vertrauen der Lesewelt für sich zu gewinnen und die in ihre Hände übergegangene Zeitschrift in immer großartigerem Maßstabe zu entwickeln. Die „Deutsch-Amerikanischen Monatshefte" sollen das sein, was ihrem begabten Gründer vorschwebte — ein literarischer Sammelpunkt der deutsch-amerikanischen Intelligenz, ein Mittel, die Errungenschaften des deutschen Geistes auf dem Boden Amerika's zu erhalten, sie mit Liebe zu pflegen, zur Geltung zu bringen, sie den Deutsch-Amerikanern eigen und fruchtbar zu machen, und in diesem Streben werden nicht nur Herr Caspar Butz und die hervorragendsten deutschen Literaten Amerika's mit der Redaktion zusammenwirken, sondern es darf mit Sicherheit auch auf die Unterstützung namhafter literarischer Kräfte im alten Vaterlande und in der Schweiz gerechnet werden, zu deren Gewinnung bereits die Einleitungen getroffen sind.







Wallstreet.

Von Hermann Raster.

Von der Schwelle der schönsten Kathedrale in New-York, welche in der Vorstellung der Eingeborenen eine so wichtige Stelle einnimmt, wie in der des Parisers die Notre dame Kirche, bis nach dem die Manhattan-Insel von Long Island trennenden Meeresarm erstreckt sich eine kaum 2000 Fuß lange Straße, deren Name in den Felseneinöden von Montana, wie in den Savannen von Florida, in den Tannenwäldern von Maine, wie auf den Llanos von Texas gekannt ist und als gleichbedeutend mit Kapitalmacht, hoher Finanz, öffentlichem Credit, aber auch mit höherem und höchstem Schwindel, Börsenspiel und Agiotage gebraucht wird. Es ist die Wallstreet, — die Mauerstraße, welche ihren Namen davon hat, daß sie früher die nördliche Grenze des Dörfchens Neu-Amsterdam bezeichnete. Heute bildet das von ihr begrenzte Gewirr enger und krummer Straßen einen so kleinen Theil der großen Metropole, daß man es auf einem Plane, welcher die Länge der Stadt auf zwanzig und die Breite auf fünf Zoll darstellt, mit einem Daumengliede vollständig bedecken kann.

Vom Broadway bis zu der ersten mit ihm parallel laufenden Querstraße ist die Wallstreet eng und unansehnlich, doch sind hier viele Hunderte von Wechselcomptoiren, Büreaus von Aktiengesellschaften aller Art, Notariatsgeschäften, Expeditionen von Advokaten &c. in mächtigen, vier bis fünf Stock hohen Häusern mit schmalen Granit- oder Marmorfaçaden zusammengedrängt. Für so werthvoll gilt die Lage, daß selbst kleine Bauplätze Kapitalien repräsentiren, größer als manches deutsche Rittergut. Ein kaum 1500 Quadratfuß großer Bauplatz ward bereits vor acht oder zehn Jahren zu einem Preise verkauft, welcher der Summe von 1¼ Millionen Dollars für einen Acre entsprach.

An der Nordostecke der ersten Querstraße steht das aus weißem Marmor in Jonischem Baustyl errichtete ehemalige Zollamtsgebäude, jetzt als Unterschatzamt verwendet. Ueber den Geschmack oder die Geschmacklosigkeit, welche in der Benutzung altgriechischer Tempelformen zu Gebäuden von so moderner Tendenz liegt, ist schon viel Geistreiches, oder auch Abgeschmacktes gesagt worden; — aber es hat mit dem Leben und Weben der Menschen, die in diesen Gebäuden hausen, nicht mehr zu thun, als schlechte oder gute Witze über die Kleidertracht eines Zeitalters mit der Beurtheilung der Charaktere, welche die Geschichte desselben gestalteten. Bis zur ästhetischen Auffassung der Baukunst ist man in Amerika noch nicht gelangt; man hat dazu noch keine Muße gehabt. Erst wenn ein Volk die Periode des rastlos thätigen Schaffens und Gestaltens hinter sich hat und in die einer freiwilligen oder unfreiwilligen Beschaulichkeit getreten ist, vertieft es sich in die Gedankenwelt und destillirt aus Dem, was frühere Geschlechter ohne besondere Absicht, nur ihrem lebendigen Thatendrange gehorchend, geschaffen haben, philosophische oder ästhetische Systeme. Deutschland ist nach dem dreißigjährigen Kriege in dieses Stadium getreten, aber Amerika ist zu






gutem Glück noch sehr weit davon entfernt. Es macht erst Geschichte und zieht noch nicht die Moral daraus. Darum ist es auch ungereimt und ungerecht, an sein gelegentliches Hineinpfuschen in das Gebiet der bildenden Künste die Maßstäbe Winkelmanns oder Lessings zu legen. Während in Europa die ideale ästhetische Auffassung der Baukunst oft genug auf sehr unangenehme Weise die Nützlichkeit bei Seite drängt, herrscht diese in Amerika fast unumschränkt. Fast, doch nicht ganz. Beschränkt wird sie durch die Mode. In dieser Beziehung steht hier die Verfertigung von Behausungen mit der Verfertigung von Kleidern auf gleicher Stufe; — nur daß die aus Granit, Marmor oder Sandstein angefertigten Gewänder länger halten, als die von Tuch oder Seide. Die antiken Tempelformen der öffentlichen Gebäude in Amerika sind lediglich Denkmäler der Mode, die zu Anfang dieses Jahrhunderts auch in Europa herrschte und dort freilich, wo es weniger solche Gebäude zu errichten gab, sich mehr auf den Schnitt der Kleider und auf bildliche Darstellungen, als auf Bauwerke richtete.

Dem marmornen Geldkasten der Republik gegenüber weitert sich die Querstraße, an deren Ecke er steht, zur Broadstreet aus, welche seit einigen Jahren an die Wallstreet annectirt ist. Ja, wie der Sitz des Königreichs Preußen längst aus dem slavischen Lande dieses Namens nach Brandenburg gewandert ist, so thront heute die Wallstreet, die als gleichbedeutend mit dem Börsenleben genannt wird, nicht mehr in Wallstreet selbst, sondern in Broadstreet, Exchange Place und einem Theile von Williamstreet. Auf dem westlichen Trottoir der Broadstreet wurden während des Krieges jene denkwürdigen Börsenschlachten über „Harlem", „Erie", „Rock Island" geliefert, in welchen Millionen über Millionen verloren und gewonnen wurden, aus welchen mancher Krösus als verschämter Armer und mancher unverschämte Arme als Krösus hervorging. Jetzt erhebt sich dort im vollen Glanze weißen Marmors mit einer von korinthischen Säulen getragenen Façade die neue Börse, in welche sich die mit dem Eintritte des Friedens nüchterner und des wüsten Lebens unter freiem Himmel überdrüssig gewordene Agiotage zurückgezogen hat. — An der Ecke von Exchange Place und Williamstreet aber, vor dem Kohlenloch, einem düstern Souterrain, in welchem die Guerillabörse haus'te, hatte vor zwei und drei Jahren die roheste Art von Börsenspiel, die sich in Nichts mehr vom Faro oder Roulette unterscheidet, ihr Bivouac aufgeschlagen. Haufen verdächtig aussehender Gestalten, in deren Blicken und Bewegungen sich jenes wilde, unheimliche Zucken zeigte, das den noch nicht gänzlich abgestumpften Hasardspieler kennzeichnet; elegant gekleidete Gauner, unbeholfene Landleute, deren Blicke Neugier, Lüsternheit und Scheu zugleich verriethen; schäbig aussehende Geschäftsleute ohne Geschäft, Opfer des Börsenspiels, die sich doch dem Reize desselben nicht entziehen konnten und, in Ermangelung eigener Mittel, sich wenigstens als Unterhändler und Zwischenträger — „Negotianten" — einen kümmerlichen Erwerb suchten; dazwischen hie und da ein hochstehender Kaufmann, der sich in solcher Gesellschaft beklommen zu fühlen schien und ängstlich um sich spähte, ob wohl ein Bekannter ihn bemerke — dies war Monate,






Fonds, Actien, Prioritäten, Interimsscheine und was sonst für Effecten im Markte sind, an, lassen die gewünschten Papiere an der Börse durch einen der Sensale ersteigern und beleihen sie gegen mäßigen Zins, der aber bei raschem Umsatz durch Provision und Courtage bedeutend gesteigert wird. Das heißt, der Käufer bezahlt nur 10 oder 12 Prozent des Preises baar und läßt dem Wechsler die erkauften Papiere als Pfand für den Rest des Kaufgeldes. Steigt nun der Cours der Papiere und der Speculant will ausverkaufen, so zahlt ihm der Wechsler den Gewinn heraus. Sinkt der Cours, so muß entweder der Besitzer so viel nachzahlen, daß die Summe, die er dem Wechsler noch darauf schuldig bleibt, wieder 10 oder 20 Prozent unter dem nun niedrigeren Preise der Papiere ist, oder, wenn er das nicht kann, verkauft der Wechsler das Pfand, deckt sich und zahlt einen etwa noch verbleibenden Ueberschuß an den gewesenen Besitzer heraus. In gleicher Weise wurde früher die Spekulation in Gold betrieben, aber eine Anzahl gesetzlicher Bestimmungen, worunter namentlich die, daß Gold nur bis zur Höhe seines Nominalwerthes beliehen werden darf und daß bei jeder Transaction wirkliche Ablieferung stattfinden muß, hat sie schwieriger und umständlicher gemacht. Wenn nichts weiter, ist damit wenigstens die Vertreibung der kleinen Pfuschspekulanten und Schwindler, die mit wenigen hundert Thalern in der Tasche Geschäfte machten, welche sich in die Zehntausende von Dollars beliefen, bewirkt worden.

Indessen sind keineswegs alle Geschäfte, welche in jenen Wechselcomptoiren betrieben werden, bloßes Börsenspiel. Es findet auch reeller Kapitalumsatz statt, und zwar in großartigem Maßstabe. Besonders stark war in den Jahren 1864 und 65 der Umsatz in Nationalanleihescheinen, der Tausende von braven Landleuten, Handwerkern und Arbeitern in die vorher wohl nie von ihnen betretene Wallstreet zog.

Neben dem alten Zollhause steht das unscheinbar, aber solid aussehende Gebäude, in welchem sich früher das Unterschatzamt befand und jetzt das Schmelzamt befindet. Hier werden für Millionen und aber Millionen Dollars Gold und Silber, die Ausbeute von Californien, Nevada, Colorado, Idaho und Montana, raffinirt, in backsteinförmige Barren umgeschmolzen, geaicht und gestempelt, um im Großhandel zu Zahlungen verwendet zu werden. Die Vorkehrungen gegen Diebstahl, welche hier, wie in dem anstoßenden Geldverschluß des Unterschatzamtes angebracht sind, würden den jahrelangen Anstrengungen der geübtesten Einbrecher trotzen. Die Grundmauern sind so tief, daß an ein Unterminiren nicht zu denken ist. Die doppelten Stein- und Eisenwände sind in einer Dicke von 18 Zoll mit Musketenkugeln gefüllt, die, wenn eine Oeffnung durch die äußere Wand gebohrt würde, nachrutschen würden. Die gegen jede Sprengung durch Pulver gesicherten dicken eisernen Thüren haben jede ihren besondern Schlüsselbewahrer, so daß 5 oder 6 der höchststehenden Beamten persönlich zugegen sein müssen, ehe das Allerheiligste eröffnet werden kann. Zu allem Ueberflusse sind auch Tag und Nacht noch alle Eingänge durch Wächter behütet. Wenn man bedenkt, daß schon seit Jahr und Tag im Kassengewölbe des Unter-







schatzamtes über 30 Millionen Dollars in Gold und eine noch größere Summe in Papiergeld verwahrt sind, so wird man diese Sicherheitsmaßregeln nicht übertrieben finden. Während der Schreckenstage im Juli 1863 trug man sich mit der Befürchtung, daß die Aufrührer nach Wallstreet ziehen und das Unterschatzamt erstürmen würden. Selbst wenn sie das gethan hätten, würde es ihnen wenig geholfen haben. Nicht einmal mit den gewöhnlichen Kanonen leichten Kalibers, die sie allenfalls hätten herbeischaffen können, hätten sie die Wände und Panzerthüren des Gewölbes einschießen können.

Banken, Feuer-, See- und Lebensassekuranzgesellschaften, Bureaus von allen möglichen Actiengesellschaften, von Eisenbahnen, Bergwerken, Oel- und Kohlenminen, Comptoirs von Packet- und Dampfschifflinien und von Importhandlungen füllen alle Ecken und Winkel der Gebäude bis zur Pearlstreet hinab. Dazwischen sind als Würze die unentbehrlichen Advokaturgeschäfte verstreut; Waaren-, Börsen-, Schiffs- und Zollmakler haben ihre kleinen Comptoirs, — oft bloße Ecken und Winkel; in einem oder dem andern Souterrain hat sich noch eine Schreibmaterialienhandlung gegen den Andrang behauptet, und in einem Eckgebäude, das in seiner Art eine Merkwürdigkeit ist, denn das ganze Haus hat nur die Dicke einer soliden Mauer in Deutschland, figurirt ein sehr breitmäuliger Irländer als „Italiener“, d. h. als Verkäufer von Südfrüchten.

Hart daneben tritt an die Stelle des eigentlichen Geldgeschäfts, welchem die Wallstreet ihren Ruf und ihr Ansehen verdankt, das Waarengeschäft. Mit Baumwollenballen hoch beladene Frachtwagen fahren dort in Beaver- und Waterstreet ein. An einer Reihe von Fenstern im Erdgeschoß bemerkt man kleine flache Blechpfannen mit Kaffeebohnen, Zucker, Cacao, Pfeffer. Diese kleinen Pfannen repräsentiren Hunderte, wenn nicht Tausende von Säcken oder Oxhoften, welche in den großen Zollspeichern in sicherer Verwahrung liegen, lediglich nach jenen kleinen Proben verkauft werden und oft drei-, viermal ihren Besitzer wechseln, ohne daß dieser sie jemals zu sehen bekommt. Einige Schritte weiterhin befinden sich die Comptoire der großen Thee-Importhäuser. Alles, was man da, wo wöchentlich für Hunderttausende von Dollars Thee umgesetzt wird, zu sehen bekommt, sind Reihen sauberer Glasfläschchen, die auf Regalen umherstehen, jedes die Probe einer ganzen Serie von Kisten enthaltend. Aller Umsatz geschieht auf Treu und Glauben, daß die verkaufte Waare dem Probegut entspricht, und wenn dieses Vertrauen je getäuscht wird, so geschieht das in unendlich seltenen Fällen absichtlich. Es besteht noch viel Ehrlichkeit im — Großhandel; — wenn man nur vom Kleinhandel dasselbe sagen könnte!

Auf der Nordseite, den Colonialwaaren-Geschäften gegenüber, befinden sich Comptoire für den Umsatz von importirten Früchten, Nüssen, Gewürzen, Droguen, Hanf, spanisch Rohr, Kautschuk, Eisen, Blei, dann einige Segel- und Takelage-Handlungen und die unvermeidliche Schankwirthschaft an der Ecke der Uferstraße. Doch dies hat mit dem spezifischen Charakter der Wallstreet nichts mehr zu thun. Auf dem breiten Platze, zu welchem sich in der Nähe des Wassers die Straße ausweitet, sieht man häufig Hunderte von Oxhoften Melasse







oder Syrup neben einander liegen, die dort der Versteigerung harren. In den offenen Spundlöchern stecken lange hölzerne Kellen, vermittelst deren sich jeder Kauflustige oder auch jeder Näscher eine Probe herausholen und mit Zuhülfenahme seines Fingers ablecken kann. Nicht wenige Straßenjungen machen von dieser Einladung Gebrauch, und nur selten giebt sich ein Wächter die Mühe, sie zu verjagen. Daß sie ihre Finger als Löffel benutzen müssen, ist in diesem Falle wahrscheinlich Strafe genug.

Von den mannigfaltigen kleinen Industriezweigen, welche in europäischen Großstädten die Straßen beleben, ist in der Wallstreet nicht viel zu sehen. Hie und da ein Obstweib; — ein an Gesicht und Fingern schwarzbrauner Italiener, der tagaus, tagein Waffeln bäckt, von denen er sich wohl ohne Vermittelung von Käufern ernähren muß, denn niemals bemerkt man eine seinem stummen Angebot entsprechende Nachfrage; — ein Franzos, der in den zahlreichen Schubfächern eines Raritätenschrankes alle möglichen und unmöglichen Sorten von Karamellen und Bonbons hält; — auf der Freitreppe des Unterschatzamtes ein unternehmender fliegender Buchhändler, der fleckige photographische Portraits für 3 Cents das Stück feilbietet; — ebendaselbst ein Papageno aus Irland, der eine Anzahl räudiger weiblicher einäugiger Stieglitze als Spottvögel loszuwerden sucht; — vor dem Zollhause ein Engländer, der bei Sonnenschein Seife, Schwefelhölzer und Stiefelknechte, bei Regenwetter Schirme verkauft; — endlich unweit des Broadway ein Verkäufer von grellbemalten „nationalen“, d. h. mit gräßlichen Allegorieen eingerahmten Landkarten, der aber jetzt auch Geldwechsler geworden ist, denn er verkauft Conföderirtes Papiergeld, das volle Assortiment sämmtlicher Appoints zu 1 Dollar; — das sind so ziemlich alle perennirenden Al fresco-Kaufleute der Wallstreet. Neben ihnen tauchen in verschiedenen Jahreszeiten vorübergehende Straßen-Spekulationen auf. Im Frühjahr bietet häufig ein als ehrlicher Bauer verkleideter Städter eine „neumilchende“ Kuh nebst obligatem Adoptivkalb feil und findet ohne Mühe Abnehmer unter den Kaufleuten, welche in dem flüchtigen sentimentalen Paroxismus, den die warme Maisonne auch bei den trockensten Zahlenmenschen hervorruft, von den Genüssen des Landlebens, einer naturgemäßen Diät und frischer Milch schwärmen. Wenn der Käufer seine Acquisition hat nach Hause bringen lassen, findet er zu seiner Ueberraschung, daß das volle Euter der braven Kuh das mühsam aufgesparte Product einer ganzen Woche enthielt und daß ihre Erinnerungen an die Freuden der Mutterschaft in eine ferne Vergangenheit zurückreichen. Ja, es ist der Fall vorgekommen, daß ein glücklicher Käufer in seinem neuerworbenen Haus- und Hofgenossen statt einer Mutter — einen Oheim fand. Ein anderer sporadisch sich in Wallstreet zeigender Kaufmann, dessen Comptoir das Straßenpflaster, ist der Verkäufer von jungen Bologneser-Hündchen, welche die Eigenthümlichkeit besitzen, sich zu Pudeln zu entwickeln, und von jungen Neufundländern, deren Stammbaum so verzweigt ist, wie der des ältesten Edelmanns. Wenn die Jagdsaison kommt, verlegt sich der einäugige Engländer von Schwefelhölzern und Stiefelknechten auf todte Rebhühner, Puter und Hasen, und beim Herannahen der Weihnachtstage werden die







breiten Granitpfeiler der Freitreppe des neuen Zollhauses zu einer Rennbahn, auf welcher blecherne Droschken und Kremser, gleich einem Thier auf dürrer Haide, von einem bösen Geist in Gestalt eines Uhrwerks im Kreis herumgeführt werden, auch ein blecherner Irländer, der, ein aus demselben ungenießbaren Stoffe gebildetes Schwein an der Verlängerung des Heiligenbeins festhaltend, sich unter dem gleichen unwiderstehlichen Impulse im engen Zirkeltanz dreht. Ganz selten, wie ein Komet, erscheint der zungengewandte Verkäufer von Nähnadel-Einfädlern und findet dann immer eine Anzahl andächtiger Zuhörer, welche ihren Frauen die schon von deren Großmüttern benutzte „Maschine" als einen neuen Triumph des amerikanischen Erfindungsgeistes nach Hause bringen. Der biedere Leierkastenmann meidet den Tempel Mammons oder betritt ihn wenigstens nur in außerordentlicher Rüstung. Wenn er mit dem rechten Mundwinkel die Pansspfeife, mit dem linken die Flöte bläs't, mittelst eines Fußriemens das Tambourin schlägt, durch gelegentliches Rucken mit dem Kopfe den Triangel erklingen und mit krampfhaften Ruckstößen des Arms eine Pauke deu Takt schlagen läßt, während seine männliche Rechte die Kurbel des Kastens dreht, so kann er allenfalls auch in Wallstreet noch ein Publikum um sich versammeln. Aber er findet zu seinem Leidwesen, daß es zum größten Theil aus Freibilletten besteht, und kommt nicht bald wieder.

Das hastige Rennen und Treiben, welches von Morgens bis gegen 4 Uhr Nachmittags in Wallstreet herrscht, bietet keine andere Eigenthümlichkeiten dar, als die im Nationalcharakter begründeten. Die Sicherheit, Kürze und Bestimmtheit, womit der amerikanische Geschäftsmann auftritt, hat er mit dem englischen gemein; der deutsche ist breiter, bedenklicher, weniger rasch entschlossen und mehr zur Argumentation geneigt. Es hat Jemand gesagt: „Kein Wunder, daß die Engländer reich werden; ihre Sprache ist so kurz, daß sie daran jeden Tag zwei Stunden sparen." Der Amerikaner spart noch mehr als der Engländer. Er verschluckt mehr Silben, indem er die betonten schärfer accentuirt, denkt rascher und darf in den meisten Fällen bei dem andern ein rasches, intuitives Verständniß voraussetzen, das ihm gestattet, sich auf Andeutungen zu beschränken, wo der Engländer schwerfällige Gründe entwickelt. Die von europäischen Touristen viel verschrieene Formlosigkeit des Amerikaners ist zum größten Theile Fabel. Den Hut auf dem Kopfe zu behalten, wenn man in Geschäften in ein Geschäftslokal tritt, ist allerdings in Wallstreet ebenso Mode, wie anderswo in Amerika; — es ist eben Landessitte. Niemand s u c h t etwas darin, und daher findet auch Niemand etwas darin. Der höflichste Deutsche oder Franzos kann in Japan seinen Hut bis zum Boden abnehmen, wenn er in ein Haus tritt; — zieht er nicht zugleich seine Stiefel aus, gilt er doch für einen groben Flegel. Aber so wenig er selbst sich darum für grob halten wird, so wenig braucht das der Amerikaner zu thun, weil er über die Beziehung der Kopfbekleidung zur Höflichkeit so mit dem Europäer differirt, wie dieser mit dem Japanesen in Betreff der Fußbekleidung. Die wesentlichen Erfordernisse der Höflichkeit sind: Rücksicht auf die Ansichten Anderer, Geduld in Anhörung derselben, Geltendmachung der eigenen







in klarer, alle unnöthigen Quengeleien abschneidender, aber doch maßvoller und den Andern nicht verletzender Weise, — und diese hat der Amerikaner in höherem Grade als der Engländer, oder Deutsche. Vor dem Franzosen zeichnet er sich durch Vermeidung des lästigen Uebermaßes nichtssagender Höflichkeitsphrasen aus.

Abgesehen von den Umgangformen, bricht nicht selten durch das anscheinend so kalte und selbstsüchtige Treiben und Jagen nach Gewinn, dessen Tummelplatz die Wallstreet ist, die edelste Eigenschaft des amerikanischen Nationalcharakters, der uneigennützige, opferfreudige Gemeinsinn, in überraschender Stärke hervor. In den ersten Stadien des Bürgerkrieges, als die vaterländische Begeisterung in mächtigen Flammensäulen zum Himmel emporloderte, wurden auch die Comptoirs und Schreibstuben der Wallstreet davon durchglüht. Die Zahl der jungen Bankiers, Kaufmannssöhne, Buchhalter und Commis, welche damals zu den Waffen griffen, ist nicht gering, und der Name keines von ihnen ist mit Unehre genannt worden, während manche sich durch Tapferkeit und Fähigkeit Achselklappen mit dem silbernen oder goldenen Adler oder gar mit dem Stern errungen haben. Und was die Beisteuern in Geld betrifft, so hat Wallstreet vollauf so viel und vielleicht mehr gegeben, als auf seinen Theil fiel. Auch zu den düstersten Zeiten der mit der Rebellion verbündeten Agiotage brauchte man in Wallstreet niemals nach aufrichtigen und energischen Patrioten zu suchen. Unvergeßlich aber in der Geschichte nicht bloß der Stadt New-York, sondern der Republik wird jener 3. April 1865 sein, als die Nachricht von der Einnahme Richmonds eine Versammlung Tausender von Bankiers, Rhedern, Wechslern, Kaufleuten, Commis, Maklern, Advokaten vor dem alten Börsengebäude in der Wallstreet zusammenzauberte, die der amtlichen Ankündigung des großen Sieges der Nation mit betäubendem Jubelgeschrei antwortete, aber als eine mächtige Stimme jenes Lied anstimmte, welches für die Empfindungen des Amerikaners denselben Sinn hat, wie für die des Deutschen Luthers ewiger Choral, im feierlichen, tausendstimmigen Männergesange einfiel: „Praise God, from whom all blessings flow."







Ueber das Fieber.

Von Dr. W. Bertram.

Dieser Ausdruck läßt sich bis in's 12te Jahrhundert zurückführen, in die Zeit, wo Klöster die Pflanzstätten des gelehrten Wissens bildeten, wo Heidnisches sich und Christliches in enger Vermischung befanden und wo Virgil und Horaz in den geistlichen Schulen neben Moses und Johannes gepflegt wurden. Mit dem Romanismus, der unser nationales Leben so vielfach gefälscht hat, kam auch das Wort Fieber aus dem Latein zu uns herüber. Denn das lateinische Wort febris (Fieber), welches durch eine Versetzung der Buchstaben, aus forbis entstanden ist, stammt von ferveo, ich glühe, ich walle, und schließt sich somit an das griechische Wort pyretos an, welches, von pyr (das Feuer) abgeleitet, den Zustand der Feuergluth ausdrückt. Sonderbar genug nimmt sich daher für Den, welchem die Geschichte der Sprache und die Wurzeln der Worte offen liegen, unser kaltes Fieber aus. Aber es ist auch ein sonderbares Ding, dies kalte Fieber! Meint man doch wirklich, daß erstarrende Kälte und glühender Brand darin mit einander gemischt seien; während Hand und Fuß und Stirn eisig anzufühlen sind, zehrt Glühhitze an den Eingeweiden. Welcher Empfindung soll man glauben, der äußerlichen, die Jeder mit fühlen kann, oder der innerlichen, die nur der gemarterte Kranke wahr nimmt? — Welche Bezeichnung ist die richtigere, die germanische, welche den schweren Anfang des Leidens festhält, oder die hellenische, welche die Störung in ihrem Verlauf wieder giebt? Mehr als zwei Jahrhunderte sind darüber hingegangen, ehe diese Fragen endgültig beantwortet werden konnten. Das Beobachten der Natur ist gar schwer, und die bloßen Sinne sind oft sehr trügerische Werkzeuge. Sehr langsam, durch die Arbeit vieler, einander ablösender Geschlechter, werden die Mittel und Wege gefunden, welche ein späteres, wenigstens in der Erkenntniß glücklicheres Geschlecht zum Ziele führen. Zu allen Zeiten haben die besseren Aerzte sich eifrig bemüht, die mechanischen Mittel, welche die fortschreitende Technik jedem Einsichtsvollen zur Verfügung stellt, für ihre Zwecke, die Erforschung und Heilung von Krankheiten, zu benutzen. — Nicht wenig haben sie durch eigene Erfindung hergestellt. Aber der Gebrauch führt auch sehr leicht zum Mißbrauch, der Gewinn verleitet oft zum Verlust! So geschah es zuerst mit der Uhr. — Schon lange hatte man den Puls gefühlt und gezählt, und man wußte, daß er in fieberhaften Krankheiten von großer Bedeutung sei. Als man in der Uhr ein so sicheres Werkzeug fand, um die Zahl der Pulsschläge in einer bestimmten Zeiteinheit sicher festzustellen, und eine zuverlässige Vergleichung zwischen früheren und späteren Pulsbestimmungen zu machen, da verlor sich mehr und mehr der Gedanke, daß das Fieber eine ursprüngliche und wesentliche Beziehung zu der Wärme des Körpers habe. Viele begnügten sich damit, die Hand des Kranken zu fassen, mit ernsthafter Miene die Uhr zu ziehen und den Puls zu fühlen. Für sie war Fieber gleichbedeutend mit Vermehrung der Pulsschläge, und da nun jeder Pulsschlag einer Zusammen-







ziehung des Herzens entspricht, so schien kein Schluß natürlicher, als daß das Fieber seinen wesentlichen Sitz im Herzen und in den Gefäßen habe. — Geraume Zeit ging hin, ehe man zu der Uhr das Thermometer fügen konnte. Aber kaum war das Thermometer durch die Bemühungen unseres Landsmanns Fahrenheit hergestellt, als es auch schon die Aerzte zur Erforschung der Körpertemperatur in Anwendung zogen. Daß so endlich zuverlässige Thatsachen zusammengetragen wurden, welche die Fieberfrage ihrer Erledigung zuführten, ist wesentlich ein Verdienst der deutschen Wissenschaft. Wir wissen jetzt, daß auch im Fieberfrost der Körper glüht, und daß nur die Oberfläche jene Erkältung erfährt, welche den Kranken selbst und noch mehr seine Umgebung täuschen kann. Wir wissen jetzt, daß die mittlere Körpertemperatur gesunder Menschen zwischen 36 und 37 Grad des hunderttheiligen Thermometers schwankt.

In der Erzeugung und Erhaltung dieser Temperatur ist der Körper nur zum Theil abhängig von der äußeren Wärme, welche ihm als solche unmittelbar zukommt. Die umgebende Luft kann sich um viele Grade erhitzen oder erkälten, und doch ist der Körper im Stande, seine Eigenwärme zu behaupten. 30 Grad mehr oder weniger in der Atmosphäre ändern die Eigenwärme des Körpers oft nicht um ½ Grad. Das Gefühl des Kalt- oder Warmseins ist gar kein Maßstab für die wirkliche Temperatur des Körpers; es bezeichnet nur den augenblicklichen Zustand der Hautnerven, am häufigsten die Empfindung der Differenz, und schon so begreifen wir es, daß der Fieberkranke bei derselben Blutwärme das eine Mal Frost, das andere Mal Hitze empfinden kann. — So schlecht ist es mit unserem Bewußtsein bestellt, daß wir häufig den Zustand unseres eigenen Leibes ohne technische Hülfsmittel nicht abzuschätzen wissen. Unvollkommenes Geschöpf, wenn es sich auf seine Gefühle, seine Ahnungen, sein bloßes Bewußtsein verlassen will! Und doch wie vollkommen, wenn die schön geordnete Mechanik seines Leibes ohne sein eigenes Wissen in regelmäßiger Arbeit ist, wenn alle Regulatoren wirken! Sinkt die äußere Thätigkeit, so beginnt die innere Thätigkeit der Organe. Wie in einem Ofen, verbrennen die Stoffe; durch die Lungen dringt das Phlogiston, die brennende Luft, der sogenannte Sauerstoff, ein, und ebenso entweicht durch sie der größere Theil der verbrannten Stoffe, in Form von Kohlensäure, wie sie aus dem Ofen entweicht nachdem das Holz in Luft verwandelt ist. — So erwärmt sich der Körper. — Steigt dagegen die äußere Temperatur, so treten die Regulatoren in Wirksamkeit, um die innere Erhitzung nicht überhand nehmen zu lassen. Die Haut beginnt feucht zu werden, die verdampfende Feuchtigkeit bindet Wärme, der Körper kühlt sich trotz der heißeren Umgebung ab. Der Durst erwacht, wir nehmen kühles Getränk, welches nicht nur durch seine niedere Temperatur wohlthätig einwirkt, sondern auch der Haut neue Verdampfungsflüssigkeit zur Verfügung stellt. So vollkommen arbeiten diese und andere Regulatoren, daß jenes Gleichgewicht der Funktionen, welches das Gefühl des Wohlseins erzeugt, auch unter den ungünstigsten Verhältnissen eine ziemlich lange Zeit erhalten werden kann. Die natürliche Eigenwärme ist also keineswegs, wie die Alten meinten, eine eingeborene, gleich-






sam eine Mitgift der Götter, und somit selbst göttlich; sie ist auch nicht ein unaufhörlich erneuertes Geschenk der Sonne, jenes guten Gestirns, das unserer Erde als unentbehrliche Wärmequelle dient, sondern sie ist ein selbstständiges Erzeugniß des Körpers, ein Arbeitslohn thätiger Organe. — Und nicht allein die Wärme des gesunden Leibes ist es; auch die Fiebergluth des kranken Körpers hat keine äußere Quelle; auch sie ist ein Erzeugniß innerer chemischer Umsetzungen der Stoffe, der Ausdruck eines wirklichen inneren Brandes. Dieser Brand aber verzehrt nicht blos die von außen mit der Nahrung eingeführten Stoffe, sondern er ergreift die Gewebe des Körpers selbst; je schwerer das Fieber, um so schneller zehrt es, um so früher kommt jene so erschreckende Abmagerung, welche den lange andauernden Fiebern den Namen der Zehr- oder hektischen Fieber gegeben hat.

Wenn man weiß, daß der Mensch in der eisigen Polarzone, wo das Quecksilber gefriert, und in der dörrenden Gluth der Tropen, wo die Sonne ihre Strahlen senkrecht auf den Scheitel wirft — seine mittlere Wärme behaupten kann, so schließt man leicht, daß in dem Fieber nicht so sehr die Temperaturgrade des Körpers abweichend sein können, als vielmehr, daß die Regulatoren eine Störung erfahren haben müssen. Und in der That lehrt uns das Thermometer, daß in der Mehrzahl das Fieber die Körpertemperatur nur bis 38 und 39 Grad des hunderttheiligen Thermometers, also um beiläufig 2 Grad, steigert und daß nur in den schwersten Nerven- und Wechselfiebern, sowie in manchen Entzündungs- und Ausschlagsfiebern die Temperatur des Blutes 40 und 41 Grad erreicht, also 3 bis 4 Grad über das natürliche Mittel sich erhebt. Dennoch ist schon eine so geringe Steigerung der inneren Temperatur fast unerträglich; der Durst wird unstillbar, die Brust hebt sich immer schneller, um kühlere Luft einzusaugen, hastig arbeitet das Herz, unruhig wird der Körper hin und her geworfen, der Geist wird aufgeregt, widerwillige Gedanken erheben sich in immer ungestümerem Gedränge, immer mehr der Selbstbestimmung entzogen, und endlich erschöpft sich der organische Bau in seinen innersten Bestandtheilen, weil die Regulatoren nicht ausreichen, dem fortschreitenden Verbrauch der Körpergewebe genügend Einhalt zu thun.

Diesem Verbrauche so früh als möglich entgegenzuwirken, ist dringend und wichtig. Zuweilen geschieht dies schon freiwillig. Ein solches Ereigniß hat man die Entscheidung (Krisis) genannt, und als Beispiel dafür dient namentlich das kalte Fieber. In diesem nämlich setzt sich jeder Fieberanfall aus drei regelmäßigen Stadien zusammen. Zuerst empfindet der Körper die eingetretene Störung als Frost; dann kommt die Gluth zu freier Erscheinung; endlich folgt der Schweiß, und mit ihm die Krise, und darauf oft eine lange Zeit des Nachlasses, bis in einem neuen Anfall derselbe Verlauf der Stadien sich wiederholt. Da nun aber den meisten Fiebern etwas vom Wechselfieber anhaftet, und die meisten ein bestimmtes regulatorisches Stadium erkennen lassen, so mußte sich natürlich den alten Aerzten die große Bedeutung der Krisen, wie sie dieselben einmal aufgefaßt hatten, immer wieder vor Augen stellen. Nur ist der Schweiß nicht immer das







Zeichen eines wirklichen Nachlasses. In den Zehrfiebern dauert der innere Zerstörungsprozeß fort; auch während der Kranke in Schweiß zerfließt, und in den Nervenfiebern folgt einem Schüttelfrost oft wochenlange Hitze mit abwechselndem Steigen und Fallen der Temperatur, und wenn nach langer, langer Zeit die kritischen Ausscheidungen kommen, so sind sie nicht sowohl die Mittel der Besserung wie die Folgen derselben. — Ueberhaupt läßt sich die verwickelte Mechanik des Fiebers nur begreifen wenn man die eigenthümliche Mechanik des Körpers erschaut. Man darf sich den Körper nicht denken als eine in sich todte Masse, in welche, wie die Griechen sagen, der Hauch (das Pneuma), oder wie die alten Juden es ausdrücken, der lebendige Odem eingeht, um Alles in Thätigkeit zu setzen. Auch darf man sich den Körper nicht vorstellen wie eine eigentliche Maschine, welche die Seele nach ihrer Absicht und Willkür regiert. Man muß im Gegentheil den Leib als einen vielgliedrigen, durch und durch belebten Organismus auffassen, dessen einzelne Theile allerdings mechanisch arbeiten, von denen aber doch jeder einzelne zugleich den Grund seiner Thätigkeit, das Leben, in sich selbst hat. Viele Leben sind hier zu einem Gesammtleben vereinigt, viele Sonderexistenzen, mit unabhängiger Lebens- und Wirkungsfähigkeit, sind in eine gemeinsame Abhängigkeit zu einander gesetzt, und in dieser Abhängigkeit werden die einen von den andern beeinflußt, jede nach ihrer Art und der Art der andern. Manche sind höher ausgestattet nud darum edler und wichtiger in dem großen Gemeinwesen, andere sind schwächer, klein, arm und vereinzelt, von sehr geringer Bedeutung scheinbar, und doch in vielen Fällen der Noth schwer zu entbehren. — So ist der Leib des Menschen, des Thieres oder der Pflanze überhaupt nur zu vergleichen mit organischen Einrichtungen, wo lebendige, mit eigener Selbstbestimmung begabte Einzelwesen mit einander in Beziehung treten, also nur mit der Familie, dem Staate, der Gesellschaft. Auch hier stehen ja die Kleinen und Unmächtigen — neben den Großen und Einflußreichen — alle als lebendige Glieder eines größern Ganzen — doch jedes mit eigenem Leben und Wesen, mit besonderm individuellen Ausdruck. Auch im Leben der Staaten und der Gesellschaft spricht man deshalb von Fiebern und deren Krisen, um so häufiger aber, je mehr die natürlichen regulatorischen Kräfte gefesselt sind.

Wo liegen nun in der gesellschaftlichen Zusammenfügung des menschlichen Leibes die großen regulatorischen Einrichtungen? — Sie liegen zunächst im Blute und im Magensystem. Das Blut ist das Mittel des Verkehrs der Stoffe; in seinen Gefäßen, den Verkehrsadern, strömt es zu allen Theilen und kehrt nach langem Umlauf, vielfach verändert, zurück zum Herzen, um von da wieder durch die Lungen, das große Emporium des Gasaustausches, getrieben zu werden. Von dort bringt es den Sauerstoff mit, welcher die Stoffe verbrennt, und dahin führt es die Kohlensäure zurück, welche aus der Verbrennung hervorgegangen ist. Aus dem Blute schöpft jeder Theil seinen Antheil an Stoffen, an das Blut giebt jeder zurück, was für ihn unbrauchbar geworden ist. Kann man sich da noch wundern, daß das Blut eine Quelle allgemeiner Störung, der Mittelpunkt







konstitutioneller Erkrankungen werden kann? Auf verschiedenen Wegen bringen schädliche Stoffe ins Blut und werden, indem sie in die einzelnen Theile gelangen, ein mächtiges Ferment für innere Zersetzung. So entstehen die Infektionsfieber, bei denen das Blut sich zunächst verunreint, durch allerlei verdorbene Substanzen, der Mehrzahl nach chemische Stoffe, die aus der Zersetzung organischer, pflanzlicher oder thierischer Körper entstanden sind. Der Erdboden, die Wohnungen, die Nahrung und das Gewerbe können Gelegenheit zu solchen Zersetzungen bieten — aber auch der eigene Körper kann das Material hergeben, und so zu der schlimmsten, weil geheimnißvollsten Infektion—zur Selbstinfektion, Veranlassung werden. Dazu gehören viele der sogenannten Wund- und Entzündungsfieber, wie man sie besonders in überfüllten Hospitälern und im Gefolge großer Schlachten sich ausbilden sieht. Indessen nicht jede Infection des Bluts bringt Fieber hervor. Cholera z. B., eine der schlimmsten Infektionskrankheiten, ist nicht fieberhaft, bedingt vielmehr eine erhebliche Abnahme der Eigenwärme. — Die Verunreinigung des Bluts bringt nur dann Fieber, wenn zugleich das Nervensystem in seinen wichtigsten Theilen mit ergriffen wird, wenn also vom Blute aus die schädlichen Stoffe in gewisse nervöse Theile eindringen. Nun giebt es aber viele Wege zum Nervensystem — und so giebt es denn auch manches Fieber, bei dem das Blut ganz unbetheiligt und eine Vereinigung auf diese Weise ausgeschlossen bleibt. Dahingegen ist das sogenannte Nervenfieber— der Typhus — gerade eine so ausgemachte Infectionskrankheit, daß vorzugsweise bei ihm der Verdacht auf wirkliche Vergiftung nahe liegt. Ursprüngliche Fieber des Nervensystems sind in populärer Weise bekannt genug. Dahin gehört vor Allem das Liebesfieber — von dem die Geschichte der Medizin gar wundervolle Beispiele und Geschichten kennt. Dahin könnte man vielleicht mit einigem Recht das Geld-, das Kanonen-, ja sogar das Demokratenfieber zählen, wenn die Temperaturerhöhung dabei positiv nachgewiesen wäre. Ganz sicher aber kann man dahin jenes Zehrfieber rechnen, welches durch überrmäßige und anhaltende Anstrengung, sei es körperlich oder geistig, hervorgerufen wird, nachdem die Konstitution vorher erschöpft, das Nervensystem geschwächt ist. Denn in allen Fällen konstitutioneller Schwäche, bei ursprünglich schwächlicher Anlage, bei mangelhafter Ernährung, bei Erschöpfung durch Arbeit, ist das Nervensystem zu febriler Aufregung geneigt. Wir sind gewohnt zu sagen — Aufregung. Darunter darf man sich aber durchaus nicht vorstellen, daß im Fieber eine größere Kraftentfaltung von Seiten des Nervensystems als Regel vorkommt. Im Gegentheil, alle größere Kraftentwickelung geschieht nur stoßweiße — für sehr beschränkte Zeit — und ist vielmehr auf eine gesteigerte Reizbarkeit zu beziehen. Eine solche ist aber vielmehr ein Zeichen von Schwäche als von Stärke. Von vorn herein zeigt sich häufig ein sehr ausgesprochenes Gefühl von Ermüdung und Kraftlosigkeit. Die Muskeln gehorchen nur sehr träge den an sie gemachten Anforderungen, man dehnt und streckt sich wie nach großer körperlicher Anstrengung, man ist unlustig zu jedem Genuß, man fröstelt vor dem leisesten Lufthauch, kurz, man nimmt in allen seinen Theilen eine lebhafte Stö-







rung wahr, welche nicht so sehr die Theile in ihrem eigentlichen Wesen und Sein, als vielmehr in ihren Beziehungen zu einander trifft. Das allgemeine Gleichgewicht der Theile ist aufgehoben, und damit das Gefühl der inneren Disharmonie gegeben. Diese Disharmonie tritt bald noch stärker hervor. Die Zusammenziehungen des Herzens steigern sich, der Puls wird häufiger, während alle anderen Muskeln träger sind. Aeußerer Frost stellt sich ein, während die innere Wärme immer glühender wird. Wir können auch leicht begreifen, warum die Oberfläche des Körpers kalt wird, obschon das Blut heißer als gewöhnlich ist, denn die Blutgefäße der Haut ziehen sich zusammen, verengern sich, bis nur noch so wenig Blut in sie einströmt, daß die Zuströmung die Temperatur der Oberfläche nicht einmal auf der normalen Höhe erhalten kann. Und doch ist die Zusammenziehung der Gefäße eine Erscheinung, welche, wie die vermehrte Thätigkeit des Herzens, auf ungewöhnliche Arbeit der zusammenziehenden Theile hinweist. Wie kann man darin ein Symptom der Schwäche erkennen? Und doch ist es ein solches! Denn im natürlichen Gange des Lebens wirkt das Nervensystem überall als ein Moderator. Es ist diejenige Einrichtung, welche in dem organischen Gemeinwesen nicht nur zwischen den Theilen vermittelt, sondern auch die Zufuhr des Blutes regulirt, indem es sowohl die Bewegungen des Herzens als auch die Weite der Gefäße verändert. Verliert es die Fähigkeit, diese vermittelnde oder diese regulatorische Thätigkeit zu üben, wird es in seinen eigentlichen centralen Elementen gelähmt, so mögen immerhin einzelne Theile des Körpers, ja sogar einzelne Abschnitte eine gesteigerte Thätigkeit entfalten; die Thatsache wird dadurch nicht geändert, daß der Körper in seinen wichtigsten Theilen, gleichsam in seinem Kern, eine gefährliche Schwächung erfahren hat! — Je deutlicher sich diese Ueberzeugung bei den Aerzten der neueren Zeit festgestellt hat, um so mehr ist eine Vorstellung zurückgedrängt worden, welche noch vor wenigen Decennien die größte Anerkennung fand, nämlich die, daß das Fieber an sich eine heilsame Reaction des Körpers gegen irgend eine in ihn eingedrungene oder in ihm entstandene Störung sei, und daß diese Reaction in der Krise ihren natürlichen Abschluß — gleichsam ihren Sieg — erringe! Diese Vorstellung hat nicht wenig dazu beigetragen, die Aerzte an das sogenannte expectetige Verfahren, manche an das bloße Zusehen, an das Abwehren neuer Schädlichkeiten zu gewöhnen, und obwohl auch dieser Nihilismus sein Gutes gehabt hat, indem er Aderlassen und der übermäßigen Häufung zusammengesetzter gefährlicher Arzneimittel Schranken gesetzt hat, läßt sich doch nicht leugnen, daß er ebenfalls viel beigetragen, die eigentliche Kunst in Mißkredit zu bringen.

Vom Standpunkte des gesammten Organismus, der Körpereinheit, oder besser Gemeinsamkeit aus betrachtet, ist das Fieber weder eine Reaction noch Action, sondern vielmehr eine Passion, ein Leiden. Diesem Leiden wird ein Ziel gesetzt durch die Herstellung des Gleichgewichts in den Funktionen. Die vermehrte Verbrennung der Organtheile, die gesteigerte Thätigkeit des Herzens müssen herabgesetzt, die Schwächung des Nervensystems, die verminderte Thä-





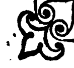


tigkeit der Secretionsorgane müssen gehoben werden. Die Individualität des Kranken, der besondere Zustand seiner Organe, die Natur der Fieber erzeugenden Ursache, die Zeit der Krankheit und vieles, vieles Andere entscheiden über die Wahl der Mittel, welche dazu dienlich sind, und welche ganz verschieden gegriffen werden müssen, je nach den Umständen. Das eine Mal wenden wir uns direkt gegen die Hitze, das andere Mal gegen das Herz, und wieder in andern Fällen stärken wir das Nervensystem oder ändern die Blutmischung, oder erregen die Secretionsorgane. — Das ist was man die hippokratische Methode nennt. Individualisirung des Falles, Analyse desselben mit allen Hülfsquellen der Technik, mit aller Anstrengung der Sinne und des Geistes, Wahl der Mittel nicht nach dem Krankheitsnamen, der mit der Zeit wechselt, sondern nach der Eigenthümlichkeit des Falles. Die hippokratische Methode von heute gleicht in den Einzelheiten ihrer Ausführung, in der eigentlichen Praxis, der von Hippokrates selbst geübten, überaus wenig, aber in ihren Grundsätzen ist sie dieselbe geblieben. Sie ist die Grundlage der wissenschaftlichen Medicin, und wenn wir für unsere Nation das Vorrecht in Anspruch nehmen können, daß sie trotz ihrer Zersplitterung und der dadurch auch für die Wissenschaft hervorgehenden Hemmung, auch in diesem Streben die vorderste geblieben ist, so dürfen wir vielleicht hoffen, daß es ihr noch beschieden sein werde, auch den praktischen Einfluß, welchen geläuterte Erfahrungen über Leben und Krankheit auf die innere Verbesserung des Volkslebens ausüben können, vollständiger durchzuführen, als es vor unserer Zeit der Fall war.

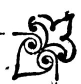
Zur Erinnerung.

Von Rudolph Lerow.

In den lebhaftesten Straßen unserer Stadt begegnet man jetzt häufig einem ältlichen Manne, in einer Kleidung, die von bitterer Armuth zeugt, den Kopf mit einer alten Soldatenmütze bedeckt, deren Schirm weit über die Augen herabgedrückt ist. Seine Linke umfaßt die Hand seiner steten Begleiterin, eines noch nicht dem Kindesalter entwachsenen Mädchens, während er mit der Rechten die Bleifedern, das Papier und die Briefcouverte, die er in einem durch Riemen gehaltenen Kasten auf der Brust trägt, den Vorübergehenden feil bietet. Er spricht dabei in leiser, kaum vernehmbarer Stimme, und Wenige nur werden durch sie verlockt, ihm etwas abzukaufen. Erst wenn man ihn im Gehen beobachtet, wenn man seinen schüchternen Schritt sieht, wenn man den sorglichen Blick bemerkt, mit dem das kleine Mädchen ihn bald rechts, bald links zieht, um dem gleichgültig gegen die Gliedmaßen Anderer dahinschreitenden Lastträger auszuweichen, oder die seidene Robe einer Dame vor Berührung mit dem schäbigen Rock des Vaters zu schützen, weiß man, daß er erblindet ist.







Trüge er sein Unglück mehr zur Schau, so würden ihm die unter dem Vorwand eines Ankaufs gemachten Gaben reichlicher zufallen, doch inmitten seiner Noth bewahrt er die Selbstachtung und den Stolz eines Soldaten. Aber nicht immer kommt er mit leeren Händen heim. Sein braves Weib, das, während er die Straßen durchschreitet, bald hier, bald dort um Arbeit nachsucht und häufig einen recht hübschen Lohn nach Hause bringt, zählt dann die Kasse nach, und findet zuweilen Fünfzig=Cent=Zettel, die ihr Martin für ein paar Federn erhoben, hin und wieder gar einen Dollar, der ihm für ein Buch Papier in die Hand gedrückt ist, und einmal begab es sich, daß eine Zehndollarnote dicht in die Ecke des Kastens gedrückt war, ohne daß der Blinde oder das Mädchen wußten, wie sie dahin gekommen. Was war ihm nur passirt an diesem denkwürdigen Tage, welchem Umstand hatte er diese Aeußerung der Freigebigkeit und des Mitgefühls eines Fremden zu verdanken? Er dachte lange darüber nach, ohne die Frage zu lösen. Wie so häufig, war er auch an diesem Tage von Mehreren angesprochen. Nicht sein leises Feilbieten der von ihm getragenen Waaren, wohl aber sein schüchterner Schritt, der sorgliche Blick des Mädchens und die alte Soldatenmütze riefen diese Ansprachen hervor. Aber Fragen und Antworten waren fast immer dieselben — weshalb sollte denn die Erzählung seiner Erfahrungen gerade an diesem Tage solche Früchte getragen haben? Ganz genau erinnerte er sich noch des Gespräches, das er am Morgen, gegen das Gitter der Paulskirche gelehnt, gepflogen.

„Ihr seid Soldat gewesen, und ernährt Euch jetzt auf diese Weise?“ hatte ihn eine Stimme aus dem ihn umringenden Dunkel gefragt.

„Ja, ich war Soldat und wurde meiner Blindheit halber entlassen.“

„Blind! Wie, Ihr seid blind? Warum sagt Ihr das denn nicht, damit man's weiß? hatte der Fremde fast verdrießlich geantwortet. „Das ist ja entsetzlich hart. Wie kamt Ihr denn zu diesem Unglück?“ —

„Es ist schon lange, lange her. Ich stand auf Wache bei City Point, als die Explosion dort stattfand, und da verlor ich meine Augen.“ —

„Und dies ist Euer einziges Kind? —

„Ja, jetzt ist sie mein Einziges. Ich hatte einen guten, braven Jungen, aber er wurde mir genommen.“

„Ah, er ist gestorben. Und wie lange ist er schon todt?“ —

„Er fiel in der letzten Schlacht des großen Krieges, dort unten in Virginien. Es ist schon lange, lange her, aber ich kann es nie vergessen.“ —

Der Fremde sprach nicht weiter. Das Mädchen sah ihn in die Tasche greifen und etwas Geld in den Kasten legen, nachdem er sich ein Packet Briefkouverte ausgewählt. Ob er aber die Zehndollarnote in die Ecke geschoben, das wußte sie nicht.

„Es ist schon lange, lange her! aber wir können es nie vergessen! — hörte sie den Fremden noch flüstern, als er mit mitleidsvollem Kopfschütteln seinen Gang fortsetzte.







Er fiel in der letzten Schlacht des großen Krieges. Es ist schon lange, lange her!

Und so scheint es nicht dem Unglücklichen allein, der in der Ewigkeit der ihn umgebenden Nacht sich der Zeit unbewußt ist, die an ihm dahinfließt, und nach der von ihm empfundenen Dauer dieser Nacht die Periode seines Elends mißt, sondern so scheint es auch Andern, die nicht von einer solchen Prüfung betroffen seid. Es muß schon lange, lange her sein. Schon stehen mehrere der Staaten, die sich mit gewaffneter Hand wider die Autorität des Bundes erhoben, abermals mit fast ihren sämmtlichen Gerechtsamen bekleidet da, ja, es giebt deren einige, deren damals gebeugter rebellischer Sinn schon wieder erwacht ist, und die unseren bescheidenen Forderungen der Garantie künftigen Gutverhaltens einen wenn auch nur passiven Widerstand entgegensetzen. In wie weiter Vergangenheit liegend muß den Bewohnern dieser Staaten das von ihnen begangene Verbrechen scheinen, wenn sie jetzt schon dem kaum seines Harnisches entkleideten Sieger trotzen dürfen! Lange muß es her sein, seitdem der Krieg beendet wurde, denn lebt nicht die Industrie mit ungeahnter Kraft, sehen wir nicht täglich die wohlbekannten Dampfer, deren Fahrten die Rebellion unterbrach, als nach den Orten abgegangen berichtet, die uns bisher verschlossene Festungen waren — nach Charleston, nach Savannah, nach Richmond und nach Wilmington? Erhalten wir nicht stündlich Depeschen aus dem Herzen der rebellischen Staaten über Märkte und Feuersbrünste und Todesfälle, wie es früher der Fall war? Hören wir nicht heut zu Tage mehr von Kolonisationen in Nord-Carolina, von Zuckerplantagen in Louisiana und Baumwollenpflanzungen in Mississippi, als früher von dem Goldfieber Californiens und der Kupferepidemie am Superior? Ja, lange muß es her sein, denn wo ist die Million unserer Soldaten geblieben, wo sind unsere stolzen Flotten, von denen jedes Schiff sich einen Namen in der Geschichte erkämpfte, und wer sieht in dem elastischen, freudigen Wesen der Volksmenge die Spuren der Wunden, die ihr geschlagen wurden?

Der blinde Martin hat Recht. Es ist schon lange, lange her, aber wir können es nie vergessen. An manchem Herd sieht es noch traurig aus. Der Kummer hockt da noch in ebenso düsterm Gewande, wie am Tage der Nachricht, daß der Vater auf dem Felde der Ehre geblieben sei. Manche Lippe bebt noch, wenn man von dem Sohne, dem Bruder spricht. Dort, in der Werkstatt, regt sich nichts, denn den Namen, welcher auf dem Schilde draußen verzeichnet ist, trägt auch ein schlichtes Brett in der großen Todtenstadt von Gettysburg. Auf jenem Felde wuchert das Unkraut, denn die Hand, welche früher den Pflug hier führte, erkaltete in den Schanzgräben von Petersburg. Hier eine Braut im Trauergewande, dort eine Schwester, die der Kummer gebeugt. Aber in der Mitte des lebenskräftigen, frischen Wirkens, in dem elastischen Aufschwung, den die Gesammtheit erfahren, verschwindet dieser Kummer des Einzelnen. Dem Großartigen gegenüber, das man errungen, fragt man nicht mehr nach dem Umfang der gebrachten Opfer. Das post calamitatem memoria est alia







calamitas gehört den Armen an, deren Herzen durch individuelle Verluste beschwert sind. Das Volk als ein Ganzes hat nur die Erinnerung des Schandflecks, von dem es früher behaftet war, nur die Erinnerung der Demüthigungen, die es früher von dem Süden erfahren, und sagt sich, daß das Blut nicht umsonst geflossen, auf dessen Strömen die Freiheit über unser ganzes Land getragen wurde.

Ist es denn so lange her?

Noch sind nicht neun Monate verflossen, seitdem Grants eiserne Faust bei Appomatox Courthause die Verräther niederschlug, nicht zwölf, seitdem diese sich noch dem trügerischen Glauben hingaben, daß sie es vermöchten, ihre Selbstständigkeit durch das Schwert zu sichern. Ist denn der düstere Eindruck schon verwischt, der sich der ganzen Nation mit dem Beginn des Jahres bemächtigte, als Butler und Weitzel Fort Fisher unverrichteter Sache den Rücken kehrten und des Südens stolze Ueberzeugung regelrecht und dokumentarisch bestätigten, daß Wilmington auch fortan den englischen Blokadebrechern ein sicheres Asyl bieten werde? Freilich, der Eindruck verlor an Stärke durch die ihm vorangegangen, deren kein Fiasko, keine Täuschung unserer Hoffnungen uns entkleiden konnte. Sherman war mit seinen wackern Jungen durch Georgia spaziert, hatte von den Legionen, mit denen Hampton und Wheeler und andere Koryphäen des Nordens ihn zu umschwirren vorgaben und ihm schwere Schlachten geliefert, haben wollten, keine gesehen, hatte in Georgia aufgeräumt, daß den Pflanzern die Augen übergingen, bis Beauregard bei dem Barte seines Vaters schwur, dergleichen könne nur durch Oceane von Blut gesühnt werden, hatte endlich unserem Lincoln das aristokratische Savannah zum Weihnachtspräsent gemacht und saß dort jetzt zufrieden und ungefährdet. Ja, mehr noch, drüben, im verrätherischen Tennessee, war Hood, nach Lee der Größte unter den Großen, von Thomas arg mitgenommen, war höflichst ersucht, sich von Nashville zu entfernen und mit derben Tritten regalirt, bis er den breiten Fluß, der den Namen des illoyalen Staates führt, zwischen sich und seinen Verfolger gelegt. Nur ein Drittheil der rebellischen Armee erreichte das schützende Ufer, und der Schlag, welcher Hood vernichtete, zertrümmerte auch die Insurrektion im Westen. In frischen, ja in feurigen Buchstaben sollten diese Ereignisse vor Jedermanns Augen stehen, denn sie waren die Früchte der größten Opfer, die sich je ein Volk aufgeladen, die Früchte des Muthes, der Ausdauer und der Selbstverleugnung einer Nation, die, im Frieden gewiegt, der Lehren mehrerer Jahre bedurfte, bevor sie den Ernst des Krieges ermessen konnte. Ist es so lange her, seit Sherman und Thomas sich um das Vaterland verdient machten, daß ihre Thaten nicht länger lebendig in unserm Gedächtniß sind?

Es ist uns als trüge selbst jetzt noch das Echo uns den Donner der Geschütze zu, der die erste große That des neuen Jahres bezeichnete. Drunten, an der nordkarolinischen Küste, pochte es abermals mächtig an die Thore von Fort Fisher. Porter lag draußen auf dem erzürnten Meer; Terry stand mit seiner Handvoll Leute auf der Sanddüne, von welcher aus ein halbes Dutzend Forts








die Einfahrt nach Wilmington beherrschten. Nichts mehr von gigantischen Höllenmaschinen, durch die Butler dem Feind zu imponiren versuchte; fort mit den Regeln der Kriegskunst, denen zufolge Weitzel das Fort als uneinnehmbar bezeichnete. Und bist du mit Ketten an den Himmel gefesselt, du sollst unser sein, hieß es, und mancher Brave ließ dort sein Herzblut, aber das Fort ward unser. Seht nur, wie die Fahne sich dort senkt, und wie eine andere, das Sternenbanner, emporsteigt, um der Welt zu sagen, daß auch hier die Macht der Rebellen gebrochen, und daß Onkel Sam den Schlüssel zu Wilmington in der Tasche trägt, ja um der Welt auch zu sagen, daß eiserne Herzen die auf die Erfahrung der Jahrhunderte gestützten Regeln der Kriegskunst umgestürzt haben.

So standen die Sachen gleich nach Anfang des neuen Jahres. Die Situation war verheißend, doch nicht ohne ihre Schattenseiten. Während der Norden nach beendeter Präsidentenwahl einmüthig das Resultat acceptirte, und die in ihr versplitterte Energie wieder ungetheilt der Fortsetzung des Krieges widmete, während überall in den Freistaaten sich die kräftigste Regsamkeit entfaltete, und der durch die Aussicht einer Aushebung unterstützte Ruf nach Freiwilligen wiederum etwas von der alten Thätigkeit in dieser Richtung hervorrief, war auch der Süden nicht träge, trugen sich auch die Rebellen nicht mit einem falschen Sicherheitsgefühl. Hier hieß es: Nur noch ein kräftiger Stoß, und die Autorität des Bundes ist wieder über unser ganzes, weites Land hergestellt; dort: Nur noch Eine entschiedene Niederlage des Nordens, und die Conföderation hat ihre Unabhängigkeit errungen.

Ersteres hat sich als wahr erwiesen; für Letzteres war wenigstens die Möglichkeit vorhanden, daß es sich verwirklichen könne. Die Zähigkeit des Nordens war niemals schwerer geprüft worden als während der acht Monate, die Grant mit Beginn von 1865 auf seine virginische Campagne verwendet hatte; acht Monate mit zehnmal acht blutigen Schlachten, und zehntausendmal acht Todten und Verwundeten. Wohl war dieser verhängnißvolle und ereignißreiche Zeitraum ein harter Probirstein für die Ausdauer des Nordens gewesen. Wie viele Hoffnungen hatte er getäuscht, wie viele gerechte Erwartungen betrogen! Bald sollte das feindliche Heer umzingelt, bald gar vernichtet sein, und Richmond war nach jedem wuchtigen Schlag in unserer Hand. So hieß es. Aber trotzdem sah man aus dem Kampfgewühl den Feind in geordneten Reihen hervorgehen, sah seine gelichteten Schaaren ein Gibraltar verlassen, um ein zweites zu beziehen, sah ihn um jeden Fußbreit Landes kämpfen mit dem unerschütterlichen Gegner, bis, des Würgens müde, Freund und Feind sich hinlegten auf den Boden, um den sie schon so viel Herzblut vergossen. Ueber siebenzig Meilen erstreckte sich dieser wilde, fürchterliche Kampf und entbrannte aufs Neue unter den Wällen der Stadt, um deren willen Nord und Süd ihre besten Söhne geopfert. Konnte man da die Hoffnung des Feindes eine zu sanguinische nennen, daß der Norden, wenn er sein Heer nach solchen Prüfungen und solchen Verlusten eine gewichtige Niederlage vor Richmond erleiden sehe, wenn er erfahre, daß







alle Opfer vergeblich gebracht seien. Alles wieder von Neuem angefangen werden müsse, seine Aufgabe als unausführbar ansehen und ihr entsagen würde?

So hatte denn, in diesen goldenen Träumen sich wiegend, auch der Süden gerüstet. Er hatte die letzten Hülfsmittel erschöpft, hatte Alles auf's Spiel gesetzt, denn es waren von ihm einem Element Waffen angeboten, welches er bisher nur mit Mißtrauen betrachtet und häufig eine leicht erklärliche Furcht vor ihm geäußert hatte — den Sklaven. Es war ein Experiment, dessen Resultate nicht mit Bestimmtheit vorauszusehen waren. Jetzt wissen wir, was es gefruchtet, wissen, daß kaum eine Korporalsgarde von Sklaven für die Sklaverei kämpfte, aber damals wußte man das nicht. Wenn logischen Folgerungen vertraut werden konnte, so mußte das Experiment nicht allein fehlschlagen, sondern sich sogar zum Nachtheil der Rebellen gestalten, aber logischen Folgerungen war während des Krieges durch unleugbare Thatsachen so häufig Hohn gesprochen, daß man sich nur ungern auf sie verließ. Wie, wenn die Sklaven ihrem Interesse und der gesunden Vernunft ebenso in's Gesicht schlugen, wie die Sklavenhalter es gethan, als sie sich wider den Bund auflehnten, wie, wenn sich ein großes Negerheer während dieser Monate gestaltete und sich mit derselben Todesverachtung für die Conföderation schlug, wie Negerregimenter es für den Bund gethan?

Und dieser, wenn auch sehr entfernt liegenden Möglichkeit, wie auch der absoluten Nothwendigkeit, die Frage der Ueberlegenheit in kürzester Zeit zu entscheiden, mußten die Rüstungen für den Feldzug von 1865 entsprechen. Was bisher geschehen, mußte kleinlich erscheinen neben den Vorbereitungen des jetzigen Moments. Einer Million — so hatte Grant gesagt — einer Million Menschen bedurfte es, um die Conföderation zu stürzen, und schon stand sie fast vollzählig unter den Waffen. Eine Million! Fast jede Familie unserer großen Republik war in ihr vertreten, fast in jedem Hause fehlte Gatte, Bruder oder Sohn. Wie gigantisch das Kombinationsvermögen, das eine solche Masse dirigiren konnte, um sie auf allen Punkten der Sache des Vaterlandes nützlich zu machen! Denn an Arbeit an allen Punkten fehlte es nicht, nur daß es, wie der blinde Martin sagt, schon so lange, lange her ist, daß man es vielleicht schon vergessen hat, was noch zu thun übrig blieb.

Wir hatten nicht nur den Feind zu bekämpfen, sondern wir hatten ihn auch zu unterwerfen. Hatte Sherman's Marsch durch Georgia dies erzielt, und war nicht vielmehr der Haß der dortigen Bewohner gegen die Bundesregierung durch die nothwendigen Verwüstungen, welcher dieser Feldzug mit sich brachte, bis zur wahnsinnigsten Wuth gesteigert worden? Wir hielten von Georgia nur Savannah und dessen nächste Umgebung, doch der übrige Theil des Staates spottete unserer Autorität. Von Virginien besaßen wir die Hälfte seines Territoriums, doch nur in und um City Point erfreuten wir uns eines behaglichen Sicherheitsgefühls, während wir im Shenandoahthal, das Sheridan so glänzend gewonnen, trotz dreifacher Niederlagen des Feindes als verhaßte Eindringlinge, nicht als Träger des Gesetzes und der Ordnung, betrachtet wurden. In Nordcaro-







lina hatten wir gegen den Schluß des Jahres 1864 viel Terrain wieder freiwillig geopfert, das wir früher durch schwere Kämpfe genommen, und Südcarolina, wenn auch durch Sherman von Savannah aus bedroht, wies stolz auf den Besitz von Charleston, auf sein in Trümmern liegendes Sumter als ein Monument der Ohnmacht des Nordens hin, der vier Jahre hindurch sich abgemüht, es zu bewältigen. War denn da nicht Arbeit genug für Zehn-, ja für Hunderttausende, wenn große Heere schon vergeblich aufgerieben waren, um diese Staaten zu bezwingen?

Aber es gab deren noch mehr. Florida war mit Ausnahme des Städtchens Jacksonville gänzlich in Feindes Händen, und auch dort hatten wir schon Heere umsonst geopfert, um den kleinen, schwächlichen Staat der Bundesautorität zu unterwerfen. Vor Mobile lag noch der alte Seelöwe Farragut; er hatte dort schon gar lange gelegen, denn Schiffe haben nun einmal eine Antipathie gegen das feste Land, sonst hätte er sie schon heraufgebracht und mit ihnen die Straßen der Stadt durchsegelt. Von New-Orleans aus hatten wir schon verschiedene Fäuste im Sack gegen die stark befestigte Stadt gemacht, ohne eine dieser Drohungen zu verwirklichen, und schon besangen ritterliche Alabamier ihr Mobile als den „letzten Graben". In Louisiana konnten wir nur New-Orleans und den östlich vom Mississippi liegenden Theil des Staates als unser ansehen, denn im westlichen hatten wir uns nur zu Baton Rouge und Natchez festgesetzt und fühlten uns dort ebenso sicher wie der Fuchs vor dem Loch, das der Jäger bewacht. Von Mississippi besaßen wir nur die Flußfestungen, von Arkansas die Hauptstadt des Staates, oder auch ein wenig mehr. In Texas, dem gewaltigen, aus dessen Territorium man fast sechs Staaten von der Größe Pennsylvaniens machen kann, hatten wir nur den kleinen Fleck am Rio Grande, das ärmliche Brownsville. Heere und Flottillen waren auch da unnütz geopfert worden, um die Insurgenten zu unterwerfen.

Und wenn man jetzt von Bundesgenerälen hört, die längs dieses Rio Grande einen neuen Feind in der Uniform des Franzosen bewachen, wenn man die vor acht Monaten noch thätigen Führer der Rebellen als Beamte Maximilian's genannt hört, wenn Mobile uns seine Ladungen Baumwolle, das westliche Louisiana uns seinen Zucker zusendet, wenn das politische Leben der secedirten Staaten sich jetzt schon fast ebenso wieder äußert wie vor Jahren, als der Gedanke an eine Zertrümmerung der Union nur ungläubiges Lächeln hervorrief, scheint es da nicht, daß ein weiter Zeitraum uns von der Periode des Bürgerkrieges trennt, daß es lange, lange her ist, seitdem dies Alles so ganz anders war?

Wie ein Märchen klingt jetzt schon die Geschichte der großen Tage, in denen die gigantische Aufgabe gelös't wurde, die wir zu zeichnen versucht. Kombinationen, deren Schauplatz sich über Hunderttausende von Quadratmeilen erstreckt, und zu deren Ausführung eine Million unter den Waffen steht, entfalten sich mit einer Geschwindigkeit, als ob diese Million nur aus wenigen Figuren bestehe, die eines Meisters Hand durch Drähte je nach seinem Willen lenkt.







Dort drunten regt sich Sherman, streckt, von Savannah vorgehend, links und rechts seine gewaltigen Arme aus, und umfaßt das zitternde Südcarolina in feuriger Umschlingung. Vergeblich ist es, daß Beauregard sich in seinen Rhodomontaden ergeht, die ihn des endlichen Sieges als sicher schildern, vergeblich, daß von Alabama, von Mississippi, von Louisiana, ja von Arkansas und Texas zu ihm stößt was dort dem Feinde an Material zur Verfügung steht. Umsonst stellten auch die kleinen Ueberreste des Hood'schen Heeres sich ihm zu Gebote — Sherman geht weiter und weiter, Branchville fällt, Columbia geht in Flammen auf, und dann sieht Charleston sich seiner Besatzung entkleidet, damit diese nicht abgeschnitten werde, und beugt den stolzen Nacken vor dem Bundesbanner, das Schimmelpfennig in die verrätherische Stadt trägt. Und damit fängt die Stunde der Noth des Feindes zu schlagen an. Seine beiden Heere — denn auf zwei hat sich durch die Nothwendigkeit der Concentration jetzt fast die gesammte Macht der Conföderation reducirt — sind zwischen Sherman und Grant, der noch vor Petersburg steht, eingezwänzt; jeder Tag bringt ihm die Nemesis näher. Es giebt noch Auswege zur Linken und zur Rechten, aber schon zeigen sich andere Kombinationen, um diese zu versperren. Aus dem jetzt sicheren Tennessee abberufen, eilt Schofield nach Newbern, und tritt den Marsch nach Kinston in das Herz von Nordcarolina an, während Terry, der schon Wilmington bezwungen und Bragg zum Rückzuge genöthigt hat, aus südöstlicher Richtung demselben Ziele zu maschirt. Nur dem Erstern wirft sich Johnston, des Südens tüchtiger General, der den Charlatan Beauregard abgelös't hat, in den Weg, aber vermag ihn nicht aufzuhalten. Vom Nordwesten endlich zieht Stoneman heran, wirft sich, aus Osttennessee kommend, in das südwestliche Virginien, und führt dort endlich durch die Zerstörung der Eisenbahn den Schlag, der jahrelang versucht wurde, aber immer mißlang. Doch selbst dabei läßt Grant es nicht bewenden. Hat er doch noch dem schneidigen Sheridan eine Mission anzuvertrauen, durch welche er das schon morsche Gebäude der Rebellion bis in seine Grundvesten erschüttern will. Mit sechstausend Reitern zieht Sheridan auf grundlosen Wegen durch das Shenandoahthal und sucht den Feind. Early ist aufgerieben. Seine in hundert Kämpfen siegreichen Veteranen, auf hohen Bergrücken verschanzt, sind dort von Sheridans Reitern angegriffen und versprengt. Early selbst entkommt nur mit genauer Noth und Sheridan reitet weiter, sprengt hinauf bis dicht vor Lynchburg, erscheint ebenso plötzlich wieder in der Nähe von Richmond; aber wo er geritten, da bietet sich ein Bild der Verwüstung, und die Hauptstadt der Conföderation sieht ihre reichsten Proviantkammern verschlossen. Und wie im Osten, so im Westen. Wilson ist von Eastport in Tennessee ausgerückt. Alabama und Mississippi sind der Schauplatz seines Wirkens. Er trifft auf Forrest und besiegt ihn, und Meridian, Selma, Macon und Montgomery fallen in seine Hände. Alles, was den Rebellen theuer, Alles, worauf sie ihre Zukunftspläne stützten, fällt ihm zum Opfer. Ein feuriger Kreis umgiebt die insurgirten Staaten, denn auch von New-Orleans sind schwere Heeresmassen ausgerückt, die sich östlich ziehen nach Mobile, welches unserer Kraft







so lange gespottet. Die gepanzerte Hand des Bundes liegt auf ihren Lebensadern und donnert gegen ihre Festungen. Die Stunde der Entscheidung ist nicht mehr fern.

Sie ist schon da. Sherman hat Nordcarolina durchtobt, und mit Schofield und Terry sich vereinigend, steht er bei Raleigh, der Hauptstadt. Johnston hat ihm blutige Schlachten geliefert, hat Uebermenschliches geleistet, aber ist geschlagen und sucht jetzt erschöpft und entmuthigt eine sichere Stellung für sein Heer. Momente der unsäglichen Spannung gehen an uns vorüber, denn noch vermag ein kühner, genialer Schlag den Feind zu retten, oder doch ihn aus der Falle zu befreien, in welche er sich hineingezwängt sieht. Endlich athmet man wieder freier. Lee hat vor Petersburg die Fesseln, welche Grant für ihn geschmiedet, durch den Sturm auf Fort Steadman, durch das Zerreißen unserer Linie zu brechen gesucht, und es ist ihm mißlungen. Dann folgen Tage der wildesten Aufregung. Grant, heißt es, sei vorgegangen und das Blut unserer Jungen dünge abermals den Boden Virginiens. Wird er erfolgreich sein, wird der Gott der Schlachten diesmal der guten Sache lächeln? Nur Gerüchte, nur bange Muthmaßungen fallen unter das Volk. Endlich erfüllt ein Jubelschrei das Land. „Aus dreitägigem, schwerem Kampfe sind unsere Armeen überall siegreich hervorgegangen!" ruft der unvergeßliche Lincoln der Nation zu, und jetzt fühlt man, daß das Ende nicht mehr fern.

Petersburg ist erstürmt, Richmond geräumt. Der erste und letzte Präsident der Konföderation flieht bei Nacht und Nebel die Hauptstadt. Hitzig wie der Kampf mit seinen wohlorganisirten Heeren gewesen, ist auch jetzt die Verfolgung der Ueberreste von Lee's Armee, die eine Vereinigung mit Johnston sucht. Jeder Tag bringt eine Schlacht, jede Stunde einen Strauß mit den Flüchtlingen, bis der zehnte April sie bei Appomatox Courthause versammelt findet, abgeschnitten von allen Wegen, die zu Johnston führen, umzingelt von den siegesbewußten Truppen des Bundes, erschöpft und entmuthigt, und dort legen sie ihre Waffen nieder.

Es ist dieser Tag, der das Ende des Krieges bezeichnete. Wir hören noch von den Kreuz- und Querzügen Johnston's bis er sich Sherman ergab, hören noch von dem Kampf um Mobile, aber der eigentliche Krieg ist vorbei. Ein kurzer, ungestümer Freudenrausch — dann wieder die tiefste Trauer. Lincoln war den Märtyrertod gestorben. Die verruchte Hand, welche sich gegen das Leben der Nation erhoben, zuckte, als sie sich zu schwach fand, die Mordwaffe gegen den besten, reinsten ihrer Söhne. Es mag lange, her sein seit er starb, sagen wir mit dem blinden Martin, aber wir können ihn niemals vergessen.

Er ist nicht vergessen. Sein Geist lebt in jedem Schritt, der uns der endlichen Wiedervereinigung entgegenführt, in der Freiheit, deren Fittiche sich bald über jedes menschliche Wesen in unserm Lande erstrecken werden. Sein Andenken lebt in jedem Herzen, sein Monument ist die große, starke Republik, die er gerettet, die durch seinen Freiheitsruf zu ungeahnter Macht und Größe emporblühen wird, und für die er gelitten.

Brauchen wir noch weiter die Ereignisse des jetzt beendeten Jahres aufzuzeichnen? Die betäubenden Begebnisse der ersten vier Monate verwischen fast den Eindruck, den die ruhigeren der acht folgenden auf das Volk gemacht, und doch waren diese nicht minder bedeutungsvoll als sie. Der Uebergang von fast einer Million aus dem kriegerischen Leben zu den Künsten und Gewerken des







Friedens; die Rekonstruktion unter der Hand einer bald starken, bald schüchternen Exekutive; der Wiederanfang der politischen Funktionen der abtrünnigen Staatskörper; unsere Beziehungen zu dem Auslande und endlich noch das Resultat der Novemberwahlen im Norden, alles dies gab zu den ernstesten Betrachtungen und sogar zu Befürchtungen Anlaß, die jetzt überwunden sind. Rüstig schreitet die Republik auf der ihr von der Mehrzahl ihrer Bürger vorgezeichneten Bahn vorwärts. Den inneren Feind hat sie überwunden, denn sie hat sich für ewige Zeiten des Zankapfels entledigt, der die Feindschaft gebar. Den äußern fürchtet sie nicht, denn sie will nur ihr Recht, und Europa ist zu klug, es dem Starken zu verweigern. Gegenüber den segensreichen Folgen, die es gebracht, mögen wir deshalb das gegen unsere Existenz gerichtete Attentat vergeben, aber vergessen dürfen wir es nicht. Halten wir vielmehr in frischem Andenken den Beweis, der in den letzten vier verhängnißvollen Jahren liegt, daß ein Volk sich nicht gegen die Freiheit, nicht gegen die Menschenrechte versündigen darf, ohne daß diese That sich furchtbar rächt. Halten wir es in der großen Zukunft, welche der Republik bevorsteht, in den ungeheuren Handelsrevolutionen, welche diese Zukunft mit sich bringt, stets vor Augen, daß Partikular-Interessen nicht solchen Aufschwung nehmen dürfen, daß das Wohl und Wehe der Gesammtheit dadurch beeinflußt und der gemeinschaftliche Fortschritt dadurch gehemmt werden können. Wir dürfen vergeben, aber niemals vergessen, damit auch wir nicht bei den riesigen Umgestaltungen, die der Schooß der Zeit in sich birgt, der Fehler schuldig werden, die der Süden jetzt so bitter zu bereuen hat.

Und dürfen wir der Männer vergessen, welche die Stunde der Noth unter uns erstehen ließ, um sich für das Vaterland in die Bresche zu werfen? Sind die Namen eines Grant, eines Sherman, Sheridan oder Thomas nicht zu tief in unser Herz eingegraben, als daß sie verlöscht werden könnten? Sind nicht die Thaten eines Farragut, eines Foote in zu frischem Gedächtniß, als daß wir von ihnen zu erzählen brauchten? Bedarf es unserer Mahnung, daß man sich auch der deutschen Männer erinnere, von denen so Mancher dem Lande seiner Wahl die werthvollsten Dienste leistete? Ist Bohlen vergessen, trotzdem er den Heldentod starb für die Sache der Freiheit? Begrub man das Andenken Blenker's mit seiner Leiche, obgleich er der Erste war, der ein Bundesheer rettete? Lebt der Name Schimmelpfennigs nicht länger unter uns, trotzdem seine jetzt erkaltete Hand es war, die das Bundesbanner nach Charleston trug? Erinnert man sich der Thaten Sigels nicht mehr, weil größere Thaten seitdem vollbracht sind und Undank die Errungenschaften lohnte, die er der Nation brachte? Willich und Osterhaus, die Einzigen, die bis ans Ende hoher Ehren theilhaftig sind, Stahel, Schurz, Weber, Steinwehr, Frank und Gilsa, lauter deutsche Namen, die sich Auszeichnung auf dem Felde erkämpften, sind sie nicht länger an jedem Herde bekannt, weil der Krieg vorüber ist?

Es mag lange, lange her sein, seit Ihr Euch um das Vaterland verdient machtet, aber Ihr seid nicht vergessen.







Prinzessin Saba.

Ein östliches Märchen mit nordischer Deutung.

Von Marie Westland.

Einleitung.

Von Persiens schönem Wunderland, dem fernen,
Will ich berichten, was sich zugetragen
Dort dermaleinst vor ungezählten Tagen. —
O schüttelt nicht das Haupt! — Von Sonn und Sternen
Erglänzt der Himmel dort wie hier . . . . Und Herzen,
Sie schlagen dort wie hier in Lust und Schmerzen;
Die Liebe brennt wie hier in reinen Flammen,
Und führt wie hier Verwandtes stets zusammen;
Und Sehnsuchtsdrang die Menschenbrust durchschauert
Nach Schönheit, die das Leben überdauert. —
Und Zeit? was ist ein Jahr, und ein Jahrhundert,
Was die Minute, was auch die Sekunde —
Mit einer großen Ewigkeit im Bunde —?
So fragen wir uns sinnend und verwundert . . . .
Das Einst und Jetzt, das Künftig oder Morgen,
Ist's nicht gleich einem Meer von so viel Wellen?
Stets werden Menschen lieben, leben, sorgen,
Und kämpfend siegen, oder auch — zerschellen.

I.

In Schönheit strahlte sie, in anmuthreicher,
Von Jugendglanz verklärt und Reichthums-Pracht,
Prinzessin Saba! Keine Hand schlug weicher
Der Lyra Saiten, keiner Stimme Macht
Könnt' je des Hörers Seele so bewegen
Als Saba's, die ihr Vater „Himmels-Segen"
Und „Wunderperl'" und „Zauberblume" nannte.
Doch seltsam war's! Schon hatten achtzehn Lenze
Um Saba's Haupt gerankt die Blüthenkränze,
Und immer noch in ihrem Herzen brannte
Der Liebe Feuer nicht . . . . Ein Heer von Freiern
Zog jährlich an den Hof, das Herz voll Hoffen. —
Sie fühlten sich von ihrem Reiz getroffen,
Und mühten sich, ihr schmachtend vorzuleiern.
Doch ach, verbannt von ihrem Angesichte —
Vielleicht in eines Kerkers dunklen Mauern —
Verbüßten sie — o schreckliches Gerichte —
Ihr kühnes Wagniß dann in ew'gem Trauern.






Den Vogel Abu kannte sie; ihr Lehrer,
Ein weiser Mann, erzählt' ihr einst die Sage;
Verirrter Menschen heilender Bekehrer,
Verständiger Verbanner mancher Plage,
Wünscht' er auch ihr nur sonnenhelle Tage.
Doch da sie bat, die Deutung ihr zu sagen,
Kopfschüttelnd hat er sich vom Sitz erhoben —:
„Was wär' das Leben, wenn nicht Räthselfragen
Uns blieben, uns're Kraft dran zu erproben —?"
Wohl manchen Traum hat sie daraus gesponnen,
Und Tag und Nacht hat sie darob gesonnen .....
Der Vogel Abu also flog zum Himmel
— Geschreckt von Sünde, — über Palm und Cedern.
Hoch aus der Wolken glänzendem Gewimmel
Warf er herab drei schimmernd helle Federn.
Und wer sie findet, sei's an Meeresborden,
Sei's in des Hochgebirgs verborgnen Schluchten,
Im Wüstensand, auf Klippen oder Buchten, —
Der ist der Götter Lieblingskind geworden! —
Und Saba sprach, indeß ein Lächeln sonnig
Um ihre Lippen spielt': „Zieh aus, Ben Eben,
— So hieß der Freier jetzt, deß' Augen wonnig
Entgegenleuchteten der Fürstin Reizen, —
„Mit meiner Huld will ich nicht länger geizen —
Zieh aus für mich, auf Sterben oder Leben!
(Zwar Berge voll von leuchtenden Juwelen,
Und Adern, die von Gold und Silber brechen
— So hieß es — sollten seinem Land nicht fehlen,
Doch Saba's Liebe ließ sich nicht bestechen.)
„Zieh aus, und bringst du eine Feder wieder
Aus Vogel Abu's herrlichem Gefieder,
So sollst du siegreich vor mir niedersinken
Und aus dem Kelche meiner Lippen trinken!"
Die Hand auf's Herz gelegt, gelobt er's willig,
Den Sehnsuchtsvollen scheint es leicht zu streben,
Und sei's auch nach dem Schwersten; doch wie billig,
Verspricht auch Saba, harrend auf Ben Eben,
In Einsamkeit des Schwurs nur zu gedenken,
Ihm, wenn er wiederkehrt, ihr Herz zu schenken.

II.

Sie schieden! — Unermüdlich schritt der Waller
Bergauf, bergab .... Wie soll ich ihn besingen








Den wunderbaren Reiz der Schönheit aller
Der Bilder, die ihn Tag und Nacht umfingen —?
Wenn mit der Sonne erstem Purpurstrahle
In Gluth gebadet lagen Berg und Thale —
Wenn Abends Mond- und Sternenschein das fahle,
Geheimnißvolle Licht ergossen über kahle,
Keck wilde Felsen, — oder im Gewitter
Die Wasser tos'ten und die Echo's sprachen . . .
Und wenn im Sturm, gekracht in tausend Splitter,
Die Palmen und die Sykamoren brachen? —
Im Roth des Abends sonnten sich die Schaaren
Der Vögel, an des Flusses grünem Rande,
Auf Rissen und auf Höh'n, allein, zu Paaren —
— Dann floh'n sie — aufgescheucht — zum andern Strande.
Und des Gefieders bunte Farben strahlten
So zauberisch, bald licht und bald im Schatten,
Daß sie sich tief in Ebens Seele malten, —
Und spät noch weilt er sinnend auf den Matten.
Wohl fand er Federn auch von selt'nem Schimmer
— Orange und purpurfarb und grün — am Grunde,
— Auch weiß und violett — doch fand er nimmer
Des Abu Federn je zu günst'ger Stunde. —
Und endlich, ach! ermüdet, wunden Fußes,
Sehnt er zurück sich zu der Königstochter —
Und bebend doch gedenkt er ihres Grußes,
Denn ihr Gebot zu halten nicht vermocht' er.
Da plötzlich — herrlich Wunder der Gedanken!
Kommt ihm die rechte Deutung jener Sage . . . .
Erfrischt macht er ein Ende allem Wanken.
Ihm schien daß ihn der Fuß beflügelt trage! —

III.

Ob er auf dunklem, vielverschlung'nem Pfade
Sich auch verirrt mit ungeduld'gem Sinne,
Ob er die Nacht durchwacht am Meergestade —
Gleichviel, er sorgt, daß er das Ziel gewinne.
Bald hielt sein Roß er an beim Fürstenschlosse;
Froh seiner frohen Miene, eilt entgegen
Ein Heer von Dienern ihm, und von dem Trosse
Läßt er sich leiten auf den schnellsten Wegen
Zu der Prinzessin prunkendem Gemache.
Sie ruht auf ihres Divans weichen Kissen,
Und holdeste Musik leiht sie der Sprache,






Denn fast schon ängstlich regt sich ihr Gewissen.
„Willkommen, tapf'rer Held, sei hoch willkommen
In der Prinzessin Saba heitern Hallen!
Mit Muth hast du die Irrfahrt unternommen,
Erzähle mir nun auch von deinem Wallen.
„„Prinzessin, o verzeih', wenn ich Verkünder
Ganz ungeahnter Antwort bin — gefunden
Hab' ich die Feder nicht — vergieb dem Sünder!
Zu deinen Füßen hoff' ich zu genesen
Von banger Sehnsucht, denn von Schönheit trunken,
Fand ich auf meinem Wanderzug — die Dichtung!
Das war in meines Irrgangs Nacht die Lichtung!"
Er sprach's — da war sie ihm an's Herz gesunken.
„Du hast errathen jener Feder Meinung!
Ja, du sollst mein sein, Saba dein auf Erden,
Durch uns'rer Herzen innige Vereinung
Soll alles Volk im Reiche glücklich werden!"
Und also war's! Und laute Jubelklänge
Erschollen im Palast und in den Gärten; . . .
Vermischt mit jenen tönten die Gesänge
Ben Ebens, den sie hoch als Dichter ehrten. —
O wollet nicht, daß ich Euch frei enthülle,
Wie ihre Seelen für einander glühen —
Das Wort ist machtlos, wo in Glückesfülle
Zwei gleichgesinnte Geister Funken sprühen.
Nicht will ich Saba's Diadem und Bänder,
Noch ihres Auges wunderhelle Strahlen,
Noch Edelstein' und prangende Gewänder,
Den Sinnen schmeichelnd, kunstgerecht Euch malen;
Legt immerhin in holden Phantasieen
Um ihre schwarzen Locken gold'ne Spangen,
Laßt Ros' und Lilie auf den zarten Wangen
Mit ihrem Pulsschlag kommen und entfliehen . . . .
. . . Entzückt hing jedes Aug' an ihren Schritten,
Ein Jeder möcht' um eine Gnade bitten.
Da tritt ein Diener ein, sich tief verneigend:
„Zum hohen Fest wollt Ihr nicht gnädig achten
Der beiden Prinzen, die im Thurm noch schmachten? —"
Und Alle sah'n sich an, bestürzt und schweigend . . .
Und inne hielten sie beim duft'gen Mahle,
In ihren Händen bebten die Pokale . . .
Er spricht die Wahrheit! bei der Freude Chören
Soll uns des Unglücks Seufzerhauch nicht stören!







Man führe sie heraus in meine lichten,
Geschmückten Säle! sprach da Saba's Vater.
Wohl zu erfüllen weiß ich meine Pflichten,
Und Leidenden bin gern ich ein Berather.
Sie kamen freudig! — O der Wunderdinge!! . . .
In ihrer Kerkerhaft gezählten Stunden,
Da hatten sie gedehnt des Geistes Schwinge,
Und Abu's and're Federn auch gefunden! —
Nicht elend waren sie; mit hellem Blicke
Sah'n sie sich um in dem geschmückten Kreise.
Trotz boten sie vernichtendem Geschicke,
Frei, stark und stolz, in ihrer eig'nen Weise.
Gerührt, beschämt, bat Saba sie, zu weilen,
Und ehe viele Tage noch enteilen,
Hat Einer schon mit Pinsel und Palette
Der Fürstin Bild gemalt, gleich nach dem Leben;
Der And're bricht den Stein aus seinem Bette,
Und meißelt die Gestalt des edeln Eben. —
Ihr werbt zu spät! doch für verlor'ne Liebe,
Wo gäb' es bessern Trost, als solche Werke?
Drum sorg', wem sie gebricht, daß ihm verbliebe
Der Menschenseele eingebor'ne Stärke. —
Wohl ist's bequem, gemeine Wege wandeln,
Doch Euch, Ihr Mägdlein, wahrlich ist zu rathen,
Ihr nähmt ein Beispiel Euch an Saba's Handeln:
„Spornt Eure Liebsten an zu Geistesthaten!"

Thorwaldsen.

Skizze von Friedrich Lerow.

Es war am 24. März 1844. Im Kopenhagener Stadttheater wurde die „Griseldis" aufgeführt. Wie häufig, waren in einer Loge mehrere der Männer versammelt, welche das kleine Dänemark nicht sich selbst, sondern der Welt gegeben, und auf die es mit Recht stolz ist. Da hallte aus Oehlenschläger's Munde plötzlich der Schreckensruf durch das Haus: „Thorwaldsen stirbt!" Unvermerkt, in freundlichster Gestalt, war der Tod an den Greis herangetreten und hatte die Fackel gesenkt. Inmitten eines Kunstgenusses war der Künstler, welcher wie kein Anderer die Grazie des klassischen Alterthums wieder belebt, aus dem irdischen Dasein geschieden. Von der Elite seines Volkes umringt, war er, der Familienlose, wie im Schooße seiner Familie friedlich entschlummert. Ein schöner Abschluß eines schönen Lebens.







Wohl nie hat es eine liebenswürdigere Erscheinung gegeben, als Albert Bertel Thorwaldsen. Alles an ihm war vollendete Harmonie, und doch war er keiner von Denen, welche die Götter schon in der Wiege liebten, doch blieb ihm keiner der Kämpfe, keiner der quälenden Zweifel erspart, durch welche der Genius sich zum Licht emporzuschwingen hat. Der Sohn eines armen isländischen Steinmetzen, wurde er am 9. November 1770 an Bord eines Schiffes geboren, mit welchem seine Eltern von Island nach Kopenhagen übersiedelten. Schon früh machte sich sein Talent geltend. In Folge einflußreicher Protektion Zögling der Kopenhagener Akademie geworden, erwarb er sich nach einander alle Auszeichnungen und zuletzt die goldene Medaille, welche ihn zu einem Stipendium berechtigte. Er ging nach Rom, wo er bei weitem den größten Theil seines Lebens zubringen sollte. Seine Leistungen befriedigten ihn nicht, und da sie auch bei Andern keine Anerkennung fanden, begann er an seinem künstlerischen Beruf zu zweifeln. Im Wachen wie im Traum schwebte ihm die ideale Gestalt eines Jason mit dem goldenen Vließ vor. Er suchte das Ideal zu verkörpern, aber was er schuf, genügte ihm nicht, und zehnmal wurde das vollendete Modell von der Hand des Künstlers wieder zertrümmert. Noch einmal machte er sich ans Werk, und diesmal wagte er es, die in kolossaler Größe modellirte Statue auszustellen. Canova ging vorüber, stutzte, blieb stehen, fragte nach dem Namen und sagte: „Dieser junge Däne wird ein großer Künstler werden.“ Das Wort war gesprochen, und entzückten Herzens hatte der lauschende Jüngling es gehört. Sein Zweifel war beseitigt, das dem Poeten unentbehrliche Selbstvertrauen gewonnen. Hatte er vorher mit der bittersten Armuth gerungen, so öffnete sich ihm jetzt eine bessere Zukunft, denn ein reicher Engländer übertrug ihm die Ausführung der Statue in Marmor, ein Auftrag, dem noch weitere Bestellungen folgten. Wäre Canova damals nicht in Rom gewesen, hätte er die Statue nicht gesehen oder nicht gelobt, hätte sich der Engländer Hope nicht dafür begeistert, so wäre vielleicht der größte bildende Künstler der Neuzeit in Armuth und Elend untergegangen. Wie manches junge Genie mag unerkannt und unentwickelt verkümmern, weil sich ihm kein solcher Glücksfall bietet!

Es folgte jetzt Schöpfung auf Schöpfung. Die Ideen, welche sich in dem jungen Hirn gedrängt und zu deren Ausführung Muth und Mittel gefehlt hatten, gewannen nunmehr eine nach der andern Gestalt, und von Jahr zu Jahr stieg der Ruhm des jungen Dänen, dessen Produktivität ans Wunderbare grenzte und in der alten wie neuen Kunstgeschichte ohne auch nur einigermaßen annäherndes Beispiel dasteht. Um den Lesern einen Begriff von Thorwaldsen's Ideenreichthum zu geben, möge hier ein unvollständiges Verzeichniß der verschiedenen Situationen folgen, in welchen er uns den kleinen Amor giebt. Viele der reizenden Reliefs werden wohlthuende Erinnerungen wach rufen. Die sittliche und poetische Bedeutung eines jeden geht aus der Bezeichnung hervor. 1) Amor weckt die ohnmächtige Psyche. 2) Amor giebt Hygieens Schlange Nahrung. 3) Amor von den Grazien gebunden. 4) Amor bittet Jupiter, daß die Rose die Königin der Blumen sein möge. 5) Amor wirkt ein Netz zum See-







lenfang. 6) Amor liebkos't den treuen Hund. 7) Amor als Löwenbezwinger. 8) Amor trinkt beim Bacchus Wein. 9) Amor hätschelt einen Schwan. 10) Amor und der junge Bacchus, Trauben kelternd. 11) Amor als Gast des Anakreon. 12) Mars und Amor. 13) Amor ruft Blumen aus dem Steingrund hervor. 14) Amor sammelt Muscheln zu einem Schmuck. 15) Amor beklagt sich bei Venus über den Stich einer Biene. 16) Venus, Amor und Mars in der Werkstatt des Vulkan. 17) Amor und Hymen. 18) Amor auf einem Schwan. 19) Amor schießt einen Pfeil vom Rücken des Löwen ab. 20) Amor schreibt Jupiter's Gesetze. 21) Der triumphirende Amor, wie er die Spitze seines Pfeiles prüft. 22) Amor's Herrschaft über die vier Elemente. 23) Amor und Ganymed würfelnd. 24) Amor und Hymen spinnen den Lebensfaden. 25) Amor reicht eine Rose dar, indem er die Dornen verbirgt. 26) Der fortfliegende Amor. 27) Amor auf der Lyra spielend (Statue.) 28) Die Grazien dem Gesange Amor's lauschend. — Es ist zu bedauern, daß zur New-Yorker Weltausstellung so wenige von Thorwaldsen's unbeschreiblich lieblichen Reliefs gesandt wurden. Sie hätten mehr zur Nachbildung aufgefordert und folglich mehr auf die Entwicklung des Schönheitssinns in Amerika eingewirkt, als die Christus-Gruppe, welche nur dann zur vollen Geltung kommt, wenn man sie in dem Raume sieht, für welchen sie ursprünglich bestimmt war, nämlich in der Kopenhagener Frauenkirche.

Thorwaldsen, der Sohn des Nordens, war ein vollendeter Grieche. Seine Religion, seine Liebe, sein Leben, sein Alles war die Schönheit, und da, wo er diese am reichlichsten fand, weilte er am liebsten. Darum war er lieber in Rom als in Kopenhagen, und darum wählte er sich lieber Gegenstände aus der griechisch-römischen, als aus der christlichen Mythologie. Sein Jesus ist vielleicht die schönste plastische Schöpfung der Neuzeit, und seinen Johannis den Täufer kann man nicht oft genug betrachten; aber das Christenthum weilt zu sehr im Abstrakten, Uebersinnlichen, und der ächte Künstler muß ein ächter Heide sein. Die Kenner haben sich längst darüber geeinigt, daß Thorwaldsen's Schöpfungen in keiner Weise dem nachstehen, was Griechenland uns an Skulpturen hinterlassen hat, ja daß beide sich kaum von einander unterscheiden lassen. Als Beweis, wie vollständig er in den Geist der antiken Kunst eingedrungen war, wird angeführt, daß er den fehlenden Kopf einer ausgegrabenen Statue anfertigte, und dieser fast bis aufs Kleinste mit dem später aufgefundenen ächten übereinstimmte. Damit ist nicht gesagt, daß er ein Nachahmer der Griechen war, sondern daß er die Bedingungen plastischer Schönheit gerade so wie diese erfaßt hatte. Des Nachahmens bedurfte er nicht, denn er hatte mehr selbsteigene Ideen als er auszuführen vermochte. Allein die Figuren seines berühmten Reliefs: „Der Triumphzug Alexanders des Großen in Babylon" bieten dem Künstler eine unerschöpfliche Quelle des Studiums.

Aber obgleich Hellene, hörte Thorwaldsen nie auf, sein Vaterland innig zu lieben, und war auch Italien ihm zur zweiten Heimath geworden, so zog ihn doch am Ende die Sehnsucht nach Dänemark zurück. Wo er erzogen war, da




wollte er auch sterben. Die Laute, welche bei seiner Wiege getönt, sollten dem Greis das letzte Lebewohl nachrufen. Am 17. September 1838 traf er wieder in Kopenhagen ein, wo das Volk ihm einen Triumphzug bereitete, welcher diesen Tag zu dem schönsten seines Lebens machte. Das Geläute aller Glocken der Hauptstadt begrüßte den größten Sohn des Vaterlandes. Seit längerer Zeit hatte er sich mit einer Idee getragen, die dem Menschen ebenso sehr wie dem Künstler zur Ehre gereichte. Da er nie verheirathet war und auch sonst keine Verwandten hatte, sollte seine Nation sein Erbe sein. Alles, was er besaß, wollte er dem Vaterland hinterlassen, und sogar sein Staub sollte davon keine Ausnahme bilden. Regierung und Volk gingen natürlich mit Freuden darauf ein, und die Fregatte „Thetis" wurde abgesandt, um die Werke und Schätze des Künstlers aus Italien zu holen. So entstand Thorwaldsen's Museum, ein Gebäude, welches Niemand betreten kann ohne sich gerührt und von einer höhern Weihe angehaucht zu fühlen. Baumeister desselben ist der Architekt Bindesböll; der Plan aber ging von Thorwaldsen selbst aus. Das feuerfeste Gebäude, in seinem Aeußern zugleich den Charakter eines Museums und den eines antiken Mausoleums tragend, bildet ein Quarree, welches einen viereckigen Raum umschließt, und in der Mitte dieses Raumes sehen wir ein einfaches Grab mit dem Namen des Künstlers.

In den weiten Corridors, dem sogenannten Christussaal und zwei und vierzig Zimmern finden wir nicht nur die Werke Thorwaldsens, so weit sie bis etzt zu erlangen waren, sondern auch alle Kunst- und Alterthumsschätze, die er während seines thaten- und erfahrungsreichen Lebens gesammelt. Die Statuen, Gruppen und Reliefs müßte man bei Hunderten, die Figuren bei Tausenden zählen, wenn man sich überhaupt zum Zählen aufgelegt fühlen könnte. Was aber das Gemüth am meisten ergreift und begeistert, ist die poetische Idee, der harmonische Eindruck des Ganzen. Der Künstler inmitten seiner Werke und alles dessen, was ihm lieb und werth war, schlummernd. Wahrlich, das ist ein Ort, zu dem man sich flüchten muß, wenn die Disharmonieen der Welt das Herz zerreißen.

Besonders interessant ist der Saal, in welchem die Modelle und Skizzen aufbewahrt sind. Da sehen wir gewissermaßen das Genie an der Arbeit. Wir sehen, wie die dunkle Idee sich nach und nach in ihm zur vollen Klarheit entwickelte. Erst ein ganz kleines Modell, das von den Händen des Künstlers spielend angefertigt wurde, dann größer und größer, immer vollkommener. Jede dieser kleinen Skizzen ist ein Heiligthum, denn wir wissen, daß die Hand des Meisters selbst sie verfertigte, während uns in den Marmorwerke und Abgüssen immerhin nur die Nachbildungen des Originals entgegentreten.

Durch die Zimmer schreitend, erblicken wir eine Menge von Werken, deren jedes weltberühmt ist: den verhängnißvollen Jason, den kolossalen Mars, Apoll, die drei Grazien, welche denen Canova's vorgezogen werden, Mercur als Argustödter, Ganymed und Hebe, Vulcan, Venus mit dem Apfel, die kolossale Christus- und die Johannis-Gruppe, den Hirtenknaben, Byron, den Mainzer Guten-







berg. Vor allem Andern aber ziehen uns die Basreliefs an — jedes ein Gedicht voll unendlicher Grazie und Lieblichkeit. An Portraits finden wir eine erstaunliche Menge; sogar sich selbst hat der Künstler nicht vergessen, und stellt sich dar wie er an der Statue des Apostels Andreas arbeitet.

In einer Reihe von Zimmern finden wir Thorwaldsens sehr zahlreiche Gemäldesammlung, welche viele Bilder ersten Ranges enthält. Thorwaldsen hat Horace Vernet in Marmor verewigt; dafür hat dieser ihn mit Vernet's Büste beschäftigt gemalt — vielleicht das interessanteste Stück der Sammlung. Unvergeßlich ist mir eine Skizze von Folz, nach Uhland's Gedicht: „Des Sängers Fluch". Stets bin ich wieder zu dieser geistvollen Composition zurückgekehrt, und noch heute, nach einer langen Reihe von Jahren, ist sie mir so lebhaft gegenwärtig, als hätte ich sie eben vor mir. In der Mitte sehen wir die Gruppe im Königssaal. Der hingesunkene Jüngling hat die Rose in der Hand, welche die Königin ihm von ihrer Brust heruntergeworfen. Der Alte beugt sich zornig und entsetzt zurück; die Damen des Hofes reißen sich die Kränze aus dem Haar, die Höflinge werfen Blicke der Wuth auf den verruchten Mörder. Oben zur Rechten Nemesis, wie sie die Brandfackel auf's Schloß schleudert, zur Linken der Genius der Geschichte, ein Blatt aus dem Buche reißend. „Verschollen und vergessen!" in der Mitte der Greis, des Jünglings Haupt im Schooß, neben ihm die Trümmer der an der Marmorsäule zerschellten Harfe, wie er seinen Fluch schleudert, unten die eine Säule im öden Haideland. — Endlich finden wir eine reiche Auswahl egyptischer, griechischer, römischer, etrurischer Alterthümer, Münzen, Gemmen, Gefäße, ein reichhaltiges Museum an und für sich, welches einen unermüdlichen Sammlerfleiß bekundet. Gewissermaßen die Capelle des Museums bildet indessen das Wohnzimmer Thorwaldsen's, gerade so geordnet wie er es bewohnt und verlassen, mit Teppich und Mobilien, in einer Ecke die unvollendete Büste Luthers, an der er den Meißel hinlegte bevor er den letzten Gang ins Theater antrat.

Als National-Eigenthum ist das Museum täglich während bestimmter Stunden dem Publikum geöffnet — einmal in der Woche jedoch der ausschließlichen Benutzung studirender Künstler reservirt. Der Einfluß, welchen das köstliche Vermächtniß auf das Leben äußert, tritt uns überall entgegen. Der Geist Thorwaldsens ist über ganz Kopenhagen ausgegossen. Wir begegnen seinen Werken im Königsschlosse, in den Kirchen, auf den Kirchhöfen, an den Belustigungsorten, an den Façaden der Häuser. Wir finden sie in den Prunkzimmern der Reichen als marmorne Gruppirungen, beim gemeinen Manne in Gypsabgüssen, welche überaus billig und sehr schön angefertigt zu haben sind. Und sollte dies Alles den Geist des Volkes so ganz unberührt lassen? Weckt nicht die Anschauung des Schönen den Schönheitssinn, und ist dieser nicht die edelste Offenbarung des sittlichen Gefühls? Wurden nicht die Griechen das, was sie waren, durch ihre Künstler, welche, wie Thorwaldsen, Alles, was sie hatten, dem Volke gaben? So viel ist gewiß, daß sich mir nirgends ein so lebendiger Sinn für alles Schöne zeigte wie in Kopenhagen, was auch sonst gegen den Nationalcharakter der






Dänen zu sagen sein mag. Das ist ja der Vorzug, welchen der Künstler vor dem Gelehrten hat, daß das Volk ihn *mit dem Herzen* versteht und in sich aufnimmt, wie die Sonne, den Mond, die Sterne und den Frühling. „Was sind Poeten?“ sagt der Wandsbecker Bote. „Helle, reine Kieselsteine, an welche der liebe Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion anschlagen, daß Funken herausfliegen.“ Ja wohl, und diese Funken zünden in den Herzen der Menschen, daß eine heilige, läuternde Gluth daraus entsteht. Wenn man doch überall die Weckung und Pflege des Schönheitssinns als unentbehrlichen Bestandtheil der Volkserziehung erkennen wollte!

Giebt es eine vom Gehirn unabhängige Seele?

Von K. G. Naue.

Auf diese Frage giebt es verschiedene Antworten; es kommt ganz darauf an, wie man das Wort „*unabhängig*“ versteht..

Meint unabhängig so viel als: *frei, für sich bestehend, ohne Verbindung mit dem Gehirn?* Oder meint es: *die Möglichkeit eines sebstständigen Zustandes* der *Seele, getrennt vom Leibe?* Oder meint es endlich: *Giebt es überhaupt ein vom Leibe oder Gehirn wesentlich verschiedenes Ding, Seele genannt?*

Wenn die letzte Bedeutung verneint werden muß, so erledigen sich damit auch alle andern Fragen, weil ein Ding, das nicht ist, weder in *Verbindung* mit dem Gehirn, noch *getrennt* davon gedacht werden kann.

Die nächste Frage ist also diese: Giebt es ein vom Leibe oder vom Gehirn wesentlich verschiedenes Ding, das die Deutschen seit geraumer Zeit „Seele“ zu nennen beliebt haben?

Vogt ist damit flink fertig; der sagt: nein! Denn weil die Nieren eine Funktion haben, deren Resultat Urin ist, so muß natürlich auch das Gehirn eine Funktion haben, deren Resultat die Gedanken sind; ja, man kann diesen Vergleich sogar noch weiter fortsetzen und sagen: diese Gedanken wirken zuweilen noch pestilenzialischer. Und doch giebt es noch immer verstockte Sünder, die die Bündigkeit eines so schönen Vergleiches nicht begreifen wollen! Wir müssen also nothgedrungener Weise auf unsere oben gestellte dritte Frage näher eingehen.

Sind Seele und Leib zwei wesentlich von einander verschiedene Dinge? Wenn dem so ist, so muß sich's aus der *Erfahrung* beweisen lassen, sonst gilt's Nichts.

Das neugeborne Kind nimmt Nahrung zu sich, und *wächs't*. Freilich wissen die Physiologen noch immer nicht recht, wie das Wachsen so eigentlich zugeht; aber was der Erfahrung für Jedermann vorliegt, ist dieses: stetige Zunahme des Leibes an *Umfang* und *Gewicht* in Folge beständigen Stoffwechsels:







Zufuhr, Verdauung, Aneignung und Ausstoßung des Verbrauchten. Je besser das Kind gedeiht, desto größer und schwerer wird es, bis endlich nach Erlangung höchster leiblicher Vollkommenheit, ein gradweiser Verfall wieder eintritt.

Während diese Veränderungen mit dem Leibe des Menschen vorgehen, bieten sich dem aufmerksamen Beobachter auch noch andere Erscheinungen dar. Der Kinder Blick ist zuerst in's Unbestimmte gerichtet; nur zum Lichte kehrt er sich, wie die Blumen zur Sonne. Geräusche scheinen das Kind wenig zu erregen, und es nimmt sogar bittere Arzneien, wenn noch ganz klein, ohne viel zu „maulen".

Das Alles wird aber anders in gar kurzer Zeit. Sein Blick ruht bald auf bestimmten Gegenständen; nach und nach fängt es an zu „fremdeln", d. h., es unterscheidet fremde Personen von Angehörigen und Bekannten; es dreht den Kopf nach der Gegend, von woher ein Geräusch kommt, und kennt bald seine Mutter an Gang und Stimme; auch bittere Arznei ist ihm nicht so leicht mehr beizubringen: kurz, das Kind gedeiht nicht blos leiblich, sondern, wie man sagt, auch geistig. Was soll das heißen?

Wenn das Kind zuerst sogar seine Mutter nicht kannte, von der es doch geboren wurde, nach einiger Zeit aber dieselbe schon an Gang und Stimme von allen Andern unterscheidet, so muß es doch bei dieser Zeit ein Bewußtsein erlangt haben, das es vorher nicht hatte. Wie kam es zu diesem Bewußtsein? Antwort: Wie kommen wir zum Bewußtsein eines Dinges, das wir bisher noch nicht kennen? Wir müssen solch ein Ding entweder sehen oder hören, oder riechen oder schmecken, oder betasten, kurz, durch einen oder einige, oder alle unsere Sinne wahrnehmen, und je öfter wir das thun, ein desto klareres Bewußtsein erhalten wir von diesem Dinge. Denn schon Aug. Kopisch sagt: „Was man zum ersten Mal ersicht, kennt selten auch der Klügste nicht." Ganz so ging's auch beim Kinde zu. Es sah und hörte seine Mutter täglich, stündlich, immer wieder und wieder, und das Bewußtsein von ihr wurde stärker und stärker. Wir könnten das auch, nach Vogt'scher Manier, so ausdrücken: Das Kind verzehrte gleichsam seine Mutter mit den Augen, Ohren, mit Nase, Mund und Händen und wuchs dadurch in Erkenntniß seiner Mutter. Um wie viel länger, breiter, dicker und schwerer ist's dadurch geworden? Oder vielmehr und genauer: wie lang, breit, dick und schwer ist dadurch die Vorstellung von seiner Mutter geworden? Wie lang, breit, dick und schwer sind unsere Vorstellungen, die wir uns im Laufe der Zeit angeeignet haben? Es muß doch ein gehöriges Bündel solcher Vorstellungen im Kopfe eines auch nur gewöhnlich entwickelten Menschen geben, und gar erst in dem Kopfe eines außerordentlichen Menschen! Aber es scheint nicht, daß irgend Einer schwer daran trüge. Oder hat sie schon Jemand gemessen, diese Vorstellungen? und wer hat sie gewogen? Alles, was wir wissen, aber gerade so unbedingt und genau wissen, wie der Mathematiker weiß, daß 2 mal 2 gleich 4 ist, ist dieses: daß unsere Vorstellungen um so klarer bewußt werden, je mehr sie wachsen. Das weiß ein Jeder







aus eigener Erfahrung, und wer sich so weit noch nicht selbst beobachtet haben sollte, der kann es auf der Stelle probiren. Er erinnere sich z. B. aus seiner Jugend, ehe er lesen konnte, welch ungeheuerliche Figuren ihm im Abc=Buche entgegenglotzten und wie erst nach und nach durch vielfach wiederholte Anschauungen klare Vorstellungen von den verschiedenen Buchstaben sich in ihm entwickelten und heranwuchsen. Aber von einer räumlichen Ausdehnung solcher Vorstellungen giebt uns unser Selbstbewußtsein auch nicht die leiseste Andeutung.

Die Erfahrung lehrt also dieses: Der sich entwickelnde Mensch zeigt ein zwiefaches Wachsthum:

1) er gewinnt an räumlicher Ausdehnung und Schwere, und

2) er gewinnt ein immer klareres Bewußtsein.

Nun fragt sich's, ist diese zwiefache Entwickelung des Menschen eine gradweis oder artweis verschiedene, oder mit andern Worten: läßt sich das räumlich Ausgedehnte und Schwere zu klarem Bewußtsein potenziren und klares Bewußtsein zu wägbarer Masse verdichten, oder nicht? Das ist die Frage, bis jetzt noch von keinem Physiologen gelös't. Es ist noch Niemandem gelungen, auch nur den Schatten einer Vorstellung aus dem Gehirn heraus zu destilliren oder zu concentriren, oder irgendwie als etwas Festes, Flüssiges oder Gasiges darzustellen; ebenso wenig ist es gelungen, räumlich Ausgedehntes und Wägbares in Vorstellungen zu verwandeln; und es wird auch nie gelingen, denn das räumlich Ausgedehnte kann nie etwas Anderes geben, als räumlich Ausgedehntes, auch wenn es noch so vielfältig verbunden oder zerschunden, oder durch alle nur möglichen mechanischen oder chemischen Prozesse durchgeplagt würde; es bleibt räumlich Ausgedehntes, nach wie vor, und zwar nach physikalischen Gesetzen; und desgleichen bleiben die Vorstellungen, Vorstellungen, die wir vermehren können in's Unendliche und die wir verstärken können zum höchsten und klarsten Bewußtsein, die aber trotz alledem und alledem nie eine räumliche Ausdehnung gewinnen, laut dem Zeugnisse unseres Selbstbewußtseins. Wir haben es hier also in der That mit einer Artverschiedenheit im Wachsthum des Menschen zu thun, einem Wachsthum, das räumliche Ausdehnung producirt, und einem Wachsthum, das Bewußtsein schafft, zwei Produkte, wesentlich von einander verschieden.

Die Entwickelung des Menschen in räumlicher Ausdehnung nennen wir seinen Leib, und seine Entwickelung zum Bewußtsein seine Seele, zwei wesentlich von einander verschiedene Dinge; das erste wahrnehmbar den Sinnen, das zweite wahrnehmbar nur sich selber.

Giebt es also ein vom Leibe oder Gehirn wesentlich verschiedenes Ding, Seele genannt? Gerade so gewiß, als es eine Entwicklung des Menschen in's räumlich Ausgedehnte giebt, die wir seinen Leib nennen. — Nun kommen wir







zur zweiten möglichen Deutung der als Thema gestellten Frage: **Ist die Seele ein Ding, das frei für sich besteht, ohne Verbindung mit dem Gehirn?**

Diese Frage führt uns auf das interessante Gebiet **des Verhältnisses zwischen Leib und Seele.**

Dieses Verhältniß ist sogar, laut der Erfahrung, ein sehr inniges, wie das Erröthen vor Scham, das Erblassen vor Zorn, Convulsionen in Folge von Schreck, oder Verlangsamung des Ideenflusses in Folge von körperlicher Ermüdung, Verdrießlichkeit, Aergerlichkeit in Folge von verschiedenen leiblichen Störungen, deutlich genug beweisen. Und wenn nicht ein innerer Zusammenhang zwischen beiden bestände, wie könnte dann überhaupt die Seele sich des Leibes als eines Werkzeuges bedienen, oder wie könnten dann durch den Leib Eindrücke auf die Seele geschehen? Das ist an sich klar; es ist aber eine andere Frage, wie dieses Verhältniß zwischen beiden zu denken sei.

Hier müssen wir wieder den Weg der Erfahrung gehen. Diese lehrt: Was wir **gesehen** und **gehört** haben, bleibt fester, als was wir durch die andern Sinne wahrnehmen; darum finden wir auch alle Wissenschaft auf diese zwei Sinne, den Gesichts- und Gehörssinn, basirt. Durch die niedern Sinne: Geruch, Geschmack und Gefühl, erhalten wir lange kein so klares Bewußtsein, und deshalb ist's auch noch Niemandem, selbst dem großen Linnee nicht, gelungen, eine wissenschaftliche Eintheilung z. B. der Pflanzen nach Gerüchen aufzubauen. Noch tiefer in Rücksicht der Fähigkeit, das Bewußtsein auszubilden, stehen die sogenannten Vitalsinne der Respirations- und Circulationsorgane, der Verdauungsorgane, des ganzen Muskelapparates, welche nur dann in ihren Thätigkeiten Bewußtsein erzeugen, wenn sie sehr stark angeregt werden, wie Jeder wohl weiß, der einmal an Asthma, Fieber, Kolik oder starker Ermüdung gelitten hat, die aber sonst ihre normale Thätigkeit ohne Bewußtseinsentwickelung vollziehen. Die Erfahrung zeigt also eine gradweise Verminderung der seelischen Vermögen oder Sinne in Bezug auf ihre Fähigkeit, das Bewußtsein auszubilden, eine Fähigkeit, die in den höchsten Sinnen in Wissenschaft und Kunst resultirt, während sie in den niedrigsten im normalen aktiven Zustande gar kein Bewußtsein, und im krankhaft erregten nur unklare Schmerzempfindungen hervorzubringen vermag.

Auf der anderen Seite müssen wir aber auch noch die **leiblichen** Kräfte, die durch Entwicklung an **räumlicher** Ausdehnung gewinnen und den **Leib** bilden, in näheren Betracht ziehen. Ich sage mit Fleiß, die leiblichen **Kräfte**, denn eine todte Materie giebt es nirgends, und Kräfte für sich, **in** der Materie, hat man zur Zeit auch noch nicht aufgefunden. Kraft und Stoff ist **eins**, und was wir **Stoff** nennen, ist nichts Anderes, als Kraft, oder eine Vereinigung von Kräften, die den Sinnen erscheint als etwas Langes, Breites, Dickes, Schweres, Aetzendes, Mildes, Brennendes, Kühlendes oder wie sonst noch. Der Leib ist demzufolge ebenfalls ein System von verschiedenen leiblichen Kräften, die seine Knochen, Muskeln, Gefäße, Nerven, sein Blut und seine Gase bilden,







und in sofern bildet er kein schroffes Gegentheil zu den seelischen Kräften, sondern bietet als Kraft die Möglichkeit einer Erklärung seines Zusammenhanges und seiner Wechselwirkung mit den seelischen Kräften, die ihrerseits gleichfalls, wie wir gesehen haben, gradweise herabsinken in der specifischen Fähigkeit, das Bewußtsein auszubilden. So betrachtet, wirken dann Kräfte auf Kräfte, und je nachdem dieselben hier oder da im Uebermaß oder mangelhaft gegeben sind, wird in Folge des allgemeinen Ausgleichungsgesetzes der eine oder der andere Theil profitiren oder Schaden erleiden.

Solch ein Zusammenhang zwischen Seele und Leib besteht thatsächlich; die Erklärung dieser Thatsache, die ich nur in kurzen Umrissen versucht habe, gehört Dr. Eduard Beneke, und scheint mir eine in der inneren wie äußern Erfahrung begründete; wer aber eine bessere weiß, der lasse sie hören.

Ich komme nun zur dritten möglichen Deutung der oben gestellten Frage, nämlich: Soll damit die Möglichkeit eines selbstständigen Zustandes der Seele, getrennt vom Leibe, in Frage gestellt werden? Wenn so, so bringt uns dieselbe Frage zuletzt auch noch auf das Thema der Fortdauer der Seele nach dem Tode.

Wir lassen hier alle Gründe, welche in Gefühlen und Wünschen des einzelnen Individuums wurzeln, ganz außer Betracht; denn wenn auch der Gedanke, mit dem Tode aufzuhören, Jedermann gegen den Strich geht; wenn man auch, der vielen Unzulänglichkeiten, Verkehrtheiten, meinetwegen auch Schindereien im irdischen Leben wegen eine complementäre, weitere und zwar individuelle Fortdauer annehmen zu müssen glaubt, so sind das allerdings ganz achtungswerthe subjective Ueberzeugungen, die wahrscheinlich noch Niemandem etwas geschadet haben, aber allgemein gültige, objective Begründungen sind es keineswegs. Es könnte doch trotz alles Wünschens und Hoffens ganz anders kommen, wie's ja im Leben häufig genug geschieht, und so wäre das ganze Hoffen und Harren zuletzt doch eine Rechnung ohne den Wirth. Im Gegentheil, wenn wir Gründe für die Möglichkeit eines selbstständigen Bestehens der Seele, getrennt vom Leibe, suchen wollen, so müssen wir sie in der Seele selbst, in ihrem Wesen, ihrem Wachsthum, in ihren Eigenthümlichkeiten aufsuchen, um zu sehen, ob sich daraus etwas Lebensfähiges ergiebt oder nicht. Wir müssen also wieder zur Erfahrung unsere Zuflucht nehmen, denn gerade auf die Erfahrung basirt sich der materialistische Glaube, daß es mit der Fortdauer der Seele nach dem Tode nichts sei. Auf welche Erfahrung? Auf diese: daß alte Leute wieder kindisch werden, oder gar in Blödsinn verfallen, daß folglich augenscheinlich die Seele, oder was so genannt werde, mit dem Körper wieder verfalle, und aufhöre wenn er aus dem Leime gehe. Es ist dies ohne Zweifel der stärkste Grund, der gegen die Fortdauer der Seele vorgebracht werden kann, wenn er wahr ist. Man hätte ja dann das gradweise Verfallen der Seele genau so vor sich, wie das des Körpers, es wäre, so zu sagen, ad oculos demonstrirt, und mehr könnte man doch sicherlich nicht verlangen. Denn auch der Einwand, daß viele Leute im Alter keine







Spur von geistigem Verfalle zeigen, würde doch die gegentheilige Erfahrung nicht umwerfen.

Es gehört aber diese sogenannte Erfahrung zu den unvollkommenen Beobachtungen, und deshalb ist sie nicht wahr, gerade so wie die tägliche Erfahrung, daß die Sonne sich um die Erde drehe, durch vervollkommnete Beobachtung sich als nicht wahr herausgestellt hat. Die Seele verfällt nicht mit dem Leibe, sondern ist in stetigem Wachsthum an innerer Stärke bis an's Lebensende hinaus begriffen. Das ist der wahre Thatbestand, und das ist's, was ich zu beweisen habe.

Für's Erste kommen ähnliche Schwächezustände, wie wir sie zuweilen im vorgerückten Alter dauernd finden, vorübergehend ganz häufig selbst in der höchsten Blüthe des Lebens vor. Ich darf mich da getrost auf die Erfahrung eines Jeden berufen, der überhaupt fähig ist zu beobachten. Nach langer, harter Arbeit oder geistiger Anstrengung verfällt Jeder in eine Art von Stumpfsinn; mag dies nun bei dem Einen früher und bei dem Andern später eintreten, das thut gar Nichts zur Sache; es geschieht auch beim geistkräftigsten Menschen. Ebenso beobachten wir in manchen Krankheiten Stumpfsinn in so hohem Grade, daß der Leidende fast nur zu vegetiren scheint. Aber wenn die Krankheit vorüber ist, oder der Ermüdete geruht hat, ist's auch wieder mit dem Stumpfsinn vorbei. Worin besteht also diese vorübergehende Schwäche? Sie besteht einfach in einer Stockung des gewohnten Gedankenlaufes, d. h. des Bewußtwerdens der Vorstellungen, die wir bereits besitzen. Denn ohne diese Erregtheit zum Bewußtsein sind auch die klarsten, stärksten Seelengebilde für uns so gut wie gar nicht vorhanden, und wir sind dann gerade so gescheit oder vielmehr gerade so dumm, als wie Einer, der sie überhaupt gar nicht hat, nur mit dem Unterschiede, daß wir sie haben und darüber disponiren können sobald die dazu nöthigen Bedingungen wieder erfüllt werden, während, wer sie nicht hat, unter gar keiner Bedingung darüber verfügen kann, ausgenommen er erwirbt sie zuvor; wir haben, um im Gleichniß zu reden, blos den Geldschlüssel zum gefüllten Geldkasten verloren, während der Andere, der kein Geld im Kasten hat, trotz Schlüssel Nichts daraus hervorheben kann. Sonach betrifft die vorübergehende Schwäche nicht sowohl die Vorstellungen, den Inhalt selber, als vielmehr nur die Mittel und Wege, sich dieser Vorstellungen oder dieses Inhaltes zu bemeistern. Wir haben also, als nächsten Schritt, uns darüber klar zu werden, wodurch der immerwährende Wechsel zwischen Bewußtheit und Unbewußtheit der Seelengebilde bewirkt wird.

Da weiß Jeder, daß, wenn er etwas sieht, d. h. wenn äußere Reize seine Sehvermögen treffen, dadurch auch der betreffende Gegenstand in ihm bewußt wird, auch wenn er noch so lange nicht daran gedacht hätte. Aber wenn die äußere, sinnliche Erregung fehlt, und wir möchten uns gleichwohl eines Gegenstandes bewußt werden, so ist's ein Anderes; da muß die Erregung von Innen erfolgen, eben weil keine äußere Erregung vorhanden ist. Wir nehmen in







solchem Falle den Willen zu Hülfe, und manchmal geht's damit auch ganz vortrefflich; allein ein andermal thut's auch der beste Wille nicht, wie z. B. in den Zuständen größter Ermüdung. Da fehlt's also an Etwas, das diese Erregung schafft, und das sind die elementaren Vermögen der Seele, die sich in Folge von äußern Reizen durch Verschmelzung damit zu sinnlichen Empfindungen und Wahrnehmungen ausbilden, oder aber von Seelengebild zu Seelengebild überfließen, und so die innere Erregung nach dem Gesetze der Ausgleichung bewirken. Sie sind die Erreger, und wo sie fehlen, kann natürlich auch keine Erregung oder Bewußtheit stattfinden, wie stark auch die zu erregenden Gebilde an sich sein mögen. Dies erklärt denn vollständig die vorübergehenden Schwächen, oder Stumpfsinnszustände, in jeder Lebensperiode; sie treten in Folge des Verbrauchs und consecutiven Mangels elementarer Vermögen ein, und sie hören wieder auf sobald diese elementaren Vermögen wieder ersetzt sind, was gewöhnlich während eines gesunden Schlafes geschieht; sie sind also durchaus nicht eine Schwächung der bereits bestehenden Seelengebilde selber, sondern bloße Stockungen in der Bewußtwerdung dieser Seelengebilde in Folge des Mangels an elementaren Vermögen oder Bewußtseinselementen. — Ließe sich nun beweisen, daß im Fortschritte des Lebens nach und nach ebenfalls ein Mangel an solchen Bewußtseinselementen eintreten müßte, so würde damit zugleich auch die Thatsache des Blödsinns im Alter erklärt und bewiesen sein, daß derselbe nicht in einer Schwächung, in einem Verfall der Seelengebilde selber, oder des innern Seelenseins, sondern eben nur in einer Mangelhaftigkeit der Bewußtwerdung dieser Seelengebilde bestände.

So lange nur wenig feste Gebilde vorhanden sind, so lange werden auch nur wenig elementare Vermögen gebraucht werden, um diese Gebilde zur nöthigen Erregtheit zu steigern; die meisten Vermögen bleiben frei zur Aneignung äußerer Reize, d. h. zur Bildung von sinnlichen Empfindungen und Wahrnehmungen. In solchem Falle befindet sich das Kind, das sich noch ganz den äußern Eindrücken überläßt und nur aufnimmt. Der Jüngling fängt schon an, das Aufgenommene mehr selbstständig zu verarbeiten, d. h. höhere und höhere Begriffe zu bilden, und in den mannichfachsten Urtheilen, Schlüssen rc. zu verwerthen. Bei ihm werden also schon weit mehr dieser elementaren Vermögen zur inneren Erregung des bereits Erworbenen verbraucht. In noch höherem Maße ist dies im Mannesalter der Fall. Der gereifte Mann beschäftigt sich am liebsten mit dem, was er bereits errungen, und es hält schwer, ihn aus dem gewohnten Geleise seiner bisherigen Entwicklung in neue Fächer der Untersuchung hinüber zu leiten, zumal wenn er dadurch mit seinen bisherigen Ueberzeugungen in Conflict gerathen sollte. Darum finden wir auch in diesem Alter ein oft so hartnäckiges Beharren im gewohnten Schlendrian. Beim Greise ist dies Alles noch bei weitem mehr der Fall, dem ist kaum mehr mit etwas Neuem beizukommen; er umkrustet sich gleichsam gegen die Außenwelt, und lebt mehr in der Vergangenheit, als in der Zukunft. Ausnahmen werden zugestanden.







Wie erklären sich nun diese Erscheinungen?

Wenn Politiker zusammen kommen, so dreht sich ihre Unterhaltung um Politik; Waschweiber erzählen sich von dieser oder jener Base, und wie diese oder jene dieses oder jenes gesagt habe; Kaufleute sprechen vom gestrigen Goldcours, und die Soldaten von den Schlachten, die sie mitgemacht haben. *In Allen wird das vorzugsweise bewußt, was am stärksten in ihnen begründet ist*, und da zu solcher Bewußtwerdung immer elementare Vermögen nöthig sind, so kann man auch so sagen: *Die elementaren Vermögen werden am meisten von den stärksten Seelengebilden angezogen.* So erklärt sich's, daß der Greis mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart lebt, daß der gereifte Mann sich auf die Verarbeitung und Anwendung des von ihm Erlernten beschränkt und nur mit größerer Mühe etwas Neues sich aneignet, während der Jüngling und noch mehr das Kind mit Leichtigkeit sich neuer Eindrücke bemeistern; denn hier sind die elementaren Vermögen frei für solche Aneignung, während in den erstern Fällen dieselben zum großen Theile zur Erregung der bereits erworbenen Seelengebilde verbraucht werden. *Es bewirkt somit die im Fortschritte des Lebens zunehmende Stärke der Seelengebilde eine Abnahme in der Bildung neuer Empfindungen und Wahrnehmungen.* Daraus folgt aber noch mehr. Solch eine Abnahme in der Bildung neuer Empfindungen und Wahrnehmungen kann nämlich nicht ohne Einfluß auf die Anbildung jener elementaren Vermögen selbst bleiben. Nun ist zwar der Bildungsprozeß dieser Vermögen sowohl unserer inneren wie äußern Wahrnehmung entzogen, wir wissen durchaus Nichts darüber, *wie* diese elementaren Vermögen sich bilden; aber aus verschiedenen Thatsachen können wir wenigstens schließen, daß der Herd für die Anbildung neuer Vermögen gerade die frischen, neuerzeugten sinnlichen Empfindungen und Wahrnehmungen seien.

Solcher Thatsachen giebt es viele. Jeder weiß, daß der erste Tag einer Fußreise viel mehr ermüdet, als die darauf folgenden. Aller Anfang ist schwer, sagt das Sprichwort. Man denke an die anstrengenden Beobachtungen mancher Naturforscher. Wie bald würde der Neuling ermüden, und hier sitzt der Geübte und belauscht Stunden und Tage lang die feinsten und klarsten Vorgänge und Zustände dieser oder jener Naturerscheinungen. Mit der Uebung wächs't die Kraft. Es scheint demnach, daß gerade da die meisten neuen Vermögen sich anbilden, wo die meisten zu sinnlichen Empfindungen und Wahrnehmungen verbraucht worden sind. Wenn nun aber, wie wir gesehen, im Fortschritte des Lebens in Folge des innern Wachsthums der Seelengebilde an Stärke, gerade diese Bildung von *neuen* Empfindungen und Wahrnehmungen beschränkt wird, so folgt, daß hierdurch auch eine Verminderung in der Anbildung neuer Vermögen eintreten müsse.

Zudem lehrt die Erfahrung, daß alte Leute selten *das* lange behalten, was sie so eben oder vor Kurzem gesehen oder gehört haben, daß sie dagegen mit






großer Leichtigkeit alles dessen sich entsinnen, und zwar bis zu den kleinsten Kleinigkeiten herab, was sie in ihrer Jugend erlebt haben. Es scheint demnach die Anbildung neuer Vermögen, so weit sie überhaupt noch geschieht, auch nicht mehr in der früheren Kräftigkeit zu erfolgen. Sonach werden im Fortschritte des Lebens der elementaren Vermögen immer wenigere und die neuangebildeten werden immer schwächer. Beruht auf ihnen aber die Erregtheit oder Bewußtheit der Seelengebilde, dürfen wir uns dann noch wundern, wenn bei ihrer Abnahme auch der Gedankenlauf minder rasch, minder umfangreich erfolgt und zuletzt auch die geistreichste Seele nur einzelne wenige Gebilde in der Bewußtheit erhält?

Und darin besteht der Blödsinn des Alters.

Er ist demnach durchaus nicht ein Verfall, eine Abnahme der bestehenden Seelengebilde selber, sondern nur eine Stockung in der Bewußtwerdung dieser Seelengebilde in Folge des Mangels an Bewußtseinselementen, welcher Mangel gerade durch das stetige Wachsthum dieser Gebilde an innerer Stärke bedingt ist.

Der Blödsinn des Alters ist demnach vollständig analog mit jenen vorübergehenden Schwächezuständen, die wir in jeder Lebensperiode zu beobachten Gelegenheit haben, nur daß er andauernd ist, weil seine Ursache — das Wachsthum des inneren Seelenseins an Stärke — sich nicht rückgängig machen läßt, sondern stetig fortschreitet. Wie weit aber jene Bewußtseinselemente ausreichen, so weit bringen sie auch immer wieder gerade solche Gebilde in die Bewußtheit, die vermöge ihrer inwohnenden Stärke auch die letzten elementaren Vermögen noch an sich reißen. Dies stimmt vollständig mit der Erfahrung überein. So wird von Kant erzählt: daß er in den Zuständen seiner höchsten Schwäche, wo er sich über die gemeinsten Dinge nicht verständlich ausdrücken konnte, über Gegenstände der physischen Geographie, Naturgeschichte und Chemie, sowie überhaupt über gelehrte Gegenstände, zum Erstaunen richtige und bestimmte Antworten gegeben habe. Wäre das möglich gewesen, wenn sein inneres Seelensein, die erworbenen Seelengebilde selber, dem Verfall Preis gegeben gewesen wären?

Die materialistische Ansicht, daß die Seele mit dem Leibe verfalle, weil alte Leute wieder kindisch werden oder gar in Blödsinn versinken, gehört demnach zu den unvollkommenen Beobachtungen und ist folglich nicht wahr. Eine genaue Beobachtung lehrt: Die Seele verfällt nicht mit dem Leibe, sondern ist in stetigem Wachsthum an innerer Stärke bis an's Lebensende hinaus begriffen. Das ist's, was ich zu beweisen hatte.

Was sich daraus für die Möglichkeit eines selbstständigen Zustandes der Seele, getrennt vom Leibe, folgern lasse, das wolle sich ein Jeder gefälligst selber zurecht legen.

Schließlich erlaube ich mir nur noch hinzuzufügen, daß Verschiedenes, was als Glied zur Beweisführung nöthig war, in diesem Artikel nur oberflächlich be-






rührt werden konnte. Sollte der Gegenstand Jemanden interessiren, den erlaube ich mir auf Dr. Eduard Beneke's psychologische Werke aufmerksam zu machen. Die Seelenlehre hat durch ihn eine so durchgreifende Umwandlung und Ausbildung erhalten, daß sie sich in ihrer neuen Gestaltung jeder andern Erfahrungswissenschaft getrost an die Seite stellen kann.

In Westminster.

Von Caspar Butz.*)

Der mächt'gen Orgel Klang verhallte mählig,
Der letzte Ton brach leis sich am Gewölbe
Des hohen Doms, des Abends Schatten hüllten
Die stolzen Pfeiler ein, die Grabeswelt
Ringsum, Britanniens Unsterblichkeits-
Walhalla sank in immer tief'res Dunkel.
Die weißen Marmorbilder leuchteten
Gespenstig noch von ihren Piedestalen,
Und im Poetenwinkel saß ich sinnend,
Ein Jüngling noch, des fernen Vaterlandes,
Das mich verstoßen, träumerisch gedenkend.

Es war ein dumpfer, schwüler Sommerabend,
Und roth wie Blut die Sonne war gesunken.
Im Abendnebel lag die Riesenstadt;
Auch jene and're Sonne ging zu Rüste,
Die nur mit flücht'gem Schein die Welt erhellte,
Frühblumen wach rief, die dem Lenz vertrauten,
Der unter Stürmen war herein gebrochen,
Vorfrühling nur, von eis'gen Wettern rauh
Begraben bald mit seinen zarten Blüthen;
In neuem Glanze strahlten alle Kronen
Dämonisch in der Völker tiefem Schweigen,
Verhallt war fern von Ungarns Bergen her
Der Freiheit letzter Schlachtendonner.

So
Fand ich mich träumend in dem alten Bau,
Wo eingesargt Britanniens Geschichte,

*) Die mit der Uebersiedelung der Monatshefte verbundenen Wirren haben Herrn Butz für diesmal an der Produktion verhindert. Auf seinen Wunsch bringen wir ein Gedicht, welches zwar vor Jahren schon einmal veröffentlicht wurde, aber dennoch der Mehrzahl unserer Leser unbekannt sein möchte und zu den schönsten des talentvollen Verfassers gehört. D. R.







Dort, wo die Särge reden, jeder Stein
Den Ruhm, die Größe eines Volks verkündet.
Vor meinem Auge lagen klar und hell
Die siebenhundert nun begrab'nen Jahre
Seitdem der erste Quaderstein gefügt
Einst ward zum Tempel hier des höchsten Gottes;
Zu Lettern, riesig sah ich ringsum werden
Die Sarcophage, die in Stein und Marmor
Hier eingehau'n die Muse der Geschichte.

In langen Reihen wallen sie vorüber,
Die Todten der Jahrhunderte, der Mönche
Und der Dechanten üppig stolze Schaar,
In jedem Zug die wandelnde Präbende;
Auch manches Königs reicher Leichenzug,
Der Tempelritter ernste, tapf're Schaar,
Mit Bannern, wehend, und mit Schwertern, klirrend,
Die ihren Heinrich an die Gruft begleiten.
Des dritten Eduards Schild und Schwert erglänzt
In altem blut'gen Schein auf seinem Grabe,
Als trät' mit Füßen noch der Leopard
Des stolzen Frankreichs hehre Oriflamme.
Des fünften Heinrichs königlicher Zug
Zur Gruft wallt dort vorbei, den Alexander
Britanniens in's enge Grab zu betten,
Der stolz entschlief im letzten Siegesrausche;
Mir deucht, als wandle Falstaff mit einher,
Der schnöd Verbannte, heiße Thränen weinend.
Und jenes Catafalkes reiche Pracht:
Es birgt sein Sarg das größte Weib der Britten;
Dumpf murmeln die Dechanten die Gebete
Der Todten um den Staub der Königin;
Zum Prachtbau Heinrich Tudors geht der Zug,
Das Grab ist offen, in die Tiefe steigt
Der Sarg, die Stricke knarren; hörst du nicht
Aus jener nahen Gruft ein tiefes Seufzen,
Aus jener Gruft der Schottenkönigin?
Das Opfer heißt die Mörderin willkommen
Zum langen Schlaf an ihrer Schwester Seite,
Der blutigen katholischen Maria!

Vorüber wallten immer neue Schaaren;
Es gab das Meer die Todten wieder, die
Für Englands Ruhm im Pulverdampfe sanken






Zur Tiefe nieder; eine lange Reihe
Der Admirale, deren Flagge Sieg
In jedem Meere einst verkündet; Helden,
Die des Carnaticks stolze Fürsten schlugen,
Der Britten Fahne pflanzten auf den Wall
Seringapatuams und Misores, die
Ein Reich erobert, das einst widerstanden
Des Macedoniers kampfgeübter Phalanx.
Und Talaveras, Salamancas Sieger,
Hier ruhen sie im Pantheon des Helden;
Der Quebeckstürmer, den der Tod entrafft,
Als die Trompeter die Victoria bliesen;
Die stolzen Schlachtennamen, Ehrentage
Der britt'schen Waffen, von der Blenheimschlacht
Bis hin zu jenem Riesensturz, der sich
Nach Waterloo benennt.

Ja! Hier ist England!
Auf seinem Sockel sitzt der große Isaac,
Der einst die Sonne wog auf seiner Waage;
Dort in der Freiheit Arme sterbend sinkt,
Des langen Kampfes müde, Fox, ihm ruht
Zu Füßen der befreite Sklave; Wilberforce
Aus jenem Winkel lächelt zu dem Freunde.
Und um sie her die Helden des Gedankens;
Vor Allen strahlt in marmorgleicher Schöne
Der große William mit dem stolzen Lächeln,
Zu dessen Füßen mich der Traum umsponnen
Im Mausoleum einer Nation.

Ja! Hier ist England!
Das meerumgürtete, das seinen Dreizack schwingt
Auf allen Oceanen, dessen Pfade
Die Wogen kühn durchfurchen, dessen Heimath
Stolz auf der Tiefe, dessen freier Boden
Stets das Asyl des Flücht'gen und Verbannten,
Das keine Ketten kennt und keine Geißel,
Darin die Freiheit ihre Flügel schwingt!

Doch ach!
Ein Donnerschlag durchschüttert jäh Westminster!
Es ist, als bebt in seinem tiefsten Grunde
Der Quaderbau, als lös'ten sich die Festen
Der Erde, und als schwanke auf den Wogen,







Von ihrem Ankergrunde losgerissen,
Die stolze Insel in den Sturm hinaus.
Verworr'ne Stimmen klingen am Gewölbe:
Der Klageruf zertret'ner Nationen,
Dämon'sche Flüche, hohle Sterbeseufzer,
Der Schall der Geißel auf dem nackten Rücken
Des unterworf'nen Indiers; aus allen Tiefen
Des Oceans, aus Millionen Gräbern
Die halb erstickte Stimme einer nun
Begrab'nen Zeit, die auf zur Freiheit strebte
Und scheiterte an jenen Kreidefelsen,
Englands kalt glitzernd eis'ge Sturmeswehre;
Des eig'nen Volkes Leidens tiefer Ton,
Der markdurchdringendste der Jammerlaute,
Und Englands Elend zürnend trat heran
An Englauds Ruhm.

Da
Verhüllt sein Antlitz tief, ach! Wilberforce,
Im Schooß der Freiheit schließt das Auge Fox,
Und über Cannings hohe Stirne zieht,
Wie Schatten, leis das nahende Verhängniß;
Doch unerschüttert steht der zweite Pitt,
Kalt ist sein Marmor, wie sein Herz im Leben.

Und nun
Ein falber Blitz durchleuchtet das Gebäude,
Die Thür von Erz springt auf, ein Hauch des Lebens
Dringt in die Todtenkammer, summend braus't
Viel tausendstimmig ein gewalt'ger Chor
Von Stimmen hin und wieder, wie ein Meer,
Noch ohn' des Sturmes laute Dominante;
Und tief hervor dort tritt ein düstrer Mann,
Es zittern in der Gruft die Könige,
Und in des siebenten Heinrichs Prachtcapelle
Wirft er ein Königshaupt, und dumpf erdröhnend
Hallt' seine Stimme wieder an den Mauern,
Als jenes eine Wort er rief, das einst
Von einem Blutgerüste niederklang,
Das eine Wort: Remember!

Wohlbekannt war mir
Der Mann; in meine Träume war er oft
Hinabgestiegen; ja! das düstre Antlitz,
Die Warze über seinen Brauen, Ernst







In allen Zügen — ja! es war der Held,
Der umgeht in dem weiten Inselreiche,
Der stolzeste Vertreter einer Zeit,
Die sich mit ihm in seinen Sarg gebettet,
Doch die nicht hing mit ihm an Stuarts Galgen,
Und die er wach ruft wieder, wenn die Stunde
Gekommen.

Da dröhnte ferne
Vom hohen Dom St. Pauls ein Glockenschlag,
Und ich erwachte, und zu Shakespeare's Antlitz
Schlug ich die Augen auf, mit Blicken fragend;
Er aber, der Unsterbliche, blieb stumm,
Mit Marmorfinger auf die Tafel deutend
In seiner Hand.*)

Und bald umfing mich wieder
Das brausende Gewühl der großen Weltstadt.

Der Heimathlose.

„Gestorben: An Bord der Vereinigten Staaten Korvette Levant am 11. Mai, Philipp Nolan."

Wenige nur mögen diese Ankündigung in einem der Tagesblätter während der ersten Tage des Monats August 1865 gelesen haben, und in noch Wenigeren mag durch den Namen, welchen sie enthält, die Erinnerung des Ereignisses angeregt sein, welches ihn mit der früheren Geschichte unseres Vaterlandes verbindet. Aber die Aufmerksamkeit Tausender wäre durch diese Anzeige angeregt worden, wenn der Führer der „Levant", statt sich jener Worte zu bedienen, geschrieben hätte: Gestorben am Bord der Ver. „Staaten-Corvette Levant", am 11. Mai, der Mann der kein Vaterland besaß. Denn so war Philipp Nolan Denjenigen bekannt, unter deren Obhut er sich abwechselnd gestellt fand, und es gab unter ihnen Männer, die, obgleich sie an demselben Tische mit ihm speis'ten und aus derselben Flasche mit ihm tranken, nicht wußten, daß er Nolan heiße, oder daß er überhaupt einen Namen besitze.

Seitdem er gestorben, braucht das Geheimniß nicht länger bewahrt zu

*) Auf Shakespeare's Monument in Westminster stehen folgende Strophen aus dem „Sturm":

„The cloud-capp'd towers, the gorgeous palaces,
The solemn temples, the great globe itself,
Yea, all which it inherits, shall dissolve,
And, like the baseless fabric of a vision,
Leave not a wreck behind."







werden, das sich an seine Geschichte knüpfte. Bisher, und zwar seit dem langen Zeitraum, der seit der Administration Madison's verflossen ist, wurde den Officieren, die nach einander zu Wächtern des Unglücklichen gemacht waren, das Ehrenwort abgenommen, daß sie nichts über ihn sagen, nichts über ihn berichten wollten. Was über ihn nach Washington rapportirt wurde, theilte das Loos der übrigen Archive, als Roß die öffentlichen Gebäulichkeiten der Bundeshauptstadt verbrannte. Einer der tüchtigsten Seeleute jener Zeit — es mag Tucker oder Watson gewesen sein — war damals Nolans Hüter; aber als er nach Washington zurückkehrte und dem Marineminister seinen Bericht erstattete, fand er, daß man dort Nolans Angelegenheit gänzlich ignorire. Ob man wirklich nichts von ihr wußte, oder nichts von ihr wissen wollte, das ist mir unbekannt. So viel ist aber gewiß, daß seit 1817, und vielleicht schon seit einigen Jahren vorher, kein Flottenofficier den Namen Nolans in seinem Rapport nannte.

Aber, wie oben gesagt, die Sache braucht nicht länger geheim gehalten zu werden. Nun Nolan todt ist, mag seine Geschichte nutzbringend sein, und so will ich denn erzählen von dem Manne, der kein Vaterland besaß.

Ein recht frischer und versprechender Bursch war Philipp Nolan, als er sich der „Westlichen Legion" anschloß, wie damals die westliche Division unserer Armee genannt wurde. Als Aaron Burr zum ersten Mal den Süden besuchte — es mag 1804 oder 5 gewesen sein — wollte der Zufall es so fügen, daß er Nolan's Bekanntschaft machte und an dem schmucken, intelligenten jungen Officier Gefallen fand. Er näherte sich ihm, ging viel mit ihm um, nahm ihn mit sich aus und gewann dadurch sein Herz. Das Kasernenleben war für Nolan fortan unerträglich. Häufig schrieb er an Burr, denn das war ihm von dem großen Herrn gnädigst gestattet worden. Lange, schwülstige Briefe schrieb er, korrigirte sie sorgfältig und übertrug sie dann ins Reine, um auf Burr nur den besten Eindruck zu machen. Aber niemals erhielt er eine Antwort von seinem Protektor. Die andern Officiere neckten ihn, weil er seine Zeit solchen Kundgebungen unerwiederter Anhänglichkeit für einen von ihnen eben nicht sehr geachteten Politiker opferte, während sie diese Mußestunden durch Karten- und Würfelspiel ausfüllten; aber eines Tages feierte Nolan doch den lang erhofften Sieg. Noch einmal erschien Burr unter ihnen, doch diesmal nicht als Politiker oder harmloser Reisender, sondern als der Löwe des Tages. Nachdem er alle möglichen Anfechtungen überstanden, war er jetzt da — hinter ihm ein großes Heer, wie die Fama sagte, vor ihm ein Kaiserreich. Wohl war dies ein großer, ein bedeutungsvoller Tag für Philipp Nolan. Burr war kaum angekommen, als er ihn schon holen ließ. Abends speis'te Nolan bei ihm und später gingen die Beiden im hellen Mondenschein spazieren. Als sie zurückkamen, war Philipp Nolan ein verlorner Mann, gehörte mit Leib und Seele dem argen Verführer, war damals schon, obgleich er es nicht wußte, heimathlos.

Was Burr eigentlich im Schilde führte, weiß ich so wenig wie du, lieber Leser. Aber als die große Katastrophe endlich erfolgte, als Präsident Jefferson







mit geharnischter Hand darein fuhr und jenen großen Hochverrathsprozeß zu Richmond abhalten ließ, da folgte man auch dort unten am Mississippi diesem Beispiel durch eine Reihenfolge von Kriegsgerichten über die minder prominenten Persönlichkeiten, welche an Burr's Programm mit gearbeitet. Ein Oberst wurde nach dem andern prozessirt, und um die Zahl voll zu machen, zog man auch Philipp Nolan zur Verantwortung. Gott weiß, es war Zeugniß genug gegen ihn vorhanden. Daß er des Dienstes satt, daß er ihn gern verlassen, daß er der Himmel weiß wohin marschirt wäre, um sich in Stücke hauen zu lassen, wenn es nur geheißen hätte: Auf Befehl Seiner Excellenz Aaron Burr's, alles dies war klar wie das Tageslicht. Die hervorragenderen Anrüchigen wurden freigesprochen, die unbedeutenderen verurtheilt. So auch Nolan. Doch man würde wohl niemals wieder von ihm gehört haben, wenn er nicht in einem Anfall von Verzweiflung über das ihm Widerfahrene ausgerufen hätte, als das Kriegsgericht die übliche Frage an ihn stellte, ob er durch sein früheres Verhalten im Dienst der Ver. Staaten ein milderes Urtheil zu beanspruchen gedenke:

„Zum Teufel mit Euren Vereinigten Staaten! Ich wollte, ich hätte nie von ihnen gehört, sähe sie niemals wieder." — Er wußte nicht, wie dem Vorsitzenden des Gerichts, dem alten Obersten Morgan, diese Worte ins Herz fuhren. Die meisten der Offiziere, die dort im Gericht bei ihm saßen, hatten den Revolutionskrieg mitgemacht und ihren Hals für das Land riskirt, welches Nolan eben verflucht hatte. Er dahingegen war auf einer Plantage erzogen, dort im Südwesten, wo das „spanische Complott" und das „Orleans Complott" die Hauptepochen in dem Leben der Bevölkerung bildeten, wo er höchstens zuweilen einen französischen oder spanischen Offizier sah, und wo der Name „Die Vereinigten Staaten" damals kaum noch zu einer Realität geworden war. Es ist wahr, diese „Vereinigten Staaten" hatten ihn genährt seitdem er in die Armee getreten, ihnen hatte er Treue geschworen, ihnen gehörte die Uniform, welche er trug, und das Schwert an seiner Seite, ja, es war nur weil die „Vereinigten Staaten" ihn zu einem Vertrauens- und Ehrenposten erhoben, daß Aaron Burr sich für ihn mehr interessirt hatte als für den Bootführer, der ihn den Mississippi herabgebracht. Ich will Nolan nicht in Schutz nehmen oder entschuldigen; ich will nur zeigen, wie er dazu kam, sein Vaterland zu verfluchen, und den Wunsch zu äußern, daß er niemals wieder von ihm hören möge.

Und nur einmal in seinem Leben hörte er wieder von ihm. Von jenem Moment bis zum Tage, wo er starb, traf der Name seines Vaterlandes nur einmal wieder sein Ohr. Ueber ein halbes Jahrhundert war er ein Heimathloser.

Der alte Morgan war tief erschüttert. Er ließ die Mitglieder des Kriegsgerichts in sein Privatzimmer treten, um sich dort zu berathen. Als sie zurückkamen, war Morgan's Gesicht weiß wie die Wand, und er sagte:

„Nolan, hören Sie das Urtheil des Kriegsgerichts. Es ist dies, daß Sie, wenn der Präsident dazu seine Genehmigung giebt, niemals wieder den Namen der Ver. Staaten hören sollen."






Nolan lachte laut auf, aber Niemand lachte mit ihm. Der alte Morgan sprach zu feierlich, und während seine bebenden Lippen das Urtheil verkündeten, hätte man eine Nadel zu Boden fallen hören können. Als das Gelächter des Verurtheilten erstorben, fuhr Morgan fort:

„Man führe den Gefangenen nach New-Orleans und übergebe ihn dem dort kommandirenden Flottenoffizier."

Nolan wurde fortgeführt. Als er den Saal verlassen, rief der Oberst den wachehabenden Offizier zurück.

„Es darf Niemand den Namen der Vereinigten Staaten in der Gegenwart des Gefangenen nennen", sagte er. „Er ist sofort auf ein Kriegsschiff zu bringen, und es darf nicht zu ihm gesprochen werden bis schriftliche Befehle für die Behandlung dieses Menschen eintreffen."

Ich glaube, daß Oberst Morgan persönlich nach Washington ging, um über das Urtheil Nolan's genauen Bericht zu geben. Genug, der Präsident billigte es und gab seine Unterschrift. Bevor der „Nautilus", auf den der Verurtheilte gebracht, von New-Orleans die nordatlantische Küste erreicht, hatte Nolan kein Vaterland mehr.

Als ich dreißig Jahre später zweiter Lieutenant auf dem Intrepid war, sah ich das Original der Instruktionen, die auf Nolan Bezug hatten. Ich habe immer bedauert, daß ich nicht gleich eine Abschrift nahm, doch lauteten sie folgendermaßen:

Montgomery, 9. December 1807.

Mein Herr!

Lieutenant Neale wird einen gewissen Philipp Nolan, früher Offizier in der Armee der Ver. Staaten, Ihrer Obhut überliefern.

Derselbe hat, während ein Kriegsgericht über ihn abgehalten wurde, den mit einem Fluch über sein Vaterland begleiteten Wunsch geäußert, daß er niemals wieder von den Ver. Staaten hören möge, und das Gericht hat es für gut befunden, diesem Wunsch Genüge zu leisten.

Dem Marineministerium ist die Ausführung des dahin zielenden Befehls des Präsidenten geworden.

Sie werden daher den Gefangenen auf Ihr Schiff nehmen und ihn dort mit allen Vorsichtsmaßregeln gegen einen Fluchtversuch umgeben. Die einem Officier seines früheren Ranges zukommenden Rationen sind ihm zu verabreichen, wie auch die nöthige Kleidung. Die Offiziere Ihres Schiffes können, so weit es ein geselliges Zusammenkommen mit dem Gefangenen betrifft, ganz ihren Neigungen folgen, doch ist es der Wunsch des Präsidenten, daß ihm keine entehrende Behandlung werde, und daß man ihn nicht unnöthiger Weise daran erinnere, daß er ein Gefangener ist.

Aber unter keinen Umständen darf in seiner Gegenwart von den Vereinigten Staaten gesprochen, oder ihm Auskunft irgend welcher Art über sein früheres Vaterland ertheilt werden, und Sie werden die Schiffsoffiziere nicht allein







beauftragen, diese Regel unter keiner Bedingung zu überschreiten, sondern ihnen auch ein durch Ehrenwort verbürgtes Versprechen zu diesem Zweck abnehmen.

Die Regierung wird dafür sorgen, daß Nolan sein Heimathland niemals wiedersehe. Bevor Sie von Ihrer jetzigen Sendung zurückkehren, werden Ihnen Befehle zukommen, welche diese Absicht in Ausführung bringen werden.

Für den Marineminister
M. Southard.

Wenn ich die übrigen diesem Briefe angehefteten Papiere hätte durchsehen können, so würde sich keine Lücke in meiner Geschichte einstellen. Ich kann aber jetzt nur die Vermuthung aussprechen, daß der Kapitain des Nautilus denselben Brief des Marineministeriums seinem Nachfolger einhändigte, und das Schreiben dem unglücklichen Nolan auf jedes Schiff folgte, auf das er versetzt wurde. Der Führer des Levant mag es wohl noch jetzt besitzen.

Aber auch das System der Behandlungsweise des Gefangenen verpflanzte sich von Schiff zu Schiff. Keine der Tischgenossenschaften, in welche das Offiziercorps sich theilte, mochte ihn als Gast bei sich sehen, denn in seiner Gegenwart durfte man nicht von der Heimath sprechen, nicht von Politik oder Briefen, nicht von Frieden oder Krieg, Gegenstände, die doch fast allein den Stoff zur Unterhaltung auf hoher See abgeben. Aber sie mochten ihn auch nicht so isolirt, so verlassen dastehen lassen, und so kam man denn auf ein System überein. Montags speis'te er in des Kapitains Kajüte und an den andern Tagen mit einer bestimmten Tischgenossenschaft. Zuweilen luden ihn auch die Matrosen zu einer ihrer kleinen Festlichkeiten ein, und er ging dann in Begleitung eines Offiziers dahin, nachdem es den Leuten noch vorher eingeschärft war, nicht von der Heimath zu sprechen. Er war schüchtern und zurückhaltend gegen die Meisten, doch hatte er später auch seine Lieblinge, und von diesen war ich der von ihm am meisten Bevorzugte.

Bald nachdem ich auf die Fregatte kommandirt war, gingen einige der Unsrigen mit mehreren Offizieren des Brandywine, den wir vor Alexandria angetroffen hatten, ans Land, um einen längeren Urlaub zum Besuch der Pyramiden zu benutzen. Das Gespräch kam auf Nolan, der, weil es ihm niemals erlaubt war das Land zu betreten, auch jetzt zurückgeblieben war, und dem man dafür das innigste Bedauern schenkte. Man sprach von dem starren, unbeugsamen System, das seiner Behandlung zu Grunde lag, erzählte von den Büchern, die man ihm leihen durfte, wenn sie nur nicht in Amerika gedruckt waren und nichts über unser Vaterland enthielten, von den europäischen Zeitungen, die man ihm zukommen ließ nachdem sie erst einer gründlichen Censur unterworfen waren und man jede Zeile zuvor ausgeschnitten hatte in welcher von dem Vaterlande die Rede war. Recht in der Mitte von den Berichten über Napoleon's große Schlachten, oder auch in den interessantesten Theilen der Reden Cannings hatte der arme Nolan daher zuweilen ein Loch gefunden, weil auf der Rückseite vielleicht der Name seines Heimathlandes genannt, oder die Nachrichten von






jenseits des großen Oceans, die ein angekommenes Schiff gebracht, dort gedruckt waren. Dies war das erste Mal, daß ich Näheres über die Behandlungsweise, welche Nolan erlitt, hörte. Ich erinnere mich dessen um so deutlicher, als Phillipps, der die Partie mitmachte, uns bei dieser Gelegenheit einen Vorfall, der Nolan betraf, mittheilte, welcher sich am Cap der guten Hoffnung zugetragen, wohin der Gefangene auf dem Nautilus seine erste Reise machte. Unsere Corvette war dort mit englischen Kriegsschiffen zusammengetroffen, und die Offiziere hatten eine so enge Kameradschaft geschlossen, daß bei der Abfahrt einer der Engländer dem guten Phillipps eine Anzahl Bücher verehrte, eins der liebsten Geschenke, die einem Seemann gemacht werden können. Nun wollte der leidige Zufall es aber, daß darunter auch einige von Walter Scotts Werken waren, namentlich auch „Des Minnesängers letzter Sang," welcher für die Engländer keine Novität, für unsere Jungen aber ganz neu war. Shaw las die Bücher in höchsteigner Person von A bis Z durch, denn er wußte wohl, daß sie später in Nolan's Hände fallen würden, meinte aber, sie seien ganz harmlos, obgleich Phillipps mir einst unter vier Augen zuschwor, daß derselbe Shaw den Shakespeare'schen Sturm als Censor für Nolan verwarf, weil, wie er sagte, „die Bermuden eigentlich uns gehören müßten, und bei allen Heiligen, auch einst unser werden würden." Es war Nolan daher stillschweigend gestattet, sich bei unsern Offizieren auf das Verdeck hinzusetzen als sie zurückkehrten und sich durch Vorlesen der neuen Werke unterhielten. Heut zu Tage mag es auf unsern Schiffen anders zugehen, damals aber hielt man es nicht für unpassend, sich auch etwas außerhalb des Fachstudiums zu halten. Gut; endlich kam denn die Reihe des Vorlesens an Nolan. Keiner von den Unsrigen kannte das Buch; nur das wußte man, daß es pure Fiktion war und über eine Zeit handelte, die wir um zehntausend Jahre hinter uns hatten. Er las und las, nahm einen Trunk Wasser und las dann wieder, bis er auf folgende Stelle kam:

So leer wird doch ein Herz nicht schlagen,
Daß nimmer sollt' es zu sich sagen.

Uns, denen diese Strophen so heimisch klingen, scheint es positiv unmöglich, daß man sie überhaupt zum ersten Mal gehört haben könne, aber so war es dennoch mit den Offizieren des Nautilus. Auch Nolan fuhr mechanisch zu lesen fort, als wisse er kaum um was es sich handele:

„Dies ist mein theures Vaterland!"

Nun fühlte Jeder, daß dahinter noch mehr stand. Aber Nolan, obgleich er etwas blasser wurde, fuhr dennoch fort:

„Wem klopfet stürmisch nicht das Herz,
Wenn er die Schritte heimathwärts
Gewendet hat vom fremden Strand?
Giebt's einen Solchen, merkt ihn Euch!

Als er so weit gekommen, hätten Alle den Hals darum gegeben, wenn der








Arme nur ein paar Seiten überschlagen, aber dazu hatte er nicht Geistesgegenwart genug, und mit stockender Stimme hub er abermals zu lesen an:

„Ihn freuet nicht der Töne Reich.
Ob Titel ihn und Namen schmücken,
Der Erde Schätze ihn beglücken,
Ob Rang und Reichthum ihn erhebt —
Ein Wicht, der nur sich selber lebt!"

Hier erstarb seine Stimme. Er sprang wild erregt empor, warf das Buch in die See und stürmte in seine Kajüte. Während voller zwei Monate hat man ihn nicht wieder gesehen.

Man sagte mir, daß Nolan, als er zuerst auf den Nautilus gebracht wurde, sein Urtheil für einen guten Witz ansah, von dem Vergnügen sprach, das ihm auf seinen Reisen bevorstehe, und die Sache überhaupt sehr leicht nahm. Von dem Augenblick dieses Vorfalls bei dem Cap aber wurde er ein anderer Mensch. Man sah ihn selten lesen, noch weniger sich den Offizieren kameradschaftlich anschließen. Selbst als ich ihn kennen lernte, hatte seine Schüchternheit nicht nachgelassen, und er sprach wenig wenn er nicht angeredet wurde, außer zu Einigen, denen es gelungen war, sich ihm zu nähern.

Als der Nautilus auf der Heimreise begriffen war, kreuzte Capt. Shaw einige Tage auf der Höhe der westindischen Inselgruppe, und die Matrosen sagten sich bereits, daß die Offiziere des Pökelfleisches satt wären und sich mit Schildkröten versorgen wollten, als eines Morgens der Warren herangesegelt kam und Signale mit ihm wechselte. Bald erklärte sich das Räthsel. Es wurde Nolan bedeutet, daß er seine Sachen in ein Boot zu bringen habe, denn der Warren, nach dem Mittelmeer bestimmt, werde ihn aufnehmen. Bisher mochte er aus dem Cours des Schiffes geahnt haben, daß es „heimwärts" gehe, und um so herber war die Enttäuschung. Er sah jetzt, daß es für ihn keine Heimath gebe, selbst kein Gefängniß in der Heimath. Einige zwanzig Mal ist er seitdem von Schiff zu Schiff versetzt worden, doch niemals kam er dem Vaterlande nahe.

Vielleicht war es auf dieser zweiten Fahrt, jedenfalls aber trug es sich innerhalb der ersten Jahre seines Exils zu, daß der Zufall ihn in die Nähe der ihrer Schönheit wegen berühmten Frau Graff brachte. Das Schiff hatte schon lange in der Bai von Neapel gelegen und die Offiziere waren so freundlich von der dort stationirten Flotte aufgenommen, daß sie endlich auf den Einfall kamen, die ihnen erwiesenen Höflichkeiten durch einen Ball auf ihrem Schiffe zu erwiedern. Nun aber brauchten sie Nolan's Kajüte zu einem Ankleidezimmer und mochten es nicht thun ohne ihn selbst einzuladen, und so baten sie denn den Capitain um die Erlaubniß, es thun zu dürfen, was er ihnen auch gern gestattete, vorausgesetzt daß man ihn nicht mit Leuten sprechen lasse, die über verbotene Gegenstände mit ihm reden könnten. Die Sache wurde also gemacht und die Festlichkeit ging mit dem größten Eclat vor sich, denn es hielten sich zu der Zeit






schon viele amerikanische Familien im herrlichen Italien auf, und was diese nicht an Damen aufweisen konnten, ersetzten die anwesenden Engländer und die haute volée von Neapel.

Von den Offizieren schloß sich unter dem Vorwande eines freundschaftlichen Gesprächs Einer nach dem Andern Nolan an, damit kein Uneingeweihter mit ihm spreche; aber bald vernachlässigte man diese Vorsichtsmaßregel, denn Niemand schien sich um Nolan zu bekümmern. Plötzlich ging er quer über das Verdeck auf Frau Graff zu, die er, als sie noch unverheirathet war, häufig auf Bällen in New-Orleans gesehen hatte. Bevor Shubrick, der in der Nähe stand und ihn kommen gesehen, es verhindern konnte, hatte Nolan die schöne Frau angeredet.

„Ich hoffe, daß Sie sich meiner noch erinnern, Miß Rutlidge," sagte er." „Wollen Sie mir die Ehre des nächsten Tanzes erweisen?" —

„Oh, ich bin freilich nicht länger Miß Rutlidge," antwortete sie, „aber das macht nichts aus, Mr. Nolan; ich werde doch mit Ihnen tanzen." —

Und mit einem Blick auf Shubrick, der ihm sagte, daß von er ihr nichts zu befürchten habe, nahm sie seinen Arm.

Nolan war überglücklich. Durch diesen Staatsstreich seinen Beobachtern entrückt, sah er sich jetzt die Gelegenheit geöffnet, etwas über das zu hören, was seinem Herzen so nahe lag. Aber vorsichtig begann er die Sonde anzulegen. Er sprach von der Reise der liebenswürdigen Frau, von dem Vesuv, von der Gesellschaft in Neapel, und als er sie so recht redselig gemacht, da brachen seine Gedanken aus ihrem Versteck hervor. Frau Graff sagte mir viele Jahre später, als sie mir dies Zusammentreffen schilderte, daß seine Stimme plötzlich einen gedämpften, zitternden Ton annahm, als er fragte:

„Und was giebt es Neues in der Heimath, Frau Graff — haben Sie kürzlich Briefe von draußen gehabt?" —

Shubrick behauptet noch heutzutage, daß die Augen des schönen Weibes Nolan förmlich zu durchbohren schienen, als sie ihm ihren Arm entzog und antwortete:

„Aus der Heimath, Herr Nolan? Wie, ich habe immer gehört, daß Sie keine Heimath hätten, und daß Sie von der, die Sie einst gehabt, niemals wieder zu hören wünschten!"

Damit wendete sie sich von ihm ab und zu ihrem Gatten, und Nolan war abermals allein wie er es immer war.

Er tanzte nicht wieder.

Eine geordnete Zusammenstellung seiner Geschichte vermag ich nicht zu geben. Was ich von ihm erzähle, sind Traditionen, welche sich von Schiff zu Schiff verpflanzt haben. Es sind kurze Bruchstücke aus einer Periode des Kummers und der Verzweiflung, die sich über viele, viele Jahre erstreckte. Doch war diese auch nicht ganz ohne ihre Lichtblicke. Der Krieg, welcher bald nach dem oben beschriebenen Intermezzo ausbrach, ließ Nolan in einer ganz andern Rolle







erscheinen. In einem jener wilden Seekämpfe traf den Warren die Vollkugel einer englischen Fregatte und tödtete oder verwundete die ganze Bemannung eines seiner Geschütze. Nun mag man wohl sagen, daß dies in Seetreffen zu den gewöhnlichsten Vorfällen gehört, aber es gehört viel Muth und Festigkeit dazu, in ein solches Schlachthaus unter Deck zu gehen, wenn es von Blut und zermalmten Fleischmassen strotzt, und dort fortzuarbeiten. Als noch Alles still drunten war, sprang Nolan herab, hob die Todten und Verwundeten auf's Verdeck, rief dann frische Leute zu sich, stellte Jeden an dem richtigen Platz auf, lud das Stück mit eigener Hand, visirte und feuerte, und so ging's ein halbe Stunde lang, bis der Capitain, vor Erstaunen außer sich, unter Deck ging, um zu sehen, wie es denn eigentlich zuginge, daß diese Kanone zwei Schüsse für jeden einzelnen Schuß der übrigen Geschütze feuerte. Er fand Nolan, nackt bis an den Leib, seelenvergnügt neben der Kanone sitzend, die er eben abkühlen ließ.

„Ich zeige den Leuten nur wie wir's in der Artillerie machten," sagte er, und alle Berichte sind sich über die Antwort einig, die der Kapitain ihm gab.

„Dank Ihnen, Nolan, tausend Dank im Namen des Vater........"

Dann schoß es dem alten Seehunde wie ein Blitz durch den Kopf, zu wem er spreche.

„Man wird Ihnen dies nie vergessen," fuhr er fort, „und auch Sie werden Ursache haben, nicht zu vergessen, was Sie für uns gethan." —

Als die Affaire vorüber war und der stolze Engländer sein Schwert überliefert hatte, da hieß es vom Quarterdeck her:

„Wo ist Mr. Nolan? Man schicke ihn hierher — ich will ihn sprechen." —

Als der Heimathlose kam, redete ihn der greise Capitain an:

„Es werden heute Depeschen geschrieben werden, Nolan — verstehen Sie mich?"

Nolan nickte bejahend. Die Kehle war ihm zugeschnürt.

„Und in diesen Depeschen wird von Ihnen die Rede sein — haben Sie mich verstanden?" —

„Ja — ja — —"

Er schien sich kaum aufrecht halten zu können.

Dann schnallte der Capitain seinen Degen ab — den Staatsdegen, den er nur bei außerordentlichen Gelegenheiten trug — und gab ihn Nolan hin. Und der arme Kerl weinte wie ein Kind, denn seit jenem verhängnißvollem Tage, wo er sein Urtheil gehört, hatte er kein Schwert getragen.

Sein Name wurde in den Depeschen nicht allein genannt, sondern auch über alle andern hervorgehoben. Man sagt, daß der Capitain noch einen Privatbrief an den Marineminister schrieb und um die Begnadigung Nolans bat, aber es kam niemals etwas danach. Wie ich schon bemerkt habe, es geschah dies um ungefähr die Zeit, als der Prozeß und das Urtheil in Washington halb und halb in Vergessenheit geriethen, und von welcher an Nolan's Gefangenschaft sich nur deshalb hinauszog, weil es der Verwendung für ihn an Ausdauer fehlte.

Meine eigene Bekanntschaft mit Philipp Nolan fing erst sieben oder acht







Jahre nach dem Kriege an, und zur Zeit als ich noch Cadet war. Damals verdrehte das immer noch über mein Vaterland regierende „Haus von Virginien" fromm die Augen, wenn vom überseeischen Sklavenhandel die Rede war, und ermannte sich hin und wieder auch wohl einmal zu schüchternen Schritten, ihm Einhalt zu thun. Auf eine derartige Mission wurden wir auch gesandt, und es währte nicht lange, bis wir einen portugiesischen Schooner antrafen, der Sklaven am Bord hatte. Ein Offizier wurde hingeschickt, um ihn in Besitz zu nehmen. Doch bald ließ er uns wissen, daß er Jemanden haben müsse, der portugiesisch sprechen könne. Nun wußte aber unter den Unsrigen Keiner mehr von dieser Sprache als von der hebräischen, und schon wollte der Kapitän auf's Vorderdeck schicken, um zu sehen, ob unter den Matrosen einer sei, der den Dollmetscher spielen könne, als Nolan vortrat und sich zu diesem Zweck zur Verfügung stellte. Das Anerbieten wurde angenommen, ein Boot ausgerüstet, und in dieses Boot wurde auch ich kommandirt.

Als wir an den Schooner kamen, bot sich uns eine Scene dar, wie ich sie nie gesehen, niemals wieder zu sehen wünsche. Schmutz ohne Ende, und Chaos inmitten dieses Schmutzes. Es waren zwar nicht viele Neger am Bord, aber um sich verständlich zu machen, hatte Vaughan, unser Lieutenant, ihnen die Handschellen abgenommen und sie der Veränderung wegen den Portugiesen angelegt, und jetzt schwärmten die Schwarzen auf „das Verdeck", umringten Vaughan und redeten ihn in allen Mundarten an, vom Patois des Zulu bis zum klassischen Beledeljereedschen.

„Um des Himmels willen", rief Vaughan von einem Oxhoft aus, dessen er sich zum Zweck einer Tribüne bedient hatte, kann Einer von Euch mir aushelfen? Die Kerle haben schon Rum getrunken wie Wasser, aber das macht sie nur noch zungenfertiger, und diesem großen Neger hab' ich schon zwei Mal den Schädel einzuschlagen versucht, aber selbst das beruhigt ihn nicht."

Nolan sagte, er könne portugiesisch sprechen, und ein paar Halbblut-Neger, die im Dienst der Besatzung des Schooners während des Ladens bei Fernando Po gestanden hatten, wurden vorgeführt, um das verdollmetschte Englisch wieder zu verdollmetschen.

„Sagt ihnen, daß sie frei sind," rief Vaughan aus, „und daß diese Kerle und auch Ihr aufgeknüpft werden sollt sobald wir dazu Stricke genug haben."

Dann erfolgte ein Brüllen, Jubeln und Füßeküssen, daß Vaughan für einen Augenblick zweifelhaft war, ob es mit ihm selbst nicht gefährlicher stände als mit den Portugiesen.

„Sagt ihnen", rief er wiederum, „daß ich sie Alle nach Cap Palmas bringen werde."

Dies fand nicht so warmen Anklang. Cap Palmas lag ungefähr so weit von der Heimath dieser Unglücklichen, wie Rio Janeiro oder New-Orleans, und sie würden von dort niemals nach Hause kommen können. Die Dollmetscher wagten es daher augenblicklich, durch ein leises „Ah nonPalmas", gegen diese Absicht zu protestiren, und Vaughan, erstaunt darüber, daß seine Absicht






den Negern nicht gleich übersetzt wurde, fragte Nolan, was Jene ihm gesagt. Die Tropfen standen auf des Heimathlosen Stirn, als er der Menge durch ein Zeichen Schweigen gebot und Vaughan antwortete.

„Die Dollmetscher bitten, daß man die Leute nicht nach Palmas bringe", agte er. „Sendet sie heim, flehen sie im Namen dieser Neger, heim zu ihren Weibern und ihren Kindern."

Inzwischen hatten die Dollmetscher mit der Menge gesprochen. Ich beobachtete sie genau. Hier ein Auge voll Thränen, dort ein Blick düsterer Verzweiflung. Mehrere der Schwarzen sprachen, und was sie sagten, wurde Nolan übersetzt.

Und dann fuhr dieser, zu Vaughan gewendet, fort:

„Einer bittet im Namen seiner alten Eltern, daß man ihn heimsende, denn sonst würden diese verhungern. Ein Anderer sagt, daß er in einem Kanoe den Fernando Po herabgekommen, um den weißen Doktor zu holen für sein krankes Kind, als diese Teufel sich seiner bemächtigten und ihn auf das Schiff brachten, und daß er Niemanden aus der Heimath seitdem gesehen, und nicht wisse, ob das Kind noch lebe. Und ein Dritter, fügte Nolan hinzu, hat schon sechs Monate in der Barracoon des Sklavenhändlers gesessen, und während all' dieser Zeit nichts von zu Hause gehört."

Die Folterqualen, welche Nolan während dieser Scene erlitt, spiegelten sich so stürmisch auf seinen Mienen ab, daß Vaughan immer noch behauptet, das Mitleid, welches er für ihn empfunden, habe ihm die ersten grauen Haare gemacht. Ich selbst, obgleich mir die Geschichte Nolan's damals nur noch in den dürftigsten Umrissen bekannt war, fühlte mich so ergriffen durch sein Leiden, daß ich rasch in das Boot sprang, um nur nicht noch länger Zeuge seines Schmerzes zu sein.

„Sagt ihnen", hörte ich Vaughan noch rufen, „sagt ihnen, daß sie in ihre Heimath geschickt werden sollen. Sagt ihnen, daß wenn ich auch mein Schiff durch die große Wüste führen sollte, nach Hause geht's, das ist nun einmal sicher— aber jetzt auch kein Wort mehr."

Nolan übersetzte so gut er konnte; dann aber vermochte er es nicht länger zu ertragen und sprang zu mir ins Boot herab, während ein Sturm von Segenswünschen in allen Dialekten Afrikas ihm folgte.

„Siehst Du, Knabe", sprach er zu mir, indem er meine Hand ergriff und mir in's Auge blickte, „siehst Du, das ist das Loos Dessen, der ohne Freunde, ohne Heimath ist. Und wenn Du Dich jemals versucht fühlst, ein Wort zu sprechen, das Dich auf ewig Deiner Familie, Deinem Herd und Deinem Vaterland entfremden kann, dann flehe zu Gott, daß er in seiner Allgüte Dich abrufen möge bevor der Moment der Reue da ist."

Ich war tief erschüttert durch die Wildheit der Aufregung, die sich seiner bemächtigte, und stotterte das Versprechen hervor, dem Vaterlande immer treu bleiben zu wollen. Er schien meiner kaum zu achten, aber bevor wir unsere







Corvette erreichten, von deren Mastspitze das Sternenbanner so stolz und freundlich flatterte, hörte ich ihn noch vor sich hin flüstern:

„Wenn mir Jemand so gesprochen, als ich von dieses Knaben Alter war! Wie glücklich könnte ich dann sein!"

Ich glaube, es war dieser Vorfall, dem ich das nähere Verhältniß zuschreiben kann, welches sich später zwischen uns entspann. Er war mir fortan ein freundlicher Gefährte. War es meine Wacht nach Mitternacht, so kam auch er auf's Verdeck und unterhielt sich mit mir, bis ich abgelöst wurde. Er lehrte mich Alles, was er wußte, und selbst in der Seemannskunde vermochte er mir an die Hand zu gehen. Von sich selbst aber sprach er während unserer langen Unterhaltungen niemals; auf seine Geschichte deutete er in keiner Weise hin. Das Scheiden von ihm bei St. Thomas wurde mir schwerer, als das von meinen Kameraden, und ich fühlte mich hochbeglückt, als ich im Jahre 1830 noch einmal in seine Nähe kam. Später, als ich von Stufe zu Stufe stieg und einigen Einfluß in Washington zu haben glaubte, setzte ich Himmel und Erde in Bewegung, um Nolan's Begnadigung zu erwirken, aber ebenso leicht wäre es gewesen, einen Geist aus der Hölle zu erlösen. Im Marineministerium behauptete man steif und fest, daß es keinen Nolan gebe und daß es niemals einen gegeben habe, der eine solche Strafe erlitten. So sagt man dort vielleicht noch jetzt. Es mag sein, daß das Ministerium nichts von ihm weiß; er wäre wahrlich nicht der Erste, von dem man dort nichts wüßte.

Ich kenne nur ein Loos, das noch unerträglicher ist als das seinige — das Loos Derjenigen, die sich freiwillig von ihrem Vaterlande getrennt haben, nachdem sie versucht, es zu verderben. Der Wunsch des „armen Nolan", denn so nannten wir ihn Alle, nicht weil seine Strafe so groß, sondern weil seine Reue so aufrichtig — war auch der Wunsch eines Bragg und eines Beauregard, die den Treuschwur eines Soldaten brachen, und eines Maury und Barron, die den eines Seemannes verletzten. Ich weiß nicht, ob auch sie bereuen; ich weiß nur, daß sie Alles thaten, was in ihren Kräfften stand, um ihren Wunsch, das Verderben ihres Vaterlandes, zu fördern. Ich weiß auch, daß ihre Strafe in den Ländern, wo sie vegetiren und wo sie einander bis zum letzten Lebenshauch mit Vorwürfen überhäufen werden, noch schwerer ist als die Folterqualen, die Nolan erlitt. Denn wer sie kennt, wird sie verachten, ja verabscheuen. Ihr Wunsch wird erfüllt werden, wie der seinige es ward.

Er bereute sein Vergehen, aber er ertrug die Strafe mit männlichem Muth. Niemals erschwerte er absichtlich die so taktvoll und nachsichtig über ihn ausgeübte Controlle. Wenn das Gebiet, auf dem man sich in seiner Gegenwart nicht bewegen durfte, dennoch berührt wurde, so geschah es nie wieder durch seine Schuld, seitdem er in Neapel eine so tiefe Demüthigung erlitt. Lieutenant Truxton erzählt mir, daß nach der Anerkennung von Texas eine feierliche Berathung unter den Offizieren über die Frage gehalten wurde, ob man jetzt nicht aus dem werthvollen Atlas, den Nolan besaß, die Karte von Texas entfernen, d. h. sie aus der Weltkarte und der von Mexiko herausschneiden solle,







wie die der Ver. Staaten sofort aus ihm entfernt wurde, als man den Atlas zuerst für Nolan kaufte. Aber man kam dahin überein, daß ein solches Verfahren gerade das verrathen würde, was man ihm zu verheimlichen suchte, oder, wie der muntere Harry Cole sagte, es würde ihn glauben machen, daß Aaron Burr endlich doch erfolgreich gewesen sei. Und so war es denn wirklich nicht Nolan's Schuld, daß die folgende kleine Affaire auf der südamerikanischen Station stattfand, wo ich für kurze Zeit den George Washington befehligte. Einige unserer Jungen waren am Land gewesen und erzählten uns von ihren Prüfungen auf den halbwilden Pferden von Buenos Ayres, als Nolan, der sich in guter Stimmung befand, durch diese Geschichten an seine eigenen Abentheuer in Texas erinnert wurde, wo er häufig mit seinen Bruder auf den Fang wilder Pferde gegangen. Während der Pause, die so häufig bei Tische einer interessanten Mittheilung folgt, fragte er plötzlich:

„Aber was ist denn eigentlich aus Texas geworden? Nachdem die Mexikaner ihre Unabhängigkeit erkämpften, glaubte ich, daß es mit Texas sehr rasch voran gehen werde. Es ist wirklich eine der schönsten Regionen der Erde, das Italien des amerikanischen Continents, nud es wundert mich, daß ich seit zwanzig Jahren nicht ein Wort über Texas gehört habe."

Es befanden sich zwei Texaner unter den Tischgästen, und sie waren Offiziere meines Schiffes. Daß Nolan nichts von Texas gehört, beruht einfach darauf, daß seitdem Austin seine Niederlassungen dort gründete, jeder darauf bezügliche Paragraph aus den ihm gegebenen Zeitungen geschnitten war. Texas hatte für ihn zu existiren aufgehört. Waters und Williams, die beiden Texaner, sahen einander bedeutungsvoll an; Lieutenant Morris spielte eifrig mit dem Salznäpfchen und der Cadet Watrous bekam plötzlich einen heftigen Hustenanfall. Nolan bemerkte wohl, daß etwas im Anzuge sei, aber ich riß schnell den Faden ab indem ich sagte: „Texas steht nicht länger auf der Landkarte, Mr. Nolan. Wie schmeckt Ihnen dieser Rothwein, meine Herren?"

Nachdem ich mein Kommando an der südamerikanischen Station aufgab, sah ich Nolan nicht wieder. Man sagte mir, daß er rasch alterte, aber mit derselben stillen Ergebung sein Loos zu tragen fortfuhr, wie damals als ich ihm nahe war. Er mochte mehr zurückhaltend neuen Ankömmlingen gegenüber sein, aber den Kadetten war er ein väterlicher Freund und ermüdete niemals in seiner Sorge um sie. Und jetzt ist der Arme denn erlöst't; er hat eine Heimath gefunden, wenn auch kein Vaterland.

. . . .

Seitdem ich Obiges schrieb und noch in meinem Entschluß wankte, ob ich es der Oeffentlichkeit übergeben solle, kam mir ein Brief von Danforth zu, der Näheres über die letzten Stunden Nolan's enthielt. Meine letzten Zweifel über die Zweckmäßigkeit der Mittheilung seiner Geschichte werden dadurch beseitigt. Hier ist der Brief:







An Bord des Levant.

Lieber Freund.

Der gute, liebe Nolan hat endlich ausgelitten. Wir standen einander während dieser Reise sehr viel näher als je zuvor, und ich begreife jetzt die Wärme, mit der Du Dich seiner immer annahmst und von ihm sprachst. Seit längerer Zeit bemerkte ich die Anzeichen ungewohnter Schwäche, wenn nicht geradezu Krankheitssymptome, an ihm; ich hatte daher den Arzt beauftragt, ihn genau zu beobachten, und gestern Morgen machte dieser mir die Meldung, daß Nolan unwohl sei und seine Kajüte nicht verlassen könne, was mich natürlich sofort dahin führte. Da lag denn der alte Knabe in seiner Koje und streckte mir lächelnd die Hand entgegen. Ein Blick durch die Kajüte, — die er, wie Du weißt, niemals von Andern betreten ließ, was uns namentlich als wir auf dem Intrepid zusammen waren, so viel Stoff zu geheimnißvollen Geschichten lieferte — sagte mir, weshalb er sein kleines Heiligthum so eifersüchtig gegen Eindringlinge schützte. Ueber der Thür hing unsere Flagge, unter ihr ein Bild von Washington und daneben unser Wappen, der Adler. Nolan sah meinen überraschten Blick und sagte mit trübem Lächeln: „Sie sehen, Capitain, ich mag gegen die Regeln verstoßen haben, aber hier wenigstens mußte ich mich in die Heimath zurückdenken können." Indem er dies sagte, wies er auf die Schiffswand, welche die Rückseite seines Bettes bildete, und da fand ich eine gigantische Karte unseres Vaterlandes hingezeichnet, die Nolan nach dem Gedächniß entworfen hatte. Sonderbare alte Namen fand ich dort in großen Buchstaben verzeichnet. „Indiana Territorium," Mississippi Territorium" und „Louisiana Territorium," wie unsere Väter es gelernt hatten; aber Texas hatte der alte Knabe, wahrscheinlich seit jenem kleinen Intermezzo bei Buenos Ayres, mit hineingeflickt, und das Gebiet der Union reichte bis an die pazifische Küste; dort aber waren die Linien seiner Grenzen verwischt.

„Danforth," sagte er, „ich werde bald sterben. Ich weiß, es ist beinahe vorbei mit mir. Haben Sie mir denn nicht jetzt noch etwas zu sagen — wollen Sie mit mir nicht sprechen von der.... der Heimath? Warten Sie bis ich ausgeredet habe. Es ist an Bord dieses Schiffes Keiner, dem sein Vaterland theurer ist als mir, Keiner, der die alte Flagge heißer liebt und inbrünstiger für sie betet als ich. Sie hat jetzt vier und dreißig Sterne, und dafür danke ich Gott, wenn ich auch nicht weiß was diese Sterne bedeuten. Glauben Sie denn nicht, Danforth, daß es mir Höllenqual war, wenn ich von Schiff zu Schiff versetzt wurde, und im Lauf der Zeit Stern auf Stern an unserer Flagge erscheinen sah, und doch nicht fragen durfte, was dies bedeute, nach welcher Seite hin mein Vaterland sich vergrößert? Sagen Sie es mir, Danforth — erzählen Sie mir von der Heimath, bevor ich sterbe."

Ich fühlte wirklich, als ob ich ein schweres Verbrechen begangen, daß ich ihm nicht früher Alles mitgetheilt hatte, was seinem armen Herzen wohl thun konnte. „Nolan," sagte ich, dem so natürlichen Impuls Gehorsam leistend, der







sich nicht an Regeln und Departementsbefehle kehrt, „ich will Ihnen Alles erzählen; nun, wo soll ich anfangen?"

Oh, der Zug unaussprechlicher Freude, der über sein Gesicht flog! Er drückte mir die Hand und flüsterte: „Der Himmel segne Sie, Kapitain." — Dann zeigte er auf die Flagge, auf die vierunddreißig Sterne.

„Sagen Sie mir, was die da bedeuten," flüsterte er, „diese vielen Sterne da. Der letzte, von dem ich weiß, ist Ohio. Mein Vater lebte in Kentucky, und so ist mir Ohio noch erinnerlich. Daß Michigan, Indiana und Mississippi seitdem Staaten geworden sind, kann ich mir denken, denn so hießen die Territorien. Das macht zwanzig. Aber die andern vierzehn, wo kommen die her? Man hat doch keine von den alten getheilt?"

Ich nannte ihm die Namen der Staaten, und er bat mich, die Karte von der Wand zu nehmen und die Grenzen dieser neuen Sterne so gut ich's konnte darauf zu zeichnen. Er war außer sich vor Entzücken über Texas, denn jetzt ruhte die Asche seines Bruders Stephan, der dort gestorben, in der Erde des großen Vaterlandes. Auch Californien und Oregon regten ihn mächtig an, obgleich er es geahnt hatte, daß die Bundesflagge dahin verpflanzt sei, denn die Schiffe, auf denen er gewesen, waren zu häufig in jene Gewässer beordert. Und dann ging er zurück, über ein halbes Jahrhundert zurück, und sprach von dem alten Chesapeake, und fragte was man Barron gethan, weil er jenen dem Leopard überliefert, ob Burr noch einmal prozessirt worden sei, und daß dies nicht geschehen, verursachte ihm den einzigen Kummer. Aber in einem Augenblick war er schon wieder der Alte. „Möge man ihm verzeihen wie ich ihm so gern verzeihe," sagte er, und ich sah, daß es aufrichtig gemeint war. Er fragte auch nach den Folgen des Krieges mit England, erkundigte sich nach Porter, den er wie seinen Vater liebte, und dann schwieg er, um mich in einer Stunde die Geschichte von fünfzig Jahren erzählen zu lassen.

Was hätte ich darum gegeben, in diesen kurzen Augenblicken die Ereignisse eines halben Jahrhunderts auf faßliche Weise ihm mittheilen zu können! Die Aufgabe verwirrte mich. Ich sprach bald von den vierziger, bald von den zwanziger Jahren, bald von Grant und dann wieder von den Ausbeutungen der Erfindung Fultons. Wer Grant sei? Ein großer Soldat, der im Westen kommandire. Oh, die „Legion des Westens," meinte der Sterbende, der auch ich angehört habe; und kommandirt er auch zu Fort Adams? — Nein, er hat eben sein Hauptquartier vor Vicksburg aufgeschlagen. — Vicksburg! Den Ort kannte er nicht. Es müsse wohl in der Nähe von Fort Adams liegen, vielleicht sei es nach einer Plantage benannt, deren Eigenthümers, Vick, er sich noch zu erinnern glaube. Und so sprachen wir fort. Ich erzählte ihm von dem gigantischen Aufschwung den unser Vaterlaud genommen, von dem Reichthum, mit dem es gesegnet ist, von den Eisenbahnen, den Canälen, von den Millionen, die das Sternenbanner jetzt besitzt — ich sagte ihm Alles, Freund, nur von der Rebellion, die jetzt unser Land zu zerstören sucht, wagte ich ihm nichts zu sagen.

Er hörte mir schweigend zu. Ich sah, daß eine große Veränderung in







ihm vorgegangen war. Seine weit geöffneten Augen starrten mich mit einem seltsamen Ausdruck an. Seine Lippen waren blutlos; ein leiser Schauer durchrieselte ihn hin und wieder. Der Athem wurde kürzer und beschwerlicher. Ich sah, daß er im Sterben lag.

Ich schwieg und beugte mich über ihn. Seine kraftlosen Hände umfaßten mich — zogen mich zu ihm hinab. Er küßte mich.

„Wenn ich todt bin, Danforth, so suchen Sie in meiner Bibel nach", bat er mich flüsternd.

Noch ein leiser Schauer, und er hauchte seinen letzten Seufzer.

Ich suchte seine Bibel. Auf ein Stückchen Papier, das ich zwischen den Blättern fand, waren folgende Worte geschrieben:

„Laßt das Meer mein Grab sein. Es ist meine Heimath gewesen und als solche liebe ich es. Aber will nicht Jemand mir ein einfaches Monument bei Fort Adams setzen, damit die Schmach, welche an meinem Namen haftet, nicht größer sei als ich es verdiene? Laßt Folgendes die Inschrift sein:

Zur Erinnerung an

Philipp Nolan,

Lieutenant in der Armee der Vereinigten Staaten.

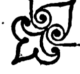
Er liebte sein Vaterland wie kein Anderer es geliebt, und Keiner war desselben minder würdig.

Das Jahr 1865 für Amerika und Europa.

Von Victor Ernst

Das Jahr 1865 wird in der Geschichte der Neuzeit eine ebenso prominente Stellung einnehmen wie das Jahr 1848. Gleich diesem, bildet es einen Abschnitt, welcher eine neue Periode eröffnet. Was dahinter liegt, gehört einem überwundenen Standpunkt an und wird uns sehr bald fremdartig vorkommen. Damals lag der Herd der Ereignisse in Europa, jetzt liegt er in Amerika. Was sich damals jenseits des Oceans ereignete, hat seine Rückwirkung auf unsern Welttheil nicht verfehlt; ebenso wenig wird das, was hier geschaffen, ohne Einfluß auf Europa bleiben. Aber ganz anders beginnen wir jetzt das neue Jahr, als vor sechszehn Jahren. 1848 begann als Jubiläum der Völker und schloß mit einem Sieg der Fürsten. Jetzt ist das Verhältniß umgekehrt. Amerika hat seine Sache besser gemacht als Europa.

Die hervorragenden Ereignisse des verflossenen Jahres lassen sich schnell zusammenfassen, sind aber, so weit es Amerika betrifft, von der unendlichsten Tragweite. Indem wir zurückblicken, schreiten die großartigen kriegerischen Begebenheiten, welche zum Zusammenbruch der Rebellion führten, an uns vorüber, und vergleichen wir damit die jetzigen Zustände, so kommt Alles uns vor wie ein Traum. Dann das düstere Drama des Präsidentenmordes, und was







mit ihm zusammenhing; der Amtsantritt eines neuen Präsidenten; das Rekonstruktions-Experiment; die Entlassung der Armeen; der allmälige Uebergang vom Zustande des verheerendsten Krieges zu dem des aufbauenden Friedens; die Wahlen; die Eröffnung des 39sten Congresses, von dem gerade so viel abhängt, wie von dem, welcher die Republik schuf, und endlich — die Krone von Allem — die constitutionelle Abschaffung der Sklaverei im ganzen, weiten Gebiete der großen Republik.

Wir haben die Ereignisse zu beurtheilen nach Maßgabe ihres Inhalts, der durch sie geschaffenen Resultate, der von ihnen gebotenen Lehren. Abraham Lincoln brauchen wir hier keine Grabrede zu halten; das amerikanische Volk und die Welt haben ihm längst die Apotheose ertheilt; als ein Mann, welcher an naturwüchsiger Weisheit, an Reinheit des Herzens, an Redlichkeit des Willens, an glühendem Patriotismus, an aufrichtiger Liebe zur Freiheit und felsenfestem Vertrauen zum Volke nie übertroffen worden ist und nie übertroffen werden kann, wird er ewig in der Geschichte leben. Ist es die höchste Tugend des Bürgers, nie, nie an der Republik zu verzweifeln, nie, nie den Muth zu verlieren — nun, so vergeßt Alles, was Euch an ihm nicht gefiel, und legt ihm die Bürgerkrone auf's Grab. Dies Grab aber wird schon deshalb ewig eine heilige Stätte bleiben, weil sich an ihm die republikanische Tugend eines Volkes in ihrer höchsten Glorie entfaltet hat.

Die Ermordung Lincolns war die letzte Schandthat der Rebellion wider die Freiheit, und ihr Meisterwerk; um diese Behauptung zu motiviren, bedarf es keiner juridischen Auseinandersetzung, keines Beweises dafür, daß Dieser oder Jener direkt oder indirekt daran betheiligt war. Aber der finstere Geist der Sklaverei handelte blind, indem er sich dies Opfer erkor, denn aus dem Blut des Märtyrers sollten die herrlichsten Blüthen und Früchte der Freiheit sprießen. Die Mörder und ihre Mitschuldigen hatten darauf gerechnet, daß sich bei der Nachricht vom Tode des Präsidenten ringsum die Faktionen erheben würden; aber die Faktionen schwiegen; wo sie Lust hatten, sich zu regen, da verkrochen sie sich vor der gewaltigen Offenbarung des Volksgeistes. Das erwählte Haupt der Nation fiel unter dem Rückenschuß des Mörders; die Nation aber war über das, was sie zu thun hatte, keinen Augenblick im Zweifel. Sie ließ sich nicht zu leidenschaftlichen Ausbrüchen hinreißen, aber ihr Entschluß stand fest, daß Lincolns Monument nur die im ganzen Bereich der Union zur Wahrheit gewordene Freiheit sein dürfe. Durch das furchtbarste Ereigniß, welches Alles in Frage zu stellen schien, wurde die Republik nicht auf einen Moment in ihrer Organisation erschüttert; sie zeigte sich stärker als eine Monarchie jemals gewesen. Das ist eine nie zu bestreitende Thatsache, und es liegt darin ein unberechenbarer Gewinn, nicht für Amerika allein, sondern für die Menschheit.

Zur Zeit der Kapitulation Lee's war das Bundesheer stärker als man sich's im Allgemeinen vorgestellt hatte; es zählte über eine Million. Diese kolossale Streitmacht ist jetzt auf 175,000 Mann reducirt worden. Ueber 800,000 Krieger sind nach und nach, fast unmerklich, in die Sphäre des bürgerlichen Lebens






zurückgetreten. Nicht ohne Bangen sah man hier der Auflösung dieser kolossalen Heeresmassen entgegen, und drüben galt es für unmöglich, daß die Maßregel ins Werk gesetzt werden könne ohne daß heillose Zustände daraus erwüchsen. Kaum ist das Land darum gewahr geworden; jedenfalls waren die Störungen so unbedeutender Art, daß sie kaum in Betracht kamen und den Gang der Ereignisse in keiner Weise beeinflußten. Litt hier und dort die öffentliche Sicherheit, so war dies zu erwarten und es hätte sich in keinem Lande vermeiden lassen. Es giebt in Europa außerhalb Deutschlands keine Armee, welche nicht **mehr** zügellose Elemente enthält als es bei der unsrigen der Fall war. Das große Faktum aber steht fest, daß die Republik einen vierjährigen Bürgerkrieg durchmachen konnte ohne daß sich eine Militär-Diktatur, ein Prätorianerthum, eine Soldateska im europäischen Sinne entwickelte. Unter allen den Regimentern befand sich kein einziges, welches nicht aufgelös't zu werden **wünschte**, dessen Mitglieder sich nicht darauf **freuten**, wieder nach Hause zu kommen. Daß es uns an großen Generälen gebrach, wird kein vernünftiger Mensch behaupten; aber unter den ruhmgekrönten Helden befand sich kein Einziger, welcher der Freiheit gefährlich werden konnte, kein Einziger, den es nach der Rolle eines Cäsar oder Napoleon gelüstete. Die Nation hat auch dergleichen nicht erwartet, weil sie wußte, daß eine Militär-Diktatur nicht möglich sei, da es eine solche nie **dulden** würde. Ein vierjähriger Krieg ist zum siegreichen Ende geführt ohne daß die bürgerliche Freiheit darunter litt! Das ist das erhabene Beispiel, welches die große Republik der Welt gegeben, und tief wird es in Europa empfunden.

Das Experiment der Rekonstruktion brauchen wir nicht durch seine einzelnen Stadien zu verfolgen, die Resultate der Wahlen nicht im Einzelnen aufzuführen. Was bei Ersterem der Präsident beabsichtigte, hat er angedeutet indem er die von Palmerston mit Bezug auf das vorliegende Problem gebrauchten Worte citirte: „Ich weiß sehr wohl, daß Jeder im Stande ist, ein Pferd an die Tränke zu führen,„ daß aber Niemand es zwingen kann, zu **trinken**." Zwingen konnte Herr Johnson die Südländer auch nicht, aber er wollte sie zum Trinken **verlocken**, und um gerecht zu sein, muß man gestehen, daß es ihm wenigstens einigermaßen gelungen ist. Die Stolzesten sind zu ihm wie zu einem Pascha hingekrochen und haben den emporgekommenen „armen Weißen" um Gnade angefleht. Alle südlichen Staaten haben die Autorität der Union durch die That wieder anerkannt und sich ihr gebeugt. Auf das Diktat des Präsidenten sind Staatskonvente und Legislaturen zusammengetreten. Sie haben auf allerhöchsten Befehl neue Verfassungen geschaffen und damit eingestanden, daß die alten verwirkt waren, daß sie durch den Akt der Rebellion jede staatliche Organisation eingebüßt. Alle haben der Sklaverei, für welche sie gekämpft, das Todesurtheil gesprochen, und mehrere Staaten sogar durch ihre Legislaturen das Freiheits-Amendement zur Constitution der Vereinigten Staaten ratificirt. Durch Annullirung der zu Gunsten der Rebellion kontrahirten Schulden haben sie auf Befehl einen Akt der Selbsterniedrigung vollzogen, welcher ihnen viel leich-







ter geworden sein würde wenn er aus eigenem Antrieb hervorgegangen wäre. Es giebt kaum einen bitteren Kelch der Demüthigung, den der Süden nicht geleert hat, und wäre dies der einzige Zweck, so hätte der Präsident einen glänzenden Sieg seiner Politik aufzuweisen. Aber es ist dem loyalen Volke, nicht um die Befriedigung des Rachegefühls, sondern um Garantieen für die Zukunft, nicht um die Bestrafung der Uebelthäter, sondern um ihre Besserung zu thun, und daß diese Garantieen bereits vorliegen, daß diese Besserung vorhanden ist, versucht Herr Johnson sich selbst vergebens einzureden. Was vom Süden vernünftigerweise zu erwarten war, das hat er geleistet. Uebermenschliches darf man nicht von ihm verlangen. Man darf nicht fordern, daß er auf einmal sich aus dem Kämpfer der Sklaverei in einen Enthusiasten der Freiheit verwandelt, daß er heute die Union aufrichtig liebt, die ihn gestern besiegt und gedemüthigt, daß er den Neger, welchen er stets nur als Vieh behandelt, auf einmal gern und mit voller Ueberzeugung als gleichberechtigten Bruder anerkennt. Nur nach und nach kann eine solche Umwandlung, eine so gründliche Metamorphose vor sich gehen, während es dem Norden nicht zugemuthet werden kann, ein Element wieder mit voller Macht zu bekleiden, welches in seiner jetzigen Stimmung und Verfassung nur Mißbrauch damit treiben würde. Entwicklungsprozesse gehen hier schneller vor sich als anderswo, und sollte der Congreß beschließen, den Süden nicht wieder als vollberechtigt aufzunehmen bevor derselbe das Werk der Wiedergeburt gründlich an sich vollzogen, so würde er damit die Rekonstruktion nicht in unabsehbare Ferne hinausrücken. „Wir machen überraschend schnelle Fortschritte", sagt Herr Johnson mit Recht. Warten wir noch einige Monate, allenfalls noch ein Jahr, und das Verhältniß wird schon ganz anders liegen.

Alles hat seine Schattenseiten, und an solchen fehlt es auch der Haltung des Nordens nicht. In allen loyalen Staaten, welche über die Verleihung des Stimmrechts an die Neger votirten, fiel das Resultat gegen diesen Akt der Gerechtigkeit aus. Das Vorurtheil gegen die unterdrückte Race ist also auch im Norden noch immer prädominirend, und das ist eine traurige Erscheinung. Denen, welche das wahre Wesen der Freiheit in der Gleichberechtigung Aller und in der praktischen Humanität erkennen, ist hiermit ihre nächste Pflicht klar vorgezeichnet. Die Vereinigten Staaten werden erst dann eine Musterrepublik, werden erst dann — wenn wir uns so ausdrücken dürfen — ihrer eignen Thaten würdig sein, wenn es in ihrem ganzen Bereich keinen Unterschied mehr giebt zwischen Bürger und Bürger. Es hierhin zu bringen, ist vorzugsweise der Beruf und die Bestimmung der Deutschen, welche, indem sie hier die Freiheit zur vollen Wahrheit machen, zugleich der deutschen Republik vorarbeiten.

Die europäische Politik bot im verflossenen Jahre nur eine sehr geringe Ausbeute. In die deutsche Misere wollen wir uns hier nicht vertiefen. Es ist ein Uebergang, durch den man sich nicht irre machen lassen darf und bei dem der Fortschrit sehr wohl zu erkennen ist. Das Bestehende hat sich überlebt; der Bundestag und die Vielfürsterei sind unhaltbar geworden. Angenehmer wäre es, wenn das Volk das Werk der Erneuerung in die Hand genommen hätte; da







es sich aber hierzu noch nicht entschließen kann, mögen inzwischen andere Kräfte das Todtengräberamt ausüben; ihre Art und Weise sorgt dafür, daß ihnen auf die Länge kein Segen daraus erwächs't, während dem Volke der Gewinn nicht zu entreißen ist. Im Großen und Ganzen genommen, hat eigentlich die europäische Politik des letzten Jahres für uns nur ein Interesse insofern das Verhältniß der einzelnen Staaten zur amerikanischen Politik in Betracht kommt, und aus diesem Gesichtspunkt wollen wir sie beleuchten.

Wir haben unsere Monroedoktrin und werden sie zur Geltung bringen, d. h. wir werden keiner europäischen Macht gestatten, auf bestimmende Weise amerikanische Angelegenheit zu beeinflussen oder gar sich auf amerikanischem Gebiet festzusetzen. Europa aber ist nicht im Stande, sich Amerika vom Leibe zu halten; gäbe es dort eine Monroedoktrin, so ließe sie sich nicht durchführen, obgleich allerdings der bestimmende Einfluß Amerika's auf europäische Angelegenheiten nur ein geistiger, prinzipieller, ist. Durch den Ausfall des Krieges sind wir der alten Welt unendlich viel näher gerückt worden. Die Vereinigten Staaten haben sich zu einer Militairmacht entwickelt, die es als ein geradezu wahnsinniges Unterfangen erscheinen läßt, in Amerika etwas zu unternehmen, wogegen sie ihr Veto einlegen, und sie haben sich eine Flotte geschaffen, welche es unmöglich macht, sie bei einer großartigen Combination außer Acht zu lassen. Früher nahm man drüben kaum Rücksicht auf die Union; jetzt muß man, mag man wollen, oder uicht, fortwährend an sie denken. Die Furcht vor den Vereinigten Staaten macht, bis Frankreich sich aus Mexiko zurückgezogen hat, die Allianz zwischen diesem Staate und England zur absoluten Nothwendigkeit für Beide; ist die Räumung erfolgt, so wird sich England in fortwährender Angst vor einem Bündniß der andern beiden großen Seemächte befinden und Alles aufbieten müssen, ein solches zu hintertreiben. Beide Mächte zusammen könnten jetzt keinen neuen Krimkrieg beginnen, um nicht etwa von einem Feind im Rücken überrascht zu werden. Prinzipiell war unsere Republik vor dem Kriege den europäischen Monarchieen durchaus nicht gefährlich, sondern im Gegentheil förderlich, weil sie als abschreckendes Beispiel diente; jetzt aber ist es damit anders geworden. Der Impuls, welchen der Sieg der Union den republikanischen Bestrebungen jenseits des Oceans gegeben hat, tritt überall und bei jeder Gelegenheit hervor. Weder in England, noch in Frankreich, noch in Deutschland oder irgend einem andern europäischen Lande kann eine volksthümliche Versammlung abgehalten werden ohne daß die Rede auf Amerika kommt und des hier errungene Triumphs der Freiheit jubelnd gedacht wird. Man darf die Bedeutung dieser Thatsache nicht unterschätzen. Die Macht des Beispiels hat sich in der Geschichte noch nie verleugnet. Daß das republikanische Prinzip Lebensfähigkeit besitzt und daß es die Elemente der strengsten Ordnung in sich trägt, ist hier so klar bewiesen worden, daß Jeder es versteht. Daß die republikanische Regierunsform die beste ist, wird mit voller Ueberzeugung nirgends mehr in Abrede gestellt. Es hat sich drüben im Volksbewußtsein festgesetzt, und bei dem nächsten großen europäischen Zusammenbruch, bei der nächsten Völkerkrisis,






welche über Nacht hereinbrechen kann, wird die so gewonnene Erkenntniß sich unbedingt geltend machen. Dem Scharfblick Louis Napoleons muß man zum Lobe nachsagen, daß er von Anfang an wußte, um was es sich hier handle. Als Repräsentant des Cäsarismus hat er gar keine Basis unter den Füßen, wenn die seinem System zu Grunde liegende Fiktion schwindet. Durch die mexikanische Expedition und durch die mit England vereinbarte Neutralitätserklärung suchte er den Ausfall des Kampfes zu beeinflussen. Es entstand dadurch eine Situation, welche zur Zeit nicht klar erkannt wurde und auch jetzt im Allgemeinen noch nicht in ihrer vollen Tragweite gewürdigt wird. **Es handelte sich hier um den großen Prozeß zwischen Republik und Monarchie, und die Republik hat ihn gewonnen!**

Unser Verhältniß zu den kontinentalen Mächten Europas, mit Ausnahme Frankreichs, war während des Krieges ein sehr erfreuliches. Preußen nnd Oesterreich zumal machten aus ihrer Sympathie für den Norden kein Hehl. Man darf daraus indessen nicht schließen, daß sie sich für die Freiheit enthusiasmirten. Die von aller Welt anerkannte Union war ihnen die legitime Macht, und sie sympathisirten mit ihr aus Abneigung gegen die Revolution in jeglicher Gestalt. In Wien sowohl wie in Berlin wurde dies häufig ausgesprochen. Spanien wußte, daß die Erwerbung Cuba's immer nur vom Süden angestrebt worden, und erblickte deshalb sein Heil im Siege des Nordens. Eigenthümlich, aber in der Natur der Sache begründet, ist das zwischen Rußland und den Vereinigten Staaten entstandene Verhältniß. Der natürliche Bundesgenosse der Union wäre Frankreich gewesen; da aber Louis Napoleon der Triumph des monarchischen Prinzips über das Interesse des von ihm regierten Landes ging, mußte unsere Regierung sich für alle Fälle nach einem andern Bundesgenossen umsehen, und dieser konnte nur die Macht sein, welche sich in derselben Lage befand. So sehen wir denn die Absolut-Monarchie im Bunde mit der demokratischen Republik. Ein merkwürdiges Schauspiel, das aber den Freiheitsfreund nicht zu beunruhigen braucht. Rußland ist die einzige Monarchie, welche bei dem Bildungsstande ihrer Bevölkerung die Republik nicht zu fürchten hat, und hier zu Lande brauchen wir wahrlich nicht vor dem Ansteckungsstoff des Absolutismus zu zittern. Prinzipiell haben die beiden Mächte mit einander gar nichts zu schaffen; wohl aber liegt es in ihrem beiderseitigen Interesse, daß sie auf dem Meere als mögliche Verbündete erscheinen. In der Lage, in welcher sie sich befanden, würden die Vereinigten Staaten sehr thöricht gehandelt haben, wenn sie einen solchen Alliirten von der Hand gewiesen hätten.

Die Grenzen dieser Allianz lassen sich übrigens absehen. Bis jetzt ist es noch eine Unmöglichkeit, daß die Handels- und Macht-Interessen Rußlands und der Vereinigten Staaten mit einander kollidiren. Treffen sie aber einst am Stillen Meere zusammen, so wird auch zwischen ihnen die in solchen Fällen unausbleibliche Rivalität erwachsen, und bis dahin wird sich hoffentlich ein repu-







blikanisches Frankreich als unerschütterlicher Verbündeter der Union zur Seite stellen. Ein solcher Bund würde die Welt beherrschen.

Unsere Differenzpunkte mit dem kaiserlichen Frankreich und mit England sind so dringender Art, daß jeder einzelne sich zum casus belli eignet. Beide haben von der augenblicklichen Schwäche der Union profitirt um ihr den empfindlichsten Schaden zuzufügen, und das kann nie vergeben und vergessen werden. Frankreich handelte herausfordernd, England perfid bis zur unverhüllten Gemeinheit. Nur das Mißtrauen gegen einander verhinderte sie, gemeinsam über den kämpfenden Riesen herzufallen, als er sich eben in der schlimmsten Lage befand. Beide zittern jetzt vor den Folgen ihrer Handlungen. Wir können uns füglich ihrer Angst freuen. Napoleon der Dritte ist als Vertreter des monarchischen Prinzips geschlagen und wird seine Truppen aus Mexiko entfernen müssen; für England aber wird unausbleiblich ein Tag der Vergeltung kommen. Mit ziemlicher Gemüthsruhe können die Vereinigten Staaten zwei Ereignissen entgegensehen, welche einen großartigen Triumph ihrer Politik in sich schließen, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach ohne daß sie eine Hand dafür zu rühren brauchen. Wir meinen die Wiederherstellung der mexikanischen Republik und die Annexion Canada's. Das Uebrige findet sich dann. Die Tage der Uebergriffe des Monarchenthums sind gezählt, sehr bald wird der Republikanismus den angreifenden Theil bilden, und dann entsteht da, wo so oft auf Kosten der Völker frohlockt wurde, ein Entsetzen, wie die Welt noch keins gehört und gesehen. Was im letzten Jahre Amerika geleistet, bietet der siebenzehnjährigen europäischen Reaktion ein mehr als hinreichendes Gegengewicht.

Wir beginnen das Jahr, vom Fluch der Sklaverei erlös't, frei und stark im Innern, geachtet, geliebt und gefürchtet im Auslande. Gesegnet war das Jahr 1865. Möge ihm in 1866 ein würdiger Nachfolger erstehen!

Musikalische Revue.

Von Th. Hagen.

Das musikalische Leben Amerikas, so weit es an die Oeffentlichkeit tritt, beschränkt sich selbstverständlicherweise auf die Hauptstädte der Union. Und unter diesen ist es doch nur New-York, das ein dauerndes künstlerisches Interesse in Anspruch nimmt. Zwar wird dann und wann Boston als Rivalin New-Yorks in musikalischer Hinsicht bezeichnet; aber ein einfacher Hinblick auf die Statistik der dortigen, in dieses Gebiet einschlagenden Ereignisse dürfte die Unhaltbarkeit eines solchen Anspruches beweisen. Wie bedeutend die musikalischen Hülfsmittel New-Yorks sind, möchte vielleicht am besten aus der Thatsache zu ersehen sein, daß, als vor Kurzem in der italienischen Oper „Die Afrikanerin“ mit einem







verstärkten Orchester gegeben wurde, Herr Theodor Thomas dem Publikum an demselben Abende eine seiner Symphonie-Soireen mit gleich starkem Orchester bieten konnte. Wenn man berücksichtigt, daß zu beiden Aufführungen nur tüchtige Musiker verwendet werden konnten, und daß an demselben Abende in den verschiedenen Theatern über hundert Orchestermitglieder ihrem Berufe nachkamen, so stellt sich allerdings ein höchst Achtung gebietendes Resultat heraus, das nicht bloß alle Anstrengungen anderer Städte in Amerika weit überflügelt, sondern das sich auch recht gut an die Seite dessen stellen kann, was die meisten Städte Europa's in dieser Hinsicht zu bieten vermögen.

Berücksichtigen wir nun zunächst die musikalischen Erscheinungen New-Yorks, wie sie uns die Saison vorführ, so treten uns vor allen Dingen die großen Orchesterconcerte entgegen, die von der hiesigen Philharmonischen Gesellschaft und von derjenigen Brooklyn's, sowie auch von Herrn Theodor Thomas gegeben werden. In diesen Concerten waltet unbedingt der bessere Geschmack ob. Zwar werden dann und wann (namentlich in Brooklyn) Concessionen an das große Publikum gemacht, welche die rein künstlerischen Interessen etwas stark außer Augen lassen; aber im Großen und Ganzen müssen doch alle diese Concerte als die Pflanzschule der höhern künstlerischen Bestrebungen auf dem musikalischen Felde betrachtet werden. Allerdings dürfte eine noch größere Mannigfaltigkeit in den Programmen obwalten, zumal wenn man bedenkt, daß die Concerte von verschiedenen Persönlichkeiten ausgehen. So scheint die Brooklyner Gesellschaft in der Vorführung ihrer größern Instrumentalcompositionen nur ein Reflex der New-Yorker zu sein, indem sie sehr oft die Symphonieen wiederholt, welche von dieser aufgeführt werden. So hatten wir auch in der zweiten Symphonie-Soiree des Herrn Theodor Thomas dieselbe Ouvertüre, welche im ersten Philharmonischen Concerte gespielt worden war. Zwar war dies die dritte Lenoren-Ouvertüre Beethoven's eine der großartigsten Inspirationen, welche je für das Orchester geschrieben sind; aber eine andere Wahl in dem einen oder andern Concerte wäre doch wohl zweckmäßiger gewesen, zumal gerade diese Ouvertüre mehr gespielt wird, als irgend eine andere. Wir finden überhaupt, daß in allen Orchesterconcerten hier zu Lande eine zu große Monotonie in Betreff der vorgeführten Ouvertüren obwaltet. Es ist immer die Tannhäuser- oder die Euryanthe- oder die Lenoren-Ouvertüre, mit denen wir regalirt worden. Wir sind wohl mit der Magerkeit des Materials vertraut, welche den Dirigenten in dieser Beziehung entgegentreten; aber die Rührigkeit, welche man hier gerade auf anderen Feldern der musikalischen Composition darthut, ließe sich doch wohl, wenn auch in einem weit geringern Grade, auf die Auswahl und Ausführung von Ouvertüren übertragen.

Es läßt sich nämlich nicht leugnen, daß wir im Allgemeinen mit allen neuen hervorragenden Erscheinungen der musikalischen Literatur sehr schnell vertraut gemacht werden. Kaum taucht irgend etwas von Bedeutung in Europa auf, so wird es uns auch schon hier vorgeführt. Wir erinnern uns, hier die Wagner'sche „Faust-Ouvertüre" gehört zu haben nachdem sie blos an einem Orte







in Deutschland gespielt worden war. So könnten wir mehrere Compositionen von Lißt, Raff und Berlioz nennen, die weder in Berlin, Wien und München, noch in den meisten anderen Städten aufgeführt, während wir hier schon völlig damit vertraut gemacht worden sind. Von Schumann kennt man heute noch sowohl in Paris wie London so gut wie gar nichts, während hier seine hauptsächlichen Instrumentalcompositionen fortwährend auf dem Repertoir sind. So gab uns das hiesige Philharmonische Concert seine D-moll-Symphonie, in Brooklyn wiederholt, so erfreute uns Herr Theodor Thomas in seiner zweiten Soiree mit der B-dur-Symphonie, der ersten und auch der frischesten und genialsten That, die sich Schumann in der Symphonie-Form zu Schulden kommen ließ.

So machten uns auch die Herren Bergmann und Thomas mit Lißt's „Mazeppa" bekannt, einem Werke, das heute noch in den meisten Städten Europas eine terra incognita ist, trotzdem daß es in hohem Grade verdient, gehört zu werden. Es zündete hier gewaltig, und auch mit Recht; denn trotzdem daß es in den Motiven nicht so originell ist, wie z. B. die erste dieser sogenanten symphonischen Dicht ungen „Les Preludes", so ist es doch gleich dieser höchst lebendig gehalten, und be rücksichtigt in glänzenden Farben die für unsere Zeit so nothwendige Steigerung des Ausdrucks. So führte uns auch der Klavierspieler Mills in der zweiten Soiree des Herrn Theodor Thomas das Es-dur-Conzert von Lißt vor, ein Werk, das schon vor mehreren Jahren komponirt wurde, aber hier so wenig wie in den meisten Städten Europas gehört worden ist. Das Conzert besteht aus einem Satze und ist voll der reizendsten Effekte, ohne aber auf Tiefe der Gedanken Anspruch machen zu können. Die Klangfinale der Pianofortes ist mit der des Orchesters so gut verwebt, wie es überhaupt möglich ist, und das Ganze m acht, wenn auch keinen tiefen, doch einen freundlichen Eindruck.

Dasselbe Prinzip, das bei dieser schnellen Vorführung aller dieser Werke obwaltet, und das wohl mit Recht als ein günstiges Resultat des amerikanischen Go ahead-Systems auf das deutsche Künstlerthum angesehen werden kann, läßt sich natürlich auch auf die Prometheus-Ouvertüre Bargiel's anwenden, die wir in dem zweiten Philharmonischen Concerte zu hören bekamen. Unter den neueren Componisten der deutschen Schule nimmt W. Bargiel, trotzdem er kein Deutscher ist, vielleicht die hervorragendste Stellung ein. Er lehnt sich zwar stark an Schumann an, hat aber doch in seinen neuesten Werken viel Selbstständigkeit eine große individuelle Kraft entwickelt. — In demselben Conzerte wurde uns und auch Beethoven's heitere und in mancher Beziehung volksthümliche achte Symphonie, Mendelsohn's klare und immer frische Musik zum „Sommernachtstraum" und dessen Violinconcert, von Herrn Prume gespielt, geboten. Der Letztere, ein belgischer Künstler und Neffe seines berühmten Onkels, dessen „Meloncholie" einst die Runde durch die Hauptstädte Europas machte, war seiner ganzen künstlerischen Richtung nach kaum geeignet, dem Mendelsohn'schen Werke Genüge zu thun.







Die Herbstsaison der italienischen Oper ist geschlossen, und die Truppe wendet sich vor der Hand nach Baltimore und Washington, und später nach Boston. Im Frühjahr wird sie wohl zu uns zurückkehren, um noch die Leiden und Freuden einer Saison zu durchleben. Und es hat auch in der soeben beschlossenen nicht an diesen gefehlt. Herr Maretzek wurde namentlich im Anfange durchaus nicht auf Rosen gebettet; aber er kann mit Recht sagen: „Ende gut, Alles gut," denn das Ende war für ihn wirklich sehr gut. Schon die alten Opern brachten ihm gute Einnahme, aber mit den neuen, „Il Crispino e la Comare" und „Die Afrikanerin", hat er ein wirklich sehr befriedigendes pecuniäres Resultat erreicht. Und was noch besser ist, er hat in den Aufführungen beider Opern auch künstlerisch Anerkennenswerthes geleistet. Die Darstellung der komischen Oper der Gebrüder Ricci war die abgerundetste, die wir seit manchen Jahren in der Academy of Music genossen haben, und auch die der Afrikanerin war sehr lobenswerth, namentlich wenn man die großen Schwierigkeiten berücksichtigt, welche das letzte Werk Meyerbeer's bietet.

Beide Opern haben sehr gefallen, trotzdem daß sie höchst verschiedenen Charakters sind. „Il Crispino" zieht durch den rein menschlichen Inhalt an, den der Text im Gegensatze zu dem vielen romantischen Unsinn der meisten italienischen Opern hatt. Daß ein Schuster ein berühmter Doktor wird, kann auch heut zu Tage noch vorkommen, nur bedürfen wir dazu keiner Feen, wie es in dem Riccischen Werke geschieht. Die Musik, ungefähr zwischen dreißig und vierzig Jahre alt, erinnert ihrem Style nach an die Donizetti'schen komischen Opern, hat aber bei weitem nicht die Gedankenfülle der Letzteren. Aber sie ist im Ausdrucke graziös und im Ganzen ohne absolute Trivialität. Fräulein Kellogg als die Frau des Schusters, Signor Rovere als der letztere selbst, Signor Bellini als der Doktor von „Rechts wegen" waren vorzüglich. Ihre Komik wirkte eben deshalb so außerordentlich, weil sie sich in den Grenzen des Natürlichen hielt. Leider ist uns ein Glied aus diesem Künstlerverbande durch einen plötzlichen Tod entrissen worden. Signor Rovere, der alte wohlbewährte Buffo, ein Epigon der alten großen Buffo-Schule, starb im vorigen Monat nach einer Krankheie von nur wenigen Tagen.

Die Musik der Meyerbeer'schen Oper appellirte natürlich bei weitem weniger an das allgemeine Verständniß, scheint aber doch schon festen Fuß unter unsern Dilettanten gefaßt zu haben. Daß die Scenerie, der Spektakel, der mit jeder Meyerbeer'schen Oper mehr oder weniger verbunden ist, keinen geringen Antheil an der günstigen Aufnahme dieser Oper hat, versteht sich von selbst. Das Schiff, bei vielen Prozessionen, die Amazonen und ihre merkwürdigen Turniere, der noch merkwürdigere Baum, dessen Blüthe blos an die Nase gehalten zu werden braucht, um nicht nur der letzteren, sondern auch den übrigen Bestandtheilen des menschlichen Körpers den Todesschlag zu versetzen, was die Heldin des Stückes denn auch (natürlich am Schlusse) veranschaulicht. — Alles dies ist wohl geeignet, um Spannung, Neugierde, ja Theilnahme unter dem größeren Publikum zu erregen.







Daß der Text der Oper albern ist, brauchen wir wohl nach diesen wenigen Andeutungen nicht weiter zu erwähnen. Aber er bietet effektvolle Tableaux, und zwar in drei höchst dramatischen Situationen, und an diesem mußte Meyerbeer vor Allem gelegen sein. Er hat von jeher die Wahrheit dem Effekt geopfert, warum sollte er in „Die Afrikanerin“ eine Ausnahme machen? Er mußte sich um so weniger hierzu veranlaßt fühlen, als er beim Schaffen seiner Partitur noch einen gewissen Grad von Frische der Empfindung, noch eine gewisse Erfindungsgabe hatte, über die er in seinen spätern, aber früher gegebenen Opern nicht verfügen konnte. „Die Afrikanerin“ muß schon vor vielen Jahren, vielleicht unmittelbar nachdem er „Die Hugenotten“ geschrieben hatte, skizzirt sein. Sie steht der letztgenannten Oper im Werthe viel näher, als „Der Prophet“ und die darauf folgenden Opern, schon obgleich sie eine sehr geschwächte Melodieenkraft offenbart. Sie giebt wiederum von dem großartigen Kombinationsvermögen Meyerbeer's Zeugniß, und ist auch wieder in der Mache voll feiner geistreicher Züge. Das Finale des ersten Aktes, der ganze vierte Akt, und auch die Hauptmomente im dritten Akt geben uns höchst dramatische Musik, voll neuer und interessanter Effekte. Zu diesen rechnen wir namentlich die meisterhafte Kombination, die uns in der Orchesteratim entgegentritt. Hier sind wirklich reizende Details, zu denen namentlich der Musiker gern zurückkehrt. Das berühmte Unisono-Solo der Cellos und Violine im letzten Akt hat uns weniger gefallen. Die sehr hübsche Melodie, vielleicht die originellste der ganzen Oper, würde unserer Ansicht nach, fein harmonisirt, wie es Meyerbeer recht gut versteht, viel ergreifender wirken. Oktaven klingen immer leer, und jeder Gedanke, der mit diesen sehr beliebten Mitteln zu Tage gebracht wird, ist nichts weiter, als ein Skelett ohne Fleisch und Blut. Allerdings kann die Einstimmigkeit im vokalen Duett dann und wann von großer Wirkung sein, wie Verdi uns oft genug gezeigt, und Meyerbeer ihm merkwürdigerweise in seiner letzten Oper (im Liebesduette des vierten Aktes) nachgemacht hat; aber der Effekt ist doch nur ein packender für die Masse, das feinere Gemüth wendet sich verletzt ab.

„Die Afrikanerin“ erfordert wie die meisten Meyerbeer'schen Opern in der Aufführnug Massen, um zur rechten Geltung zu kommen. Im ersten Akt sind es in Paris mehrere hundert Sänger, die sich an der Berathung der Granden betheiligen. Hier fallen selbstverständlicherweise diese Massen fort, und die Wirkung ist deshalb auch eine kleinere. Aber berücksichtigt man die zu Gebote stehenden Mittel, so war der Effekt doch ein ganz tüchtiger, und die Solisten (die Herren Mazzoleni und Bellini und die Damen Zucchi und Ortelini) leisteten höchst Achtungswerthes. Namentlich zeichnete sich das Orchester unter Herrn Bergmann's geübter Leitung aus.

Die Berichte über die italienischen Opernvorstellungen, welche erst in Chicago und jetzt in St. Louis unter Herrn Grau's Leituttg stattfinden, lauten sehr widersprechend. So viel scheint festzustehen, daß der Erfolg bis jetzt nur ein geringer war.







In Betreff der deutschen Oper läßt sich wenig Gutes sagen. Herr Grau scheint vor der Hand sein Glück auf kurze Zeit mit der Maretzek'schen Truppe versuchen zu wollen, und die Aussichten für ein baldiges Zustandekommen eines Unternehmens der Art haben sich sehr wesentlich verringert. Daß übrigens die Muse trotzdem nicht ruht, und daß sich das musikalische Leben in Boston, Philadelphia, Chicago und St. Louis auch in diesem Winter in gewohnter Weise regt, bedarf wohl nicht erst der Erwähnung. Die bewegende Kraft all' dieses Lebens geht wiederum von Deutschen aus, in St. Louis von Herrn Sobolewski, in Chicago von Herrn Bluhetka, in Boston von Herren Kreismann, Zerrahn und Andern, und in Philadelphia namentlich von Herrn Carl Wolfsohn, der in dieser Saison die kühne Idee hatte, die sämmtlichen Beethoven'schen Sonaten öffentlich zu interpretiren, und der bereits einen sehr erfolgreichen Anfang mit diesem guten Werke gemacht hat.

Wir werden später wohl noch Gelegenheit haben, der Thätigkeit nicht blos dieser Herren, sondern anderer tüchtiger Kräfte in den verschiedenen Städten der Union im Interesse der Förderung eines guten musikalischen Geschmacks in speziellerer Weise zu gedenken, und wollen schließlich nur noch erwähnen, daß das hier in New-York zu Gunsten der Familie des verstorbenan Componisten Wm. Vincent Wallace stattgefundene Conzert, an welchem sich die tüchtigsten musikalischen Kräfte der Stadt betheiligt hatten, nicht von dem glänzendeu pecuniären Erfolge gekrönt wurde, dessen die Freunde des Componisten so gewiß zu sein schienen. Einerseits mochten wohl die sehr hohen Eintrittspreise (fünf Dollars für einen Logensitz) daran Schuld sein, andererseits war aber auch das Programm zu monoton, um eine allseitige Theilnahme zu erzeugen. So achtungswerth auch das Compositionstalent des Herrn Wallace war, so konnte es dennoch nicht genügen, um das Publikum einen ganzen Abend zu fesseln, besonders nachdem es im Anfange des Concerts Beethoven's Todtenmarsch aus der „Eroica“ genossen hatte.

Nachschrift. Wie wir soeben hören, sind die Gebrüder Formes, welche vor einigen Wochen nach Havana gingen, bereits zu uns zurückgekehrt. Ihr Aufenthalt in Havana muß ein sehr kurzer gewesen sein; vielleicht daß Krankheitszustände des einen oder andern dieser Sänger die Hauptveranlassung zu schneller Rückkehr waren. Es wäre wohl zu wünschen, daß die Herren jetzt dem Zustandebringen einer deutschen Oper ihre Kräfte schenkten. Sie könnten dann noch manches Tüchtige leisten.







Literarisch-artistisches Feuilleton.

Von J. W.

Mit der Romanliteratur geht es heut zu Tage wie mit den Moden — sie hat keinen scharf ausgeprägten Charakter mehr. Jeder wunderliche Einfall, jede bizarre Laune ruft eine Veränderung hervor in der Art und Weise, wie wir äußerlich auftreten, wie wir uns halten und kleiden; alle Welt, d. h. was zur modischen Welt gerechnet sein will, eignet sich die Neuerung an und bestrebt sich, eine Zeit lang es genau ebenso zu machen, bis wieder ein Ruck nach einer andern, vielleicht gerade entgegengesetzten Richtung die Masse dorthin treibt. Aehnlich in der erzählenden Literatur. Es ist ein unablässiges Schwanken hinüber und herüber, ein Experimentiren mit den verschiedenartigsten Stoffen und der verschiedenartigsten Behandlungsweise, ein ewiges Umhertasten und Suchen nach Neuem, Außerordentlichem, Effektvollem. Effekt im äußern Menschen, Effekt in Handel und Wandel, Effekt in der Kunst, auf der Bühne, in der Literatur, ja sogar in der Wissenschaft — das ist heut zu Tage die Losung, das oberste Gebot. Seit unsere Literatur für die Gegenwart so effektvoll geworden, hat sie für die Zukunft den Effekt verloren, d. h., sie hat aufgehört, classisch zu sein.

Der deutsche Roman von heute ist zerfahrener, unbestimmter an Farbe und Gepräge, lockerer in seiner ganzen Composition, als zu irgend einer früheren Periode. Man würfelt etliche Dutzend der abenteuerlichsten Scenen bunt durcheinander, zeichnet psychologisch unmögliche oder durchaus auf die Spitze gestellte Charaktere, kleidet das Ganze in eine kokette, dabei aber doch ziemlich saloppe Form — und der moderne Roman, der unter allen Umständen sein Publikum findet, ist fix und fertig. Nur e i n Zug geht durch fast alle diese Schöpfungen: die Sucht nach dem Abenteuerlichen, Bizarren, nach sinneblendenden und verwirrenden Effekten. Sehr wenige Schriftsteller sind es, die sich weigern, mit dem Strom zu schwimmen und dem Zeitgeschmack Conzessionen zu machen. Die Begabteren und Geistvolleren bieten alle Kunst der Darstellung auf, um die mit jedem Augenblick in der Erzählung wechselnden landschaftlichen Scenerieen aller Länder und Zonen so plastisch und anschaulich, die wie im bunten Carnevalsreigen sich drängenden Gestalten so scharf und lebensvoll wie möglich hervortreten zu lassen; aber sie werfen den Leser ebenso unstät hin und her, führen ihn mit derselben Geschwindigkeit aus der Tropenwelt nach dem Nordpol, aus den feinsten Gesellschaftskreisen europäischer Hauptstädte nach den Steppen Asiens oder den Urwäldern Amerika's, wie ihre mehr im Handwerksstyl und nach der Schablone arbeitenden Collegen, die, auf jene feineren Ausmalungen und brillanteren Lichteffekte verzichtend, sich mit flüchtigen Umrissen und grellen Farbencontrasten begnügen. Lassen wir die Romanerzeugnisse der beiden letzten Jahre die Revue passiren, so sind es fast nur zwei, von denen sich mit Entschiedenheit behaupten läßt, daß sie, von diesem unaufhörlichen Haschen nach Effekten frei,







sich aus sich selbst heraus zu abgeschlossenen, kunstvoll gegliederten Schöpfungen entwickeln: das eine ein Sittenroman der Gegenwart, ein Conterfei unserer modernen Gesellschaft, das andere ein historisch-romantisches Gemälde in weitem Rahmen und großartigstem Maßstab, ein meisterhaftes Bild einer culturgeschichtlich hochwichtigen Zeitepoche — Freytag's „Verlorene Handschrift" und Laube's „Deutscher Krieg." Beide Werke, namentlich das erste, sind so vielfältig besprochen worden, und so vielen unserer Leser aus eigener Prüfung bekannt, daß wir uns jeder weiteren kritischen Würdigung derselben enthalten können. Der Freytag'sche Roman, bereits in's Französische, Holländische und jüngst auch von Mrs. Malcolm in's Englische übertragen, ist in vierter Auflage erschienen, was bei einem deutschen mehrbändigen Roman, der überdies nur für das gebildete Publikum berechnet ist, gewiß etwas heißen will. Laube's „Deutscher Krieg," dessen Schlußbände bis zum 1. Januar 1866 versprochen sind, umfaßt drei Abtheilungen. Die erste, „Junker Hans", in 4 Bänden, lag schon in verwichenem Winter vor; die zweite, „Waldstein", in 3 Bänden, erschien im Lauf des Sommers und führt den Leser bis zur Ermordung des Friedländers und zur Schlacht am weißen Berge. Die Schlußabtheilung, in 2 Bänden, wird den Titel „Herzog Bernhard" führen. Ein Roman in neun starken Bänden ist nicht Jedermanns Geschmack, und wie wir offen gestehen: auch nicht der unsrige; dem historischen Roman jedoch, wenn er anders mehr sein soll als ein bloßer Abklatsch aus Handbüchern der Geschichte, mit etwas Dichtung vermischt, muß nothwendig ein größerer Raum zur Verfügung gestellt werden. Auch ist es sicher nicht als verlorene Zeit zu betrachten, von der Hand eines solchen Meisters der Darstellung wie Laube sich ein vollständiges Gemälde jener ereignißreichen Zeit entwerfen zu lassen, deren Folgen und Nachwehen noch bis auf den heutigen Tag im deutschen Vaterlande allerwegen zu Tage treten. Auch dieser Roman findet einen weiteren Lesekreis und wird, wenn erst vollendet, sicher noch populärer werden.

Noch ein anderer Schriftsteller wählte unlängst das Leben Wallensteins oder wenigstens eine Episode aus demselben zum Gegenstand eines größeren Roman's: Julius v. Wickede, der einen „Herzog von Wallenstein in Mecklenburg" geschrieben hat. Wickede erwarb sich durch seine novellistischen Schilderungen aus dem Militairleben einen geachteten Namen. Indem er uns auch in diesem Roman eine bunte Gesellschaft von Kroaten, Husaren, Jägern, wallonischen Kürassieren rc. vorführt, ist er ganz in seinem Element und liefert recht anschauliche Bilder; auch die Lokalschilderungen mecklenburgischer Landschaften und Zustände sind sehr gelungen, man sieht, der Verfasser bewegt sich hier auf heimischem Boden und in wohlbekannten Kreisen. Dagegen kann der Roman als wirkliches historisches Gemälde mit der Laube'schen Schöpfung keinen Vergleich aushalten. Es ist nichts als Genremalerei in weitem Rahmen, der nicht dafür geeignet ist.

Die Mittel, durch welche Freytag und Laube auf ihr Publikum wirken, er-







scheinen den meisten unserer gegenwärtigen Novellisten ungenügend, sie greifen nach kräftigeren und ihrer Meinung nach wirksameren. Betrachten wir einige der neuesten Romane, wie sie uns gerade in die Hand kommen und ohne besondere Sorgfalt in der Auswahl. Da ist „Tzarogy," ein Roman von Ernst Frhrn. von Bibra, dem bekannten Reisenden und glücklichen Schilderer südamerikanischer Scenerieen. Der Verfasser hat es sich gewiß recht sauer werden lassen, diesen Stoff zu finden, der dem Bedürfniß des modernen Sensations-Romans vortrefflich entspricht. Tzarogy ist eine mystische Persönlichkeit à la Cagliostro, und nichts ist bei unseren Romandichtern der Gegenwart gesuchter als solche dunkle Charaktere. Zu Anfang des laufenden Jahrhunderts trieb sich ein Abenteurer unter dem Namen eines Grafen Tzarogy in Mitteldeutschland umher und machte namentlich die Städte am Main zum Schauplatz seiner Manipulationen, die gewöhnlich auf allerlei Betrügereien, bei denen Liebesabenteuer eine Rolle spielten, hinausliefen. Später verschwand er; Niemand wußte zu sagen, was aus ihm geworden. Zwanzig Jahre später fand man ihn wieder, freilich unter weit bescheidneren Verhältnissen: er war Direktor einer wandernden Schauspielertruppe, welche in den Landstädtchen Polens umherzog. Diese Figur bildet den Mittelpunkt des Bibra'schen Romans, wenn auch nicht gerade dessen Helden, da Tzarogy nur benutzt wird, die im Vordergrund handelnden Personen in fortwährender Bewegung zu erhalten. Die vorgeführten Charaktere sind fast sämmtlich excentrisch, auf die Spitze getrieben; da jedoch Bibra ein feiner Welt- und Menschenkenner ist, auch als Darsteller seltene Gewandtheit und Elasticität besitzt, versteht er Alles so geschickt einzukleiden, zu motiviren und auszulegen, daß selbst der kritische Leser der Erzählung mit Interesse folgt und sie zuletzt nicht ganz unbefriedigt aus der Hand legt. „Tzarogy" ist offenbar nichts weiter als ein Sensationsroman; doch gehört er jedenfalls zu den bessern der Gattung, und der Autor muthet dem Leser niemals zu, den künstlerischen Standpunkt gänzlich aus dem Auge zu verlieren.—Da ist ein anderer Roman, der den Titel „Rastlos!" führt. Einen treffenderen hätte der Autor gar nicht wählen können. Rastlos geht es von Scene zu Scene, von Ereigniß zu Ereigniß. Noch nicht die Hälfte des ersten Bandes braucht man durchlesen zu haben, um schon ganz schwindelig im Kopfe zu fühlen und sich ermattet zu fragen: Ja, wohin in aller Welt soll denn diese Parforcejagd, dieses Reisen per Dampf von Station zu Station eigentlich führen? Wohin? Der Autor scheint sich selber nicht klar darüber zu sein; sechs starke Bände durch soll es rastlos so fortgehen, und wir stehen kaum in der Mitte des ersten! Da sind Fürsten, Minister, Abenteurer, Geistliche, Diplomaten, schöne Frauen der verschiedensten Stände, Geheimpolizisten, Soldaten, Verschwörer, Jesuiten — man fühlt sich wie auf dem Maskenball, rings umgeben von den buntesten Trachten und seltsamsten Figuren. Dabei fehlt es nicht an Anzeichen, daß der Roman aus einer wirklich talentvollen Feder floß; die Mache ist jedenfalls bewunderungswürdig. Manchmal scheint es dem Autor selber zu arg zu werden, er sehnt sich nach einem Ruhepunkt, er nimmt einen Anlauf zu behaglicherem künstlerischem Schaffen — da fällt ihm plötzlich







ein, daß er „Nastlos" schreiben muß, er läßt die Locomotive wieder dampfen und schnauben —

„Und hurre, hurre, hop, hop, hop,
Geht's fort im sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben!"

Wer die sechs verheißenen Bände mit ihren „tiefen Geheimnissen des heutigen Lebens, verborgensten Triebfedern, Scenen aus dem Familienleben von Fürsten, gänzlich unbekannten Documenten, eigenthümlichen Aufklärungen über gewisse geheime Gesellschaften" zc. zc. durchgepeitscht hat ohne sich eine heftige Migräne zugezogen zu haben, den beneiden wir um seine gesunde Constitution. Als Verfasser nennt sich H. Marcotin, vermuthlich ein Pseudonym. Wenn seine Werke Beifall finden, wird bald ein Pseudo-Marcotin erstehen, wie es in der That bereits vier Retcliffe giebt, deren einer schaurigere und packendere Geschichten zu schreiben bemüht ist als der andere. Einer dieser edlen Sir John's hat sogar schon Leben und Tod Abraham Lincolns in einer Anzahl von Bänden romantisch verarbeitet. What next?

Der viel schreibende Armand, der einstmals eine Reise nach Amerika gethan und in Folge davon etwas zu erzählen weiß, hat wieder einen mehrbändigen Roman fertig, den er diesmal „In Mexiko" betitelt; of course, Mexiko ist jetzt ein sehr interessantes Land, und ein in diesem Lande spielender Roman muß schon von vorn herein in gewissen Kreisen Sensation machen. Wer nun etwa glaubt, daß dieser Roman in ganz eigenthümlicher Manier geschrieben sei, daß darin ein fremdartiger tropischer Hauch wehe, der dem Leser neue Bilder, nie gehabte Eindrücke zuführe, der befindet sich doch einigermaßen im Irrthum. Freund Armand bleibt überall derselbe, mögen nun seine bunten Geschichten am Erie- oder am Oberen See, am Hudson oder Tombigbee, am Mississippi oder Rio Grande spielen. Jagd- und Indianer-Abenteuer, romantische Liebesgeschichten, mit Entführung, Vergiftung oder Erdolchung endigend, Lager-, Trink- und Kloster-Scenen, Ueberfälle, Diebereien, Spielhöllen und was der herkömmlichen packenden Ingredienzen mehr sind, daraus setzt Armand ein für alle Mal seine Romane zusammen und beobachtet nur die Vorsicht, heute mehr von dieser, morgen weniger von jener Substanz zu nehmen, wodurch zwar täuschend ähnliche, für alle praktischen Zwecke und den Geschmack des großen Publikums jedoch hinlänglich verschiedene Mischungen zu Stande kommen. Diesmal bot sich eine ganz vortreffliche Gelegenheit, die Geschichte von Mexiko von den Urzeiten an, namentlich aber die des mexikanisch-amerikanischen Krieges einzuflechten, und da sich damit schon ein Band füllen läßt, der vom Verleger prompt honorirt wird, hat sie der auf Gründlichkeit haltende Verfasser natürlich beim Schopf gefaßt. Da die Geschichte gut vorgetragen wird, ist sie am Ende für Leser, die weder Lust noch Gelegenheit haben, sie anderweitig nachzustudiren, eine ganz annehmbare Zugabe.







Indem wir es uns für heute am Roman genügen lassen, möchten wir noch Raum gewinnen zur Erwähnung einiger literarischer Erscheinungen ernsterer und gediegener Gattung. Es bestätigt sich, daß wir den viel betrauerten Meister des Gesangs, unseren im Herzen des deutschen Volkes ewig lebenden Ludwig Uhland demnächst von einer wesentlich neuen Seite, nämlich als prosaischen Schriftsteller und Literarhistoriker, kennen lernen sollen. Sechs bis sieben Bände prosaischer Schriften Ludwig Uhlands, betitelt: „Zur Geschichte der Dichtung und Sage", sind nahezu druckfertig und werden vermuthlich in rascher Folge ausgegeben werden. Die Herausgabe derselben verdankt man den Professoren Holland, von Keller und Franz Pfeiffer, denen der Dichter seinen prosaischen Nachlaß ausdrücklich übermachte. Einzelne der Aufsätze sind bereits in der Zeitschrift „Germania" erschienen. Uhland war einer der gründlichsten Kenner der älteren deutschen Poesie, weshalb seine Abhandlungen über das Volkslied, den Minnegesang, die deutsche Heldensage, nordische, deutsche und romantische Sagengeschichte, ganz besonders aber über das Niebelungenlied für höchst bedeutungsvoll erachtet werden müssen. Das sinnigste poetische Gemüth und der feurigste Patriotismus, eine durch und durch nationale Gesinnung vereinigen sich hier mit tiefer Gelehrsamkeit zu einer in ihrer Art ebenso classischen Leistung, wie es die unsterblichen Lieder des schwäbischen Sängers sind.

Daß man in Deutschland für literarische Belehrung empfänglich ist und eine mit Sachkenntniß und in guter Meinung abgefaßte Kritik, sei sie auch sonst etwas einschneidend und ätzend, zu schätzen versteht, beweis't die kürzlich erschienene fünfte Auflage von Julian Schmidt's „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tode." Selten ist ein Buch heftiger angegriffen worden als dieses, aber gerade die erbitterten Angriffe scheinen äußerst conservirend zu wirken und ihm eine lange Lebensdauer zu verheißen.

Ein für die Wissenschaft sehr bedeutendes Werk verspricht die „Geschichte der Astronomie" zu werden, welche der hochverdiente Astronom Johann Heinrich Mädler, ehemals Professor der Astronomie und Direktor der Sternwarte zu Dorpat, dermalen in Deutschland privatisirend, zu schreiben im Begriff steht. Das Werk wird einen Theil der unter Redaktion der historischen Commission in München erscheinenden, durch den verstorbenen und jetzigen König von Baiern in freigiebiger Weise unterstützten „allgemeinen Geschichte der Wissenschaften" bilden. Beiläufig möge bemerkt werden, daß die historische Commission in ihrer siebenten Plenarversammlung im Oktober beschloß, daß die von ihr ausgesetzten Preise für ein gelehrtes Handbuch der deutschen Geschichte (10,000 Gulden) und ein Handbuch der deutschen Alterthümer (2000 Gulden) vorläufig nicht ertheilt werden sollen, da die eingelaufenen Arbeiten den zu stellenden Anforderungen nicht entsprechen.

Aus Amerika ist vor Kurzem der alten Heimath ein recht werthvolles Geschenk zugekommen. Das Geschenk bringt in Erinnerung, daß da drüben über dem Wasser auch noch Söhne der alten Germania hausen, die das viele Gute

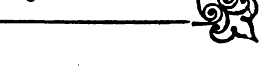






und Herrliche, was sie einst von der fernen Mutter empfangen, wohl zu schätzen und zu nützen wissen, die sich redlich bemühen, jenen edelsten Beruf der deutschen Nation zu erfüllen: als Träger der Cultur über den ganzen Erdkreis zu wirken. Dieses Geschenk ist ein Buch von mäßigem Umfang, welches den vielversprechenden Titel trägt: „Aus Amerika über Schule, deutsche Schule, amerikanische Schule und deutsch-amerikanische Schule, von Rudolf Dulon.“ (Leipzig und Heidelberg. Winter'sche Verlagshandlung.) Ueber Amerika zu schreiben, wurde im Lauf des letzten halben Jahrzehntes in Deutschland stark zur Modesache. Der gigantische Krieg hat das Interesse, welches man wohl schon früher an dem wunderbaren Lande nahm, bedeutend gesteigert, aber er hat auch den Standpunkt, von dem man es zu betrachten gewohnt war, total verrückt und einen hartnäckigen Widerspruch der Meinungen und Ideen hervorgerufen, zu dessen endlicher Lösung es sehr erfahrener und gewandter Schiedsrichter bedürfen wird. Als einen dieser Letzteren begrüßen wir mit Freuden Rudolf Dulon, der das hochwichtige Thema des amerikanischen Erziehungswesens in erwähntem Buche mit nicht genug zu rühmender Schärfe, Unbefangenheit und Klarheit, zugleich aber in so gefälliger und durchaus populärer Weise behandelt, daß jeder gebildete Leser in beiden Hemisphären, hätte er früher auch nie darüber gehört, auf's Gründlichste unterrichtet und zu eigenem Urtheil befähigt wird. Das Buch zerfällt in vier durchaus selbstständige Abschnitte, die eben nur in sofern mit einander in Verbindung stehen, als sie sämmtlich über Schule und Erziehung handeln. Was der Verfasser im ersten Abschnitte über Schule und Jugenderziehung im Allgemeinen sagt, mag zwar Manchem nicht ganz neu erscheinen, ist aber so durch und durch wahr, so treffend ausgedrückt und gemeinfaßlich vorgetragen, daß es Eltern und Lehrern — warum sollte nicht auch ein Lehrer von einem bewährten Meister seines Berufes lernen können? — zum Studium und zur Beherzigung nicht genug empfohlen werden kann. Der zweite Abschnitt zollt der deutschen Schule und ihrem segensvollen Wirken den schuldigen Tribut. Für deutsche Leser bietet wohl der dritte Abschnitt, welcher über die amerikanische Schule handelt, das meiste Interesse. In bündiger, überaus lichtvoller Weise wird Alles, was über amerikanisches Erziehungswesen zu sagen ist, zusammengefaßt; die Vorzüge und wunderbaren Resultate desselben werden mit der größten Unbefangenheit, ja mit Enthusiasmus anerkannt, dagegen auch die mancherlei Gebrechen nicht verschwiegen. Mit Bezug auf Letztere wird angedeutet, wie sie unter Beihülfe des deutschen Geistes nach und nach beseitigt, und auf diese Weise eine Musterschule zur Erziehung wahrer Menschen geschaffen werden möchte, wie die Welt bis dahin noch keine gesehen. Der vierte Abschnitt gilt der deutsch-amerikanischen Schule. Hier betritt der Verfasser ein Gebiet, auf dem er selbst lange Jahre mit glänzendem Erfolg gearbeitet hat; er spricht pro domo und hält gewissermaßen eine Lobrede auf sich selbst und seine Schöpfung. Das ist ihm von manchen Seiten bitter verdacht worden. Er entschuldigt sein Verfahren damit, daß der Gegenstand ein zu wichtiger sei, um unerörtert zu bleiben. Da

6




nun Andere kaum befähigt seien, ihm gerecht zu werden, oder, wenn sie dies auch seien, des guten Willens dazu ermangelten, so habe er sich bewogen gefunden, selber das Wort zu ergreifen. Uns scheint das natürlich genug und kaum einer Entschuldigung bedürfend; freilich hätten auch wir es lieber gesehen, wenn der Verfasser in diesem sonst sehr interessanten Abschnitt eine größere Objectivität bewahrt und auf die ausführliche Behandlung kleinlicher Privatverhältnisse verzichtet hätte. Doch er schrieb sein Buch, wie aus der Widmung hervorgeht, in einer Zeit schwerer Kämpfe und Heimsuchung, „abgehetzt und bis in den Tod ermüdet," nachdem er die Stätte eines langjährigen Wirkens hatte verlassen müssen; er schrieb es „um sich zu sammeln, um die Ueberbleibsel seines früheren Menschen leidlich zusammen zu flicken und in eine brauchbare Façon zu bringen." Das erklärt, das entschuldigt Manches. Es ist ein hartes Ding, mit schwerer Sorge und unendlicher Mühsal eine Schöpfung aufzurichten, um sie dann in Trümmer fallen und sich um die Frucht seiner Arbeit betrogen zu sehen. Doch wie dem auch sei: die deutsch-amerikanische Schule lebt und gedeiht, sie hat eine hohe Mission zu erfüllen. Wäre ihrem ersten Begründer auch gar nichts geblieben als das stolze Bewußtsein: Es war dein Werk! — er möchte sich getrost sagen, daß er nicht umsonst gelebt.

Unsere New-Yorker Saison 1865—1866 ist für künstlerische Unterhaltungen eine überaus glänzende und ersprießliche. Der erste Winter nach glücklicher Beendigung des Krieges setzt die schönen Künste in ihre vollen Rechte ein; nie war der Andrang zu unsern Theatern ein so mächtiger wie während der letzten Monate; nie war vom geschäftlichen Standpunkt das Theaterwesen in höherem Flor. Der alle Berechnung und Voraussetzung übertreffende Erfolg weckte die Spekulation, und schon sehen wir in den oberen Theilen New Yorks ein halbes Dutzend neuer Musentempel erstehen, während zu einem weiteren halben Dutzend wenigstens die Projekte entworfen sind. Wir werden in unseren späteren Monatsberichten kurze Uebersichten der Leistungen der hauptsächlichsten englischen Bühnen New-Yorks liefern und werfen für heute nur noch einen Blick auf unsere deutsche Bühne, von der sich gewiß nicht in Aberde stellen läßt, daß sie im Lauf der letzten Jahre bedeutende Fortschritte gemacht hat und den Bühnen größerer Provinzialstädte Deutschlands in jeder Beziehung gleich steht.

Das große Ereigniß des Stadttheaters während der letzten Monate war das Gastspiel Ottilie Genée's, der schon seit geraumer Zeit in ganz Deutschland wohlbekannten komischen Schauspielerin und Soubrette. Dieses Gastspiel, etliche zwanzig Vorstellungen umfassend, hat vom pecuniären Standpunkt ein wahrhaft glänzendes, in Bezug auf Anregung für deutsches Theaterwesen im Allgemeinen ein recht günstiges, in rein künstlerischer Hinsicht ein ziemlich mittelmäßiges Resultat ergeben. Ottilie Genée ist unzweifelhaft eine sehr tüchtige Vertreterin ihres mit glänzenden Kräften keineswegs überfüllten Rollenfaches; ihr Spiel, sprudelnd von Leben, Munterkeit und origineller Frische,







überraschte hier um so mehr, da wir seit Begründung einer deutschen Bühne etwas Aehnliches nicht sahen, und da auf der englisch-amerikanischen Bühne in dieser Beziehung noch ungleich weniger geleistet wird als auf der deutschen. Mit dem Hinderniß eines etwas harten, selbst für den Gesangsvortrag leichter Couplets kaum ausreichenden Organs kämpfend, hat sie es im Gebrauch desselben doch zu bedeutender Fertigkeit, namentlich auch zu erstaunlicher Volubilität der Zunge gebracht. Ihre Mimik ist lebendig, obwohl nicht immer schön, ihre Bewegungen sind anmuthig, oft aber auch sehr hart an der Grenze des Schicklichen hinstreifend oder sie selbst überschreitend. Offenbar hat sich Ottilie Genée mehr nach französischen als nach deutschen Mustern gebildet; sie bemüht sich ein gewisses Etwas in die deutsche Schauspielkunst hineinzutragen, was derselben fremd ist und nur mit Widerstreben von ihr aufgenommen wird. Die französische Bluette, der Soloscherz, das Vaudeville ist ihr eigentliches Gebiet; hier weiß sie ihre Gaben in der vortheilhaftesten Weise zu verwenden; ihren Leistungen in der höheren Komödie und dem feineren Lustspiel scheint sie selber nicht recht zu trauen, da sie uns so selten Gelegenheit bot, darüber zu urtheilen. Als sie in einem selbstgedichteten Epilog von dem New-Yorker Publikum, das sie so herzlich aufgenommen und stets mit Beifallsbezeugungen überhäuft hatte, Abschied nahm, stellte sie die Frage: „Habe ich Ihnen denn auch ein wenig gefallen?“ Ein donnernder Beifallssturm bildete die nicht mißzudeutende Antwort darauf. Nun, auch uns hat der kleine neckische Kobold mit seiner mitunter unwiderstehlichen Drollerie und stets erfrischenden Munterkeit gefallen, recht sehr gefallen, aber — das dürfen wir hier, wo es eine unparteiische Kritik gilt, nicht verschweigen — dieses Gefallen wäre ein noch unbedingteres und intensiveres gewesen, wenn, besonders in den letzten Vorstellungen, die Farben nicht manchmal etwas gar zu grell und mit zu breitem Pinsel aufgetragen worden wären. Aechte Kunstleistungen, wie z. B. jene Scene der leicht bespitzten Matrone in dem am letzten Gastspielabend gegebenen Lustspiel: „Großmütterchen und Enkel“ und noch so manche andere, die Ottilie Genée uns vorführte, behalten immer ihren Werth und adeln den Darsteller, auch wenn sie augenblicklich nicht von donnernden Beifallsäußerungen und verschwenderischen Blumenspenden gefolgt wären. Wenn die geehrte Künstlerin in demselben Epilog ihr öfteres Auftreten in gehaltlosen Kleinigkeiten damit entschuldigte, daß es der deutschen dramatischen Literatur an werthvollen Erzeugnissen der komischen Muse, in denen gerade eine Soubrette ihre künstlerische Vielseitigkeit zu zeigen im Stande sei, fehle, gestehen wir offen, daß uns dieser Grund nicht ganz stichhaltig scheint. Die deutsche Lustspielliteratur älteren und neueren Datums hat gar manches brauchbare Stück aufzuweisen, worin sich recht dankbare Rollen für komische Schauspielerinnen finden. Freilich vertragen dieselben noch viel weniger ein allzu grelles Colorit, sondern erheischen feinere Ausmalung. Das aber ist gerade die würdige Aufgabe wahrer Kunst. Wir haben nichts gegen das gelegentliche Vorführen solcher an und für sich unbedeutender Virtuosenstückchen; man sieht sie hin und wieder einmal ganz gern mit an und läßt dem Virtuosen-






hum Gerechtigkeit widerfahren, aber immer eine und dieselbe Kost, toujours perdrix — das verdirbt den Magen und kitzelt zuletzt kaum mehr den Gaumen.

Auf die Weiterentwickelung unserer deutschen Bühne wird das Genée-Gastspiel jedenfalls eine sehr günstige Wirkung äußern. Das Interesse an derselben hat dadurch einen lebhaften Anstoß erhalten, und zwar ganz vorzugsweise in Kreisen, die bis dahin dem deutschen Theater fern standen und kaum einmal vorübergehend Notiz von ihm nahmen. Die übervollen Häuser zeigten zur Genüge, daß das gewöhnliche Theaterpublikum durch ein anderes Publikum verstärkt worden war, welches eines kräftigeren Magnetes bedarf, um zu dramatischen Kunstleistungen herangezogen zu werden, und welches seine Empfänglichkeit für letztere allmälig ganz verlieren möchte, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein derartiger Magnet in Wirksamkeit gesetzt wird. Daß das künftig häufiger geschieht, dafür bürgt der Erfolg des ersten Experiments.

Die Direction des Stadttheaters wird eben so begierig sein, Künstler von Ruf für ihr Theater zu gewinnen, wie die Kunstgrößen Deutschlands den ihnen hier gebotenen Vortheilen nicht widerstehen werden. Grunert, Dawison und Andere waren schon seit Jahren nicht abgeneigt, ihre künstlerischen Ausflüge gelegentlich einmal bis über den Atlantischen Ocean auszudehnen; es handelte sich dabei nur um den Geldpunkt und die Erledigung der Frage, ob die auf einen solchen Ausflug verwendete Zeit für sie keine verlorene sein werde. Nach dem Erfolg der Genée kann hierüber auch nicht der leiseste Zweifel obwalten. Und nicht nur einzelne berühmte Gäste, auch tüchtige ständige Mitglieder wird unsere deutsche Bühne hinfort aus dem alten Vaterland in beliebiger Auswahl beziehen können, so daß, wenn es anders in den leitenden Kreisen nicht an Einsicht und gutem Willen fehlt, ihre Wirksamkeit eine immer segensreichere zu werden verspricht.

New-Yorker Correspondenz.

New-York, im December. New-York ist eine Welt für sich, und mit nichts Anderm zu vergleichen. Der europäischen Kultur näher stehend als andere amerikanische Städte, verleugnet es doch nirgends den amerikanischen Charakter. Die höchste Blüthe der Kultur entfaltet sich neben ihren ersten schüchternen Anfängen. Hier steht der Palast des Millionärs, dicht daneben die hölzerne Hütte, welche sich der irische Arbeiter auf den kahlen Fels gebaut hat. Pilgern wir durch den Centralpark, so glauben wir uns in einer europäischen Stadt zu befinden; rings umher aber entfaltet sich das Squatterrecht mit derselben Ungenirtheit wie in den Hinterwäldern des Westens, und kleine in Lumpen gehüllte







Dämone protestiren dadurch, daß sie Koth auf die geputzten Insassen der vorüberrasselnden Eisenbahnwagen werfen, gegen die Uebergriffe der Civilisation. Das fortwährende Ab- und Zuströmen der Bevölkerung macht, daß man nie geregelte Zustände erreicht, daß man nie zur Ruhe kommt, immer im Privisorium bleibt, daß die Verwaltung fortwährend experimentirt nnd ein Experiment nach dem andern verwirft. Die krassesten socialen Gegensätze schießen neben einander empor und müssen mit einänder auszukommen suchen, was nur dadurch möglich wird, daß Jeder den Andern gewähren läßt. Hier befinden wir uns in einem Getümmel, welches uns bei jedem Schritt in Lebensgefahr versetzt; dort, nicht weit vom Tumult entfernt, herrscht die idyllische Ruhe eines Landstädtchens. Raubanfälle auf offener Straße kommen häufig vor, und doch, wenn wir die förmlich zum Einbrechen auffordernde Bauart der Häuser in Betracht ziehen, müssen wir sagen, daß die öffentliche Sicherheit größer ist, als sie unter ähnlichen Verhältnissen in einer europäischen Haupt- und Hafenstadt sein würde. Der Glaube an die Zweckmäßigkeit der Selbstregierung unter allen Umständen wird nirgends auf eine härtere Probe gestellt als hier — und doch, sieht man die New-Yorker bei öffentlichen Aufzügen, wo Hunderttausende sich drängen ohne daß die geringste Unordnung entsteht, wo Jeder dem Andern das Recht giebt, ihm ungestraft auf die Hühneraugen zu treten, und auch der derbste Zusammenstoß durch einen gutmüthigen Scherz beseitigt wird — dann muß man wieder dies Volk bewundern, und sagen, daß keine europäische Population im Stande wäre, sich in dieser Weise selbst zu beherrschen und zu regieren.

Der schroffste Materialismus paart sich mit dem größten Opfermuth, eine geradezu verrätherische Gesinnung mit dem glühendsten Patriotismus. Nirgends wird auf gewissenlosere Weise Geld zusammengerafft, nirgends aber bereitwilliger für wohlthätige Zwecke beigesteuert, und zwar keineswegs immer mit Ostentation, sondern oft mit einer Delikatesse, welche nur die reinste Menschenliebe als Motiv voraussetzen läßt. Während des Krieges galt New-York als ein zweites Richmond, und zwar mit Recht; dennoch hat keine zweite Stadt mit solcher Bereitwilligkeit Millionen auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt und immer neue Tausende zu den Heeren geliefert. Einen merkwürdigen Bundesgenossen hatten die Rebellen an einer Stadt, welche, wenn heute der Nothruf aus Washington erscholl, morgen 10,000 Mann zur Beschützung der Hauptstadt marschiren ließ, und einen merkwürdigen Helfer hatte wiederum die Regierung an einer Commüne, welche bei jeder Wahl die ungeheuerste Majorität gegen sie abgab und nur die entschiedensten Freunde des Südens in den Congreß schickte. Man muß New-York zürnen und es doch lieben, man muß es verdammen und doch bewundern, man wünscht ihm oft zu entfliehen und wird doch unwiderstehlich zu ihm hingezogen; als New-Yorker schämt man sich und fühlt sich doch stolz. Es bleibt dabei, New-York ist eine Welt für sich, so großartig, so überwältigend interessant, daß es kaum in einer europäischen, geschweige denn in einer amerikanischen, Zeitschrift unvertreten sein darf. Dem Correspondenten

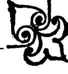






der Monatshefte wird es obliegen, das Leben und Treiben der amerikanischen Metropole zu verfolgen, und sowohl die Licht- wie die Schattenseiten mit strenger Wahrheitsliebe hervortreten zu lassen.

Einen der dunkelsten Schatten bildet unbedingt das Parteitreiben wie es sich in New-York entwickelt hat. Ohne Parteien läßt sich keine Republik, kein politisches Ringen, kein Fortschritt denken; aber es soll sich denn doch dabei um Prinzipien handeln, und namentlich muß es selbst im öffentlichen Leben eine Grenze geben, welche die politische Leidenschaft nicht überschreiten darf. Eine solche Schranke ist hier aber nicht vorhanden. Mit der Verwaltung einer Stadt hat die Politik wenig oder nichts zu thun, weil die großen prinzipiellen Fragen, welche die Nation bewegen, dabei selten oder nie in Betracht kommen. Man muß verlangen, daß der Mayor oder Alderman Patriot sei, aber weiter darf man auch nicht gehen. Man darf ihn nicht zum politischen Eunuchenthum verdammen, aber auch seine politische Ueberzeugung — stets vorausgesetzt daß er ein Patriot ist — nicht zum entscheidenden Motiv für seine Erwählung oder Verwerfung machen. Der Beamte begeht eine Taktlosigkeit, wenn er als solcher den Parteimann hervortreten läßt, denn er ist der Repräsentant und Diener der ganzen Commüne; wird er aber als Parteimann gewählt, so bringt man ihn sofort in eine falsche Lage, welche kaum der Möglichkeit einer gewissenhaften und taktvollen Pflichterfüllung Raum giebt. New-York hat bittere Erfahrungen über die Folgen des Parteiregiments im Communalleben gemacht, und hätte füglich zur Einsicht kommen können; der Verlauf der im Beginn dieses Monats stattgefundenen Mayorswahl zeigt aber, daß es noch weit davon entfernt ist. Einen Versuch zur Reform machte die Citizens Association; bis jetzt hat sie aber noch wenig Glück gehabt und fast noch weniger Verstand entwickelt. Ihr Kandidat war John Hecker, der Peto unter den Müllern, ein ehrenwerther Mann im Privatleben. Seine Anwartschaft bestand darin, daß er sich im vorigen Jahre zum Reformator aufwarf und zum Dank dafür von irischen Arbeitern fast zerrissen worden wäre. Um eine bessere Straßenreinigung zu erzielen, bewirkte er nämlich, daß den Gassenkehrern ihr Lohn vorenthalten wurde. Er rechnete darauf, daß sich die Wuth besagter Besenführer gegen den Straßenkommissär als moralischen Urheber ihrer Noth richten würde; sie dachten aber nicht so weit und hielten sich an's Nächste, was Herr Hecker als Menschenkenner wohl hätte voraussehen können, und das Resultat war, daß die Straßen wo möglich noch schmutziger wurden. Die aus dieser Affaire erwachsenden Ansprüche waren also mindestens zweifelhafter Art. Außerdem war die Wahl der Association in sofern eine ziemlich unglückliche, als Herr Hecker sich während des Krieges keineswegs patriotisch gezeigt, sondern offen mit seiner Sympathie für die Feinde des Vaterlandes geprahlt hatte. Im Ganzen aber war das Arrangement nicht übel. Nicht nur Fernando Wood und seine Partei, sondern auch Horace Greeley und die Redaktion der Evening Post machten mit der Association gemeinschaftliche Sache, die letztern Beiden weil sie der Ansicht waren, daß ein republikanischer Mayor in New-York doch machtlos sein würde. Die ganze hoffnungsvolle Combination konnte ihrem




Auserkorenen nicht mehr als ungefähr 10,000 Stimmen unter 80,000 verschaffen. Unter den Kandidaten befand sich Einer, welcher für eine Idee kämpfte. Der bisherige Inhaber des Amtes, Herr Günther, erklärte nämlich in einem gedruckten Manifest, er halte es für seine Pflicht, als Kandidat aufzutreten, da die Prinzipien, wegen deren er verfolgt werde, von keinem der anderen Herren in solcher Reinheit vertreten würden. Auch zweifle er, im Vertrauen auf die Intelligenz und Tugend des Volkes, nicht im Geringsten an seinem Siege. Die Wähler wußten jedoch diese Idee nicht zu würdigen, waren der Ansicht, daß Herrn Günther's Prinzipien in der Stadtverwaltung hinfort lieber unvertreten bleiben sollten, und gaben ihm nur 6000 unter den 80,000 Stimmen, woraus er konsequenter Weise den Schluß ziehen muß, daß das Volk von New-York wider alles Erwarten entschieden stupid und lasterhaft ist. Es lassen sich aus dieser bittern Erfahrung mancherlei heilsame Lehren ziehen. Die andern beiden Hoffnungsvollen waren der bisherige Recorder Hoffmann, Kandidat von Tammany Hall, und Herr Roberts, Kandidat der republikanischen Partei. Ersterer besiegte seinen Nebenbuhler nur mit geringer Majorität, und nimmt man an, daß Tribune und Evening Post zusammen über 2000 Stimmen verfügten, so haben diese beiden republikanischen Organe die Befriedigung, die Erwählung des Kandidaten ihrer eigenen Partei verhindert und dem Gegner, der ihnen und der Partei gemeinsam war, zum Sieg verholfen zu haben. Erklärte die Times, welche noch am Tage der Wahl Herrn Hoffmann des gemeinen Diebstahls bezüchtigt hatte, ihn am Tage nachher für einen unbescholtenen Ehrenmann, so dürfen wir wohl annehmen, daß die Stadt sich unter seiner Verwaltung leidlich wohl befinden wird. Hoffen wir wenigstens, daß er sein Amt nicht durch politischen Wahnsinn prostituirt, wie man es hier leider gewohnt ist. Als Patriot ist Herr Hoffmann bekannt, und also in dieser Beziehung nichts gegen ihn einzuwenden.

Allgemeineres Interesse als das Schauspiel der Mayorswahl, welches, wie pikant die Agitation sich auch gestaltet, immerhin alle zwei Jahre wiederkehrt, möchte eine Erscheinung verdienen, welche so leicht nicht wiederkehren wird. Daran, daß in Amerika die Staaten aus der Erde wachsen, ist man gewöhnt; daß aber in einer Stadt über Nacht eine Republik entsteht, ist denn doch selbst hier etwas ziemlich Ungewöhnliches, und ein solches Phänomen hat sich in New-York zugetragen ohne daß man sich sonderlich darüber entsetzte oder wunderte. Kein Scherz, sondern bitterer oder heiterer Ernst. An dem durch die Sumter-Versammlung klassisch gewordenen Union Square erhebt sich unter vielen Palästen einer, über dem die grüne Fahne mit der goldenen Harfe flattert. Diese Fahne ist das Banner, dieser Palast das Kapitol der irischen Republik. Besagte Republik hat ihren Präsidenten, ihre Minister, ihren Kongreß, ihren Staatsschatz. Ihre Organe befinden sich in so voller Operation wie die eines anerkannten Staatskörpers. Sie erhebt ihre Abgaben, erläßt ihre Dekrete, giebt ihre Obligationen aus, und führt Krieg mit einer Macht, von welcher die dunkle Sage geht, daß sie den Vereinigten Staaten befreundet sei. Ja noch mehr; die







irische Republik hat sich nicht allein nach dem Muster der Union, in deren Schooß sie sich entwickelt, organisirt, sondern sie ahmt ihr auch in anderer Weise nach. Sie führt bereits im Kleinen dasselbe Drama auf, welches wir so eben im Großen zu Ende gespielt, wenn auch in etwas veränderter Form. Obgleich erst wenige Wochen alt, hat sie schon ihre innern Kämpfe, ihre Secession und Rebellion. Eines schönen Tages ladet der aus Viktualienhändlern und andern Notabilitäten zusammengesetzte Senat den durch den fenischen Kongreß konstitutionell gewählten Präsidenten O'Mahoney wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt vor sein Tribunal. O'Mahoney bestreitet die Kompetenz des Gerichtshofes und erscheint nicht, worauf er in contumaciam schuldig erkannt, seines hohen Amtes verlustig erklärt und der Oberst Roberts zum Präsidenten der Republik gewählt wird. Mit O'Mahoney werden auch seine Minister angeklagt, und zugleich beruft der Senat eine Extrasitzung des Congresses nach New-York. O'Mahoney und sein Kabinet lassen sich aber durch dies Alles nicht beirren. Sie erklären die Senatoren für Usurpatoren, behaupten, nur der Präsident habe nach der Konstitution der Republik das Recht, den Senat zu berufen, und bleiben ruhig im Kapitol am Union Square. So hat denn die irische Republik in New-York zwei Regierungen, zwei Präsidenten, zwei Kabinette. So lange O'Mahoney nicht mit List oder Gewalt aus dem Regierungsgebäude entfernt ist, wird er sich im Vortheil befinden, und überhaupt scheint es als stände die Majorität der edlen irischen Republikaner auf seiner Seite. Was ist nun aber der Kern aller dieser Zerwürfnisse? Einfach der Punkt, bei welchem die Gemüthlichkeit aufhört; es handelt sich um's Geld. Dem Präsidenten O'Mahoney wird zum Vorwurf gemacht, daß er einen Palast für 12,000 Dollars im Jahr gemiethet, während sich die Republik für's Erste wohl mit einem bescheidenern Lokal hätte behelfen können, daß er dem Eigenthümer aus dem Staatsschatz 5000 Dollars Kaution für den Fall einer Beschädigung des Gebäudes geleistet und überdies Tausende zur fürstlichen Ausstattung der heiligen Hallen ausgegeben hat. Auch wird er bezüchtigt, eigenmächtig Obligationen mit seiner Unterschrift ausgegeben zu haben. Der Finanzminister, Killian, wird beschuldigt, daß er das ihm anvertraute Geld gebraucht wozu er will, nicht wozu er soll. Andererseits richten O'Mahoney, Killian und Konsorten ähnliche Anklagen wider den Senat. Jede Partei scheint in sofern Recht zu haben, als kaum daran zu zweifeln ist, daß Jeder, welcher an einen Theil der zusammengebrachten Geldmittel kommen konnte, sich den Vortheil zu Nutze machte, wobei die Finanzen der Republik eben nicht profitirten. Eine sehr ernste Anschuldigung liegt gegen Herrn Meehan vom Irish American vor. Dieser wurde mit einem auf 500 Pfund Sterling lautenden Wechsel als Agent nach Irland geschickt, wo er sich längere Zeit aufhielt. Er behauptete den Wechsel verloren zu haben, brachte aber bei seiner Rückkehr angeblich mehr Geld als Privateigenthum mit als er jemals besessen. Noch eigenthümlicher war es, daß, während er unbelästigt blieb, alle die Parteigenossen, mit denen er verhandeln sollte, verhaftet wurden. Es wird daraus geschlossen, daß er nicht nur das ihm für Parteizwecke anvertraute Geld für sich







behielt, sondern auch als Verräther handelte. Bei dieser Gelegenheit erfährt man denn auch, daß der ehrenwerthe Patriot John Mitchell als Gesandter der Republik nach Paris gegangen ist und 28,000 Thaler mitgenommen hat. Erwähnt werden muß endlich noch, daß neben der „fenischen Brüderschaft" eine „fenische Schwesterschaft" besteht, deren Oberhaupt, Ellen H. Mahoney, die „irischen Damen", d. h. die Dienstmädchen dieser Nationalität, auffordert, ihr Geld für die Sache des Vaterlandes herzugeben, wogegen die Pfaffen, welche dies Geld allein beanspruchen, heftig protestiren werden.

So ist es um die irische Republik bestellt. Hoffentlich wird Niemand die Bemerkung übel nehmen, daß die Geldwirren und gegenseitigen Anschuldigungen an ähnliche Differenzen erinnern, welche einst unter den Patrioten einer andern Nationalität entstanden. Bewundern muß man einerseits den Gemeinsinn, welcher über eine Million für solchen Schwindel beisteuert, und andererseits die Beschränktheit, welche den Schwindel nicht durchschaut. Ist aber die ganze Erscheinung nicht einzig in ihrer Art? Ruhig läßt man eine Organisation sich entwickeln, welche kein Hehl daraus macht, daß sie Krieg gegen England führen will. Man läßt sie ungehindert Gelder sammeln, Waffen ankaufen, Munition anhäufen, Regimenter bilden, Congresse abhalten, die Funktionen einer Regierung ausüben. So lange sie nicht zur feindseligen That übergeht, steht sie unter dem Schutz der Gesetze dieses Landes. Uebrigens wußte man auch, mit wem man's zu thun hatte, und das Ende, welches jetzt die Sache nimmt, war vorherzusehen. Tief und ächt ist der Haß gegen den brittischen Uebermuth, und man wünscht ihm jede Demüthigung; dennoch hat der Fenianismus hier nirgends Sympathie, und in der Presse kaum irgend welche Fürsprache gefunden. Seit den Schreckenstagen des Juli 1863 weiß man, wie man mit den irischen Patrioten daran ist, und bedauert nur, sich ihrer nicht auf summarische Weise entledigen zu können. Die Irländer sind bis jetzt, mit wenigen Ausnahmen, die Pest des hiesigen Gesellschaftslebens, der Fluch von New-York und ganz Amerika. „Das ist das Rohmaterial eines großen Volkes!" sagte kürzlich ein Franzose beim Anblick eines Haufens irländischer Einwanderer. Mag sein, aber wär's nur erst verarbeitet! Das Material ist verzweifelt roh, und aus seiner numerischen Stärke erklärt sich mancherlei, was sonst an New-York unerklärlich sein würde. Liebe zum Vaterlande haben die Söhne und Töchter Erins im vollsten Maße; aber was ist diese löbliche Eigenschaft wenn ihr nicht Bildung und Sittlichkeit zur Seite stehen?

Einzig in ihrer Art ist auch die Expedition des von der Regierung hergegebenen Schraubendampfschiffes „Continental". Nie wurde den Planken eines Schiffes eine kostbarere Fracht anvertraut. An 700 Frauen und Jungfrauen, jung und mittelalterlich, hübsch und mittelmäßig, groß und klein, gehen mit dem „Continental" unter der Obhut eines Menschenfreundes Namens A. S. Mercer nach dem Territorium Washington, um dort zwar nicht das Rohmaterial, wohl aber die Stammmütter eines großen Volkes zu werden. In Europa würde man dazu die Nase rümpfen. Hier, wo der Blick weiter reicht und die Verhältnisse







bekannt sind, welche eine solche Sendung wünschenswerth und nothwendig machen, lautet das Urtheil anders. Hat Herr Mercer, wie es scheint, endlich das Ziel eines jahrelangen, mühe- und täuschungsvollen Strebens erreicht, so muß man ihm nachsagen, daß er's an nichts fehlen läßt, um sich der auf ihm lastenden schweren Verantwortung in würdiger Weise zu entledigen. Der lange Aufschub hatte nicht etwa in den Kapricen der Schönen seinen Grund, sondern war zur Einrichtung des Schiffes nothwendig, welche jetzt nichts mehr zu wünschen übrig läßt. Eine Anzahl von Kajüten ist mit der größten Sorgfalt ausgerüstet und dafür gesorgt, daß das was zusammen paßt, auch zusammen kommt. Außerdem ist für Speisesalons, Unterhaltungs- und Versammlungszimmer gesorgt, welche alle mit der äußersten Eleganz ausgestattet sind. An den Fußboden befestigte Nähmaschinen laden zum Arbeiten, eine Bibliothek ladet zur Lectüre ein, und dem musikalischen Sinn ist ebenso wie jedem andern Bedürfniß Rechnung getragen. Untadelhaft sind die für den Fall einer Feuersgefahr getroffenen Einrichtungen, während zugleich Boote genug vorhanden sind, um alle an Bord Befindlichen bequem aufzunehmen — eine Einrichtung, welche leider auf deutschen Passagierschiffen noch immer vermißt wird. Auf die Feuerspritzen rechnet man auch namentlich für den nicht undenkbaren Fall einer Meuterei. Uebrigens sind die männlichen Angehörigen der Damen und sonstige junge Leute, die im fernen Goldlande ihr Glück versuchen wollen, nicht ausgeschlossen; nur dürfen sie unter keinen Umständen die Räume betreten, die der ausschließlichen Benutzung der Frauen reservirt sind. Nur in Amerika konnte ein solcher Plan gefaßt und ausgeführt werden. Freilich ist nicht recht einzusehen, wie Herr Mercer wieder zu seinem Gelde kommen will, falls das Territorium, für welches er sich aufopfert, ihn nicht schadlos hält; denn eine Entschädigung durch seine Schutzbefohlenen oder Die, welche sich an Ort und Stelle ihrer annehmen, möchte doch nicht ohne eine Art Sklavenhandel, wenn auch in der allerverblümtesten und zartesten Form, zu realisiren sein.

Mehr als mit dieser wirklich interessanten Erscheinung beschäftigt sich ein großer Theil des Publikums von New-York und den Nachbarstädten mit dem Strong'schen Ehescheidungsprozeß. Ich will die Leser der Monatshefte damit verschonen; es hieße die Seiten besudeln, wollte ich eine Analyse der ekelhaftesten Klagen und Gegenklagen, Beweise und Gegenbeweise liefern. Jedoch möchte es nicht unpassend sein, einige Reflexionen daran zu knüpfen. In Deutschland würde der Fall unbedingt unter Ausschluß der Oeffentlichkeit verhandelt werden; hier dasselbe zu verlangen, wäre inkonsequent. Aber immerhin bildet die Oeffentlichkeit dabei nur ein nothwendiges Uebel, welches man nicht verschlimmern sollte. Tag für Tag bringt die Presse spaltenlange Berichte darüber, wie der Mann seine Frau eines unerlaubten Verhältnisses mit seinem eigenen Bruder beschuldigt, wie die Spuren dieses Verhältnisses auf verbrecherische Weise beseitigt werden, wie andererseits der Ehemann längst darum wußte, seiner Frau verzieh, wieder mit ihr zusammen lebte, und sie jetzt nur verklagt hat um sich wegen einer Klage, die sie gegen ihn anhängig machte, zu rächen. Kurz die







Unsittlichkeit in ihrer empörendsten Gestalt macht sich in den Spalten der Zeitungen breit, welche dies Gemälde nicht etwa des abschreckenden Charakters wegen liefern, sondern weil sie wissen, daß der Gaumen eines gewissen Publikums dadurch gekitzelt wird. Ist ein solches Entgegenkommen auf Seiten der Presse gerechtfertigt? Ich wage das Gegentheil zu behaupten. In einem Lande, welches sich des vollsten Segens der Preßfreiheit erfreut, ist es traurig, wenn das köstliche Gut gemißbraucht wird. Von den Folgen einer solchen Blosstellung wissen die Gerichtshöfe zu erzählen.

Harmloser ist der noch immer wüthende Krieg des Herald gegen die Vergnügungs-Etablissements, welche einen Kartell geschlossen haben um nicht in seinen Spalten anzuzeigen. Heute erklärt er die Oper für eine Erfindung des Teufels und den Pionier des Despotismus, morgen streut er dem Opernunternehmer Grau Weihrauch und ernennt ihn zum „wandernden Opern-Centrum", nur um Maretzek damit zu ärgern. In einer Nummer verwirft er sämmtliche Theater, in der nächsten kündigt er mit Pomp ein neues Theaterunternehmen an, welches sich unter seine hohe Protektion stellt. Jedenfalls zieht er bei der Affaire den Kürzern, denn es ist der Beweis geliefert, daß seine Diktatur nur in der Einbildung bestand. Maretzek feierte, indem er, trotz der wüthenden Angriffe seines für allmächtig gehaltenen Gegners, die Saison in der „großen Scheune", wie der „Herald" die Akademie nennt, siegreich zu Ende führte, einen großartigen Triumph und entfaltete im Genuß desselben kein Uebermaß von Bescheidenheit. In der letzten Abendvorstellung der „Afrikanerin" wurde er auf die Bühne gerufen und ihm, natürlich ganz unerwartet, ein kostbares Silberservice mit einer schmeichelhaften Ansprache überreicht. Der „Herald" behauptet boshafter Weise, das Service sei nur für diese feierliche Gelegenheit geliehen und am nächsten Tage retournirt worden. Maretzek wurde pflichtschuldigst von seinen Gefühlen überwältigt, faßte sich aber mit wunderbarer Schnelligkeit und hielt eine Rede, in welcher er den besiegten Feind mit Spott und Hohn überschüttete. Gönnen wir ihm von Herzen seine Lorbeern. Er ist der Gründer der Oper in Amerika, hat seit zwanzig Jahren im Kampf mit tausend Schwierigkeiten Riesiges geleistet und sich in seiner Art große Verdienste erworben. Hoffen wir, daß seine Prosperität von Dauer sein und der Verdienst stets gleichen Schritt halten wird mit den Verdiensten. Nur möge er sich seines Sieges über den Herald nicht mehr als schicklich freuen. Das Manifest, mit dem er von New-York Abschied genommen, ist fast zu geistreich. Uebermuth thut niemals gut.

Auf dem Gebiet des deutschen Vereinslebens sind zwei neue Gemeinden hervorzuheben. In Hoboken (die Nachbarstädte rechne ich eben zu New-York) besteht eine „Freie Gemeinde", welche an jedem Sonntag Vorträge begabter Redner veranstaltet und sich schon so sicher fühlt, daß sie ein Haus bauen will, zu welchem Zweck kürzlich eine Fair abgehalten wurde. Am Namen wird hier und dort Anstoß genommen, gegen die Sache aber weiß kein Vernünftiger etwas einzuwenden, denn das Streben der Gemeinde ist der humanen Aufklärung, der Veredlung des Menschen durch die Leuchte der Wissenschaft






gewidmet. Sodann ist in New-York unter den Auspicien des Dr. Dulon eine „Neue deutsche Gemeinde“ entstanden, welche sich zwar nicht frei nennt, aber es ebenso sehr ist wie die zuerst genannte. Es scheint sich neuerdings das Bedürfniß geltend zu machen, ein Kompromiß zwischen der lieben alten Tradition und der fortgeschrittenen Erkenntniß herzustellen, und leidet nur darunter die geistige Freiheit nicht, so kann man sich im Lande der Kompromisse auch dies Streben schon gefallen lassen. Ein bemerkenswerthes und interessantes Dokument ist in dieser Beziehung ein durch die Neue deutsche Gemeinde verbreitetes Flugblatt, aus dem einige charakteristische Bruchstücke hier gewiß am Platze sind.

„Die neue deutsche Gemeinde ist eine religiöse Gemeinschaft. Sie erkennt die Berechtigung des Gemüthes und die Macht der Gefühle.“ — „Der Gedankeninhalt ihrer Religion ist das wissenschaftlich berechtigte Zeitbewußtsein.“ — „Die Gemeinde will die wissenschaftlich erkannte Wahrheit in populärer Form zum allgemeinen Verständniß bringen.“ — „Sie nennt sich eine Gemeinde, weil sie die Wohlthat gemeinschaftlichen Strebens erkennt.“ — „Sie nennt sich eine deutsche Gemeinde, weil Deutsche es waren, die der geistigen Freiheit den endlichen Sieg errungen haben.“—„Sie nennt sich eine neue Gemeinde, weil sie in den neuesten Eroberungen der wissenschaftlichen Erkenntniß das stolze Ruhmesdenkmal einer Zeit findet, die sich mit Recht die neue Zeit nennt.“ — „Die neue deutsche Gemeinde duldet kein Glaubensgesetz, mißbillgt jedes Glaubensbekenntniß, das der Freiheit des Einzelnen zu nahe tritt, und verwirft jeden Glaubensartikel, der mit den Resultaten der wissenschaftlichen Erkenntniß im Widerspruch steht.“ — „Als Band der Gemeinschaft betrachtet die Gemeinde zunächst den Protest gegen Irrthum, Lüge, Heuchelei und Anmaßung.“—„Sie verwirft die Anmaßung der Priester. Aber sie verwirft auch die Anmaßung jener Forscher, die in irgend einem Stück der Erkenntniß ihrer Auffassung das alleinige Recht vindiciren, den Hypothesen, die ihnen begründet erscheinen, das Recht wissenschaftlicher Thatsachen zusprechen, und den Glauben auch da zu ächten suchen, wo er wissenschaftlich zulässig und praktisch heilsam ist.“—„Sie verwirft den Gottesglauben als Gesetz und ebenso entschieden den Atheismus als feststehendes Dogma.“ — „Sie verwirft das Christenthum der Priester, das durch einen unberechtigten Orientalismus den heiteren Geist des froh genießenden Abendlandes zu verdrängen gesucht hat; aber sie verwirft nicht weniger jene Feindschaft gegen das Christenthum, welche der Geschichte und der täglichen Erfahrung zum Trotz die Macht verkennt, die dasselbe noch heute in der Menschenwelt ausübt, die großen Verdienste, die es sich einst um die Entwickelung der Menschheit zur geistigen Freiheit erworben hat, und die bedeutenden Momente der Menschenbildung, die es ohne Frage in sich birgt. Als Band der Gemeinschaft betrachtet die Gemeinde ferner den Kampf gegen den ideenlosen Materialismus des täglichen Lebens, welcher der Natur und Wissenschaft zuwider die Sinnlichkeit als die alleinige Macht der Bewegung und des Strebens geltend macht. Sie will die hohe Bedeutung der Gedanken







anerkannt wissen, in denen die Würde und das schönste Glück der Menschen ihre Begründung finden. Das Vaterland, seine Freiheit, sein Wohl und seine allseitige Blüthe; die Gerechtigkeit in Staat, Gemeinde und Haus in ihrer Verklärung durch Liebe; die Wahrheit als Tochter der ernsten wissenschaftlichen Forschung in ihrer Verbindung mit der Wahrhaftigkeit des täglichen Lebens; die Schönheit in allen Offenbarungen des reichen Menschenlebens in ihrer Verwirklichung durch die Kunst; die Freiheit, die wahre Freiheit, die auf dem Grunde der richtig erkannten Wirklichkeit steht, in der Sittlichkeit ihre Kraft findet, in der Gerechtigkeit zu sich selbst kommt und in den Werken der Kunst ihren Adel documentirt: das sind die Gedanken, in denen die Gemeinde zu einer Gemeinschaft ernst strebender Menschen wird."

So sorgfältig dies Programm auch ausgearbeitet ist, leidet es doch an gewissen Schwächen. Von einem wissenschaftlich zulässigen Glauben kann wohl nicht die Rede sein. Der Glaube ist an und für sich das Gegentheil des Wissens; die Wissenschaft aber, das Streben nach Erkenntniß, respektirt keine Schranke, und kann Niemandem das Recht zugestehen, zu glauben, d. h. nicht zu wissen und nicht nach der Erkenntniß zu streben. Der Glaube bedingt einen Zustand des Genügens, der Ruhe; die Wissenschaft kann ein solches geistiges Sichgehenlassen nimmermehr als berechtigt anerkennen. Mit diesem Widerspruch ist auch zugleich angedeutet, daß es dem Experiment der Neuen deutschen Gemeinde nicht an Klippen fehlt, welche sie hoffentlich siegreich umschiffen wird ohne auf der Fahrt ein Stück Wissenschaft nach dem andern als lästigen Ballast über Bord zu werfen. Ein Satz des Programms ist besonders zu beherzigen. „Die Gemeinde lehrt und lernt." Ihr Lehren soll sich vorzugsweise auf die heranwachsende Generation beziehen. An ihrer Spitze steht der tüchtigste deutsche Schulmann Amerika's. Sie hat damit eine Kraft zur Verfügung, welche nicht brach liegen darf. **Giebt sie uns eine deutsch-amerikanische Musterschule unter Rudolph Dulon's Leitung, so wird ihr Streben gesegnet sein.**

Uncas.







Aus dem Gebiete der Chemie.

Von Professor Adolf Ott.

Wozu das Petroleum dienlich ist.

Das Steinöl oder Petroleum, ein Gemenge verschiedener Kohlenwasserstoffe, schwankt in seinem specifischen Gewichte von 0. 73 zu 0, 878 und ist nicht so feuergefährlich wie Aether und Schwefelkohlenstoff. Bei der Destillation zeigt sich zuerst das Naphtha, sein spec. Gewicht ist 715.

Es ist zum Carbonisiren der farblosen Wasserstoffflamme und zur Verbesserung eines aus schlechtem Material hergestellten Leuchtgases vorgeschlagen worden; in manchen Fällen dient es als Surrogat für Terpentinöl; es ist ein vorzügliches Lösungsmittel für Kautschuck und kann auch zur Firnißbereitung verwendet werden; ferner ist es anwendbar zum Entfernen von Fettflecken, und spielt eine Rolle in der Dampfwäscherei. Es dient zur Extraction fetter Oele statt Schwefelstoffs, zur Darstellung löslicher Gewürze; wenn fette Oele in Lösung enthaltend, zum Wasserdichtmachen von Leder. Auch zur Anfertigung von Lampenschwarz ist das Naphtha nützlich, weil es mit stark russender Flamme verbrennt, auch zur Bereitung chinesischer Tusche, sowie zur Fabrikation von Buchdruckerschwärze. Seiner Farblosigkeit verdankt es die Anwendung zum Conserviren anatomischer Präparate, und durch Zusatz von Hartshorngeist und Spiritus wird das Mustang Liniment — ein in der Medicin bei Frostbeulen und Verrenkungen mit Erfolg angewandtes Mittel — daraus bereitet, und schließlich dient das Naphtha in England unter dem Namen Sherwood Oil als Anäsheticum für die immer mehr in Aufnahme kommenden Inhalationskuren. —

Was die nach dem Naphtha übergehenden, im specifischen Gewicht von 0. 80 zu 0 82 schwankenden Oele anbetrifft, so ist ihre Entzündbarkeit ungefähr so wie bei Weingeist und Terpentinöl. Im Handel gehen diese Oele unter den Namen: Rectificirtes Petroleum, Kerosine und Pitt-Oel. Ihr bedeutendster Verbrauch ist der zu Leuchtmaterial; vorzüglich sind sie zur Gasbeleuchtung, weil sie frei sind von Schwefel. Man hat sie als Heizmittel für Ocean-Dampfer anempfohlen, sowie — man verzeihe uns diesen Sprung — zur Anfertigung von Toiletteseifen und zur Zubereitung der Grundirfarbe für Blechartikel.

Schwere Oele (dead oils) werden diejenigen genannt, welche bei der Destillation des rohen Steinöls zwischen 410 und 600 Grad F übergehen. Man braucht sie als Zusatz zu Leuchtmaterialien und als Schmiermaterialien für Dampfmaschinen mit überhitztem Dampf, weil sie Paraffin, einen wachsartigen, viel zu Kerzen verwendeten Körper, enthalten.

Dieses Paraffin kommt aber hauptsächlich im Retortenrückstande vor, und es wird daher dieses, wo es sich lohnt, noch zu Kerzen verarbeitet; die







davon abtropfenden Oele geben wiederum ein gutes Lubricating Oil ab. Paraffin ist im pennsylvanischen Erdöl von 0. 7 bis zu 8 Procent gefunden worden.

Was die Bereitung von Leuchtgas aus Petroleum anbetrifft, so giebt 1 Pfund rohes Oel 15—16 Kubikfuß Gas. Das pennsylvanische Petroleum-Gas enthält nach Professor Bolley in Zürich 31. 5—33. 4 Procent schwere Kohlenwasserstoffe, 40—45. 7 Procent leichte und 25. 6—32. 7 Procent Wasserstoffgas.

Schließlich mag angeführt werden, daß die Bereitung von Farbestoffen aus Petroleum, wovon so viel gefaselt worden ist, nach Allem, was die Chemie über die Zusammensetzung dieser Substanz weiß, zu den Unmöglichkeiten gehört, und daß solche Farbestoffe noch gar nicht im Handel vorhanden waren.

Zur Sittengeschichte.

Paris, 2. December. Fräulein Léonide Leblanc, zugleich Schauspielerin und Schriftstellerin, ist seit einigen Tagen aus dem Vaudeville verschwunden und durch eine andere Dame ersetzt worden. Man hatte geglaubt, sie sei in Folge der scandalösen Scenen, die sich in Compiegne nach Aufführung der „Familie Benoiton" zutrugen und bei welcher Gelegenheit sie sich fast ebenso anstößig betrug wie zwei Hofherren, von der Bühne des Vaudeville verbannt worden. Wenn man der „Epoque" Glauben schenken darf, ist dieses aber keineswegs der Fall, sondern die Leblanc hat das genannte Theater einfach deshalb verlassen, weil sie mit einem orientalischen Großen, der sich bei seiner Anwesenheit in Paris in sie verliebt hatte, ein Engagement ganz sonderbarer Art eingegangen ist. Die Artikel des Kontrakts lauten nach der „Epoque" wie folgt: 1) Die Schauspielerin und Schriftstellerin Leblanc (Léonide) wird den Harem des Fürsten fünf Jahre bewohnen. 2) Sie muß sich den Sitten und Gebräuchen Indiens fügen und den Anforderungen des muselmännischen Gesetzes nachkommen. 3) Ihre Fehltritte, wenn sie deren begeht, werden mit derselben Strenge bestraft, wie an ihren Gefährtinnen. 4) Ihre Eigenschaft als Französin wird sie in keiner Weise vor dem Säbel der schwarzen Eunuchen sicherstellen. 5) Man rechnet auf die Intelligenz der Engagirten, daß sie die Obliegenheit ihres Postens begreifen wird. 6) Wenn Demoiselle Leblanc sich während fünf Jahre den eben ausgesprochenen Bedingungen unterwirft, wird sie bei ihrer Rückkehr nach Frankreich eine von heute ab bei Herrn Notar D. . ., zu Paris deponirte Summe von 500,000 Franken und die Eigenthumstitel eines ebenfalls heute für sie angekauften Hotels auf dem Boulevard Bourbon







vorfinden. 7) Dies Engagement kann nicht angefochten werden. — Bekanntich (bemerkt der Pariser Correspondent der „Köln. Z." hierzu) haben die Großmächte darauf hingearbeitet, den Ankauf von Sklavinnen im Orient zu erschweren, und es ist fast eine Verhöhnung derselben, daß sich die orintalischen Großen jetzt Paris, die Hauptstadt der civilisirten Welt, so nennt man sie wenigstens, zu ihrem Markte ausersehen haben. Das Kaufen ist übrigens nichts Neues, und kein Mensch wird dieses leugnen. Freilich giebt es einen Unterschied: im Orient wird man verkauft und hier verkauft man sich selbst.

— In Neapel macht eine Entführung en gros nicht geringes Aufsehen. Der Sohn eines reichen Fabrikbesitzers, Namens Wenner, nebst seiner augenblicklichen Umgebung sind die Entführten. Der Räuber Monza hat dem Vater des jungen Wenner sagen lassen, wenn man Geld genug habe um sich ein schönes Landhaus zu bauen, könne man auch wohl 100,000 Ducati zahlen um den Sohn wieder zu bekommen. Zwei Geldsendungen sind an den Menschenräuber bereits abgegangen; sie wurden aber nicht zureichend befunden. Der Entführten sind fünf, darunter der Lehrer des jungen Wenner, ferner der Zeichner der Wenner'schen Fabrik, ein Commis des Geschäftes und ein Aufseher. Wenner ist ei reicher Schweizer, der bei Salerno eine große Fabrik betreibt.

— Von dem panischen Schrecken, welchen die Weißen auf Jamaica bei der Nachricht von dem Negeraufstande in Moran Bay befiel, hat ein rasch entschlossener Yankee schon seinen Vortheil zu ziehen gewußt. Er hatte in Nassau einen großen Vorrath von Revolvern sehr zweifelhafter Güte zum Verkaufe liegen, und sobald er von den Ruhestörungen auf Jamaica hörte, segelte er ohne Verzug nach Kingston, wo er seine Waare zu fabelhaften Preisen an die für ihr Leben zitternden Einwohner absetzte. Ohne Verzug verließ er auch die Insel wieder, und bemerkte gegen einen Freund, als er sich nach Nassau einschiffte, daß die einzigen Leute, denen von seinen Revolvern Gefahr drohe, Diejenigen seien, die sie gebrauchen würden.

Ankündigung.

Das nächste Heft wird eine kurzgefaßte, kritische Zusammenstellung des Inhalts sämmtlicher an den Congreß eingesandter Jahresberichte bringen, womit wir einem Bedürfniß des deutschen Publikums, hier sowohl wie in Europa, zu entsprechen glauben.







Deutsch-Amerikanische Monatshefte

für

Literatur, Kunst, Wissenschaft und öffentliches Leben

Redigirt von

Rudolph Lexow.

III. Jahrgang. I. Band. 1866. Februar-Heft.

An die Leser.

Aus den beiden jetzt vorliegenden ersten Heften des dritten Jahrgangs werden die Leser sich ein Urtheil über die Principien bilden können, von denen die neue Redaktion der Monatshefte geleitet wird. Bei der Auswahl des Inhalts wird sie von dem Wunsche beseelt, womöglich jedem Geschmack Etwas, aber unter allen Umständen nur das zu bieten, was in edlem Sinne anregend oder belehrend zu wirken geeignet ist. Wird noch mancherlei vermißt, so möge man die Versicherung hinnehmen, daß eine fortwährende Entwicklung zum Bessern und Vollkommnern unser unablässiges Bestreben sein wird. Unmittelbar verantwortlich hält die Redaktion sich für die Auswahl des Stoffs und für die in den Monatsheften entwickelten politischen Ansichten, falls sie nicht, des ihr als nothwendig erscheinenden Meinungsaustausches wegen, auch einer von der ihrigen abweichenden Meinung Gehör geben sollte, in welchem Fall sie sich darüber aussprechen wird. In der Natur der Sache liegt es, daß wissenschaftliche Theorieen von Dem vertreten werden, der sie entwickelt; wollte man in dieser Hinsicht eine Uebereinstimmung erzielen, so würde eine Monotonie entstehen, mit welcher dem Publikum nicht gedient wäre, und die den Nutzen der Zeitschrift von vorn herein auf ein Minimum beschränkte. Nur da kann ein Fortschritt gedacht werden, wo den verschiedenen Individualitäten und Denkweisen innerhalb der vom guten Geschmack gebotenen Schranken voller Spielraum gestattet wird. Unter diesem Gesichtspunkt sind die Monatshefte das, was die Amerikaner ihre periodischen Zeitschriften nennen — ein Magazin für die Resultate geistiger Arbeit. Es ist unser inniger Wunsch, die verschiedenen Schichten der deutschen Bevölkerung in Amerika einander geistig näher zu bringen. Der Gelehrte ist es seinen Zeitgenossen schuldig, das, was er findet und erdenkt, dem Volke in einer Form zu geben, die es demselben zugänglich und nutzbar macht. Wofür arbeitet, wofür wirkt und lebt er, wenn nicht für das Volk? Aber nicht alle Denker, nicht alle literarischen Kräfte sind gelehrt, und nicht selten ist es Ungelehrten vergönnt, als Produkt ihres geistigen Lebens Gedanken und Empfindungen der Oeffentlichkeit zu übergeben, welche keinen geringern Werth besitzen, als die Arbeiten des professionellen Forschers. Ein Organ für die Intelligenz der Deutschen in Amerika sollen die Monatshefte sein, und wir rechnen vertrauensvoll auf die Mitwirkung Aller, welche sich dafür interessiren, daß die Deutschen in diesem Lande auf dem Gebiet geistigen Strebens gleichen Schritt halten mit den Brüdern jenseits des Oceans.







Europäische Federzeichnungen.

Von Karl Blind.

I. England, der Hof und die Wahlreform.

Seit Palmerston's Tod hat sich in den englischen Parteiverhältnissen mehr geändert, als sich auf den ersten Blick erkennen läßt. „Es ist vergeblich," sagte John Bright in einem vor wenigen Monaten geschriebenen öffentlichen Briefe, „in der Stimmrechtsfrage einen großen Schritt vorwärts thun zu wollen, so lange dieser Mann am Leben ist. Wir müssen unsere Zeit abwarten." In dieser Aeußerung lag ein demüthigendes, aber leider wahres Geständniß, und eine nur zu richtige Schätzung der Kniffe und Praktiken, mit denen der gewissenlose Premier seinen Gegnern ein Bein zu stellen wußte.

Palmerston liegt jetzt in Westminster Abtei. Eine einfache, pappdeckelne Karte mit seinem Namen zeigt, in Erwartung eines Denkmals, vorerst den Ort an, wo der Gewaltige ruht, der die verfassungsmäßigen Befugnisse der Königin usurpirte; der rittlings auf dem Nacken sowohl der Tories wie der Liberalen saß; der die innere Entwickelung Englands stets durch Anzettelung äußerer Händel aufzuhalten wußte; der eine bonapartisirende Abentheurerpolitik unter der Maske der John-Bullischsten Jovialität spielte; der mit falschen Karten trumpfte und sich auf eigenmächtige Radirungen von Staatsdokumenten verstand; der sich dem Hof tödtlich verhaßt und zugleich zu einer unabweislichen politischen Nothwendigkeit machte; dem es sogar einmal gelang, Cobden und Bright um ihre Parlamentssitze zu bringen; der mit Einem Wort das auf seine Stätigkeit und Honnetetät so stolze England nach den Regeln der verworfensten politischen Schwarzkunst lenkte. Er ist jetzt todt, und für die treibenden Kräfte in der Nation, so weit sie eben vorhanden sind, ergiebt sich nunmehr ein freierer Spielraum. Von Manchem ist die Fessel nun genommen; die Trägerin der Krone ist sich ebensowohl bewußt, einen herrischen, nach Privatzwecken und Privatgutdünken handelnden Majordomus los zu sein, wie die Führer der Agitationspartei sich freuen, daß ihnen dieser gehaßte „alte Mann" nicht mehr mit knochiger Kraft auf den Schultern sitzt.

Die **Rückkehr der Königin zum öffentlichen Leben** steht unzweifelhaft auch mit diesem Ereigniß in Verbindung. Nicht der Tod ihres Gemahls allein hat diese, ohnehin zum schwermüthigen Hinbrüten geneigte, persönlich etwas starrsinnige, stolze und gelegentlich heftig aufbrausende Frau veranlaßt, so lange in tiefster Wittwentrauer zu verharren. Auch der Entschluß, so wenig als möglich mit Palmerston zu verkehren, nicht *seinen* Zwecken, *seiner* Politik als bloßes Sprachrohr zu dienen, hat sie in die Einsamkeit zurückgescheucht. In allen Hauptfragen ist die Krone mit dem Chef des Ministeriums seit Jahren uneins gewesen. Aeußeren Zwang hat die Königin den Planen des Premiers dienstbar gemacht. Es sei dies nicht gesagt um die Monarchin im Lichte des Liberalismus erscheinen zu lassen; keineswegs. Die





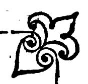


Familienverbindung mit den Orleans machte sie dem napoleonischen Emporkömmling abgeneigt. Die Koburgische Verwandtschaft und die sonstigen deutschen Erinnerungen gaben den Ausschlag in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit, wie denn auch soeben eine von der Königin direkt veranlaßte Augustenburgische Verlobung in's Werk gesetzt worden ist, während die Heirath des Prinzen von Orleans mit der sog. „dänischen Rose" das Werk Palmerston's war. In der amerikanischen Frage hatten gleichfalls deutsche Erinnerungen ihren Einfluß. Für die Gesinnungen der Königin war indessen der Umstand wohl bestimmend, daß Palmerston, wenn er auch seine Ränke im Geheimen spann, und der Prinz von Wales, obwohl er nach dem drüben in Amerika ihm gewordenen Empfang nur in seiner nächsten Umgebung bösartige Winke austheilte, doch Beide entschiedene Freunde der Rebellion waren. So wie die Verhältnisse am Hof nämlich liegen, kann man mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß die Königin stets anderer Meinung sein wird, als ihr ungerathener Sohn, der Prinz. Es ist „wenig Liebe zwischen den Beiden verloren". In Gemeinschaft mit Palmerston hat der Prinz nach dem Tode seines Vaters, mit dem er bekanntlich auch nicht auf dem besten Fuße stand, die Abdankung seiner Mutter zu erzwingen gesucht. Man stellte der reizbaren Frau die Alternative des beständigen engen Verkehrs mit dem ihr tödtlich verhaßten Premier, oder der Thronentsagung. Allen Angriffen in der Presse zum Trotz, zog sie es jedoch vor, sich das eigene Leben nicht durch solche widerwärtige Berührung zu verkürzen, vielmehr lieber auf den Tod Palmerstons zu warten. Sein Hingang hat den Wiedereintritt der Königin in's öffentliche Leben zur Folge. Die Spannung ist zwischen ihr und dem Prinzen jetzt wo möglich noch größer. An den Letzteren ist nunmehr die Reihe des schlecht verwundenen Aergers gekommen. Auf dem Geburtstag der Prinzessin von Wales präsentirte der „Daily Telegraph" — ein in der großen Londoner Tagespresse unerhörtes Wagniß! — dem Prinzen eine nichts weniger als schmeichelhafte Schilderung seiner selbst, worin er der Vergnügungssucht, des unwürdigsten lustigen Lebens, der Herzlosigkeit bei Trauerfällen, die die Nation berührten, u. s. w. beschuldigt war.

Doch lassen wir den Hof, und wenden wir uns zur Parteientwickelung. Hier tritt uns das eigenthümliche Schauspiel entgegen, daß das Verscheiden des Mannes, der als das Haupthinderniß gegen eine kräftige Agitation in Sachen des Stimmrechts bezeichnet wurde, zu einer auffallenden Schwenkung John Bright's, des bedeutendsten Volksführers, Anlaß gegeben hat. Längst zwar war es aus Bright's Reden ersichtlich, daß die „fünf bis sechs Millionen nicht-repräsentirter englischer Männer," die er in rhetorischem Schwung einst an den Pforten der Verfassung donnern ließ, nach seiner Ansicht nicht alle sofort Zulaß erhalten sollten. Auch konnte, so lange in England kein gewaltsamer Umsturz der feudalen Grund- und Bodenverhältnisse erfolgt war, ein plausibler Grund dafür angeführt werden. Selbst Radikal-Reformer haben gelegentlich den Gegnern des allgemeinen Stimmrechts zugestanden, daß für den Anfang die Einführung desselben wahrscheinlich eher einen politischen Rückschritt erzeugen



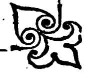




würde, weil eben der Adel und die hohe Geistlichkeit namentlich unter der unwissenden Menge auf dem Lande großen Einfluß üben, und daß daher die Gegner des allgemeinen Stimmrechts schon das Experiment wagen könnten. Dies ist natürlich eine zweischneidige Motivirung, die einen Mann wie Bright wohl veranlassen konnte, sich die Frage nicht blos von der principiellen, sondern auch von der praktischen Seite zu besehen. Er hat denn auch in seiner beim Bankett zu Blackburn gehaltenen Rede rund heraus erklärt, daß er sicherlich nicht so thöricht sein würde, das Stimmrecht für Jemanden zu verlangen, wenn er wisse, daß dieser Jemand in dem Sinne jener Tory=Partei stimmen werde, die seit vierzig Jahren der Hemmschuh gegen allen Fortschritt gewesen sei.

Mit dieser Ansicht kann man schon einverstanden sein; so hoch auch das allgemeine Stimmrecht steht, die Sache der wirklichen Freiheit steht noch höher. Indessen muß es doch auffallen, daß Bright, indem er sich zu Blackburn für die Russell'sche Reform=Bill von 1860 erklärte und diese Erklärung mit einer bei ihm sonst nicht üblichen warmen Lobrede auf Russell ausschmückte, von seiner bisher eingenommenen Stellung stark zurückgewichen ist. Es mag hier am Platze sein, über die durch die Reform=Bill von 1852 geschaffenen Zustände ein Wort zu sagen und daran eine Erörterung über die vermuthliche Tragweite der Bill von 1860 zu knüpfen, die zufolge der von Bright gethanen Aeußerung jetzt wieder aufgenommen werden soll.

Die Reform=Bill von 1832, Russell's große politische That, setzte einen beträchtlichen Theil der englischen Mittelklasse in den Genuß der politischen Rechte ein, während bis dahin der Grundadel nebst seinem Anhang vorherrschend bei den Wahlen zum Parlament repräsentirt war. Indessen üben auch heut noch, nachdem jene damals vielgerühmte Bill bereits über dreißig Jahre in Operation ist, nur eine Million dreimalhunderttausend Männer das Wahlrecht aus, während die Zahl der erwachsenen Männer auf sechs bis sieben Millionen geschätzt wird. Von jener einen Million und dreimalhunderttausend fallen höchst wahrscheinlich, streng genommen, sogar die 300,000, wenn nicht mehr, noch weg; denn da das Wahlrecht sich an den Besitz knüpft, so wählen viele Personen doppelt, zugleich in den Städten und auf dem Lande. Der Arbeiterstand hat unter diesen Umständen nahezu keine Vertretung. Neununddreißig Fünfzigstel der Arbeiter sind, nach John Stuart Mill's Annahme, vom Wahlrecht ausgeschlossen. Die besten Vorkämpfer der Bürgerklasse, Cobden u. A. noch kurz vor seinem Tod, haben sogar wiederholt öffentlich anerkannt, daß die Reform=Bill von 1832 die Lage der Arbeiter in dieser Beziehung eher verschlimmert hat, denn bis dahin gab es wenigstens da und dort noch die sog. „Scot-and-lot Voters“ — eine Klasse von Unbesteuerten, die thatsächlich das Wahlrecht ausübte. Die Reform=Bill strich dieselbe und mit ihr fast den letzten Rest einer Repräsentation der Unbemittelten. Andererseits muß man nicht glauben, daß der gesammte Bürgerstand durch jene Bill zum Wahlrecht gelangt ist. Noch bis heute ist die untere Schichte der englischen Mittelklasse ebenfalls ohne das Stimmrecht.




Diese Verhältnisse muß man im Auge behalten, um z. B. die Stellung Englands zu der amerikanischen Frage zu begreifen. Die Masse der arbeitenden Klassen, ja ein Theil des Bürgerstandes, war auf Seiten der Union. Eine Minorität, bestehend aus den „oberen Zehntausend," dem Troß der Aristokratie und den höher besteuerten Bürgern, stand auf Seiten von Jefferson Davis. Ausnahmen gab es allerdings auf beiden Seiten. Unter den gebildeten und wohlhabenden Klassen fanden sich einige freidenkende Männer, die mit der Unions- und Emancipationssache sympathisirten, wie es unter dem „beweglichen Haufen" eine Anzahl Rebellenfreunde gab. Im Großen und Ganzen lag aber die Sache so, daß die Minoritätsregierung der herrschenden und stimmberechtigten Klassen — ihre Staatsmänner, ihre Wortführer, ihre Preßorgane — südlich-gesinnt waren, während weitaus die Majorität der Städtebewohner — und in England wohnt etwas über die Hälfte der Bevölkerung in den Städten — der Sache des Nordens zugethan war, freilich ohne ihre Gesinnungen anders geltend machen zu können, als durch gelegentliche Meetings, die als Droh- und Schreckmittel dienten. Die Landbevölkerung in ihrer großen Mehrzahl mag hier unerwähnt bleiben. Sie ist in solchen Fragen leider politisch todt.

Ein Wort nun über die verschiedenen Bestrebungen zu Gunsten der Ausdehnung des Wahlkreises. Seit dem Mißlingen der chartistischen Bewegung, die bekanntlich 1848 durch Polizeigewalt gesprengt wurde, ist sie bis heute nicht wieder stark geworden. Palmerston, wie schon erwähnt, wußte, wenn die betreffenden Forderungen unbequem zu werden drohten, stets einen Ausweg. Gladstone jedoch, nächst Russell der Hauptminister im neuen Kabinet und der Premier der Zukunft, hat sich bereits vor anderthalb Jahren theoretisch für das allgemeine Stimmrecht erklärt, indem er es aussprach, daß „der Beweis der Nothwendigkeit der Ausschließung eines Mannes vom Stimmrecht von den Gegnern erbracht werden müsse; principiell sei Jedermann zur Ausübung desselben berechtigt." Vergessen darf übrigens nicht werden, daß Gladstone diese Aeußerung, als er seine Rede in Flugschriftenform veröffentlichte, durch ein Vorwort bedeutend abwässerte. Die Erklärung selbst hatte er in einem Augenblick gegeben, als seine Popularität in Folge der häßlichen Rolle, die er bei Garibaldi's Entfernung aus England gespielt hatte, Schiffbruch zu leiden drohte. Es sollte, wie mir speciell bekannt, eine ihn betreffende, vernichtende Publikation damals erfolgen. Eine Arbeiter-Deputation trat außerdem bei ihm vor, und diese Deputation bestand aus Leuten, welche gleichzeitig im Garibaldi-Comité saßen und im Ausschuß der Liga, die für das allgemeine Stimmrecht agitirte. Gladstone zog sich aus der Garibaldi-Verlegenheit, indem er die Fahne des „Manhood Suffrage" aufhißte — zum Erstaunen und Schrecken seiner bisherigen Freunde, zur größten Ueberraschung von Lord Palmerston selbst.

Durch Gladstone's Namen gedeckt, konnten die Stimmrechts-Reformer nach Palmerston's Tod einen bedeutenden Schritt vorwärts thun, wenn größere Einigkeit unter ihnen selbst geherrscht hätte. Diese Einigkeit fehlt jedoch. Es








giebt in England drei verschiedene Gesellschaften: die „National Reform Union", die „Northern Union", und die „Reform League", welche alle auf eine Veränderung der Verfassungszustände ausgehen, aber alle mit einem anderen Programm. Ja, selbst innerhalb dieser einzelnen Gesellschaften giebt sich gelegentlich Zwiespalt kund. Man macht in diesem Augenblicke Bemühungen zur Erzielung größerer Harmonie, doch stoßen dieselben auf nicht geringe Schwierigkeiten. Die vier Hauptrichtungen, die neben einander herlaufen, sind folgende:

I. Es giebt Reformer, welche den Census auf dem Lande von £50 auf £10, in den Städten von £10 auf £6 herabgesetzt wissen wollen.

II. Andere verlangen das Stimmrecht für jeden Hauseigenthümer ohne irgend welche Beschränkung.

III. Andere wiederum wollen dasselbe unter gewissen Bedingungen auch auf Diejenigen übertragen sehen, die in Miethe wohnen.

IV. Endlich verlangt eine vierte Richtung das „Manhood Suffrage", wobei nur Registration und eine gewisse Aufenthaltszeit erforderlich sein soll.

Die erwähnten Gesellschaften nun bringen diese verschiedenen Richtungen zum ungefähren Ausdruck. Die sog. Manchester-Partei geht mit No. I oder II. Es liegen dabei verschiedene Motive zu Grunde. Die Einen sind engherzig, von Klassen-Interesse bewegt. Die Andern fürchten, wie schon oben angedeutet, daß bei der Unbildung der ackerbauenden Masse und ihrer Abhängigkeit vom Squire und vom Pfaffen, für den Augenblick keine durchgreifendere Maßregel eingeführt werden könne ohne die bestehenden Freiheitserrungenschaften sogar noch zu schädigen. Nur läßt sich dann nicht einsehen, warum nicht wenigstens für die Städte, wo mit wenigen Ausnahmen die Verhältnisse günstig liegen, ein so eng gegriffenes Stimmrecht gelten soll.

Nicht schlagender könnte die Abhängigkeit, in welcher sich die ländliche Bevölkerung Englands befindet, geschildert werden, als es durch den Bericht des englischen Gesandtschaftssekretärs, Herrn Grey in Paris, geschehen ist, indem dieser Bericht zu Vergleichungen auffordert, die für England nicht ungünstiger ausfallen könnten. Im eigentlichen England (Schottland und Irland ausgenommen, wo die Verhältnisse einigermaßen anders liegen), beläuft sich die Zahl der freien Landeigenthümer, zufolge authentischen statistischen Angaben, auf nicht mehr als 30,766. Doch repräsentiren diese Dreißigtausend im Grunde wohl, wenngleich die Statistik hier Raum für einen Zweifel läßt, etwa 150,000 Köpfe, die Familie zu fünf gerechnet. In Frankreich dagegen ist die gesammte Zahl der freien Eigenthümer (d. h. die Familien mit ihren Männern, Frauen und Kindern zusammengerechnet) nach Grey's Bericht über neun Millionen. Die genaue Ziffer ist 9,310,412. In England befinden sich ferner 605,349 Farmer und 1,188,786 Tagelöhner; in Frankreich 4,543,673 Farmer und 5,353,299 Feldarbeiter, welch Letztere gesellschaftlich und ökonomisch gewiß über dem englischen „Clodhopper" stehen. Nun hat man zwar in England die bekannte national-ökonomische Theorie, welche auf einen französischen oder südwestdeutschen Bauern







mit Verachtung herabsieht, und im Vergleich zu einem englischen Grundbesitzer dürfte die Lage eines solchen keine beneidenswerthe sein. Gleichwohl bleibt es richtig, daß ein armer Mann mit Land, sei es auch ein noch so kleines Stück, immerhin besser daran ist, als ein armer Mann ohne Land. Auf alle Fälle ist die in England immer noch weiter fortschreitende Aufsaugung des freien kleinen Eigenthums ein sehr zu beklagendes Uebel, das auf die geistige und moralische Entwickelung der darunter leidenden Klasse höchst nachtheilig eingewirkt hat und fortwährend einwirkt. Man befindet sich aber hier, wie so oft bei ähnlichen Verhältnissen, in einem fehlerhaften Zirkel. So lange die bestehenden Stimmrechtsverhältnisse in Kraft sind, ist hier nicht die mindeste Hoffnung auf Besserung, während das Hereinziehen der leidenden Klasse selbst in den Kreis der Stimmberechtigten keineswegs die Sicherheit einer wirklichen Besserung bietet. In einer Zeit des revolutionären Ansturms läge die Frage natürlich anders. Da könnte eine durch entscheidende Ereignisse in den Städten siegreiche Demokratie rasch die Dekretirung von Grundeigenthumsgesetzen erwirken, die dem Fortschritt auf dem Lande Luft schaffen würden; mit entsprechender Belehrung wäre dann bald nachgeholfen. Aber der gegenwärtige Charakter Englands ist solchem Verfahren abhold, und so haben sich die Zustände sozusagen verknöchert.

Würde nun die Russell'sche Reformbill von 1860 wieder aufgenommen, so wäre das Resultat die Hinzufügung von etwa einer halben Million, vielleicht einer Zweidrittels-Million neuer Wähler. Eine solche Maßregel hätte schon den Vortheil, daß sie endlich einmal die Sachen wieder in Fluß und frisches Blut in den Staatsorganismus brächte. Auch wäre damit der Beweis geliefert, daß eine Aenderung ein tiefgefühltes Bedürfniß der Zeit ist, und fängt man mit einer Aenderung einmal an, so ergiebt sich Weiteres schon von selbst. So mögen die Einen argumentiren. Die Anderen werden sagen, die Verbesserung sei gar zu gering, denn noch blieben dann ja unter den sieben Millionen erwachsener englischer Männer, vier bis fünf Millionen ohne das Wahlrecht. Es bliebe also auch fernerhin weitaus die Majorität ohne Repräsentation, während doch, wie alle Welt wisse, das Passiren einer Reform-Bill auf längere Zeit hinaus die Bewegung für Erweiterung des Wahlrechts lahm lege. Diese letztere Bemerkung ist gewiß richtig. Man muß aber leider gestehen, daß bis jetzt die Bewegung nicht stark genug ist, um die Regierung zu einem größeren Zugeständniß zu zwingen. Unter der Landbevölkerung herrscht gar keine Agitation in der Sache. Mit der Kurzsichtigkeit, welche städtischen Reformern oft eigen ist — eine Kurzsichtigkeit, an der zum Theil unser deutscher Bauernkrieg zu Grunde ging, die auch der französischen Republik von 1848 unheilvoll wurde, und die in Belgien die bekannten endlosen und erfolglosen Kämpfe unaufhörlich wiedererzeugt — hat man in England es unterlassen, sich mit dem Bauern, dem Heuerling, direct in Verbindung zu setzen, um ihn für das Freiheits-Interesse zu gewinnen. In den Städten aber stehen sich Bürgerthum und Arbeiter vielfach entgegen, und der Mangel an Uebereinstimmung hier schwächt natürlich die Kraft der ganzen Bewegung.







Aus dem Umstand, daß John Bright in Blackburn von einer durch das Ministerium gemachten „Zusage" gesprochen hat, schließt man auf unmittelbar zwischen ihm und Russell eingeleitete Beziehungen. Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß solche Beziehungen durch einen Mittelsmann von „philosophisch-radikaler" Färbung, der bereits einen Sitz im Ministerium hat, eingeleitet worden sind, und daß auch andere Anerbietungen auf diesem Wege übermittelt wurden. Ueber ihre vermuthliche Annahme oder Nicht-Annahme sei hier keine Prophezeihung gewagt. John Bright's Natur schien bisher eine ächt demokratische, wenn auch durch mancherlei Sonderbarkeiten sich charakterisirende. Er galt als der Volkstribun, der die Aristokratie mit tiefem, glühendem, die Krone kaum mit minderem Hasse haßte. Ein Quäker und Friedensfreund, zog ihn sein Herz zu der Seite der Union in dem Riesenkampfe, den sie gegen das sklavenhaltende Oligarchenthum kämpfte. Hörte man ihn auf Meetings, so wurde man von dem Eindruck erfüllt, als sehe er im Wetterschein der amerikanischen Schlachten die aufdämmernde Freiheit Europa's leuchten, als höre er in dem Brausen des atlantischen Wogenschlags die Zukunftsmusik der europäischen Demokratie. Man konnte mit ihm anderer Meinung sein über Rußland, über die französischen Verhältnisse, über die Nicht-Intervention, u. dgl. mehr; aber man konnte den republikanischen Zug seiner Worte nicht verkennen. Ein solcher Mann wäre, im Amte unter einer königlichen Herrschaft, in seiner Bedeutung gemindert; sein Charakter wäre gefälscht, sein Einfluß gelähmt.

Bright und Cobden haben Beide während des amerikanischen Krieges Erklärungen im Sinne einer Vorliebe für die freistaatliche Regierungsform abgegeben. Seinem Grundwesen nach war übrigens Cobden eher der Mann der constitutionellen Monarchie. Das energische Temperament ging ihm ab. Der Aristokratie wollte er wohl an den Leib, um sie niederzuwerfen; allein er zog die klug berechneten kleinen Mittel dem offenen Angriff vor; er wollte den Grundadel lieber auskaufen, „abmaiern", mit scheinbar unschuldigen Erbschaftsgesetzen allmälig die Zertheilung der Güter bewerkstelligen, lieber als daß er der Aristokratie offene Schlacht angeboten hätte. Ueber die continentalen Revolutionen gab er noch in den fünfziger Jahren höchst sonderbare Ansichten von sich. Der amerikanische Krieg übte bei ihm in dieser Beziehung eine klärende, reinigende Wirkung aus. An dem Beispiel dieses von der furchtbarsten Gefahr ergriffenen, mit eiserner Beharrlichkeit seinen Weg durchkämpfenden Freistaates richtete Cobden's Gesinnung sich mehr und mehr auf, bis er kurz vor seinem Tode die unzweideutigsten prinzipiell republikanischen Erklärungen gab, — allerdings mit Kaufmannsschlauheit durch eine scherzhafte Wendung in Bezug auf England gemildert.

Bright seinerseits, wie in anderen Fragen gewöhnlich Cobden um einen Schritt voraus, hatte auch in diesem Punkt schon früher Farbe gezeigt. Auf einem der Unions-Sympathie-Meetings donnerte er die Aristokratieen mit den Kronen nieder. Kurz vorher hatte er auch mit verachtungsvollem Schweigen die Anklage der „Times", als predige er Gracchische Politik, über sich erge-






hen lassen, während Cobden sich gegen den Vorwurf mit Erwiderungen wehrte. Daß nun Bright, nach all diesen Vorgängen, bereit sein sollte, in eine Regierung einzutreten, in welcher dazu noch zwei der früheren bittersten Feinde der Union die Hauptstellungen einnehmen, das müßte billig Wunder nehmen. Russell sagte einst: „Nichts Schlimmeres könnte für den Fortschritt der Menschheit, nichts Schlimmeres für die schwarze Race geschehen, als wenn der Norden den Süden unterjochte!“ Gladstone rief Josianna, daß Jefferson Davis eine Nation geschaffen! Bright als Kollege dieser Minister: Die Anomalie könnte nicht größer sein. Und doch könnte heute Niemand sagen, daß der Eintritt des Agitators in die Regierung gegenwärtig noch eine Unmöglichkeit sei. Nur mit Bedauern würden wir „John Bright, of England“, wie Lincoln ihn nannte, in eine fürstliche Regierungsmaschinerie eingereiht sehen.

Es ist im Interesse der allgemeinen Freiheit, daß Englands Einrichtungen sich amerikanisiren! Thatsächlich existirt das „amerikanische“ Element hier bereits in der Gestalt der arbeitenden Klassen, insofern diese sich zu transatlantischen Einrichtungen am meisten hingezogen fühlen. Von den Irländern und dem Feniertthum sei hier nicht eingehend gesprochen; denn obzwar von dieser Seite her dem englischen Staatsbau bei etwaigen Verwicklungen schwere Schläge beigebracht werden können, so ist es doch nichts weniger als gewiß, daß für die Freiheit unter allen Umständen etwas Ersprießliches daraus erfolgen würde. Anders steht es mit den Arbeiter-Elementen in England. Durch eine eigenthümliche Verkehrung der Verhältnisse ist freilich dieser wichtige Bevölkerungstheil bisher nicht im Stande gewesen, sich selbst politisch zu helfen, während er gerade während der Kriegs-Krisis ganz unzweifelhaft stark genug war, in das rollende Rad der anti-amerikanischen hocharistokratischen Politik einen Stab zu werfen, der es zum Anhalten und schließlich fast zum Fallen brachte.

Würde die Reform-Bill in's Leben gerufen, welcher John Bright zum Voraus seine Unterstützung zugesagt hat, so erhielte ein Theil der Arbeiterbevölkerung wohl das Wahlrecht; aber dieser Theil wäre nicht genügend, um den Gang der Regierung irgendwie zu controlliren. Zwischen der Bright'schen Richtung und den Männern der Reform-League, die „allgemeines Wahlrecht und geheime Abstimmung“ auf ihre Fahne geschrieben haben, kann man jetzt, nach der Erklärung zu Blackburn, eine mehr oder minder offene Fehde erwarten. Auf den beiden großen Meetings, die Mitte December in Birmingham gehalten werden sollen, und bei deren einem Bright sprechen wird, während bei dem anderen lauter Arbeiter die Redner sein werden, erfolgt wahrscheinlich eine Auseinandersetzung, die für die nächste Zukunft entscheidend sein wird.







Die Religions-Philosophie Göthe's

erläutert am 2ten Theile des Faust.

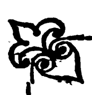
Von Dr. G. Blöde.

Jeder höherstehende Mensch hat seine eigene Metaphysik, d. h. seine mehr oder weniger selbstgebildete, mehr oder weniger klare Theorie über die „göttlichen Dinge", seine spekulativen Ansichten über „Leben", „Gott", „Fortdauer". Diese Metaphysik enthält die Summe seines Wesens, sein eigentliches bestes Selbst, so zu sagen die Form des geistigen Individuums. Je höher das geistige Individuum steht, desto ausgebildeter, fester, wir möchten sagen, plastischer, bildet sich das System seiner Metaphysik heraus. In den Köpfen solcher Geister, die wir vorzugsweise philosophische nennen, nimmt es die Gestalt eines förmlich ausgebauten Gedankengebäudes an. Die Geschichte der Philosophie, die der Wissenschaft des Göttlichen, ist einem Begräbnißplatz voll erhabener Mausoleen vergleichbar. Wir wandeln da zwischen Denkmälern aller Zeiten und aller Zonen, von dem Tempel des Buddha und Osiris, durch die klassischen Säulenhallen des Olympischen Zeus, das Allerheiligste Jehova's, die finsteren Crypten des ersten Christenthums, die stolzen, himmelanstrebenden Dom der „alleinseligmachenden Kirche" bis zu den kühlen Hörsäälen der Gegenwart, auf deren glatten und reinlichen Wänden das Wort „Nichts" steht. (Ein Wort, das — Zufall oder Nothwendigkeit? — entstanden scheint aus dem ewig centralen, unabwendbaren „Ich", dem negirenden „N" und der sächlichen Endung — Was nicht Ich ist, ist Nichts!

Bei vielen großen Geistern erscheint ihre Metaphysik, so zu sagen, schamhaft verhüllt, gleich den Mysterien der Liebe. Wer weiß und wer kann sagen, was Alexander von Humboldt glaubte, und was nicht? Er war ein Priester des Allerheiligsten, aber er sprach dessen Namen nicht aus. Wir mögen aus seinen Schriften Andeutungen über seine Ansichten vom Göttlichen („den letzten Dingen") sammeln; aber dies ist Alles. Wir stehen vor dem verschleierten Bilde der Wahrheit, wir möchten den Schleier heben, aber er ist — von Stein!

Mehr als irgend ein Anderer hat der Meister-Genius Göthe die Mit- und Nachwelt in Athem erhalten mit Forschungen, Vermuthungen, Spekulationen über seine Religions-Philosophie. War Göthe ein Christ, ein Heide, ein Muhamedaner, ein moderner Philosoph, Materialist, Idealist, Spiritualist? Alle diese guten Dinge hat man ihm der Reihe nach angedichtet, für jedes derselben die Belege in seinen Werken gefunden. Natürlich, bei einem so reichen Geiste wie Göthe's, der die Lichtstrahlen der ganzen Welt in seinem Focus auffängt, und sie dann hauptsächlich in das glänzende Farbenspiel der Poesie zerlegt, lassen sich Beweise für die entgegengesetztesten Richtungen beibringen. Am beliebtesten war es jedoch zu den Zeiten der höchsten Göthemanie, ihn halb bewundernd, halb bedauernd, „den großen Heiden" zu nennen, d. h. ihn des ausschließlichen Kultus des Schönen — wie es vor Allem die Antike verkörpert — und




einer, wenn nicht feindseligen, doch jedenfalls gleichgültigen und abweisenden Richtung gegen das Christenthum, wie die moderne Philosophie zu bezüchtigen. Daß sich Belege für diese Auffassung der Weltanschauung des großen Dichters reichlich aus seinen Werken zusammentragen lassen, wird wohl Niemand in Abrede stellen wollen. Göthe repräsentirt fast alle Phasen der Entwickelung des modernen Menschen — aber ein Leben so lang und so reich an Aufgenommenem und Wiedergegebenem wie das seinige, dessen Grundneigung doch wesentlich die schönen Genusses blieb, dessen Strebensrichtung auf die Gestaltung des ganzen Lebens zu einem Kunstwerk ging, mußte nothwendig von der reinmenschlichen Schönheit des klassischen Alterthums, die selbst Schiller's Muse beherrschte, vorzugsweise angezogen und gefesselt werden.

Aber Göthe war auch darin nichts weniger als einseitig; er wendete sich mit demselben Eifer der christlichen Kunst des Mittelalters zu, und selbst die moderne Romantik blieb durchaus nicht ohne Einfluß auf seine Entwickelung, wenn auch sein Schaffen vorzugsweise nach dem Maßstabe ruhiger klassischer Schönheit gerichtet war, dessen Maße in der uns umgebenden Sinnenwelt liegen.

Aber das Leben der sinnlich wahrnehmbaren, natürlichen Außenwelt (deren idealer Ausdruck eben das Kunstwerk ist) umfaßt nicht das ganze Wesen des Menschen. Dies behaupten zwar die modernen Materialisten; allein wir können diese Behauptung der Selbstkritik ihrer Urheber überlassen, die durch ihr eigenes Streben dieselbe fortwährend Lügen strafen. Sie behaupten zwar, nur mit der Erkenntniß und Erforschung des sinnlich Wahrnehmbaren beschäftigt zu sein, allein es würde unschwer nachzuweisen sein, daß auch ihnen die Spekulation, das was „nach und hinter dem Physischen" kommt, nichts weniger als fremd ist. Alles Sinnliche ist nur Symbol.

Der höhere Mensch weiß dies, oder ahnet es wenigstens, und die Frage nach dem Warum? (d. i. die Spekulation ihrem Wesen und Ziele nach) ist dem Menschen angeboren; sie ist ein Zeugniß seines göttlichen Ursprungs, gehört zum besten Theile seines Wesens, ist nicht ein Kind des Dranges müssiger oder wuchernder Phantasie, sondern eine Forderung seiner Vernunft. Die höchste Kraft des Geistes ist nicht mehr analysirend, sondern combinirend. Wenn die größten Astronomen, nachdem sie durch ihre mühevollen Zahlenberechnungen den Triumph der exactesten Wissenschaft geführt, sich mit der Entstehung unseres Sonnensystems, der Existenz einer Centralsonne, der Bewohnbarkeit und Bewohnheit der Himmelskörper beschäftigen, so betreten sie das Gebiet der Spekulation, der höchsten Thätigkeit der Vernunft, die aus Thatsachen nicht immer blos schließt, sondern auch ahnet. Die Spekulation ist die Gewähr unseres Zusammenhanges mit einer höheren Ordnung der Geister, sie webt die Anknüpfungsfäden mit einer Welt, die jenseits (oder hinter) der sinnlich wahrnehmbaren liegt, aber ebenso wirklich und naturgesetzlich ist wie diese.

Der Dichter höheren Ranges ist ebensowohl Philosoph, wie der






wissenschaftliche Denker von Profession. Wer wollte dies von Homer und den griechischen Tragikern leugnen, in denen sich die Religions- und Weltenanschauungen ihrer Nation und ihres Zeitalters abspiegelten? Wer wollte von Dante's „göttlicher Komödie“ behaupten, daß sie nur eine Bildersammlung dichterisch schaffender Phantasie enthält, daß ihr Schöpfer und seine Zeit seinen Himmel, sein Fegefeuer, und seine Hölle nicht für wahr hielten? Wer zweifelt, das Milton und Shakespeare die Summe der Weltanschauung ihrer Zeit bieten? Wer kann Schillers holde Muse von der nüchternen Philosophie Kant's trennen? Wer wird verneinen, daß Göthe, der ächteste Dichtergenius, der seit Jahrhunderten erschienen, unablässig mit der Forschung nach den höchsten Wahrheiten beschäftigt war, und daß er die Ergebnisse dieser Forschung in seinen dichterischen Werken niederlegte? Der Beweis dieser letzteren Behauptung soll uns hier in der Kürze beschäftigen.

Das Werk, in welchem Göthe die Summe seiner Weltanschauung (Philosophie) niedergelegt hat, ist der Faust, und zwar in seiner Ganzheit, dem zweiten wie dem ersten Theile. Beide Theile gehören, so viel den Philosophen Göthe anlangt, zusammen, so wie der Jüngling und der Greis zusammen gehören, wenn man den ganzen Menschen verstehen will, indem man den Greis nicht ohne den Jüngling verstehen kann, und der Jüngling rückwärts durch den Greis erklärt wird. Als poetisches und dramatisches Kunstwerk mag man den ersten Theil des Faust für selbstständig erklären. Nach einer Laufbahn voll Irrthum und Schuld, „willigem Geiste aber schwachem Fleische“, holt den „Doctor Faustus“ der Teufel, von Gretchen aber, der nur aus Liebe fehlenden, verkündet „Eine Stimme von Oben“, daß sie gerettet ist! Die poetische Gerechtigkeit, mit der moralischen zusammenfallend, hat ihr Recht, das Gewissen seine Befriedigung, der Abschluß ist vollständig.

Allein Göthe's Faust ist nicht blos und sollte nicht blos sein eine dramatisch-poetische Behandlung der altdeutschen Volkssage vom Schwarzkünstler Fust, den nach einem Leben voll Sünden und Gottlosigkeit (denn Alchymie war ja auch gegen die Gebote Gottes!) zuletzt der Teufel holt — sondern Göthe entdeckte mit der Intuition des Genius in diesem Stoffe, neben seinem volksthümlich-poetischen Gehalte, zugleich das Gefäß für Niederlegung und Aufbewahrung des Kernes seiner Weltanschauung und Philosophie.

Von diesem Gesichtspunkte — der dem Dichter übrigens selbst wohl erst im Laufe der Zeit klar wurde — war ihm natürlich mit dem ersten Theile des Faust nicht genügt, dem ersten mußte ein zweiter folgen, dieser mußte ein vorzugsweise philosophisches Gedicht werden, und konnte, wie auch wirklich geschehen, nur mit des greisen Dichter-Denkers eigenem Erdendasein abschließen, und erst nach seinem Tode erscheinen. Dies ist wohl die richtige und des großen Geistes einzig würdige Auffassung dieses einst so viel besprochenen, so vielfach angefochtenen Opus posthumum. Die zum Theil unverständliche Allegorie und oft ungenießbare Mystik dieser Dichtung hat ihrer Zeit eine Menge Erklärer






und Commentatoren in Thätigkeit gesetzt, und unter den zahlreichen Gegnern haben selbst Die nicht gefehlt, die darin nur eine Mystifikation erblicken wollten: abgesehen von den zahlreichen und erhabenen poetischen Schönheiten dieses Vermächtnisses des „Dichterfürsten" eine des großen Mannes völlig unwürdige Auffassung! Im Gegensatze dazu wollen wir im Folgenden den Nachweis versuchen, daß er uns im zweiten Theile des Faust die Quintessenz seiner philosophischen und religiösen Weltanschauung, also das Beste was ein Menschengeist seinen Nebengeistern überhaupt gewähren kann, niedergelegt hat.

Man erlaube mir zunächst vorauszuschicken, was mich neuerdings zur Beschäftigung mit dem zweiten Theile des Faust veranlaßte. Als derselbe zuerst erschien, hielt ich es, gleich jedem anderen gebildeten Deutschen, für meine Pflicht, das Opus posthumum des größten deutschen Poeten zu lesen. Das Ergebniß war, daß ich mich zwar an einigen poetischen Schönheiten erfreute, das Ganze aber als ungenießbar bei Seite legte, und mir die Theorie bildete, daß es einer Fortsetzung des Faust gar nicht bedurft habe, der erste Theil desselben an sich vollendet und abgeschlossen sei. Seitdem warf ich nie wieder einen Blick in diesen zweiten Theil. Da sollte ich im verflossenen Winter durch einen Amerikaner von Neuem auf diesen aufmerksam gemacht und hingelenkt werden. Bayard Taylor, ein seltener Kenner und Verehrer der deutschen Sprache und Literatur, las in einem befreundeten Kreise die trefflich gelungene Uebersetzung einiger der lyrischen Perlen des zweiten Theils des Faust vor, namentlich des herrlichen Chores aus der ersten Scene:

„Wenn sich lau die Lüfte füllen" 2c.

Das Gespräch kam dabei von der Schwierigkeit dieser Aufgabe auf den Werth dieses zweiten Theils des Faust überhaupt. Da ich dabei mit meiner eigenen Ansicht auf lebhaften Widerspruch von Seiten des Ausländers traf, der das Werk unseres großen Meisters genauer kannte und studirt hatte als ich, so veranlaßte mich dies zu einem nochmaligen genaueren Studium desselben, dessen Ergebnisse ich im Folgenden in der Kürze zusammenzufassen versuchen will.

Der Leser soll mir dabei nicht durch die oft dunkelen und labyrinthischen Windungen der ersten 4 Acte des zweiten Theiles folgen. Wer diese nicht kennt und nicht selbst lesen will, der kann in zahlreichen „Erklärungen", „Commentaren", „Schlüsseln" 2c. sich über den Inhalt derselben unterrichten, oder, will er gründlich zu Werke gehen, in Düntzer's unlängst erschienenem umfangreichen Commentar zu beiden Theilen des Faust mehr als hinreichende Belehrung finden. Ebenso wenig erfordert es meine Aufgabe, den religiös-philosophischen Gehalt des zweiten Theiles festzustellen, bei den zahlreichen poetischen Reichthümern, bei den Schätzen an Witz und Humor, scharfer Kritik und schneidender Satire über Welt und Menschen zu verweilen, welche jene 4 Acte enthalten. Meine Aufgabe läßt sich durch nähere Betrachtung des 5. Actes allein lösen.

Nach den Thaten und Erfahrungen Faust's am Hofe des Kaisers, seinen






Wanderungen und Erlebnissen in der classischen Unterwelt und bei „den Müttern“ werden wir im fünften Acte durch den „Wanderer“ in die Lehensbesitzung und Schöpfung des greisen Faust eingeführt. Der „Wanderer“, der vor Jahren an den unwirthlichen Strand einer nordischen Seeküste geworfen und von Philemon und Baucis in ihrer Hütte gepflegt worden war, findet zwar diese wieder, aber um sie herum eine neue Welt:

So erblickst du in der Weite
Erst des Meeres blauen Saum,
Rechts und links in aller Breite
Dichtgedrängt bewohnten Raum.

Faust hat mit rastloser Arbeit dem Wasser das Land abgewonnen. Ihn selbst erblicken wir in hohem Alter als Bewohner eines Palastes in Mitten eines weiten Ziergartens, in der Nähe eines Kanales, auf welchem ein schönes Schiff mit reicher Ladung aus fernen Ländern ankommt. Segen der menschlichen Arbeit, die die Natur besiegt. Nur Eines stört den Schöpfer dieser neuen Welt, und vergällt ihm den Genuß derselben. Es ist das Kircheneigenthum auf dem Dünenhügel, auf dem ein Kirchlein und die Hütte des Philemon und der Baucis stehen, welche beim Lehen des Kaisers die „Kirche“ sich vorbehalten. Faust muß zu seinem Aerger täglich das Bimmeln des Kirchenglöckleins hören, das ihn an die Schranke seiner Macht erinnert:

„Des Allgewalt'gen Willenskür
Bricht sich an diesem Sande hier!
Wie schaff' ich mir das vom Gemüthe?
Das Glöcklein läutet — und ich wüthe!“

Aber Mephisto, dessen nie veraltender Humor sich über das „verfluchte Bim, Bum, Bimmel“ der Kirche ausläßt, weiß mit seiner ebenfalls nie veraltenden Tücke Rath. Er schickt seine drei „gewaltigen Gesellen“ aus, die aus dem schönen Schiffe Waaren ausgeladen haben, und bald bemerkt der Thorwächter Lynceus, der sich auf der hohen Warte „der ewigen Zier der Welt unter ihm“ erfreut, die Flammengluth, welche auch das Mooshüttchen von Philemon und Baucis verzehrt, das mit dem Capellchen in Asche zerfällt. Mephisto und die drei Gesellen berichten:

„Das Paar hat sich nicht viel gequält,
Vor Schrecken fielen sie entseelt!
Ein Fremder, der sich dort versteckt (der Wanderer)
Und fechten wollte, ward gestreckt
In wilden Kampfes kurzer Zeit;
Von Kohlen, rings umher gestreut,
Entflammte Stroh; nun lodert's frei
Als Scheiterhaufen dieser Drei!“






Faust verdrießt die ungeduldige That:

„Wart Ihr für meine Worte taub?
Tausch wollt' ich, wollte keinen Raub!
Dem unbesonnen wilden Streich,
Ihm fluch' ich! theilt es unter euch!"

Mit einer Gewaltthat, die er nicht gewollt, (der Fluch der unbeschränkten Gewalt!) schließt Faust's irdische Laufbahn und Thätigkeit. Es ist Mitternacht. Vier „graue Weiber" treten auf; sie heißen: der „Mangel", die „Schuld", die „Sorge", die „Noth". Sie stehen an der Wohnung des Reichen, sie mögen nicht hinein, nur:

„Die Sorge, sie schleicht sich durch's Schlüsselloch ein."

Die drei Anderen sprechen:

„Es ziehen die Wolken, es schwinden die Sterne!
Da hinten, da hinten, von ferne, von ferne,
Da kommt er, der Bruder, da kommt er — der Tod!

Faust blickt mit Bedauern auf sein Leben zurück:

„Stünd ich, Natur! vor dir ein Mann allein,
So wär's der Mühe werth, ein Mensch zu sein!"

Nun folgt eine Scene voll erhabener Weisheit und Poesie zwischen Faust und der Sorge. In Faust dauert noch immer der Zwiespalt seiner (des Menschen) Doppelnatur fort, noch immer hält die Erde ihn mit „derben Banden":

Der Erdkreis ist mir nun genug bekannt;
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt!
Thor! wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken Seines Gleichen dichtet!
Er stehe fest, und sehe hier sich um!
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen?
Was er erkennt, läßt sich begreifen!

Aber die „Sorge" (d. h. das ewige Sehnen, das Nichtbefriedigtsein) läßt nicht von Faust ab, und als er spricht:

„Dämonen, weiß ich, wird man schwerlich los,
Das geistig strenge Band ist nicht zu trennen,
Doch deine Macht, o Sorge, schleichend groß,
Ich werde sie nicht anerkennen!"

Da wendet sich die Sorge mit Verwünschung von ihm:

„Die Menschen sind im ganzen Leben blind
Nun, Fauste, werde du's am Ende!"

Sie haucht ihn an und Faust — erblindet.
Aber seine Blindheit erscheint ihm als helles Licht,
„Allein im Innern leuchtet helles Licht!"







Die Pläne seiner Mannesjahre wachen wieder auch, er ruft:

Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!
Laßt glücklich schauen, was ich kühn ersann,
Ergreift das Werkzeug! Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgesteckte muß sogleich gerathen!
Auf strenges Ordnen, raschen Fleiß,
Erfolgt der allerschönste Preis.
Daß sich das größte Werk vollende,
Genügt ein Geist für Tausend Hände!"

Mephistopheles erscheint mit den Lemuren als seinen Gehülfen, aber als diese vom Abstecken und Messen sprechen, meint er bedeutungsvoll spottend:

„Hier gilt kein künstlerisch Bemühn;
Verfahret nur nach eignen Maßen!
Der Längste lege längelang sich hin,
Ihr Andern lüftet rings umher den Rasen!
Wie man's für unsere Väter that,
Vertieft ein längliches Quadrat!
Aus dem Palast in's enge Haus,
So dumm läuft es am Ende doch hinaus!"

Die Lemuren, unter einem Gesange im ächten Volksliedton, graben „mit neckischen Geberden" Faust's Grab. Faust, der Blinde, ergötzt sich am Geklirr der Spaten, er treibt zur Arbeit an, er blickt in die Zukunft, er sieht den Sumpf, „den faulen Pfuhl", verwandelt in Räume für viele Millionen,

„Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen!"

er erblickt grüne Gefilde, Mensch und Heerde, paradiesisch Land, durch „Gemeindrang" der Fluth abgezwungen und verschlossen; er bricht in die begeisterten Worte aus:

„Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur ~~Und~~ der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß;
~~Nur~~ so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
„Verweile doch! Du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn."—
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick!"







Damit hat Faust die verhängnißvollen Worte ausgesprochen, mit denen er sich einst dem Teufel verschrieb:

„Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn, u. s. w.

1. Theil.

Faust sinkt zurück, die Lemuren fassen ihn auf und legen ihn auf den Boden. Faust ist todt und unter einer Art Wechselgesang zwischen Mephisto und den Lemuren, einfach und erhaben — s. unten — erfolgt die „Grablegung". — Wäre Göthe's Philosophie eine materialistische gewesen, und hätte er uns im zweiten Theil nur eine weitere Erfüllung und Abrundung der dramatisirten Volkssage geben wollen, so wäre hiermit auch der Schluß des zweiten Theiles gegeben gewesen. Das Pactum, welches er im ersten Theile mit dem Teufel macht:

Kannst du mich schmeichelnd je belügen ꝛc.

S. 62 des 1. Theiles.

kam im ersten Theile nicht zur Erfüllung; der Zuschauer mag zwar — wie wir eben angedeutet haben — glauben, daß Faust im Kerker Gretchen's von der Nemesis in Gestalt des Mephisto ereilt und zur Strafe abgeführt wurde; allein dies wäre geradezu gegen das Pactum, Mephisto erfaßt und entführt vielmehr den Doctor in Mitten des Schmerzes tiefster Reue, anstatt im Momente höchster Befriedigung, in welcher er zum Augenblick sagen würde: „Verweile doch, du bist so schön!" Auch als dramatisches Werk bedurfte daher Faust eines zweiten Theiles und endlichen Abschlusses im Geiste tragischer Vergeltung. Allein jetzt, nämlich an der Stelle des zweiten Theiles, bis zu welcher wir gekommen, hat Faust wirklich jenen Augenblick erlebt, wenn auch nur in einer Art Selbsttäuschung, in der Voraussicht der künftigen Früchte seiner Arbeit, seines Schaffens; er wiederholt die Worte im ersten Acte, ruft begeistert:

„Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn",

und bekennt, daß er „jetzt den höchsten Augenblick genieße".

Er hat das Ziel irdischen, materialistischen Strebens erreicht, er stirbt in der Gewißheit der irdischen Unsterblichkeit, deren Grundidee das Aufgehen des Individuums im Allgemeinen unter Fortwirkung des von ihm Geschaffenen ist.

Auch künstlerisch schloß hier der zweite Theil prachtvoll und erhaben (an eine Symphonie Beethoven's erinnernd, die harmonisch mit dem Wiederanklingen des Grundthemas schließt) indem die eigenen Worte des Faust beim Pactum im ersten Theile wiederholt werden:

Mephisto:

„Die Zeit wird Herr, der Greis hier liegt im Sand.
„Die Uhr steht still."







Chor:

„Steht still! Sie schweigt wie Mitternacht,
„Der Zeiger fällt!"

Mephisto:

„Er fällt!" Es ist vollbracht!

Chor:

„Es ist „vorbei"!"

Hätte Göthe den Vorhang hier fallen lassen, so würden die Materialisten ein Recht haben, ihn als den Ihrigen zu beanspruchen. Das irdische Schauspiel endigt mit dem Tode des Helden, und wenn dieser, wie hier, in dem Bewußtsein und dem Vorgefühle der irdischen Unsterblichkeit abtritt, so ist der dramatischen Gerechtigkeit völlige Genüge geschehen. Aber Göthe ließ den Vorhang von seiner größten Schöpfung (beide Theile zusammen genommen) hier noch nicht fallen, er wollte uns eine deutsche "Divina comedia" geben, die Quintessenz seiner vollendeten Faustidee sollte jetzt erst, in diesem letzten, merkwürdigsten Theile des Gedichtes, hervortreten, in welchem die Phantasie des Dichters sich zum wild colossallen mystischen Schwunge Dante's erhebt, in welchem er, unserer Ansicht nach, die höchsten Errungenschaften seines Denkens, die Gewißheit der individuellen Fortdauer des Geistes und der Rettung durch das höchste Prinzip des Weltalls, die Liebe, niederlegte.

(Schluß folgt.)

Der Briefkasten der Madonna.

Von Julian Werner.

1. Santa Esquina.

Die Sonne tauchte in die Fluthen des Stillen Oceans, mit ihren scheidenden Strahlen das mit Recht so genannte „Thal des Paradieses" küssend, welches sich zwischen Valparaiso und der Hauptstadt Chili's, Santiago, ausdehnt. Die tropische Vegetation der von kleinen Landseen und krystallhellen Flüßchen durchschnittenen Ebene zeigt die üppigste Frische und bunteste Mannigfaltigkeit; die Luft ist erfüllt vom weichen Arom wunderbarer Blumen und köstlicher Kräuter; Himmel und Erde erstrahlen in goldener Lichtfülle, die ihre magischen Reflexe durch die den Hintergrund der paradiesischen Landschaft wie ein sich in den Wolken verlierender gewaltiger Vorhang abschließende Andenkette erhält.

Aus dem dunkelsten Schatten der Weingelände und Obstgärten, in denen Pfirsich und Mandel blühen, Citronen und Granaten prangen, lugen die weißen Häuser Santiagos hervor; einen malerischen Contrast zu den spitzen, altersgrauen Thürmen der Kirchen und Klöster bilden die in den Gärten vereinzelt em-







porragenden Palmen mit ihren baldachinartig gewölbten Laubkronen. In raschem Laufe wälzt der Mapacho seine gelblichen Fluthen dicht an der Hauptstadt Chili's vorüber; er ist ein gar toller, ungestümer Gesell, der seinen Ursprung aus dem vulkanischen Schooße der Anden nicht verleugnet, und wenn die ungeheuren Schneemassen auf den unteren Terrassen des Gebirges schmelzen oder schwere Gewittergüsse sich über jene zerklüfteten Felsengipfel entladen, da schäumt er in wilder Gluth einher, Alles vernichtend, was sich seinem Laufe entgegenstemmt. Zum Schutz der Stadt gegen solche Launen ihres gefährlichen Nachbars dient ein aus gewaltigen Quadern aufgeführter Quai, Tajamar genannt, über eine Stunde lang, mit prächtigen, pappelartigen Alamo-Pauso-Bäumen beflanzt. Dieser Tajamar und die daran stoßenden, die Stadt von drei Seiten umschließenden, zierlich angelegten Alemedas (Promenaden) bilden, vornehmlich in den kühlen Abendstunden, den Tummelplatz der Bevölkerung, die hier zu Fuß, zu Roß und zu Wagen ihren Unterhaltungen nachgeht. Welch' bunter, das Auge bestechender Anblick! Welch' fröhliches Getümmel! Welch' warm pulsirendes Leben! Da lustwandeln stolze Hidalgos mit schönen Sennoritas am Arm; abentheuerlich aufgeputzte Gauchos, den bunten Poncho lose um die Achseln geworfen, den spitzen Hut mit den herabgezogenen Krempen tief in die Stirn gedrückt, so daß nur die unstät wandernden, dunkel glühenden Augen hervorblitzen; elegante Europäer mit ihren nach den neuesten Pariser Moden gekleideten Damen; stämmige Araukaner und sonstige Eingeborene des chilenischen Landes, vereinzelte Neger, olivenfarbige Chinomädchen mit den mandelförmig geschlitzten, schwärmerisch blitzenden Augen — ein bunter Menschentroß, die verschiedensten Racen und Bildungsstufen repräsentirend. Dazwischen erscheinen bunt bemalte, reich vergoldete Karossen, mit sechs schellenbehangenen Maulthieren bespannt; auf den weichen Sammetpolstern schaukeln sich verschleierte Donnas, die aus ihrem sicheren Versteck die munter drängende Menge mustern und durch ihr unaufhörliches Kichern und Lachen deutlich genug zu erkennen geben, daß sie an ihrer Umgebung den lebhaftesten Antheil nehmen. Auf flüchtigen Rossen, die ihre Geschwindigkeit in den endlosen Pampas erprobt, jagen elegante Reiter vorüber; ein feuriger Blick, ein Schwenken des Hutes beweis't, daß das geübte Auge des Cavaliers die neidische Umhüllung der Schönen durchdrungen, und über den Schlag des Wagens beugt sich ein niedliches Köpfchen, um dem verwegenen Reiter nachzublicken, bis er in einer von den Hufen der Rosse aufgewirbelten Staubwolke verschwindet. Dicht hinter der prachtvollen Karosse folgt eine hochrädrige, mit zwei mächtigen Ochsen bespannte Carreta, über der niederen Deichsel der Tropero mit seiner Familie thronend, die von der Feldarbeit zurückkehrt, und als Frucht ihres Fleißes eine Ladung saftiger Melonen oder mehliger Bataten zu Markte bringt.

Doch so fesselnd auch diese ganze landschaftliche Scenerie und ihre lebende Staffage erscheint, den großartigsten Anblick gewährt doch immer die den Hintergrund erfüllende Kette des mächtigsten Gebirgsriesen der Erde, der Cordilleras de los Andes. Ungeheure, stolz über einander gethürmte Massen, eine uner-







meßliche Curve beschreibend, ziehen sich am Horizont hin. Man glaubt eine Riesentreppe vor sich zu sehen, welche die Erde mit dem Himmel verbindet. Die einzelnen Stufen dieser Treppe, gebildet von zackigen Felskanten und über einander gethürmten Gipfeln, die sich in der wunderbar klaren Luft scharf abheben, bezeichnen ebenso viele, gänzlich verschiedene Zonen. Auf der niedrigsten zeigt sich noch eine mannigfaltige Waldvegetation; höher hinauf wird dieselbe immer karger und verkümmerter, bis sie endlich verschwindet; dann folgt der nackte Felsen, und an diesen schließen sich zuletzt die ewigen Eisfelder, die blendend weißen Gletscherwände, die, vom vollem Licht der Sonne beschienen, einen Glanz entfalten, den das Auge nicht zu ertragen vermag.

Dort, wo die Alemedas den Tajamar berühren, herrscht um Sonnenuntergang das dichteste Gedränge. Aus der Stadt ergießt sich ein unabsehbarer Menschenstrom, Alles sucht in der abendlichen Kühle, in der erfrischenden Brise, die um diese Zeit von der nicht allzu fernen Seeküste herüberweht, Genuß und Erholung. Der Anblick der Cordillere, jetzt vom vollen Licht der Sonne beschienen, ist unbeschreiblich prachtvoll; das glitzert und funkelt dort oben wie eitel Gold und Diamanten, und sehnsuchtsvoll blickt das Auge in das unermeßliche Blau des Himmels, den als schwarzen Pünktchen sichtbaren Condoren folgend, die in Schaaren die höchsten Gletscherspitzen umkreisen und über dieselben hinweg nach den Pampas der Laplata-Staaten, ja nach der fernen Cordillere Brasiliens streifen.

Zwischen Gehegen von stacheligen Cacteen und der breitblätterigen Tunales, auf welcher die Cochenilleschildlaus lebt, der wirksamsten aller Einfriedigungen, da es völlig unmöglich sein würde, sie zu durchdringen oder ohne besondere Hülfsmittel zu übersteigen, gelangt man von jenem Berührungspunkt des Tajamar und der Alemedas nach einem öffentlichen Garten, der einen beträchtlichen Theil der vergnügungslustigen Menge anzieht. Gläser klingen und lautes Stimmgewühl schallt daraus hervor, vermischt mit dem Geklimper etlicher Dutzend Harfen und Guitarren und dem Klappern der begleitenden Castagnetten; auch Gesang läßt sich vernehmen, männliche und weibliche Stimmen singen in geräuschvollem Durcheinander jene schwärmerischen und neckischen Liedchen, wie sie der Südländer so sehr liebt.

Das Grundstück, ehemals der Wohnsitz einer nach der neuen Welt übergesiedelten spanischen Adelsfamilie, war später zu Wirthschaftszwecken vermiethet worden. Da es an der Kreuzung mehrerer Straßen gelegen war, führte es den Namen Santa Esquina. Der ziemlich ausgedehnte Garten ist nicht eben mit großer Kunst angelegt. Was bedarf es auch der Kunst, wo Mutter Natur mit so verschwenderischer Fülle schafft? Ueppige Rasenplätze, beschattet von vereinzelten Palmen und schön belaubten Talabäumen, bieten der Menge Gelegenheit, sich weidlich zu tummeln. Ueberall sind Bänke und Tische angebracht, an welchen den Gästen, neben Früchten und Backwerk zum Imbiß, Eislimonade, Orangeade und Aguardiente, von flinken Chinomädchen kredenzt wird. Hin und wider sind Beete mit duftender Trebol, der wild wachsenden Reseda der







Prairie, die mit ihrem würzigen Arom die Luft erfüllt. An kleinblättrigen Myrthensträuchen, die vereinzelt auf den Beeten wachsen, schlängelt sich die prächtige passionaria, die sinnige Passionsblume, empor, deren Kelche unablässig von dem beja flor, dem Blumenküsser, wie der kleine stahlblaue Kolibri poetisch benannt wird, umschwärmt sind. Im Schatten der Talabäume sind an verschiedenen Stellen des Gartens kleine, mit bunten Laternen behangene Bühnen errichtet, auf denen Sänger und Sängerinnen unter Cither- oder Harfenbegleitung ihre Lieder singen, Payadores (Improvisatoren) gereimte Erzählungen vortragen, Gaukler ihre Kunststücke produciren, oder ein Tänzerpaar unter Guitarrespiel und Castagnettengeklapper jene feurigen, hinreißenden Tänze aufführt, welche die andalusische Race aus Spanien nach den südamerikanischen Colonieen verpflanzte, nachdem sie ursprünglich von jenem räthselhaften Stamm der Zigeuner, der bald in Afrika, bald in Asien seine Heimath haben soll, nach Europa gebracht worden waren. Wer diese geräuschvollen Unterhaltungen nicht liebt, dem bieten die entlegenern Partieen des Gartens hinlänglichen Raum zu Promenaden oder zu Spielen in engerem Gesellschaftskreise; zärtliche Pärchen wandeln Arm in Arm zwischen Citronen- und Granat-Gesträuchen, und wo die dicht verschlungenen Ranken des wilden Weinstocks dunkle Lauben bilden, da vernimmt man gleichfalls verliebtes Kosen und neckisches Geplauder.

Doch nicht immer sind es verliebte Pärchen, die sich in diesen stillen Gehegen der Esquina ergehen. Dort, wo das untere Ende des Gartens von den gelben Wogen des Mapacho bespült wird, erhebt sich steiles Felsgestein, stellenweise dicht mit Algarobüschen bewachsen. Am Ufer des Flusses, jedoch vom Gebüsch so vollständig verdeckt, daß kein neugieriges Auge zu fürchten ist, gewahren wir ein seltsames Paar, das in eifriger Unterhaltung begriffen einherschreitet. Der ältere der beiden Männer, von hoher, magerer Gestalt, trägt die Kutte und Tonsur eines Priesters; das schmale, abgezehrte Gesicht ist von auffallender Blässe, erhält jedoch durch die stark vorspringende Adlernase und die zwar selten geöffneten, dann aber bald mit jugendlicher Lebhaftigkeit blitzenden, bald unheimlich lauernden Augen einen Ausdruck geistiger Ueberlegenheit, der sich unwillkürlich ein Jeder beugen muß. Sein Begleiter ist mindestens um zwanzig Jahre jünger und trägt die Kleidung eines Gaucho aus den an die Cordillere stoßenden Provinzen der argentinischen Staaten. Ein spitzer Filzhut mit breiter, niedergebogener Krempe bedeckt seinen Kopf; das schwarze, schlichte Haar fällt bis über den Nacken herunter. Ein weiter Poncho von buntem Wollenstoff hängt um seine Schultern, im Gürtel steckt ein breites Messer, und die braune Lederhose reicht nicht weit über das Knie, so daß der untere Theil des Beines unbedeckt bleibt, während die Fußbekleidung nach Art der Indianer aus bunten Mocassins besteht, die mit Schnüren zusammengehalten werden. Der argentinische Gaucho, hervorgegangen aus einer Vermischung eingewanderter Andalusier mit den eingeborenen Indianerstämmen, vereinigt den Stolz und unbändigen Ehrgeiz des ächten Hidalgo mit der Ungebundenheit, dem Wandertrieb und der Selbstgenügsamkeit des Indianers; er hält sich für das vollkom-








menste irdische Wesen, er kennt Niemanden über sich, ist energisch, leidenschaftlich, impulsiv, sonst freilich ohne jegliche Bildung, aber auch ohne Bedürfnisse, und glücklich in seiner Armuth. Der junge Mann an der Seite des Priesters trägt durchweg den Typus jenes eigenthümlichen Menschenschlags. Sein Gesicht, gehoben durch den gelb-bräunlichen Teint und einen wohl gepflegten schwarzen Schnurrbart, wäre schön zu nennen, wenn nicht Wildheit und ungezügelte Leidenschaft zu deutlich darauf ausgeprägt wären. Das hochfahrende Wesen, welches ihm sonst eigen sein mag, tritt in Gegenwart seines geistlichen Begleiters minder zu Tage, da der ächte Gaucho, ähnlich dem neapolitanischen Lazzaroni, dem er auch in mancher anderen Hinsicht gleicht, ein strenger Beobachter religiöser Formen ist und den Priester jederzeit mit großer Ehrerbietung behandelt.

„Don Escovedo betrachtet sich ewig als Euren Schuldner, ehrwürdiger Pater", sagte der Gaucho, der dem Priester immer den Vortritt ließ und nur mit gebeugtem Haupte zu ihm sprach. „Die tausend Silberthaler, die er dem heiligen Stifte de la compania zugewiesen, und das weitere Tausend, welches er zu Eurer persönlichen Verfügung gestellt, sind nur ein kleines Zeichen seiner Erkenntlichkeit für den großen Dienst der Vermittlung, den Ihr ihm in seiner Heirathsangelegenheit bei der heiligen Madonna geleistet. Erst am heutigen Morgen, ehe er die schöne Leontica zum Altare führte, gestand er mir offen, daß es ihm trotz all seiner Reichthümer nie gelungen wäre, diese Perle zu erwerben, wenn nicht Ihr ..."

„Der Friede Gottes und die Gnade der heiligen Jungfrau sei mit ihm und mit dir, mein Sohn Gil Perez!" fiel der Priester hastig ein. „Was ich für Don Escovedo that, würde ich mich für jeden frommen Sohn der Kirche zu thun verpflichtet fühlen."

„Ganz Santiago preis't Eure Frömmigkeit, Euer menschenfreundliches Wesen wie Eure Dienstfertigkeit, ehrwürdiger Pater. Wenn es kein sündliches Verlangen eines ganz unwürdigen Gliedes unserer christlichen Gemeinschaft wäre, so möchte ich wohl wissen, Ehrwürdigster, wie es sich eigentlich begiebt, daß Ihr die Euch anvertrauten Briefe der heiligen Jungfrau übermittelt und deren Antworten darauf in Empfang nehmt? Erscheint Euch die Himmelskönigin in körperlicher Gestalt, oder sind es auserwählte Engel der himmlischen Heerschaaren, die Euch den Verkehr mit ihr vermitteln?"

Gil Perez, der Gaucho, stellte diese Frage im Tone gläubiger Naivetät; gleichwohl lag etwas in seinen Worten, was den Priester mißtrauisch zu machen schien. Einen Augenblick bedeckte sich seine Stirn mit finsteren Falten, doch schon im nächsten war sie wieder geglättet, und das gewöhnliche milde Lächeln schwebte um seine Lippen.

„Das sind Mysterien, mein Sohn, die nur dem geweihten Diener Gottes offenbart werden können", versetzte der Pater.

„So dacht' ich's mir, und nur mein Unverstand ließ mich eine solche Frage an Euch richten", erwiderte der Gaucho entschuldigend.







„Von etwas Anderem, Gil Perez", begann der Pater, scheinbar gleichgültig, nach kurzer Pause. „Kennst Du die neue Ballerina, die seit einer Woche hier in der Esquina tanzt, und erst seit Kurzem von Copiapo und Valparaiso herüber kam?"

Gil Perez schnalzte mit der Zunge. „Die schöne Pepa meint Ihr, ehrwürdiger Pater, die allen Caballeros die Köpfe verdreht?"

„Dieselbe, mein Sohn."

„Ich hörte von ihrer Schönheit und habe mich mit diesen meinen Auger überzeugt, daß man eher zu wenig als zu viel von ihr gesagt."

„Ich meine, ob sie Dir von früher her bekannt, ob Du sie in Deiner Heimath schon gesehen."

„Pepa? — Ich? — In meiner Heimath?"

„Nun ja, sie ist, wie Du, ein Kind der Pampas jenseits der Anden."

„Gesegnet sei Eure Wissenschaft, Ehrwürdigster!" rief der Gaucho mit einem Aufleuchten seiner hellen Augen. „Diamanten und Perlen giebt es nur drüben in der Argentina!"

„Die kleine Landsmännin scheint Deinem Herzen gefährlich zu werden, Gil."

„Ich sah sie heute zum ersten Mal. Ihr Antlitz ist himmlisch schön wie das unserer Madonna de los Chacras; ihre Bewegungen sind zierlich wie die der Antilope oben in den Bergen. Sie muß castilisches Blut in ihren Adern haben, sonst könnte sie so nicht tanzen."

„Ueber ihrer Herkunft schwebt ein Geheimniß", versetzte der Priester. „Die alte Frau, welche sie zu Cachicuco in der Provinz Catamarca erzog, war nicht ihre Mutter. Ihre Eltern hat sie nie gekannt, doch ging in ihrer Heimath ein Gerücht, daß ihr Vater ein reicher angesehener Mann sei, der jenseits der Condillere lebe. Sie wanderte nach Chili herüber, um eine Spur ihrer Eltern zu finden. Seit drei Monaten durchzieht sie als Tänzerin das Land, ohne ihren Zweck erreichen zu können."

„Die arme Ballerina! Sie hätte sich das vorher überlegen sollen. Reiche Eltern, die sich ihrer Kinder einmal entäußert, sind gewöhnlich sehr schwer zu finden."

„Wenigstens bedarf es dazu eines kundigen Führers. Was meinst Du, mein Sohn, wenn Du dieses Amt übernähmst?"

„Ich, ehrwürdigster Pater? Weiß ich doch von den Verhältnissen der schönen Pepa noch viel weniger als sie selber."

„Du weißt in diesem Augenblick mehr davon als irgend ein Mensch in ganz Santiago. Es wird hinreichen, Dich bei dem Mädchen einzuführen, Dir ihr Vertrauen zu erwerben; dann — doch bist Du nicht Gil Perez, der schmuckeste und gewandteste Bursch im Thal von Valparaiso, dem alle Mädchenherzen zufliegen? Brauche ich Dir Unterricht zu ertheilen, wie man eine schmucke Dirne gewinnt?"

„Die reizende Ballerina mein? Heilige Mutter Gottes! Welch ein Gedanke!"







„Nun, nun, erschrick nur nicht, mein Junge", sagte der Priester lächelnd. „Warum nicht dein so gut wie eines Anderen?"

„Das ist wahr, Ehrwürdigster", entgegnete der Gaucho. „Die prächtigste Rose der Prairie wird gepflückt, um einen Busen zu schmücken; warum sollte diese Rose nicht an meiner Brust ihren Duft aushauchen?"

„Siehst Du, das ist vernünftig gedacht, wie es der munteren, lebensfrischen Jugend geziemt. Du wirst Dir die kostbarste Perle erringen und unserer heiligen Kirche einen großen Dienst leisten, der nicht unbelohnt bleiben soll. Zweihundert Silberthaler sind dein, wenn du mir, eh Pepa von hier scheidet, Alles mittheilen kannst, was ihr selber über das Geheimniß ihrer Geburt bekannt ist. Wir Beide, denk' ich, sind dann schon im Stande, die weiteren Nachforschungen mit besserem Erfolg zu betreiben, als das arme, in diesem Lande einsam stehende Kind."

„Topp! Ihr sollt, wie immer, mit mir zufrieden sein!" rief der junge Gaucho, in die ihn dargebotene Hand des Priesters einschlagend. „Ich kann Euch sagen, ehrwürdigster Pater, daß ich mich noch keinem Eurer Aufträge mit solcher Herzensfreude, freilich auch mit solcher Furcht, unterzogen habe. Ich könnte Unglück haben, und dann — was würde aus meinem Herzen? Die Ballerina soll so spröde und sittsam sein, wie sie schön ist. In der Argentina werfen sich die Mädchen nicht so dem ersten Besten entgegen, wie diese leichtfertigen Chileninnen."

„Bist Du der Erste, so bist Du auch der Beste, Gil", entgegnete der Pater.

„Ich danke Euch, Ehrwürdigster, für Eure gute Meinnng. Was an mir liegt, werde ich sie zu rechtfertigen suchen. Nur Eines laßt mich noch fragen: würden wir nicht rascher und sicherer zum Ziele kommen, wenn wir Beide vereint dem Mädchen unsern Schutz und unsere Hülfe antrügen? Euer heiliger Beruf, Eure erhabene Stellung würde ihr sogleich Vertrauen einflößen, sie würde uns ohne Rückhalt Alles mittheilen, was Ihr zu wissen wünscht."

„Das ist wieder einer deiner naiven Einfälle, Gil", sagte der Priester und unterdrückte mit Mühe ein Lächeln, welches über seine würdevolle Miene flog. „Wollte ich das, so würde ich deiner Vermittelung kaum bedürfen, obwohl ich Dir gern einräume, daß Du ganz der Mann bist, um einem schönen Mädchen alle seine Geheimnisse zu entlocken. Eben meine Stellung erlaubt mir nicht, offen als Pepa's Beschützer aufzutreten, so sehr mich mein väterliches Herz dazu treibt. Sie hat die heilige Madonna durch Vermittlung unserer Kirche um einen aufrichtigen Freund in diesem fremden Lande angefleht, und wird Dich als solchen gern empfangen, während mein persönliches Hervortreten sie beängstigen, ihr vielleicht selbst Mißtrauen einflößen möchte. Um Dir ihr volles Vertrauen zu erwerben, wird es genügen, wenn Du ihr Alles erzählst, was ich Dir vorhin über sie mittheilte, und hinzufügst, die Mutter Gottes habe es Dir im Traume offenbart."

„Wird mir die Gebenedeite diese Lüge verzeihen können?"

„Du redest die Wahrheit, Gil Perez, denn sie offenbart es Dir durch meinen Mund."







„So thue ich nach Eurem Befehl, Ehrwürdigster."

„Des Himmels Segen begleitet Dich, mein Sohn!"

Der Pater streckte beide Hände aus und wandte sich seitwärts in's Gebüsch, wo ein kleines, nicht verschlossenes Pförtchen aus dem Garten nach dem Tajamar führte. Da die Dämmerung mittlerweile vollständig hereingebrochen, konnte er sich draußen auf den belebteren Wegen den Blicken der Vorübergehenden leicht entziehen. Auch der junge Gaucho verweilte nicht länger in der Einsamkeit zwischen den kahlen Felswänden. Auf schmalen Pfaden, die von den Besuchern des Gartens selten betreten wurden, kehrte er nach dem vorderen Theil der Esquina zurück, von wo das laute Summen und lustige Lachen der Menge, vermischt mit Citherklang und Castagnettenschall, an sein Ohr schlug, und die im dunklen Grün der Citronen und Granatbüsche schimmernden bunten Laternen ihm entgegenleuchteten.

---

2. Das Ballet.

Vor der Tribüne, auf welcher ein Tänzerpaar die Cachuca und den Bolero ausführte, drängte sich fast die ganze in der Esquina versammelte Menge. Der Tanz ist der höchste Genuß, die liebste Erholung des Chilenen, wie des Südamerikaners überhaupt. Was im angelsächsischen Norden die Kunst der Rede und des mündlichen Vortrags, das ist im romanischen Süden die des Tanzes. Der kaltblütige Nordländer bedarf der Worte, um seinen Empfindungen und Ideen Ausdruck zu verleihen, der leidenschaftliche Südländer zieht die Sprache der Mimik und rhythmischen Gliederbewegungen vor; ein trefflicher Tänzer ist für Letztern in demselben Grade Gegenstand der Bewunderung und Auszeichnung, wie für Ersteren ein großer Redner. Politische Agitationen werden im Norden durch die Macht des Wortes hervorgerufen, im Süden weckt und nährt sie der Tanz, der unter Umständen ebenso wohl aufregend und entflammend, wie erheiternd und beschwichtigend wirken kann. In den spanischen Republiken Südamerikas ist schon mehr denn eine Revolution — herbei getanzt worden.

Wenn jugendliche Schönheit und Anmuth, verbunden mit höchster Fertigkeit, eine wirklich vollendete Leistung in der Kunst des Tanzes erzielen, kennt das Entzücken des Südamerikaners keine Grenzen. Das war ganz entschieden bei Pepita der Fall, die seit acht Tagen die Esquina zum Schauplatz ihrer Triumphe gemacht und sich in ebenso hohem Grade die Gunst der Cavaliere erworben, wie die Bewunderung, vielleicht auch den stillen Neid der Sennoritas erregt. Pepita, ein Engel an Liebreiz, von jener madonnenhaften Regelmäßigkeit der Züge nnd dunkeln Gluth der von langen, seidenartigen Wimpern überschatteten Augen, wie sie fast nur im spanischen Amerika vorkommt, tanzte mit einer Grazie und Geschicklichkeit, die selbst in dem an treffliche Tänzer gewöhnten Santiago Aufsehen erregen mußte. Dabei war das Benehmen des jungen Mädchens in hohem Grade ansprechend und durch eine in ihrem Stande seltene Bescheidenheit und Sittsamkeit gewinnend; über ihr ganzes Wesen war bei aller Freundlichkeit und







unschuldigen Koketterie eine hohe Würde, eine so ächt weibliche Zartheit ausgebreitet, daß selbst die vornehmen jungen Roués der Stadt, welche eine Ballerina jederzeit als leichte Beute betrachteten, scheu vor ihr zurückwichen und sie nicht durch ihre Zudringlichkeit zu belästigen wagten. Pepita hatte in der kurzen Frist von acht Tagen Santiago im wahren Sinne des Wortes erobert.

Das Ballet nahte seinem Ende. Rascher wurden die Saiten der Guitarren geschlagen, lauter schallten die Castagnetten, schneller und immer schneller drehte sich das Tänzerpaar. Die Ballerina zeigte keine Spur von Ermüdung, ihre Bewegungen waren noch eben so behend und geschmeidig wie beim Beginn des Tanzes, während ihr Gefährte unverkennbare Zeichen von Erschlaffung verrieth; er war der Aufgabe, einer solchen Meisterin der Kunst zu secundiren, offenbar nicht gewachsen. Plötzlich ließ sich der Tänzer auf ein Knie nieder, warf den Kopf zurück und richtete seine feurigen Blicke auf die Ballerina, die auf den äußersten Spitzen ihrer niedlichen Füßchen wie eine Elfe näher schwebte und, von den Gluthblicken bestrickt, sich über den Tänzer neigte, der sogleich ihre Taille umschlang und sie federleicht in die Höhe schnellte, um sie für einige Minuten schwebend über seinem Haupte empor zu halten. Guitarren und Castagnetten schlugen kurze, kräftige Accorde, die Tänzer sprangen auf das Podium, verneigten sich vor dem in donnernden Beifallssturm ausbrechenden Publikum und eilten dann hinter die im Hintergrund ausgespannte Gardine.

Damit war inzwischen das Geschäft der Tänzer noch nicht erledigt. Der für sie gerade wichtigste Akt folgte noch nach: sie mußten das Honorar für ihre Kunstleistungen von den Zuschauern in eigener Person erheben. Einen Augenblick später erschien die reizende Ballerina am Arm ihres Tänzers mitten unter der Menge, in der Hand ein aus Palmblättern zierlich geflochtenes Körbchen tragend, welches zur Aufnahme der Spenden bestimmt war. Mit züchtig zu Boden geschlagenen Blicken schwebte sie über den ebenen Rasenplan dahin, und von allen Seiten regnete es kleine Kupfermünzen in ihr Körbchen, das bald so schwer war, daß ihr Begleiter seine Hand unterschieben und ihr beim Tragen desselben behülflich sein mußte. Jetzt stand sie neben Gil Perez, dem Gaucho, der noch rechtzeitig erschienen war, um den Schluß des Ballets mit anzusehen. Hastig fuhr er in die Tasche und warf das erste schwere Silberstück unter den Haufen Kupfermünze. Die Ballerina erröthete und konnte nicht umhin, dem Geber einen Blick aus ihren wundervollen Augen zu schenken.

„Danke, Sennor!“ flüsterte sie, sich leicht verneigend. „Madonna lohne Eure Großmuth!“

„An mir ist's, ihr zu danken, daß sie mir auf fremdem Boden die herrlichste Rose unserer heimischen Pampas entgegen sprossen ließ“, versetzte Gil Perez, die Lippen dicht an ihrem Ohr. „Heil unserer Argentina!“

„Woher wißt Ihr, Sennor, daß dort meine Heimath ist?“ fragte das Mädchen verwundert.

„Ich weiß noch viel mehr, schöne Pepa, und will es Dir sagen, wenn Du







mir gestattest, Dich heute Abend auf dem Heimwege von Santa Esquina nach der Stadt zu begleiten."

„Ihr seid mein Landsmann — um die neunte Stunde werde ich Eurer harren", schloß die Tänzerin die kurze Unterhaltung, welche in dem allgemeinen Gedränge und bei der schon weit vorgeschrittenen Dämmerung kaum bemerkt wurde.

Pepita schritt weiter, und überall öffneten sich willig die Börsen, um ihrer Schönheit und Kunstfertigkeit einen kleinen Tribut zu zollen.

Unter der schaulustigen Menge hatten sich zwei nach europäischem Schnitt gekleidete Herren befunden, die sich auch in ihrem ganzen Wesen leicht als Ausländer erkennen ließen. Der Eine, ein auffallend schöner junger Mann von kaum 25 Jahren, war dem Tanz mit lebendigster Theilnahme und unausgesetzter Aufmerksamkeit gefolgt, die sich in den lauten Beifallsspenden und enthusiastischen Ausrufen zu erkennen gab; der Andere, wohl um mehr als zehn Jahre älter und schon in seinem Aeußern von etwas trockenem, schulmeisterlichem Aussehen, theilte wohl diese Begeisterung nicht, harrte aber um seines Freundes willen geduldig aus und hatte sehr sachkundig hinter seinen großen runden Brillengläsern nach der Bühne hinübergeschaut, als ob er den Leistungen der Tänzer eine recht ausführliche und kunstgelehrte Kritik zu widmen beabsichtige. Einige Male hatte sich allerdings sein etwas großer Mund geöffnet, freilich nicht zu Beifallsspenden und Lobpreisungen, sondern zum — Gähnen, eine Anwandlung, die er jedoch stets gewissenhaft unterdrückte, um nicht etwa bei seinem Begleiter oder der sonstigen Umgebung Anstoß zu erregen

Jetzt näherte sich die Ballerina mit ihrem Körbchen den beiden Fremden. Der Jüngere derselben griff hastig in seine Tasche und zog eine wohl gefüllte Börse hervor. „Solche Kunst verdient goldenen Lohn!" rief er begeistert. „Wenn dieses reizende Kind auf den Bühnen europäischer Hauptstädte tanzte, würde man keinen Preis für ihre Leistungen zu hoch finden."

Ein glänzendes Goldstück flog in das Körbchen und schimmerte beim Licht der bunten Laternen hell unter den Kupfermünzen hervor. Die Tänzerin hatte die reiche Gabe sogleich wahrgenommen und verneigte sich vor dem Geber. „Danke — o danke, Sennor Caballero!" flüsterte sie. Als sie jetzt die großen Augen aufschlug und ihr leuchtender Blick auf den jungen Fremden fiel, erbleichte sie plötzlich, ihre Hände begannen zu zittern und eine Thräne perlte in den langen Wimpern.

„Es ist zu viel, Sennor Caballero!" hauchte sie mit der lieblichsten, süßesten Stimme, die wie Silberklang an das Ohr des Fremden schlug.

„Nicht zu viel, mein Kind", versetzte dieser rasch, und mit einem Accent, der gleich verrieth, daß die spanische Sprache nicht seine Muttersprache war. „Ich würde alle Schätze beider Hemisphären zu Deinen Füßen niederlegen, wenn sie mir zur Verfügung ständen. Du solltest auf der Bühne, in den Tempeln der Kunst Deine Geschicklichkeit zeigen, nicht hier unter freiem Himmel und vor der großen Menge, die solche Vorzüge nicht zu würdigen weiß."






„Man lohnt mir reichlich und überhäuft mich mit Beweisen des Wohlwollens“, versetzte sie, und ihre Stimme klang dabei schüchtern und ängstlich. „Hier fühl' ich mich heimisch und kann tanzen, wie ich es von Jugend auf that; für die glänzenden Räume, von denen Ihr sprecht, Sennor Caballero, würde ich wenig passen.“

„Du wärst eine Zierde für sie, mein Kind, und glaub' es mir, Du thätest wohl, einen Versuch zu wagen.“

Die Ballerina schüttelte verlegen das Köpfchen und verneigte sich abermals. Ihr Begleiter führte sie weiter.

„Mein Gott, welche Schönheit! Welcher Liebreiz!“ rief der junge Mann, diesmal in deutscher Sprache. „Ein so herrliches Wesen gedeiht nur unter diesem glücklichen Himmel!“

„Darum beeilten Sie sich auch so sehr, zu ihm zurückzukehren“, versetzte sein älterer Begleiter. „Alles in Allem: ich bin herzlich froh, daß Sie wieder bei uns sind, lieber Herr Hammer. Ihre flinke Feder hat uns in den letzten zehn Monaten gar sehr auf dem Comptoir gefehlt. Ich bin wohl in den Büchern und auf den Waarenspeichern ziemlich daheim, die Correspondenz aber war immer meine schwache Seite. Den beiden anderen jungen Herren will's auch nicht recht fliegen; so lag denn das Geschäft nothwendig danieder. Denken sie sich: seit acht Wochen sind circa hundert Säcke Indigo, Ipecacuanha und Aloe auf Lager, ohne daß es mir möglich gewesen, sie einer genauen Inspection zu unterwerfen.“

„Haben Sie sie früher schon gesehen?“ fragte der Andere, dessen Augen unverwandt der durch die Menge wandelnden Ballerina folgten.

„Eh sie auf Lager kamen? Behüte, Herr Hammer, die Waaren wurden von unsern Agenten aufgekauft und hätten eigentlich schon weiter spedirt werden sollen, wenn es nicht so sehr an Zeit und Händen fehlte.“

„Bester Nagel, Sie reden von Waaren und Geschäften — und ich habe keinen Sinn dafür! Nur diesen e i n e n Tag gönnen Sie mir noch, den meiner Rückkehr nach zehnmonatlicher Abwesenheit in der alten Heimath; morgen arbeiten wir wieder zusammen im Comptoir und auf den Speichern, und dann soll es mit dem Indigo, der Ipecacuanha und was Sie sonst an ähnlichen guten Dingen aufgehäuft haben, schon in Ordnung kommen. Bemerkten Sie nicht, daß das reizende Kind bei meinem Anblick einigermaßen in Verwirrung gerieth? Was mag sie nur so erschreckt haben?“

„Solche Personen haben mitunter kein gutes Gewissen“, versetzte der Geschäftsmann trocken.

„Ich bitte Sie, Nagel, welch ein Argwohn! Die Unschuld selber, und kein gutes Gewissen!“

„Eine Unschuld, die schon während des Tanzes ein Auge auf Sie geworfen und unablässig nach dem Platze herüberschielte, wo wir standen.“







„Glauben Sie das bemerkt zu haben?“

„Es war offenbar genug. Sie haben ein unmenschliches Glück bei den Weibern, Herr Hammer. Als Sie weggingen, setzte es Jammer und Thränen, und kaum kehren Sie zurück, so fliegen Ihnen auch die Herzen schon wieder zu.“

„Jammer und Thränen? Sie scherzen wohl, Nagel? Die Einzige, die damals um mich weinen sollte, blieb sehr ruhig und gleichmüthig, wie Sie mir selber brieflich mittheilten.“

„Es ist wahr, ich habe nicht gehört, daß sich gerade Sennora Leontica, von der Sie doch wohl reden, allzu sehr gehärmt hätte“, erwiderte Nagel, indem er etwas verlegen seine Hände rieb und sich mit dem Taschentuch über die Stirn wischte.

„Und doch liebt sie mich wahr und treu, wenn sie es auch damals nicht wagte, ihren Empfindungen Ausdruck zu verleihen!“ rief der junge Kaufmann mit strahlenden Augen und im Tone unerschütterlichen Vertrauens.

„Die Frauen sind wetterwendisch, Herr Hammer, hüten Sie sich, irgend Einer dieses gefährlichen Geschlechts allzu viel Vertrauen zu schenken.“

„Haben Sie schlimme Erfahrungen gemacht, Nagel?“

„Ich? O nein, was sollte aus unserer hiesigen Commandite der hochachtbaren Firma Hammer, Zang u. Comp. werden, wenn ich auch noch anfangen wollte, solche Erfahrungen zu machen? Nein, nein — ich kümmere mich nicht um dergleichen — es liegt nicht in meiner Geschäftslinie — — Sie wissen, Herr Hammer, ich bin nun einmal ein erzprosaischer Mensch, wie Sie immer zu sagen beliebten — und eben deshalb . . . .“

„Sind Sie doch eine brave, treue Seele — ein aufrichtiger Freund, vor dem ich keine Geheimnisse habe, und der alle meine Pläne für die Zukunft kennen soll. Kommen Sie, Nagel, setzen wir uns dort gemüthlich bei einer Flasche Wein zusammen. Wenn man sich so lange nicht gesehen, giebt es mancherlei zu erzählen und mitzutheilen, was nicht gerade streng zum Geschäft gehört und wozu auf den Lederstühlen des Comptoirs, zwischen Droguen und Colonialwaaren, kaum der geeignete Platz wäre. Es geht nichts über einen gemüthlichen Herzenserguß bei einer Flasche perlenden Weines. Das bleibt in allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen wahr, absonderlich aber unter uns Deutschen, wo wir auch weilen mögen.“

Herr Hammer, der junge Kaufmann, schritt voran, sein Freund Nagel folgte ihm, allerdings etwas zögernd und mit einer gewissen Aengstlichkeit in seiner Miene, die zu der fröhlichen Umgebung, wie zu der sorglosen Heiterkeit des Anderen in seltsamem Contrast stand. Unter einer mit goldgelben Früchten beladenen Citronenhecke, etwas abseits von dem freien Platz, auf welchem sich die Menge tummelte, war ein Tisch frei geblieben. Hammer schritt rasch darauf zu und nahm auf der aus rohen Brettern gezimmerten Bank Platz, indem er seinen Begleiter einlud, dasselbe zu thun. Ein Aufwärter eilte sogleich mit zwei







bunten Lampen herbei, die auf den Tisch hingestellt wurden, und erhielt den Auftrag, eine Flasche Champagner zu bringen. Die Herren zündeten sich Cigarren an, und bald schäumte der Saft der gallischen Rebe in den hohen Stangengläsern, die zu seiner Aufnahme unter allen Himmelsstrichen und in allen Welttheilen gleichmäßig benutzt werden.

Nagel erhob das gefüllte Glas mit einer gewissen Feierlichkeit und brachte, indem er sich gegen seinen jungen Begleiter respektvoll verneigte, mit salbungsvoller Stimme den Toast aus:

„Ihrer glücklichen Wiederkehr, Herr Hammer, sowie Ihrer Aufnahme in die hochachtbare Firma. Lang' lebe Hammer, Zang u. Comp!"

„Und möge es meinem wackeren Freunde Nagel noch für mindestens ein halbes Jahrhundert vergönnt sein, dieser hochachtbaren Firma den wahren Halt zu verleihen!" stimmte der junge Kaufmann ein, und Beide leerten ihre Gläser.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wüste und ihre Oasen.

Von Victor Ernst.

(Mit Benutzung einer französischen Reisebeschreibung von Charles Martin.)

Die Wüste Sahara ist von Orientalen mit einer Pantherhaut verglichen worden. Kein auf das äußerere Erscheinen basirter Vergleich könnte treffender gewählt sein. Gelb ist der Sand der Wüste, und die Oasen bilden die schwarzen Flecke, denn im Vergleich zu dem im Sonnenstrahl glitzernden Sande erscheint das dunkle Grün der Palmen als tiefes Schwarz. Man stellt sich die Sahara im Allgemeinen als eine monotone Fläche vor, auf der man vor Langerweile sterben könnte. Aber die Monotonie ist nur eine scheinbare; dem Denkenden bietet sich selst im Wüstensande vollauf Stoff zur anregenden Beschäftigung des Geistes.

Wie ist die Wüste entstanden? War diese ungeheure Einöde, über der ein Fluch zu ruhen scheint, vom Anbeginn das, was sie jetzt ist? Weit gefehlt. Da, wo jetzt die Dürre vorherrschend ist, übte einst das Wasser das alleinige Regiment. Es gab damals nicht eine Wüste Sahara, sondern einen Saharischen Meerbusen, wo jetzt der Flugsand vom Winde hin- und hergetrieben wird, thürmten sich die Wogen, wechselte das harmonische Spiel von Ebbe und Fluth, und wo jetzt das höckerige „Schiff der Wüste", das Kameel, seine Lasten trägt, tummelten sich muntere Delphine.

Die stattgefundene Verwandlung ist ein geologisches Ereigniß verhältniß-







mäßig neuen Datums, kaum hundert Tausend Jahre her, obgleich sich allerdings der Zeitpunkt nicht genau bestimmen läßt. Der Bibelgläubige möge sich dadurch nicht verstimmen lassen; die Wissenschaft hat ja längst mit den sechstausend Jahren der Weltexistenz und den sieben Tagen der Schöpfung kurzen Prozeß gemacht. Die Sahara war ein Golf des Mittelländischen Meeres; noch jetzt findet man auf ihrem Sande zu Millionen die Schaalen derselben Muschelthiere, welche das Mittelmeer auswirft, und der Boden ist überall vom Seesalz getränkt, ja ein großer Theil zeigt dieselben gyps- und kalkartigen Ablagerungen, welche man nach den chemischen Bestandtheilen des Seewassers am Meeresgrund voraussetzen muß. Einen scharf abgegrenzten Theil der Wüste, das sogenannte Plateau, bedeckt eine dicke, aus diesen Substanzen gebildete Kruste, welche unter dem Tritt der Pferde und Kameele tönt als befände sich ein Abgrund darunter. Die Salzseen oder sogenannten „Schotten" sind die Ueberreste des ehemaligen Golfs. Unter dem Niveau des Mittelländischen Meeres liegend, erstrecken sie sich mit Unterbrechungen bis dicht zum Golf von Gabes, an der Tunesischen Küste. Würde der dort befindliche schmale Isthmus durchbrochen, so träte das Wasser wieder in seine früheren Rechte, und die Wüste wäre wiederum ein Meer. Das Verschwinden des Letztern läßt sich übrigens leicht erklären. Unzählige Flüsse, die sich jetzt im Sande verlieren, strömten vom Gebirg herab und führten Sand-, Kalk-, Gyps- und Kieselmassen mit sich. Diese lagerten sich an der Mündung des Meerbusens ab und es entstand dadurch eine Barre, welche sich immer vergrößerte und zuletzt die Wirkung von Ebbe und Fluth hemmte. So bildete sich der oben erwähnte Isthmus. Sowie der Golf keinen Zufluß mehr vom Meere erhielt, mußte er immer flacher werden. Die Gebirge sind nur durch einen kleinen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt, und konnten keine genügende Wassermasse liefern um dem fortwährenden Verdampfen unter der afrikanischen Sonne durch immer neuen Zufluß entgegenzuwirken. Schon dies erklärt das Phänomen, ohne daß man auch noch eine andere Ursache herbeizuziehen braucht, welche vielleicht gleichfalls thätig war. Wir meinen die allmälige Hebung des Bodens, wofür es in der Gegenwart ein Beispiel giebt. Seit Jahrhunderten ergeben die Sonderungen eine fortwährende Verflachung des Bothnischen Meerbusens, d. h. eine allmälige, ununterbrochen fortschreitende Erhöhung seines Grundes. Der Zeitraum läßt sich mit ziemlicher Sicherheit berechnen, nach dessen Ablauf es keinen Bothnischen Meerbusen mehr geben wird. Es wird sich alsdann zwischen Schweden und Finnland eiue nördliche Sahara erstrecken, eine ungeheure Steppe wird Stockholm von Tornea trennen, und die jetzigen Alandsinseln werden als vereinzelte Berge zwischen der ehemaligen scandinavischen Halbinsel und dem europäischen Continent erscheinen. Hätte der Atlas die Höhe der Alpen oder des Himalaya, so würde er ewig Gletscher und Schnee auf seinen Häuptern tragen, Ströme mit unversieglichem Quell würden in die Tiefe tosen, die vom Südwestwind herbeigetriebenen Wolken des Mittelmeers würden, vom Gebirg aufgehalten, sich in Regen auflösen, die Verdunstung würde mehr als hinreichend ersetzt, und die Sahara existirte nicht. Die Meere haben gleich organischen Wesen ihre Bedin-






gungen des Daseins. Fallen diese fort, so verdampft die See, und die Wüste tritt an ihre Stelle.

Die Oasen, welche es allein möglich machen, die Wüste zu durchreisen, sind dreierlei Art. Auf den Plateaus, welche wohl als das ehemalige Ufer des Saharischen Golfs zu betrachten sind, werden sie durch Flüsse oder üppig sprudelnde Quellen, im ehemaligen Stromgebiet, d. h. in den Betten der früheren Meeresströmungen, durch natürliche oder künstliche Brunnen genährt, und im speciell sandigen Theil sieht man gar kein Wasser an der Oberfläche; die Palmen sind in künstliche Höhlungen gepflanzt, und ihre Wurzeln erreichen die unterirdische Feuchtigkeit. Jede Oase besteht zum größten Theil aus einem Walde von Dattelpalmen, welche ein Chaos zu bilden scheinen, aber in von einander abgetrennten Gärten reihenweise gepflanzt sind und einer sorgfältigen Pflege bedürfen. Die Gärten sind durch Mauern von einander geschieden. Da, wo das Wasser an der Oberfläche ist, geschieht die Bewässerung durch künstliche Leitungen; das orientalische Phlegma läßt aber die Nutzbarmachung des nach Tränkung der Gärten abfließenden Wassers nicht zu, und so entstehen Sümpfe, welche verheerende Fieber erzeugen. Jede Oase ist eine Festung, jedes umhegte Garten-Quarree eine Redoute. Sieht man diese Erdwälle, mit Palmbäumen, von denen jede einem Kämpfer als Schutzwehr dienen kann, so wundert man sich nicht darüber, daß im Feldzug von 1849 die Eroberung einer einzigen dieser Oasen, der von Zaatschar, eine Belagerung von 52 Tagen, ein Opfer von 900 Mann und 60 Offizieren nothwendig machte. Die Dörfer, welche sich meistens im Mittelpunkt der Oase, häufig aber auch an ihrem Rande, befinden, sind von mit Thürmen flankirten Wällen umgeben und rufen das ganze malerische Vertheidigungssystem des Mittelalters ins Gedächtniß zurück.

Die Dattelpalme ist der große Ernährer der Wüste — der einzige Baum, welcher unter diesem Himmelsstrich und diesen Bedingungen Früchte reift. Ohne sie wäre die Sahara unbewohnbar. Die Poesie der Araber macht aus ihr ein selbstbewußtes Wesen, welches Gott am sechsten Tage zusammen mit dem Menschen schuf. In ihrer bilderreichen Weise sagen sie: „Dieser König der Wüste muß seinen Fuß in's Wasser und sein Haupt in das Feuer des Himmels tauchen.“ Es bedarf einer in acht Monaten zusammengehäuften Hitze von 500 Graden Reaumür über der Durchschnitts-Temperatur, um die Dattel vollständig zu reifen. Ist die Summe geringer, so setzt die Frucht allerdings an, bleibt aber klein, ist herb von Geschmack und nur von geringem Zuckergehalt.

Das Klima der Sahara bietet alle für das Gedeihen der Dattel unerläßliche Bedingungen. Die mittlere Temperatur schwankt je nach der Lokalität zwischen 20 und 24 Graden. Die Hitze beginnt im April und dauert bis zum Oktober. Während des Sommers steigt das Quecksilber oft bis auf 45, zuweilen sogar auf 52 Grad im Schatten. Der Winter ist verhältnißmäßig kalt; in Biskra hat man oft im Februar zwei bis drei Grad Kälte. Nicht selten friert es in der Nacht, während am Tage die Wärme bis auf 20 Grad steigt. Die Dattelpalme erträgt mit Leichtigkeit eine trockne Kälte von 6 und eine Hitze von








50 Graden. Der stark ausstrahlende Wüstensand bewahrt in geringer Tiefe eine gewisse Frische, welche sich den Wurzeln der Bäume mittheilt. Regen giebt es in der Sahara selten; er fällt im Winter und ruft dann sofort die unter der Sonnenhitze versengte Vegetation wieder hervor. In gewissen Gegenden verstreichen mehrere Jahre, ohne daß ein Tropfen Regen fällt. Ist da nicht die Pietät der Araber für einen Baum erklärlich, welcher mit seinen gezuckerten Früchten im Sande gedeiht, dem das andern Pflanzen tödtliche stark salzhaltige Wasser der Wüstenquellen zuträglich ist, der üppig grün bleibt während alles Andere um ihn her verdorrt, dessen Krone vom Sturm zur Erde gebeugt wird, der aber durch unlösbare, vom Stamme niederlaufende Banden an den Boden geknüpft ist? Ohne Uebertreibung kann man sagen: ein einziger Baum hat die Wüste bevölkert, hat eine im Vergleich mit der unsern allerdings unvollkommene, verhältnißmäßig aber weit vorgeschrittene, nur auf ihn gestützte Civilisation geschaffen. Seine überall begehrten Früchte genügen nicht allein als Tauschmittel, sondern verbreiten sogar einen gewissen Wohlstand, ja Reichthum. In den dreihundert sechszig Oasen, welche zu Frankreich gehören, wirft durchschnittlich jeder Dattelbaum, nach der Lage der Oase, einen Zoll von 20 bis 40 Centimes jährlich ab, und der mittlere Ertrag jeder Palme beträgt ungefähr 3 Franken.

Nach der Anzahl der Dattelbäume richtet sich der Reichthum einer Oase; aber nicht alle tragen Früchte, es giebt unter ihnen männliche und weibliche. Erstere haben Blüthen mit, letztere ohne Staubfäden, und die einen müssen die andern befruchten. Um dies zu erzielen und nicht zu viele männliche, unproduktive Bäume pflanzen zu müssen, steigen die Araber zur Blüthezeit, um die Mitte des April, auf die weiblichen Bäume, befestigen in der Krone männliche, in voller Blüthe befindlichen Zweige, welche den jungen Saamenstock unfehlbar befruchten. Die Datteln wachsen in Büscheln, welche ein Gewicht von zwanzig bis zu vierzig Pfunden erreichen. Um nicht in die Gefahr zu kommen, aus Kernen lauter männliche Bäume zu ziehen, nimmt man Schößlinge von weiblichen Exemplaren, welche nach acht Jahren fruchttragend werden.

Ueberdies liefert die Palme einen milchähnlichen, stark zuckerhaltigen Saft, welcher, wenn er gährt, einen weinartigen Geschmack annimmt. Man schneidet zu diesem Behuf oben die Krone ab und verschont nur die unteren Blätter. Dann bohrt man ein Rohr in die Rinde und läßt den Saft in ein hängendes Gefäß fließen. Der Baum erholt sich nach und nach von diesem Aderlaß, kann ihn aber nur dreimal aushalten.

Das Haupt der Palme erhebt sich bis zur Höhe von fünfzig Fuß. Unter diesem gewaltigen Schirm cirkulirt das Licht unbehindert, die Sonnenstrahlen aber dringen nicht hindurch. Schatten, Licht und Feuchtigkeit, das sind die drei Elemente, welche unter dem Schutz der Palme in der Oase trotz der brennenden Sonnenhitze die mannigfaltigste Bodenkultur ermöglichen. Man findet hier die Feigen, den Granat-, den Aprikosen- und Oelbaum, sowie die Rebe, zuweilen auch, doch seltener, den Pfirsich-, Birn- und Orangenbaum. Gemüse







können nur im Winter angebaut werden. Karotten, Zwiebeln, Salat, vor Allem aber der Piment, welcher der vom Gebrauch geistiger Getränke absehenden Bevölkerung zur Erhöhung der Verdauungskraft unentbehrlich ist. Im Winter wird man rings um die Oase oft von üppig grünenden Feldern überrascht; es sprießt auf ihnen die Gerste und oft auch eine andere Getreideart. Der Baumwollenbau befindet sich noch im Stadium des Experiments; jedoch steht ihm in Gegenden, welche leicht mit etwas salzhaltigem Wasser überfluthet werden können, eine große Zukunft bevor.

Höchst interessante Erscheinungen bietet in der Wüste das Wasser. Oft ist es so dicht unter der dünnen Oberfläche vorhanden, daß man nur mit einem starken Stock die dünne Steinkruste zu durchstoßen braucht, um die krystallene Fluth hervorspringen zu sehen. Da haben wir den Zauberstab Arons, die Erscheinung, welche dem frommen Glauben der Israeliten ein Wunder war! Die Phantasie eines noch im Zustande der Kindheit befindlichen Volkes erblickt überhaupt in Allem ein Wunder, und zumal gilt dies noch jetzt von den orientalischen Völkerschaften. Dem Araber ist nur Uebernatürliches vorhanden, Natürliches giebt es für ihn nicht. Ueberall erblickt er das unmittelbare Walten der Gottheit. In der Sahara knüpft sich eine Sage an jeden Hügel, an jede Vertiefung, jede Fontäne, jeden Sumpf, jeden einzeln stehenden Baum. Die Wüste wimmelt von Wundern und Offenbarungen.

Die Bewohner der Oasen sind oft mit dem Brunnenbau beschäftigt. Es ist eine mühselige Arbeit. Beim Graben werden die Wände durch Laub und Palmholz gestützt. Ist die gehörige Tiefe erreicht und springt das Wasser empor, so ist der Brunnen noch voll von Sand. Taucher lassen sich an einem Strick mit einem Korb hinab, und bringen so den Sand heraus; sie können zwei bis drei Minuten unter dem Wasser bleiben, und giebt der Betreffende in dieser Zeit kein Zeichen von sich, so springen Andere hinab um ihn zu retten. Von Abgaben befreit, bilden diese Taucher eine eigene, in hohem Ansehen stehende Corporation, erfreuen sich jedoch nur eines kurzen Daseins. Die so entstandenen Brunnen dauern nicht lange. Verfault das Holz, so stürzt der Sand nach, das Wasser hört auf zu fließen, und aus Mangel an Feuchtigkeit sterben die Palmen ab. Dann werden die Dörfer nach und nach geräumt, die Oase wird kleiner, verschwindet zuletzt ganz, und die Wüste nimmt wieder Besitz von dem Terrain, welches die Arbeit des Menschen ihr entrissen hatte. Vor der französischen Okkupation war dies das Schicksal vieler Oasen. Die eine hatte bereits aufgehört zu existiren, andere siechten kümmerlich dahin, und keine breitete sich aus. Der General Desvaux, damals noch Oberst, kommandirte die Subdivision von Batoa. Er erkannte die Nothwendigkeit der künstlichen Brunnen und beschloß, sie zu vermehren. Der Minen-Ingenieur Dubocq hatte bereits in einem 1853 erschienenen wissenschaftlichen Werke nachgewiesen, daß in gewissen Gegenden der Sahara das Wasser nicht sehr tief unter der Oberfläche vorhanden sein müsse. Im Jahre 1855 stellte Ch. Laurent auf Befehl des Generals Desvaux Nachforschungen an,







welche die Hypothese bestätigten. Im April 1856 trafen Laurent und der Civilingenieur Jus mit einem Bohr=Apparat in Philippeville ein. Alle Schwierigkeiten des Transports wurden überwunden. Ueber Berge, durch Ströme und Sandmeere wurde der gewichtige Apparat, Hunderte von Meilen weit, bis nach Tamerna gebracht. Die erste Bohrung begann im Anfang des Mai 1856; schon am 19. Juni schoß ein förmlicher Fluß, welcher 4000 Litres Wasser in der Minute lieferte, aus den Eingeweiden der Erde empor. Die Freude der Eingeborenen kannte keine Grenzen. Die Kunde von dem Geschehenen verbreitete sich mit zauberhafter Schnelligkeit, und von weit und breit strömte man herbei, um das Wunder zu schauen. Feierlich wurde die neue Fontäne geweiht und ihr der Name „Quell des Friedens" gegeben.

Eine Oase, die von Sidi=Rached, nicht weit von Tamerna, starb zusehends ab. Die Brunnen waren versiegt, und feiner Flugsand erstickte die Anpflanzungen. Man sah im Sande Dattelbäume, welche nur noch mit der Krone hervorschauten, und andere vegetirten nur noch kümmerlich. Umsonst errichteten die Einwohner Pallisaden; der Sand rückte immer weiter vorwärts, und die Oase schien unrettbar verloren. Die Einwohner hatten einen neuen Brunnen zu graben versucht, aber in einer Tiefe von 120 Fuß waren sie auf eine Gypsbank gestoßen, welche sie nicht durchdringen konnten. Der französische Apparat langte an, an der Stelle des verlassenen Brunnens wurden die Bohrungen begonnen. Die Gypsdecke wurde durchbrochen, und schon nach vier Tagen schoß ein Strahl von 4,300 Litres in der Minute — eine köstliche Wohlthat — empor. Sofort gewannen die Palmen neues Leben, die durch Tamarindenpflanzungen aufgehaltenen Dünen standen still, die Oase war gerettet. Man kann sich die Freude der Araber vorstellen; aber als unheilbare Fatalisten dankten sie dem Gotte Mahomeds dafür, daß er den Franzosen gestattet habe, die Brunnen, welche unter den Händen der Gläubigen nicht gedeihen wollten, zu vollenden. Sie bildeten sich ein, daß wegen einer begangenen Sünde der Zorn Allahs auf ihnen geruht habe, und daß ohne diese Sünde das Wasser ihnen auch ohne die Hülfe der Ungläubigen, die sie als Strafe betrachteten, gegeben sein würde. Das ist die Logik des mohamedanischen Fanatismus.

Mehrere dieser artesischen Brunnen zeigen eine Erscheinung, welche bis dahin selbst von den Naturforschern als Mythe belächelt wurde. Beim ersten Hervorspringen des Wassers bei Ain=Tola, aus einer Tiefe von 44 Metern, sah der Kapitain Zickel kleine Fische, die am Rande des Brunnens im Sande zappelten, und dasselbe bemerkte man auch an andern Orten. Die Augen dieser Fische waren sehr gut entwickelt, obgleich sie einen Theil ihrer Existenz im Dunkel zugebracht hatten, und es war dieselbe Art, welche man in den Seen bei Biskra findet. Das Phänomen steht übrigens nicht vereinzelt da. Herr Ayme, Gouverneur der Oasen von Theben und Garbe in Egypten, schrieb im Jahr 1849 an Herrn Laurent, daß ein alter, 300 Fuß tiefer artesischer Brunnen, den er reinigen ließ, ihm Fische für seine Tafel lieferte, welche nur vom Nil kommen







könnten. Auch der Sand, den er aus den Brunnen schaffte, war der des Nil. Unter der Sahara, wie in Egypten muß es also unterirdische Kanäle geben, welche Wasser und Fische von entfernten Strömen und Seen bis zu den Behältern hinleiten, die in den artesischen Brunnen ihren Ausgangspunkt finden.

Die Folgen dieser artesischen Bohrungen übersteigen alle Erwartungen. An mit Vorbedacht gewählten Punkten der Wüste ausgeführt, lassen sie Oasen entstehen, welche auf der Reise als Stationen dienen, und schon sind auf diese Art seit 1856 nicht weniger als 150,000 Palmen gepflanzt. Was ist die Zukunft der Wüste? Unter dem Zauber der Kunst und Industrie wird sie mit der Zeit verschwinden, und das ist allerdings ein schöner Sieg, das eine herrliche Folge der französischen Eroberung!

Börsengeschäft und Börsenschwindel.

Von Hermann Raster.

In der Fauna des untern Stadttheils von New-York nehmen die Stiere und Bären (bulls und bears) die hervorragendste Stelle ein. Sie finden sich, besonders zu gewissen Tageszeiten, in hellen Haufen auf den Trottoirs der unweit der Börse gelegenen Straßen ein und liefern dort einander Schlachten, in denen es manche Verwundete und Todte giebt. Aber in der eigenthümlichen Redeweise jenes Stadttheils, welche mit der Logik der Metapher auf gespanntestem Fuße lebt, verwandeln sich die verwundeten Vierfüßler in lahme Enten und die umgebrachten in todte Hähne.

Die Stiere und Bären sind nichts Anderes, als was man in der europäischen Börsenwelt die Hausse und die Baisse nennt, d. h. diejenigen Börsenspekulanten, welche an dem Steigen oder an dem Sinken des Preises von Staatpapieren, Aktien, Prioritätsscheinen u. dgl. zu gewinnen suchen. An einigen deutschen Börsen nennt man sie „Fixer“; eine lahme Ente ist dort „machulle“ und ein todter Hahn ist ein „pleite gegangener“ Spekulant.

Dem Verständnisse vieler Leser wird durch diese Verdeutschung, wenn man es so nennen will, wenig geholfen sein. Die Erklärung bedarf selbst einer Erklärung. Schon daß Jemand am Sinken des Werthes irgend einer Waare gewinnen könne, ist für die arglose Auffassung eines gewöhnlichen ehrlichen Menschen dunkel. Auch wenn man die Hausse und Baisse mit Roulette-Spielern vergleicht, von welchen jene auf roth, diese auf schwarz setzen, ist damit noch keine Erklärung des Wie und Warum gegeben. Eine solche soll in Folgendem versucht werden.

Die Fondsbörse, oder auch Börse schlechtweg genannt, ist einfach ein Markt für Kapitalien und Geld; ein Sammelplatz, an welchem Diejenigen, die Kapitalien oder Geld zu kaufen und zu verkaufen haben, mit einander in Verkehr







treten und das durch diesen Verkehr ermittelte Verhältniß zwischen dem Angebot und der Nachfrage den Preis bestimmt. Die Börse ist also an sich nichts Geheimnißvolleres oder Merkwürdigeres, als ein Markt, auf dem Fleisch, Kartoffeln, Käse und Eier von sorgsamen Hausfrauen eingekauft werden; — nur daß die Gegenstände des Verkaufs Bescheinigungen über verzinslich angelegte Gelder (Staatspapiere, städtische Schuldverschreibungen, Hypotheken 2c.) oder Antheile an gewerblichen Kapitalanlagen (Aktien von Eisenbahnen, Bergwerksunternehmungen, Fabriken 2c.), oder edle Metalle sind, die sich als Kapitalanlagen verwenden lassen. Wie sich zur Bestimmung der Preise von Fleisch, Mehl, Obst und Gemüse sehr verschiedene Bedingungen mit einander vereinigen, so auch bei der Bestimmung der Börsennotirungen, welche nichts Anderes, als ein Verzeichniß von Preisen (Coursen) der auf der Börse zum Verkauf gekommenen Waaren (Papiere) sind. Ob die Ernte gut oder schlecht ausgefallen, der Consum stark oder gering, die verkäufliche Waare im Besitz vieler Verkäufer ist, die sich einander in ihren Forderungen herunterbieten, oder in den Händen weniger, die durch zeitweilige Ausschließung der Konkurrenz den Markt beherrschen, ob die Waare raschem Verderben ausgesetzt ist und daher losgeschlagen werden muß, oder ob sie in Erwartung höherer Preise zurückgehalten werden kann, — das Alles hat ebenso viel oder mehr Einfluß auf die Bestimmung der Preise von Marktwaaren, als der Produktionspreis. Daneben bedingt dann noch der Unterschied in der Güte einer und derselben Waare einen oft beträchtlichen Unterschied im Preise. Die auf solche Weise entstehenden Schwankungen muß Jedermann als etwas Selbstverständliches hinnehmen. Erst wenn durch geflissentlich verbreitete Lügen über den Stand der Ernte, der Zufuhren und des am Platze befindlichen Vorraths die natürliche Wechselwirkung zwischen Nachfrage und Angebot beeinträchtigt wird, hört man bittere Klagen über Aufkäuferei, Kornwucher, habgierige Spekulanten und dergleichen. Freilich giebt es viele Nationalökonomen und Kaufleute, welche die Berechtigung solcher Unterscheidung zwischen rechtmäßigem Handel und verwerflicher Spekulation gänzlich leugnen — und es ist in der That schwer, unter der Voraussetzung eines Verkehrslebens, welches auf der Nothwendigkeit einer Differenz zwischen dem vom Erzeuger einer Waare empfangenen und dem vom Verzehrer derselben Waare gezahlten Preise beruht 2c., für diese Differenz irgend eine Grenze festzustellen, deren Ueberschreitung als eine Ungebühr bezeichnet werden müßte. Allein für das natürliche Gefühl der großen Menge besteht eine solche Grenze dennoch. Sucht man dieses Gefühl zu ergründen, so findet man, daß es den Unterschied zwischen berechtigtem Handel und ungebührlicher Spekulation vorzugsweise auf den sittlichen Werth der zum Zweck des Gewinns angewendeten M i t t e l begründet. Beim redlichen und aufrichtigen Handelsverkehr gewinnen beide Theile, Käufer wie Verkäufer, denn Jener erhält das Quantum Waare, dessen er bedarf, wohlfeiler, als er selbst es sich von dem Produzenten herbeischaffen könnte, und dieser erhält einen solchen Ueberschuß über den gezahlten Preis, der ihn für seine Mühe, seine Auslagen, Gefahren, Verlüste und Unkosten bei der Herbeischaffung reichlich ent=







schädigt. Aber bei dem, was die öffentliche Meinung als Wucher, ungebührliche Spekulation und Schwindel bezeichnet, ist das Bestreben des Verkäufers nicht sowohl, eine für alle Theile vortheilhafte Vermittelung zu bewirken, als sich unter der Form einer solchen durch den Verlust, sei es des Produzenten oder Konsumenten, zu bereichern.

Trotz Allem, was in den letzten Jahren, so oft die gesetzgebende Gewalt dem Hasardspiele ein Ende zu machen suchte, von sogenannten Finanzmännern über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der ungezügelten Börsenspekulation gesagt worden ist, besteht der eben bezeichnete sittliche Unterschied zwischen dem ehrlichen Börsen geschäft und dem Börsen schwindel, zwischen dem reellen Umsatz von Kapitalien mit den durch natürliche Bedingungen bewirkten Schwankungen der Preise, und dem unter der äußerlichen Form solches Umsatzes betriebenen Glücksspiel. Der Unterschied ist so deutlich, wie der zwischen Ehe und Prostitution, zwischen Diskontobank und Farobank.

Wenn sich Jemand mit 1000 Thalern am Bau einer Eisenbahn betheiligt hat, sei es weil er einen guten Zins für sein Kapital zu erlangen, oder den Werth sonstigen Eigenthums dadurch zu steigern hoffte, und aus irgend welchem Grunde sein Kapital anderweit verwenden will, so muß er seine zehn Aktien zu Gelde machen. Er geht damit an die Börse. Dort sind viele, oder wenige, oder gar keine anderweite Verkäufer derselben Aktien, — viele, wenige, oder gar keine Käufer dafür. Das hat seinen natürlichen Einfluß auf den Preis; aber es bestimmt ihn nicht ausschließlich. Die wichtige Frage ist: was ist der wirkliche Werth der Kapitalanlage? Er wird am sichersten bestimmt durch die Höhe des Zinses, den sie bereits abgeworfen hat, oder der mit Sicherheit davon erwartet werden kann; durch den höhern oder geringern Grad des Vertrauens auf die Verwaltung, den Erfolg von andern Verkehrsadern, welche die Einträglichkeit der ursprünglichen erhöhen (Zweig-Eisenbahnen), oder herabsetzen (Conkurrenzeisenbahnen), und ähnliche Umstände. Aus diesen Elementen bildet sich der ungefähre wirkliche Werth der Aktie; die Differenz zwischen diesem uud dem Preise bezeichnet die Wirkung des von Tage zu Tage sich verändernden Verhältnisses zwischen dem Angebot und der Nachfrage. Wenn also in dem angeführten Falle der Besitzer für seine zehn Aktien, weil sich der Werth der Eisenbahn verdoppelt hat, 2000, oder weil sie nur halb so viel einbringt, als man erwartete, 500 Thaler erhält, ruhig in die Tasche steckt und nach Hause geht, so ist das ein glattes, ehrliches Börsengeschäft, vollkommen so ehrlich, wie das eines Mannes, der sein Haus, je nachdem es in seinem Besitze an Werth gewonnen oder verloren hat, ums Doppelte, oder um die Hälfte der Summe, für welche er es gekauft hat, veräußert. Auch in diesem Geschäfte kann es große Verluste und Gewinne geben. Durch hunderterlei Ursachen kann der Werth einer Kapitalanlage erhöht oder verringert werden. Die Entdeckung von Mineralschätzen in der Nähe einer Eisenbahn, deren Transportgeschäft dadurch einen großen Anfschwung nimmt; die Concessionirung einer Bahn, durch welche neue Waarengebiete dem Verkehr einer schon bestehenden Eisenbahn eröffnet werden,







oder in der entgegengesetzten Richtung die Zerstörung der Bahn, oder ihres Betriebsmaterials, durch Naturereignisse, oder Gewaltthat. Entdeckung von Unredlichkeit in der Verwaltung und unzählige andere Dinge bewirken ein Steigen oder Sinken der Einträglichkeit, oder der Meinungen in Betreff der Einträglichlichkeit einer Kapitalanlage. Ein scharfer Blick, ein klares, richtiges Urtheil über die Bedingungen des Verkehrs- und Industrielebens, muthiges Vertrauen auf solches Urtheil gegenüber nachtheiligen Gerüchten und Vorstellungen, Sicherheit und Schnelligkeit des Entschlusses in der Benutzung günstiger Gelegenheiten bringen hierbei, d. h. beim reellen Umsatz von Kapitalwerthen, dem glücklichen Besitzer jener Eigenschaften ebenso hohen und redlichen Gewinn, wie beim Umsatz von Waaren für den Consum. — Beim Börsengeschäft in Staatspapieren, d. h. von Kapitalien, welche gegen einen gewissen Zins dem Staate dargeliehen worden sind, kommen zur Bestimmung der Preisschwankungen noch andere Elemente hinzu. Das wichtigste darunter ist die richtige Beurtheilung der Steuerkraft des Landes, denn nach dieser, und nicht nach dem gesammten Kapitalbesitz der Einwohner des Landes, ist die reale Sicherheit des Staatsgläubigers, d. h. die Zahlungs*fähigkeit* des Schuldners, zu bemessen. Die ideale Sicherheit wird durch das größere oder geringere Maß des Vertrauens auf die Ehrlichkeit (Zahlungs*willigkeit*) der Regierung bestimmt. Die erstere, die reale Sicherheit sollte sich bei den großen Fortschritten, welcher sich die vergleichende Statistik und Volkswirthschaft rühmen, mit ziemlicher Genauigkeit bestimmen lassen, aber in der Wirklichkeit haben die gescheutesten Leute darin die größten Mißgriffe gemacht und machen sie fortwährend. Die ideale Sicherheit, in dem Glauben an die Redlichkeit des Staats bestehend, welcher der Schuldner ist, ist Sache der Meinungen und schwankt mit diesen. Zur Zeit großer, die Existenz von Staaten gefährdender Kriege ist der Glaube an die Zahlungsfähigkeit und Willigkeit gewaltigen Schwankungen ausgesetzt, und es ist das daher für Leute von sanguinischem oder cholerischem Temperamente eine sehr ungünstige Zeit zur Anlegung ihrer Kapitalien in Staatspapieren. Dagegen kann sich gerade in solcher Zeit ein fester, zuversichtlicher Patriotismus oder ein durch keine ungünstigen Wechselfälle zu erschütterndes Vertrauen auf den Bestand des Schuldners glänzend belohnen. Deutschland hat das erfahren, indem es vor zwei Jahren für Hunderte von Millionen Dollars sechsprozentige Schuldverschreibungen der Ver. Staaten zum Preise von 38 oder 40 Dollars für das Hundert kaufte, ohne dem beißenden Hohn und Spott, womit die englische Finanzwelt es überschüttete, Beachtung zu schenken.—Der Werth dieser Kapitalanlage hat sich seitdem beinahe verdoppelt, d. h. für 100 Millionen Thaler, welche deutsche Kapitalisten an die Ehre und Zahlungsfähigkeit der Ver. Staaten gewagt haben, besitzen sie jetzt für 190 Millionen Thaler verkäuflicher Werthe. Ein schöner Gewinn, und, was mehr ist, ein *ehrlicher* Gewinn. Es war ein redliches Börsengeschäft: Werth um Werth. Die seitdem eingetretene Veränderung des Werths ist es, die den Gewinn bedingt; aber Niemand hat ein Recht, sich über diesen Gewinn zu beklagen, denn der Staat hat für seine





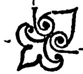


Schuldscheine just so viel empfangen als sie zur Zeit des Verkaufs werth waren, und brauchte es nicht anzunehmen wenn es ihm nicht genug deuchte

Weit verschieden von dem ehrlichen Börsengeschäft, ist der Börsenschwindel, oder, wie er sich lieber nennen hört: die Börsenspekulation.

Bei dieser besteht die Idee des wirklichen Umsatzes von Kapitalwerthen gar nicht. Sie ist einfach eine Wette, und der sittliche Werth des Börsenspekulanten von Profession ist nicht um eines Haares Breite größer, als die eines Hasardspielers von Handwerk. Leider ist diese Art von Spekulation von der öffentlichen Meinung derjenigen Kreise, welche ihr nahe stehen, ebenso geduldet, wie die feinere oder gröbere Prostitution, das Spiel, oder wie in früheren Zeiten die Trunksucht und Völlerei. Auch Leute, die hohe Stellungen in der Gesellschaft und in der Achtung ihrer Mitbürger einnehmen, blicken mit lüsternem Wohlwollen oder wohlwollender Lüsternheit auf die Reize des Börsenspiels und geben nur zu oft den Versuchungen desselben nach. Das große uneingeweihte Publikum wird durch eine gewisse ehrfurchtsvolle Scheu vor den hohen Werthbeträgen, die in jenem Spiele figuriren, auch wohl durch Unkenntniß des fremdartigen und unverständlichen Rothwelsch, welches die Spieler sprechen, verhindert, sich eine recht klare Vorstellung von der Verworfenheit dieses Glücksspiels zu machen, bei welchem in unzähligen Fällen der mühsam ersparte Besitz ehrlicher Handwerker, Bauern und Arbeiter, oder die Habe von Wittwen und Waisen der Einsatz ist; — denn aus dem, was ursprünglich eine Wette auf die natürlichen Schwankungen der Preise war, ist allmälig die Kunst geworden, durch unredliche Mittel, durch Lug und Trug unnatürliche Schwankungen derselben hervorzurufen. Die rohen und blutigen Faustkämpfe eines Sayers und Heenan sind würdigere und mannhaftere Ergötzungen, als die Schlachten, welche sich die Bären und Stiere der Börse liefern, und der zerlumpte Straßenjunge, der mit eisernen Ringen nach einem mit Nägeln beschlagenen Brett werfen läßt, steht moralisch höher, als der Börsenspekulant, denn er bezahlt wenigstens unter allen Umständen dem glücklichen Werfer die versprochenen 10 Cents, und wenn er die Summe nicht hat, läßt er gar nicht werfen.

Der Börsenspekulant besitzt weder die Papiere, die er verkauft, noch wünscht er die zu besitzen, die er kauft. Nominell zwar findet wohl Lieferung statt, besonders wo gesetzliche Bestimmungen sie vorgeschrieben haben, um das einfache Spiel zu erschweren. Aber in den meisten Fällen ist es nur auf die Differenz abgesehen. A verkauft an B 100 Aktien der Reading-Eisenbahn zu 105 "seller 60", oder genauer: "sellers option 60". Das heißt: innerhalb 60 Tagen kann A, wenn es ihm beliebt, die 100 Aktien abliefern und B muß ihm 10,500 Dollars dafür zahlen; spätestens am sechzigsten Tage muß die Lieferung erfolgen. — Von nun an ist B ein Stier und A ein Bär. Jener sucht auf jede mögliche Weise den Preis der Readinger Aktien in die Höhe zu treiben, so daß sie nicht unter 105 sinken; A dagegen ist bemüht, ihren Preis so tief als möglich unter 105 zu drücken. Gelingt ihm das, sind sie so tief, daß er sie nicht noch weiter drücken zu können hofft, so kauft er zu dem niedrigen






Preise — beispielsweise 95 — die Papiere, liefert sie an B und erhält von diesem 105 dafür, macht also an den hundert Aktien tausend Thaler Gewinn. Umgekehrt, gehen die Aktien hoch und immer höher, hat A den günstigen Zeitpunkt versäumt, sich zu „decken", und stehen am sechzigsten Tage die Papiere auf 125, so hat er, der Verkäufer, an jeder Aktie zwanzig Thaler verloren. In den meisten Fällen, in Europa wenigstens, wird von der wirklichen Lieferung der Papiere ganz abgesehen und nur die Differenz als Verlust oder Gewinn herausbezahlt, genau wie bei einer Wette. In dem ersten der angeführten Fälle würde also B an A 1000 Thaler, in dem zweiten A an B 2000 Thaler zahlen, und keiner von Beiden brauchte jemals die Papiere, welche verhandelt wurden, gesehen zu haben.

Wie auf "sellers option" verkauft wird, so wird auch auf "buyers option" gekauft. In diesem Falle steht es dem Käufer frei, innerhalb der angegebenen Frist die Papiere zu dem bedungenen Preise zu f o r d e r n, und wenn die Frist um ist, muß er sie nehmen. Im Allgemeinen kaufen und verkaufen solche Spekulanten, die nicht zum eigentlichen Handwerk gehören (outsiders), auf "option"; es scheint bei ihnen die dunkle Vorstellung zu bestehen, daß sie dadurch ihr Schicksal besser in der Hand behalten, und erst bittere Erfahrung pflegt sie über ihren Irrthum zu belehren. In den New-Yorker Börsenberichten sind die Zeitgeschäfte durch einfache Buchstaben und Ziffern bezeichnet; b bedeutet buyers option, s sellers option. Also: „100 N.-Y. Central b 10 $96\frac{3}{8}$ heißt: Es hat Jemand 100 Aktien der N.-Y. Central-Bahn in der Weise gekauft, daß er sie innerhalb zehn Tagen jeder Zeit vom Verkäufer zu dem Preise von $96\frac{3}{8}$ Dollars einfordern kann, aber spätestens am zehnten Tage sie zu diesem Preise nehmen muß." Der Käufer ist Stier (bull), d. h. er rechnet darauf, daß innerhalb zehn Tagen die Aktien der Centralbahn steigen, und der Verkäufer ist Bär, denn er kann nur gewinnen wenn die Aktien innerhalb jener zehn Tage u n t e r $96\frac{3}{8}$ sinken. Eine andere Notirung: „100 Chic. N. W. s 3 $34\frac{7}{8}$" heißt: Es hat sich Jemand verpflichtet, binnen drei Tagen 100 Aktien der Chicago-North-Western-Eisenbahn zum Preise von $34\frac{7}{8}$ zu liefern. Es ist somit sein Interesse, den Preis dieser Aktien zu drücken, damit er sie zu niedrigerem Preise einkaufen kann, als der, zu welchem er sie liefern muß. Denn noch hat er die Papiere nicht; er ist, wie es heißt, "short of Chic. & N. W." — Die "shorts" sind in der Börsensprache Diejenigen, welche Papier verkaufen, die sie nicht besitzen, in der Hoffnung, sie wohlfeiler kaufen zu können ehe der Lieferungstermin eintritt. Sie sind also so lange, als ihr Lieferungskontrakt läuft, das, was man in Paris die "baissiers," in Berlin Fixer und hier Bären nennt. Wer Aktien kauft, in der Erwartung, daß sie steigen werden, ist „long," — z. B. "long of Erie," d. h. er hat Aktien der Erie-Eisenbahn in der Hoffnung, an ihrem Steigen zu gewinnen, gekauft.

Es giebt Leute, die ihrer Temperamentsanlage nach geborene Stiere oder Bären sind. Sanguiniker, die Alles was geschieht oder bevorsteht, in rosigem Lichte sehen, Vertrauen zu allen neuen Unternehmungen haben, an allen Dingen






und Ereignissen die Lichtseite herausfinden, sind von Natur Haussiers, wie andererseits gelbsüchtige Schwarzseher, die von Allem was besteht, nicht blos meinen, daß es werth sei, zu Grunde zu gehen, sondern sich auf dem geradesten Wege dazu befinde, einer naturwüchsigen Baisse gehören. Aber der Börsenspieler von Fach ist weder Käufer noch Verkäufer, weder long noch short aus Prinzip, sondern nach den Umständen und Glückschancen das Eine oder das Andere. Er kauft eine Anzahl verschiedener Papiere und sucht sie hinautzutreiben; zugleich aber ist er "short" an einer Anzahl anderer Papiere und sucht deren Cours zu drücken. Heute gewinnt er mit der Hausse an Erie, morgen verliert er mit der Baisse an Central, übermorgen hauſ't er wieder unter den Stieren, die Harlem oder Rock Island in die Höhe zu werfen suchen: — kurz, die verschiedenen Werthpapier sind ihm nichts Anderes, als die Karten dem Farospieler. Ob er auf Dame, König oder As gewinnt, oder zu den untergeordneten Sieben und Achten hinabsteigt, gilt ihm ganz gleich. In den meisten Fällen ereilt ihn früher oder später das Schicksal aller Spieler. Seine Contrakte laufen ab, er kann die Differenzen nicht bezahlen und — macht Bankerutt? Ja wohl, aber wenn er nur zur Zunftgenossenschaft gehört, hat das nicht viel zu sagen. Seine Gläubiger im Spiel lassen sich billig finden, ein „Vergleich" wird geschlossen, der unglückliche Kumpan zahlt 3 oder 5 oder 10 Cents für jeden Dollar, den er schuldet, und die „lahme Ente" ist wieder feil. Einer der berühmtesten Börsenspekulanten, Jakob Little, machte auf solche Weise ein halbes oder ganzes Dutzend Mal Bankerutt, ohne seinem Rufe besonders zu schaden. Aber Wehe dem „Grünen", dem "outsider", der sich an den Spieltisch gewagt hat. Wenn er zur lahmen Ente wird, werden ihm unbarmherzig alle Federn vom Leibe gerupft.

Die Meinung, daß es großer Kapialien bedürfe, um an dem Börsenspiel Theil zu nehmen, ist eine irrige. Nicht den Preis der Papiere, die er kauft, braucht der angehende Spieler zu besitzen, sondern nur den ungefähren Betrag der auf dem Spiele stehenden Differenz. Die Wechsler beleihen ihm die Papiere mit 90 Prozent des Preises; d. h. sie kaufen auf seine Rechnung eine Aktie zu 100 Thaler, wenn er ihnen 10 Thaler baar zahlt und für die andern 90 ihnen das Papier selbst als Pfand läßt. Jene 10 Thaler sind der "margin", auf den er losspielt. Steigt das Papier auf 110, so zahlt ihm der Wechsler die 10 Thaler Gewinn aus; sinkt es, so wird der Verlust von dem margin abgezogen und der Spieler muß so viel nachschießen, daß der "margin" wieder ein Zehntel des verminderten Werthes beträgt. Wenn freilich große und gewaltige Coursschwankungen stattfinden, wie oft während des Krieges, so daß die Preise binnen 24 Stunden um 10, 20 oder gar 50 Prozent hinauf- oder heruntergehen, so stellt sich der Wechsler dadurch sicher, daß er einen größern "margin" (20 Prozent) nimmt. — Er gewinnt so sicher und regelmäßig, wie ein Roulettehalter durch den Vortheil der einfachen und dopppelten Null. Denn abgesehen von dem Zins für sein dargeliehenes Geld, erhält er Provision und Maklergebühr, die, obschon nur nach Bruchtheilen eines Prozents berechnet, bei den hohen Anträgen des Umsatzes enorme Summen erreichen. Zur Zeit der wildesten Speku-







lation, im Jahre 1864, als das Leben und Treiben in der Wallstreet an die Zeiten Jean Laws und der Rue Quincampoix erinnerte, vereinnahmte ein Wechselmakler im Durchschnitt 5000 Dollars täglich an Provision, und ein Haus setzte in einem Tage 4 Millionen um.

Das war eine Zeit, welche Diejenigen, die Gelegenheit hatten, das Leben und Treiben im Börsenviertel zu beobachten, nicht leicht vergessen werden. Es herrschte eine förmliche Raserei. Wohin man ging und wo man stand, hörte man den Jargon des Börsenspiels. Das große Publikum beachtete vorzugsweise die Fluktuationen im Preise des Goldes, und die Spekulation in Gold zog auch die meisten Laien in den Kreis des Spiels. Gold war ihnen etwas Greifbares, Verständliches, etwas, von dessen Werth sie eine klarere Vorstellung hatten, als von dem der Aktien einer unentdeckten Goldgrube in Colorado oder eines die Aussicht auf Oel bietenden Kartoffelackers in Pennsylvanien. Aber unter den eingeweihten Spielern fanden Erie, Harlem, Rock Island und andere Arten von Eisenbahnpapieren größere Beachtung als Gold. Es ist unglaublich, welche fabelhafte Summen damals an solchen Papieren „verdient", d. h. gewonnen und verloren wurden. Die Course der Harlem-Eisenbahn-Aktien z. B. stiegen und fielen unaufhörlich, ohne die allermindeste Beziehung auf den wirklichen Werth der Kapitalanlage, von einigen 80 bis auf 280 Prozent, um später wieder auf die Hälfte herunterzufallen. Als sie um 40, 50 Prozent gestiegen waren, wurden viele der halbwegs besonneneren Spekulanten bange; in der Meinung, daß nun ein Rückschlag unvermeidlich sei, zogen sie ihre Einsätze von dieser Karte zurück. Die Dummsten und aus Dummheit Tollkühnsten spielten weiter und gewannen fortwährend. Arme Schlucker wurden binnen acht Tagen reich: — auf wie lange, darüber schweigt die Geschichte.

Hin und wieder einmal, in großen Zwischenräumen, kommt es wohl vor, daß die Homburger Bank durch einen glücklichen Abentheurer gesprengt wird, und noch seltener, daß ein solcher, nachdem er seinen Gewinn eingestrichen, sich behaglich zur Ruhe setzt, dem Spiel für immer Valet sagend. So giebt es auch Fälle, wo ein nicht sowohl gescheiter als glücklicher Spekulant in wenigen Wochen oder Monaten ein oder ein paar mal hunderttausend Thaler macht, sich damit seitwärts in die Büsche schlägt und für Wallstreet verschollen ist. Aber die Fälle sind sehr selten. Häufiger kommt es vor, daß ein Glückspilz, mit wenigen hundert oder tausend Thalern in der Tasche anfangend, durch fabelhaftes Glück in kurzer Zeit zum bewunderten Tonangeber eines zahlreichen Anhangs wird; daß seine Spekulationen das Signal für die von hundert Andern bilden und sein Name mit dem Nimbus der Untrüglichkeit umgeben wird. Für eine kurze Zeit sind solche Glückspilze, unter deren Händen sich, wie unter denen des Königs Midas, Alles in Gold verwandelt, die Könige der Wallstreet. Allein eines schönen Tages gerathen sie auf die unglückliche Idee, daß sie ihre Erfolge nicht den Launen des Zufalls, sondern ihrem Scharfblick verdanken, versuchen zu „kalkuliren", zu denken, und damit ist der Zauber gebrochen. Sie stürzen, um






sich nie wieder zu erheben. Wie Kometen sind sie gekommen, wie Kometen verschwinden sie auch wieder.

Die künstliche Steigerung aller Werthe durch die Einführung der Papiervaluta gab während des Krieges dem Börsenspiele einen kolossalen Aufschwung. Jahrelang regierte die Hausse. Jedermann schien zu gewinnen, Niemand zu verlieren. Man hat berechnet, daß der Unterschied in dem Preise der gesammten Staatspapiere und Effekten, welche im Sommer 1862 an der New-Yorker Börse umgesetzt wurden, und dem derselben Papiere im Sommer 1864 nicht weniger als 250 Millionen Dollars betragen hat, diese Summe also in zwei Jahren von den Spielern „gemacht" worden ist. Der Preis mancher Papiere vervierfachte sich. So standen im Anfang des Krieges die Aktien der Eriebahn 30, stiegen auf 130 und sind seitdem wieder auf 96 gefallen. Readinger Eisenbahnaktien kosteten im Sommer 1861 nur 55, stiegen bis auf 160 und werden jetzt mit 105 notirt. „Toledo" stieg von 28 auf 160 und ging dann wieder bis unter pari. „Rock Island" fing 1861 bei 40 an, stieg bis 150, sank bis auf 82 und steht jetzt wieder 108. Michigan Südbahn stand in den verschiedenen Jahren des Krieges: 30, 118, 61 und 73; Pittsburg Bahn stieg von 22 auf 129 und steht jetzt 82. — Eine furchtbare Krisis erfolgte, als eines schönen Tages im April 1864 der Finanzminister Chase für einige Millionen Dollars Gold auf die Börse warf und dadurch die Course des Goldes, wie aller Effekten um 20 und mehr Prozent hinabschleuderte. Da zerschmolzen alle „margins", wie Butter an der Sonne, die Wechsler mußten die beliehenen Papiere um jeden Preis losschlagen, um sich zu decken, Hunderte, ja Tausende von Spielern verloren ihr Alles, und glänzende Vermögen waren so schnell zerronnen, als sie gewonnen worden waren.

Die sicherste Art von Spekulation, die aber nur von großen Kapitalisten gewagt werden kann, besteht in dem, was man einen "corner" nennt. Dabei werden die "shorts" (Verkäufer, Baissiers) in einen Winkel, eine Sackgasse getrieben, aus welcher kein Entrinnen ist, und dann regelrecht abgeschlachtet. Ein einzelner, reicher Spekulant, oder, was häufiger vorkommt, eine kleine Clique kauft alle vorhandenen Papiere von einer gewissen Sorte auf und legt sie in den Schrank. Darauf geht er oder sie an die Börse und nimmt alle Verkaufsanträge auf dieselbe Devise an. Die shorts, die keine Ahnung davon haben, daß die Papiere, zu deren Lieferung sie sich verpflichten, überhaupt nicht mehr im Markte sind, arbeiten mit Leibeskräften auf die Baisse, aber der Endtermin ihres Contrakts nahet heran; sie müssen sich decken, und siehe da, — was sie suchen, finden sie nicht. Oder vielmehr, sie finden es endlich, aber in den Händen von Leuten, die zu der corner-Clique gehören und die ihnen ganz horrende Preise abverlangen. Ist ein "corner" gut angelegt, so giebt es kaum eine Grenze für die Operation. Das oben erwähnte fabelhaft schnelle Steigen der Harlem-Aktien war die Wirkung eines "corner", den der wohlbekannte Vanderbilt angelegt und an welchem er aus persönlicher Liebhaberei auch dem Faustkämpfer Morrissey einen Antheil gewährt hatte. Hierbei kam es vor, daß








Verkäufer, die sich verpflichtet hatten, Harlem zu 110 zu liefern, 280 dafür zu zahlen hatten, also an jeder Aktie 170 verloren. Man schätzt den Gesammtbetrag, den an diesem "corner" die Verkäufer verloren, auf 3 Millionen. Aber der Gewinn für Vanderbilt und Genossen war denn doch nicht so groß. Denn als Ergebniß der Operation hatten sie fast das ganze Aktienkapital der Harlem-Bahn, die wenig oder keine Dividenden ergiebt, auf dem Halse, und wenn sie es losschlagen wollen, müssen sie Verluste tragen, die von jenem Gewinn nicht viel übrig lassen. Nur dann ist ein "corner" als ein großer Glücks-coup zu betrachten, wenn die Theilhaber desselben ein Papier, das eine gute und solide Kapitalanlage bildet, und welches sie erforderlichenfalls mit Vortheil behalten können, zu mäßigen Preisen eingelegt haben.

Die Blüthezeit der Goldspekulation war in den Jahren 1863 und 1864. Für die regelmäßigen Spieler war das Gold eine Karte, wie jede andere; bei den gelegentlichen Spekulanten gesellten sich politische Stimmungen, Wünsche und Hoffnungen zu den Motiven. Diejenigen, welche den Sieg der Rebellion wünschten, trieben das Gold in die Höhe, die Patrioten suchten es zu drücken. Allein von dieser allgemeinen Regel gab es nach beiden Richtungen hin zahlreiche Ausnahmen. Der Versuchung, aus einem Golddollar drittehalb Papierdollars zu machen, widerstanden Wenige, der Bauer, der seine zehn, fünfzig oder hundert Thaler Gold im Strumpfe aufbewahrt hatte, ebenso wenig, wie der Importeur, der für seine Waaren Gold zum Course von 200 emittirt hatte und dem sich die Aussicht bot, sie zum Course von 250 abzusetzen. Im Grunde genommen durfte man sich darüber nicht wundern, da der Congreß durch die Bestimmung, daß die sechsprozentige Nationalschuld in Gold verzins't werden solle, dem Streben noch eine Steigerung des Agios einen starken Impuls gegeben hatte. Jedermann, der für seine 100 Dollars Papier, die er der Regierung dargeliehen hatte, 6 Dollars Gold Zinsen erhielt, blickte mit kaum verhehltem Wohlgefallen auf das Treiben der Spekulanten, das ihm ohne sein Zuthun diese 6 in 15 oder 17 Dollars verwandelte. Der durch die gleichzeitige Steigerung des Preises der Lebensbedürfnisse bewirkte Verlust machte sich, da eine entsprechende Steigerung des Erwerbs das Gleichgewicht hielt, nur in den beschränkten Kreisen Solcher fühlbar, die auf ein festes Einkommen angewiesen waren.

Mit dem Eintritt des Friedens hat die Goldspekulation für die Börsenspieler fast allen Reiz verloren und ist größtentheils der Kauf und Verkauf des Goldes unter die Herrschaft der das rechtmäßige Börsengeschäft beherrschenden natürlichen Gesetze zurückgetreten. In fast drei Viertel-Jahren sind die Extreme des Goldcourses kaum um 10 Prozent von einander entfernt gewesen, und seine Bewegungen nach aufwärts oder abwärts sind nach Viertel- oder halben Prozenten vor sich gegangen. Auch die Spekulation in Aktien und Staatspapieren ist solider geworden, als sie während des Krieges war. Daß das Hasardspiel an der Börse jemals ganz aufhören werde, ist nicht anzunehmen, so lange über den unsittlichen Charakter desselben noch so laxe Vorstellungen bestehen, wie es jetzt der Fall ist. Ein Gewinn wäre es schon, wenn die öffentliche Meinung







dahin gelangte, es unbedingt in die Reihe derjenigen Laster zu verweisen, welche als unvermeidliche gesellschaftliche Uebel betrachtet werden. In der Geschichte des New-Yorker Börsenlebens werden die beiden Jahre 1863 und 1864 noch lange als eine Zeit der tiefsten Erniedrigung des Börsengeschäfts zum ruchlosesten Börsenschwindel genannt werden.

Die wohlriechende Kerze.

Von Albo Brachvogel.

(Emanuel Geibel zugeeignet.)

Nacht war's. Vor mir die Kerze stand,
Die mir die Freundin übersandt;
Das Wachs, aus welchem sie gegossen,
War vom Hymettus selbst entsprossen.
Auch hatte Ambra drein gebannt
Die holde künstlerische Hand,
Und nie genossner, fremder Duft
Durchsättigte des Zimmers Luft.

Die Wimpern fielen. Das Arom
Verwandelte in einen Dom
Dem Dämmernden das kleine Zimmer;
Ich sah im grauen Mythenschimmer
Aus meiner Phantasieen Schacht
Aufsteigen jene alte Pracht,
Davon das Echo wie Gebet
Um ausgegrabne Tempel weht.

Durch des Euxinus Brandung klang
Der Argonauten Weihgesang,
Und unter aller Furien Flammen
Brach ächzend Priams Burg zusammen;
Dafür entstand vollendet schön
Athen mit seinen Marmorhöh'n,
Mit seiner eh'rnen Götter Heer
Und mit dem Himmel des Homer.

Dem Lächeln der Laïdion
Entschöpft Gesang Anakreon,
Es rieselte durch Pindars Lieder
Herzblut aus Heldenbrüsten nieder,






Und während Sophokles der Nacht
Des Oedipus noch Licht entfacht,
Raubt Aeschylus zum zweiten Mal
Den Blitz für des Prometheus Qual.

Staub wirbelt auf. Der Diskus fliegt,
Sieh, wie sich jener Jüngling biegt!
Es küßt Vollendung diese Glieder,
Wie er sich lächelnd neigt hernieder.
Welch eine Form! Ist es ein Gott?
Doch übermüth'ger, heller Spott
Umschallt den Fragenden im Chor, —
Denn ein noch Schön'rer tritt hervor.

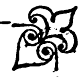
Staub wirbelt auf. Philippus naht;
Meineid sein Wort, Fluch seine That. —
Wo, Jupiter, sind deine Blitze?
Ach, von Athenens Rednersitze
Wie Götter-Röcheln hallte es,
Im Donner des Demosthenes
Verhallte es, aufschäumt das Meer,
Und der Olymp stürzt drüber her.

So lagst du, schimmernd Griechenland,
Geschleift in Chäronäas Sand,
Die Trägerin der Schönheitsflamme,
Der Menschheit und der Freiheit Amme!
Und noch aus deinem Schutte wand
Des Welterobrer Römers Hand
Für seiner Stirne erz'nen Glanz
Der Grazie weichen Rosenkranz.

Doch du bliebst todt. Was sollte dir
Erborgten Lebens Flitterzier?
Dem Herrlichen ist nur gegeben
Vollkommner Tod, vollkommnes Leben.
Aus deiner Marmortrümmer Schooß
Ringt dunkel sich der Lorbeer los.
Der ist zum Grabstein dir gestellt,
Und opfernd liegt an ihm die Welt.





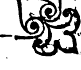



Das verlorene Paradies.

Von C. Lüdeking.

Die biblische Sage von einem glücklichen Urzustande des ersten Menschenpaares findet besonders in der persischen und griechischen Mythe ihre entsprechende Voraussetzung und Parallele. Das „goldene Zeitalter“ der Griechen verlebten die ersten Menschen unter der Herrschaft des Kronos in ungetrübtem Lebensgenuß, frei von den Sorgen der Nahrung, den Beschwerden der Arbeit und der Bürde des Alters. „Und sie lebten wie Götter, mit stets unsorgsamer Seele. Von Arbeiten entfernt und Bekümmerniß. Selber des Alters Leiden war nicht; nein, immer sich gleich an Händen und Füßen, freuten sie sich der Gelage, von jedem Uebel entäußert. Reich an Heerden der Flur und geliebt von den seligen Göttern. Und wie im Schlaf hinsinkend, verschieden sie.“ Das goldene Zeitalter, das Hesiod in diesen Worten besingt, entspricht dem s. g. „ersten Zeitalter“ des persischen Zend Avesta, der guten alten Zeit, da Vater Ormuzd noch allein auf Erden regierte, und die ersten Menschen an der Hand des guten Lichtgottes die blumigen Pfade der Sorglosigkeit und des Friedens wandelten. Ein Regiment gleich dem des alten Saturnus, „schlicht und gerecht. Da war es heute wie morgen. Da lebten die Hirten, ein harmlos Geschlecht, und brauchten für gar nichts zu sorgen. Sie liebten und thaten weiter nichts mehr. Die Erde gab Alles freiwillig her.“

Die jüdische Paradiesessage bildet nur eine Version der älteren persischen, die so eben berührt wurde. Die Juden lernten dieselbe im sechsten Jahrhundert v. Chr. während ihres Aufenthaltes im s. g. babylonischen Exile kennen und nahmen dieselbe sammt der Lehre vom „Teufel“ (Ahriman) aus dem Persismus herüber. Ihr zufolge pflanzte „Jehovah Elohim“ einen Garten in Eden gegen Morgen und setzte den Menschen darein, den er gemacht hatte. Und ließ aufwachsen aus der Erde allerlei Bäume, lustig anzusehen und gut zu essen, den Baum des Lebens mitten im Garten und den Baum der Erkenntniß. Und sprach zum Menschen: „Du sollst essen von allen Bäumen des Gartens, aber vom Baum der Erkenntniß sollst du nicht essen. Denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben.“ Und die Schlange („Ahriman“) war listiger, als alle Thiere auf dem Felde, und sprach zum Weibe: „Ihr werdet mit nichten des Todes sterben, sondern, welches Tages Ihr davon esset, werden Eure Augen aufgehen und werdet sein wie „Elohim“, und wissen, was gut uud böse ist.“ Und das Weib nahm von der Frucht und aß, und gab ihrem Manne davon und er aß. Da wurden ihre Augen aufgethan und wurden gewahr, daß sie nackt waren, und sochten Feigenblätter zusammen und machten sich Schürzen. Und sie hörten die Stimme „Jehovahs“, der im Garten ging, da der Tag kühl geworden war. Und sie verbargen sich unter den Bäumen. Da sprach „Jehovah“ zur Schlange: „Verflucht seist du vor allem Vieh, auf dem Bauche sollst du gehen und Erde fressen dein Lebenlang! Feindschaft soll sein zwischen dir und dem Menschen, derselbe soll dir den Kopf zertreten nnd du wirst ihn in




die Ferse stechen.“ Und zum Weibe sprach er: „Mit Schmerzen sollst du gebären“! Und zu „dem Menschen“ sprach er: „Mit Kummer sollst du dich nähren auf deinen Acker, im Schweiße deines Angesichtes dein Brod essen! Du bist Erde und sollst zu Erde werden“! Und „Jehovah“ machte „dem Menschen“ und seinem Weibe Röcke von Fellen und zog sie ihnen an und sprach: „Siehe, der Mensch ist geworden wie unser Einer, und weiß, was gut und böse ist.“ Und trieb ihn aus dem Garten Eden, daß er das Feld bauete, von dem er genommen ist.

Der kindische Einfall, der den thörichten Menschen unter der Mühe und Noth des Lebens wohl überkommen mag, wie schön doch ein Leben ohne Tod, ein Alter ohne Krankheit, eine Geburt ohne Schmerz, ein Genuß ohne Arbeit, ein Friede ohne Kampf, ein Glück ohne Sorgen sein müsse, hat dem Kindesalter der Menschheit die Sage diktirt, daß einst wirklich solche paradiesische Zustände, solche goldene Zeiten dagewesen, die unwiederbringlich verloren seien. Träge Ruhe, langes Leben und sinnlicher Genuß sind noch heute dem Naturmenschen die höchsten Güter; was dagegen und was darüber geht, ist für ihn vom Uebel. Er beneidet das Thier „des Feldes“, weil es weder die Arbeit und den Kampf mit der Natur, noch die Sorge um Nahrung, Kleidung und Wohnung kennt, und überdies weder von den Schmerzen der Krankheit, noch den Schrecken des Todes, noch den Wehen der Geburt berührt wird. Er flucht der Civilisation, die ihn aus seinem trägen Behagen aufrüttelt und ihn zum Kampfe um seine Existenz unter veränderten und schwierigeren Bedingungen aufruft, er verwünscht eine Cultur, die das Paradies der weiten Jagdgründe hinter ihm schließt, und ihm den kleinen Acker zuweis't, damit er im Schweiße seines Angesichts sein Brod baue.

Obgleich die Paradiesessage die „Erkenntniß“ feiert, indem sie von der Eifersucht „Jehovah's“ auf den Menschen redet, der nun „geworden wie unser Einer, zu wissen, was gut und böse ist“, verwünscht sie dieselbe doch, als zu theuer erkauft, und brandmarkt sie, die den Göttern gleich macht, in demselben Athemzuge als „verbotene Frucht“. Lebhaft erinnert die Eifersucht, mit der „Jehovah Elohim“ den Menschen zur Erkenntniß reifen sieht, an die Rache des griechischen Zeus, da Prometheus das Feuer vom Himmel stiehlt, um es den Menschen mitzutheilen und sie die Künste zu lehren, die das Leben der Sterblichen göttergleich machen. Auch findet der Paradiesesapfel, der gleißende, mit dem unheilvollen Inhalt, den das Weib dem „Menschen“ reicht, eine Parallele in der verführerischen Gabe der Pandora, die von den auf die Menschen eifersüchtigen Göttern mit allen Reizen ausgestattet wird, um sie zur Annahme eines Geschenkes zu bewegen, welches das ganze, bisher nicht gekannte Heer der Noth und Krankheit, des Jammers und der Schmerzen einschließt.

Offenbar entspringen alle diese Sagen dem ersten Kindesalter des Menschen, als er von der so mühsam errungenen, niedersten Stufe des Kulturlebens noch sehnsüchtigen Auges in den Thierpark zurückblickte, den er, von der äußern Noth gespornt, eben erst durchbrochen hatte. Sie stammen aus einer Zeit, da







„die Erkenntniß" des Menschen bereits weit genug gediehen war, um den Neid der „Götter" wach zu rufen, nicht aber, um seine Phantasie vor einem Rückfalle in die „goldene" Zeit der Bestialität zu bewahren, von der er sich eben erst losgerungen. Die Arbeit am eigenen Acker, zu der die Natur den Menschen rief, um ihn als höhere Ordnung umzugestalten und so der niederen Stufe des Thierlebens zu entreißen, erschien der Phantasie, wenn sie auf ihren Ausflügen in „das verlorene Paradies" das Thier gewahrte, das sich nicht „mit Kummer auf seinem Acker nähren" muß, als ein heilloser Fluch für die Menschheit. Die Sorge für Bedeckung und Kleidung, welche die Natur dem zum Menschen transformirten Thiere als Schutz gegen seine klimatische Umgebung auferlegte, während das Thier dieser Sorge überhoben ist, erschien so überaus drückend, daß sie nur die leidige Folge des mit der „Sünde" erwachten Schamgefühls sein konnte —, während doch Geschichte und Erfahrung zur Genüge zeigen, daß das Gefühl der Scham vor Entblößung erst durch die Sitte, die Gewohnheit der Bekleidung, der Verhüllung erweckt und durch die Vergleichung des schmeichelhaften Gegensatzes ausgebildet wurde, in dem der bekleidete Kulturmensch zum unbekleideten Wilden steht, der höchstens seine Blößen deckt. Der Kampf des Menschen mit der Natur, die siegreiche Unterwerfung nnd Dienstbarmachung ihrer widerspenstigen Kräfte galt dem trägen, friedlichen Naturmenschen, wiederum weil das „glückliche" Thier davon Nichts weiß, als heillose Unterbrechung einer allgemeinen Harmonie, die ehedem im Paradiese, im goldenen Zeitalter gewaltet haben mußte. Die Schmerzen, unter denen der Mensch zufolge seiner natürlichen höheren Organisation zum Leben geboren wird, erschienen ihm als verwünschte Abweichung von einer ursprünglichen besseren Einrichtung, kurz Alles, was ihm in der Natur als schädlich, häßlich, feindlich gegenübertrat, mußte, wie die Schlange, die auf dem Bauche kriechen und Staub fressen muß, ihr Leben lang als verfluchte Mißgestalt gelten, die den Paradiesesgarten noch nicht verunzierte. Daß die Natur, als sie in der Pflanzen- und Thierwelt die Reihe ihrer Erscheinungen nach dem Gesetze der Nothwendigkeit entwickelte, den Menschen, der damals noch nicht existirte, nicht um seine Zustimmung befragen konnte, daß die Dinge überhaupt nicht um des Menschen, sondern ihrer selbst willen existiren, und keines an seiner Berechtigung etwas dadurch verliert, daß es dem Menschen zufällig feindlich, verderblich, häßlich ist, dies Alles wußte der Phantasie des Kindes fern bleiben, welches Alles nur um seinetwillen „gemacht" sich vorstellte.

So kommt es denn, daß wo die religiöse Sage Uebel und Unheil, Fluch und Verderben in den Erscheinungen der Natur und Cultur beklagt, die Geschichte Vernunft und Segen, Zusammenhang und Ordnung nachweis't, daß, was jene als Fall, als Verlust betrauert, hier als Sieg und Gewinn begrüßt wird, und daß derselbe Zustand, der dort als „ein goldener" gefeiert wird, den man wiedergewinnen müsse, hier im Lichte der Cultur als ein sehr gegentheiliger erscheint, zu dessen Ueberwindung man der Menschheit gratuliren muß. Das Ende des Paradieses war das Ende des Naturzustandes der Menschheit






und der Anfang der Culturentwickelung. Der Verlust der s. g. paradiesischen Unschuld war der Gewinn der menschlichen Freiheit von der Herrschaft des dunklen Instinktes, das Brechen vom verbotnen Baume der Erkenntniß — der erste Akt eines selbstbewußten Handelns. Einmal zum Selbstbewußtsein vorgedrungen, hatte der Mensch das Gängelband des Instinktes, an dem eine mütterliche Natur ihn bis dahin geleitet, zerrissen; das Paradies des thierischen Zustandes war hinter ihm geschlossen; die Natur selbst wehrte ihm mit dem ganzen Heere ihrer feindlichen Kräfte die Rückkehr, rief ihn zum Kampfe heraus, um die Kräfte ihres Kindes zu entwickeln, lehrte ihn, durch Erkenntniß ihrer Kräfte und Erscheinungen ihrer Launen sich zu erwehren, durch Vernunft ihr Ungestüm zu bändigen —, um so in dem mündig gewordenen Sohne sich den Herrn und Gebieter ihres Haushaltes zu erziehen, und in dem denkenden Menschen sich einen Spiegel ihres eignen Wesens, einen Ausdruck ihres eignen Denkens zu schaffen. —

Wenn die Wissenschaft, von solcher Anschauung ausgehend, in der Geschichte der Menschheit eine fortschreitende Entwicklung, einen organischen Zusammenhang, eine vom Niederen zum Höheren aufsteigende Stufenreihe nachweisen kann, und von einem Erbtheile der Cultur, einer forterbenden Cultur redet, die mit dem Verluste des Paradieses angehoben, behauptet die Kirche im diametralen Gegensatze eine zunehmende Verschlechterung, ein fortschreitendes Verderbniß der Menschheit, welchem durch zeitweilige Eingriffe einer höheren Willkür nicht mehr als gesteuert werden konnte. Die forterbende Cultur wird von der Kirche als Erbsünde verworfen, und während die Wissenschaft nachweis't, daß nur durch die Cultur der Vernunft die Menschheit im Ganzen und Einzelnen besseren, glücklicheren Zuständen entgegengeführt wird, verflucht die Kirche die Erkenntniß als Mutter alles Unheils und führt, getreu der biblischen Sage, die „Uebel der Erde" im Allgemeinen und besonders die Calamitäten des Tages: Krieg, Pest, Hungersnoth und dergleichen „Accidents", auf die „um sich greifende Aufklärung", den überhandnehmenden Unglauben, als „höhere Strafen" zurück. Freilich, wenn schon die „Götter" zeterten: „Siehe, der Mensch ist geworden wie unser Einer und weiß was gut und bös ist," wenn schon sie davor bangte, der Mensch werde ihnen über den Kopf wachsen, so ist es den Dienern, den Beamten dieser „Götter" nicht zu verargen, wenn sie dem Baume der Erkenntniß fluchen, der „klug macht wie sie selbst sind, und den Baum des Lebensgenusses preisen, der dumm erhält, unterthänig. Ihren Göttern nach, eifern die Priester stets für niedere Culturzustände, die vergangen oder im Vergehen begriffen sind; sie pflanzen den Baum der Erkenntniß und wehren dem „Menschen" seinen Genuß, sie hegen den Baum der Cultur für sich und lassen dem „Menschen" das bewundernde Anschauen seiner glänzenden Früchte, sie fordern Gehorsam und segnen den Folgsamen, sie unterdrücken die Vernunft und fluchen dem Freien. Die Kirche ist das Paradies. „Kein Heil außer der Kirche"!

Bildet so die Paradiesessage den Grundtext zur Romantik der Kirche, so





giebt sie zugleich auch den Grundton aller Romantik an, deren Wesen darin besteht, daß sie ihre Ziele und Zwecke, Muster und Ideale nicht nach den Gesetzen der Erkenntniß aus der Gegenwart aufbaut, sondern nach den Eingebungen des Gemüths der Vergangenheit entlehnt. Der religiöse Romantiker, welcher einfach den Menschen den Rath ertheilt, wieder zur Kindheit zurückzukehren, um Nahrung und Kleidung sich nicht zu kümmern, da ja auch die „Vögel unter dem Himmel" nicht arbeiten, und die „Lilien des Feldes" nicht spinnen, und dennoch genährt und bekleidet werden, der sociale Romantiker, der den Wilden jeglicher Cultur als Ideal gegenüberstellt, zu dem die Menschheit zurückkehren müsse, der einfach anräth, das Kind dem Einflusse aller und jeder Cultur zu entreißen und in die Einöde des Waldes der erziehenden Hand der Natur zurückzugeben, der politische Romantiker, der, nachdem der Sturm einer „welterschütternden" Krisis die Grundvesten des alten Staatsgebäudes umgestürzt und das Blatt des alten Grundgesetzes verweht hat, — als ob Nichts vorgefallen wäre, — die Restauration des Alten ("as it was") zu seinem Ideale macht, der Romantiker der Kunst, der das Veraltete wieder auffrischt, das Todte mit der Farbe des Lebens schmückt, der in dem Eden dieser oder jener „klassischen" Vergangenheit seine Heimath hat, wie der Romantiker des philiströsen Lebens, der das Steckenpferd einer altfränkischen Sitte reitet, welches die Cultur einer jüngeren Generation in den Winkel gestellt hat, sie Alle sind nur Variationen des alten Liedes vom verlorenen Paradiese. Abgestoßen von dem „nüchternen", destruktiven, unpraktischen, oder „ungemüthlichen" modernen Geiste, flüchtet der Romantiker in die Regionen der Vergangenheit, in welchen seine Phantasie beliebig schalten und sein Gemüth beschaulich weilen darf. An sich dem Geiste der Gegenwart nicht feind, der vorwärts treibt, wird der Romantiker erst dann reaktionär, wenn die Gegensätze sich klären und der offene Conflikt ihn zur Entscheidung zwingt. Eifersucht und Furcht ergreifen ihn, einem Geiste gegenüber, der nach Macht und Herrschaft strebt; er fühlt, daß er mit diesem, der eine neue Welt in seinem Kopfe trägt, nicht in Frieden zusammen wohnen kann, und kraft des Rechts, das ihm durch Uebermacht und Ueberzahl verliehen ist, stößt er den ungefügigen Sohn der neuen Zeit hinaus und wehrt ihm mit dem „Schwerte" die Rückkehr zur alten Herrlichkeit. Diesem aber wird der Verlust Gewinn, der Fluch, mit dem ihn die alte Cultur von sich abgestoßen, wandelt sich zum Segen. Wenn auch im Schweiße seines Angesichts, baut er auf dem selbsterwählten, neuen Boden den Garten einer neuen, selbstständigen Cultur, genießt die Früchte einer selbsterrungenen Erkenntniß, und während seine Pflanzung wächs't und in die unabsehbare Weite der Zukunft entgegen reift, schließt sich das Paradies der alten Cultur in den festgestellten Grenzen ab und erstarrt in den vererbten Formen der Vergangenheit.

So wird die Entwickelung der menschlichen Cultur mit ihren verschiedenen Ordnungen und Stufen, deren die Geschichte erwähnt, ein treues Abbild der Entwickelung des organischen Lebens mit seinen Ordnungen und Stufen, wie sie die Naturgeschichte in Pflanzen- und Thierwelt aufzählt. Hier, wie dort,








baut sich die s. g. neue, vollendetere Ordnung die höhere Stufe aus der vorausgehenden, älteren, unvollkommneren, niederen auf, und obgleich die eine in der andern ihre Voraussetzung, ihren Ausgang hat, stehen beide doch, in scheinbar unvermitteltem Gegensatze, einander fremd gegenüber. Aber auch nur scheinbar, da hier, wie dort die Mittelglieder, welche während der Entwickelung selbst die leisesten Uebergänge von Voraussetzung und Folge bezeichneten, ausgefallen sind, und die Geschichte das Wachsthum des Baumes der Kultur ebenso wie der organischen Natur nur nach den großen Jahresringen bestimmt, die dazwischen liegenden Zellen aber, welche sie hervortrieben, nicht verzeichnet hat. Wie in der Entwickelung der organischen Natur die alte herrschende „Ordnung" die vor ihr ausgegangene abweichende Abart feindlich von sich stieß, und Tausende der Letzteren zu Grunde gingen ehe es Einer gelang, als „neue Ordnung" umgestaltet, sich siegreich zu behaupten, so bezeichnet der Uebergang von einer Kulturordnung zur andern eine Kette namenloser Mittelspersonen, die entweder als Apostaten auf halbem Wege umkehrten, oder als Märtyrer der Eifersucht und Furcht der herrschenden Ordnung zum Opfer fielen, oder als Pioniere auf dem weiten Wege nach dem dunklen Ziele einer neuen Kultur zu Grunde gingen, bis es endlich der immer stärker und entschiedener auftretenden Bewegung gelang, die alte Ordnung zu durchbrechen und ihre Gleichberechtigung siegreich zu behaupten.

Die Deutschen in Amerika.

Von Friedrich Lexow.

Erster Artikel.

Was das Leben in Amerika so anziehend macht, was ihm den eigenthümlichen Zauber verleiht, welcher den Denkenden unwiderstehlich fesselt und, falls er zu den Eingewanderten gehört, das Gefühl des Heimwehs selten in ihm aufkommen läßt, — das ist die Großartigkeit der Entwicklung, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, welche Tag für Tag sich der Beachtung aufdrängen. Es bedurfte nicht einer gigantischen Krisis, nicht der Bewaffnung von Millionen, nicht der Hunderte von Schlachten, um es einleuchtend zu machen, daß Amerika ein großes Land ist. Auch unter gewöhnlichen Verhältnissen übertrifft das, was das tägliche Leben der Vereinigten Staaten an Interessantem und Imposantem gebiert, Alles, was die kühnste Phantasie sich vorzuzaubern im Stande wäre. Drüben sieht man altersschwache Staaten vergehen, hier ruft fast jedes Jahr ein neues, kräftiges Gemeinwesen, welchem vielleicht in der Geschichte der Zukunft die wichtigste Rolle vorbehalten ist, aus dem Nichts hervor. Wie die Bilder eines Dioramas sehen wir die verschiedenen Stadien der gesellschaftlichen Entfaltung in kurzer Zeit — von den ersten Anfängen bis zum vollkommen ausgebildeten







staatlichen Organismus — an uns vorüberziehen, und vergegenwärtigen uns dabei, daß dieser Prozeß anderswo Jahrhunderte beanspruchte. Unter den Staaten der Union hat noch keiner als solcher sein hundertjähriges Geburtsfest feiern können, einige zählen ihr Alter noch nicht nach Decennien, und doch befindet sich unter ihnen keiner, welcher in seinen Leistungen und seiner Bedeutung für das Allgemeinwohl den Vergleich mit einem europäischen Staate von zehnfacher Bevölkerungszahl zu scheuen hätte, während sie in ihrer Verbindung eine Gesammtheit bilden, mit der sich eben Nichts vergleichen läßt. Stellen wir uns die verschiedenen Elemente der Bevölkerung vor, so finden wir die Urbewohner des Landes, welche Schritt für Schritt, kämpfend bis zum letzten Mann, vor der Civilisation zurückweichen, mit der sie sich nicht befreunden können und von der sie vernichtet werden. Wir mögen ihr tragisches Schicksal beklagen, aber helfen können wir ihnen nicht, weil sie sich nicht helfen lassen wollen. Wer nicht dem Fortschritt huldigt, wer nicht im Schweiße seines Angesichts zur allgemeinen Beglückung beitragen will, ist unrettbar dem Untergang geweiht, und kein Gott könnte das Verhängniß von ihm abwenden. Wir erblicken ferner eine Race, welche nicht freiwillig hierher kam, sondern als Frachtgut in Schiffe verpackt, über das Meer geschleppt und bis vor Kurzem in Ketten und Banden gehalten wurde. Für das diesem Element zugefügte Unrecht haben die Schuldigen schwer büßen müssen. Die Ketten sind zerbrochen, der Sklave ist zum freien Menschen geworden, aber damit noch keineswegs das natürliche Verhältniß hergestellt. Die Befreiten zählen nach Millionen, sie lassen sich nicht ignoriren, sie fordern ihr volles, ganzes Recht als Eingeborne dieses Landes, und man wird es ihnen gewähren müssen. Aber wie viel werden wir noch erleben, wie viel kämpfen und vielleicht leiden müssen, bevor das eingewurzelte Vorurtheil schwindet und Niemand mehr an die Hautfarbe Dessen denkt, mit dem er zu thun hat! So gewiß das Starre und Faule zu Grunde geht, so gewiß wird das selbstbewußt Thätige sich Geltung verschaffen und früher oder später die Stellung einnehmen, auf welche es kraft seines Werthes gerechten Anspruch hat. Amerika ist bestimmt, der Civilisation in den Afrikanern ein neues Element zuzuführen; das ist die Sühne, welche der Genius der Menschheit ihm für das begangene Unrecht auferlegt, und der Vollzug dieses Schicksalsspruchs bildet nicht den am wenigsten interessanten Theil dessen, was sich hier vor unsern Augen entwickelt. — An der Küste des Stillen Meeres sehen wir ein neues, fremdartiges Element erscheinen. Die Angehörigen einer alten, abgelebten Civilisation, die untergeht weil sie sich selbst zum ewigen Stillstand verurtheilte, nahen sich dort schüchtern der aufblühenden Gesittung, die sie noch nicht begreifen, deren Segnungen sie aber ahnen. Sie fühlen sich in der neuen Umgebung so fremd, daß sie noch nicht einmal den Gedanken erträglich finden, ihre Todten in dem fremden Boden ruhen zu lassen, und das Mißtrauen, welches sie den rastlos Vorwärtsstrebenden zollen, wird ihnen von diesen reichlich zurückgezahlt. Wer vermag zu ermessen, welche Rolle im Laufe der Zeit die mongolische Race hier spielen wird, welche Aufgabe ihr bestimmt ist, wie sie auf die Gestaltung des hiesigen Lebens einwirken, welche Folgen ihr Erscheinen







an unseren Gestaden für das spätere Verhältniß zweier Welttheile zu einander nach sich ziehen wird? — Und endlich sehen wir noch tief im Innern des Landes ein Völkchen von Fanatikern sich gestalten — die Mormonen, welche wahrscheinlich nach und nach unbemerkt im gewaltigen Strom freiheitlicher Entwickelung untergehen, vielleicht aber auch noch zu ernsten Störungen Anlaß geben werden.

Aber die großartigste und interessanteste Erscheinung von allen bietet sich uns wenn wir den Blick auf dem verweilen lassen, was uns am nächsten liegt und am unmittelbarsten berührt. Ist uns selbst wohl immer die Bedeutung dessen gegenwärtig, was wir täglich vor uns sehen? Durchwandern wir die Straßen unserer Hafenstädte, so stoßen wir fast zu jeder Stunde auf Schaaren von Einwanderern, welche eben erst gelandet sind, und denen sich hier eine neue Welt, ein neues Dasein eröffnet. Der Anblick ist ein so gewöhnlicher, daß wir ihn kaum noch beachten, und doch ist er wohl der Beachtung werth. So wie jetzt, geht es seit einem Jahrhundert und darüber hinaus, und so wird es durch fernere Jahrhunderte gehen. Es ist eine Procession, die allerdings einen Anfang hatte, für die sich aber kein Ende denken läßt, eine Fluth, Welle auf Welle, Woge auf Woge, bald stärker, bald schwächer, aber ruhe- und schrankenlos wie das unendliche Meer. Es ist eine Völkerwanderung, nicht verheerend und verwüstend wie die, welche einst über Europa dahin brauste, sondern bauend, belebend, unermüdlich schaffend. Denken wir an das, was die ersten Spitzen dieser Procession hier antrafen, wie sie da, wo jetzt Weltstädte stehen, dem Urwald den Platz für ihre Hütte abgewinnen mußten, wie die Nachkommenden sich weiter und weiter wälzten, wie sie kämpften, wie sie rangen, wie sie arbeiteten, um sich selbst die Existenz zu sichern und immer neuen Ankömmlingen die Wege zu bahnen. Und so geht es fort, Tag für Tag, weiter und weiter. Westwärts, westwärts geht der Zug der Menschheit, getrieben durch einen Instinkt, durch einen Drang, so unfehlbar und unwiderstehlich, wie der des Zugvogels. So gründen die Söhne der alten Welt hier eine neue, und noch immer ist es nur der Anfang, noch wohnen da erst dreißig Millionen, wo einst Hunderte von Millionen ihr Wesen treiben und weitere nach sich ziehen werden.

Vergegenwärtigen wir uns für einen Augenblick die Bedeutung dieser Menschenwogen. Alles, was hier der Fleiß geschaffen, ist durch Ankömmlinge aus Europa oder ihre direkten Nachkommen hervorgebracht, und alle Hoffnungen der hier Weilenden beruhen darauf, daß die Einwanderung nicht ab-, sondern eher noch zunimmt. Ergeht der Amerikaner sich in Spekulationen über die glorreiche Zukunft seines Vaterlandes, über den hohen Beruf seiner Nation, so müßte er wahnsinnig sein, wenn er sich einbildete, daß das, was ihm vorschwebt, ohne die Hülfe des ununterbrochenen Zuflusses aus Europa zur Wahrheit werden könnte. Das amerikanische Volk ist ein Kind der Menschheit, auf das, was ihm aus den übrigen Welttheilen an kräftigen Armen und hellen Köpfen zuströmt, ist es für lange Zeit angewiesen, und darum gehört das Ter-







ritorium der Vereinigten Staaten keinem bestimmten Stamme, darum darf sich hier Keiner, der sein Loos mit dem Amerika's verbinden will, fremd fühlen, darum ist Jeder, welcher am großen Werke mit arbeitet, hier vollberechtigt Das Gebiet der Union gehört nicht den Angelsachsen, sondern dem großen Volke, welches sich aus den Angehörigen aller hier vertretenen Racen und Völkerschaften bildet.

Dieser Wahrheit müssen namentlich wir Deutschen eingedenk sein. Zu dem, was **ist**, haben wir unsern Theil redlich beigetragen, und dem, was sein **wird**, werden wir ebenso wenig fremd bleiben. Seit dem Unabhängigkeitskriege hat hier keine politische und keine materielle Entwickelung stattgefunden, bei der sich nicht der Einfluß und die thätige Mitwirkung der Deutschen klar erkennen ließe. Das angelsächsische Element hatte den Vorsprung und ist noch jetzt geneigt, hier alles Andere als **fremd** zu betrachten. Vor vier Jahren mochte dies noch einigermaßen entschuldbar sein. Mit einigem **Anschein** von Berechtigung, wenn auch keineswegs mit Recht, konnte man uns sagen: „Ihr Söhne eines geknechteten Volkes empfangt hier die Segnungen einer Freiheit als Geschenk, welche nicht **Euer** Werk ist.“ Jetzt aber ist ein solcher Vorwurf nicht mehr zulässig. Die neugeborene, neu im Blut der Helden getaufte Freiheit ist unser Werk nicht minder als das der Angelsachsen. Was wir hier **genießen**, das haben wir **verdient**, das Blut unserer Helden hat uns dies Land zur Heimath erkauft. Wir sind in Amerika keine Fremdlinge, beanspruchen, indem wir uns den Eingeborenen völlig gleich stellen, nur das, was uns zukommt, und sind Niemandem Dank schuldig. Unsere Eigenheit, unsere Individualität und Sitte hat hier ganz dieselbe Berechtigung wie die aller Andern, und fragt es sich, was wir ablegen oder was wir von Andern uns aneignen sollen, so haben wir dabei einfach zu berücksichtigen, was einerseits die Selbstachtung und andererseits die Pflicht gegen das Land und Volk unserer Wahl von uns verlangt, was wir uns selbst und was wir der Gesammtheit, von welcher wir einen Theil bilden, schuldig sind.

Suchen wir uns über die Stellung, welche wir hier einnehmen und künftig einzunehmen bestimmt sind, klar zu werden. Das Uebergewicht des Angelsachsenthums, dessen Verdienste nicht hoch genug angeschlagen werden können, hat offenbar seinen Kulminationspunkt überschritten. Stellenweise befindet es sich in der Minorität, und an den meisten Orten — außer in den Neuenglandstaaten — wird ihm von den übrigen Elementen so ziemlich das Gleichgewicht gehalten. Zu der jährlichen Einwanderung liefert es nur einen verhältnißmäßig unbedeutenden Bruchtheil, nicht viel mehr als Frankreich, Italien oder die skandinavischen Länder. Es läßt sich nicht erwarten, daß in der Zukunft das Verhältniß ein anderes sein wird. Der Ueberschuß der Bevölkerung Altenglands fällt zum überwiegenden Theil den verschiedenen brittischen Kolonieen zu. Albion streckt seine Arme über alle Welttheile aus. Es schickt seine Söhne nach Australien, nach dem Cap der guten Hoffnung, nach Ost- und Westindien. Früher lag die Schwerkraft seiner Thätigkeit als Kolonisationsvolk hier; jetzt zer-







splittert sich dieselbe so sehr, daß sie hier kaum noch in Betracht kommt, und so wird es auch in der Folge sein. Die Vereinigten Staaten erhalten die Masse ihres Zuwachses aus Deutschland und Irland. Letzteres hat schon so viel geliefert, daß sein Kontingent bald abnehmen muß, und die Majorität wird den Deutschen zufallen. Somit ergiebt es sich, daß dem deutschen Element in Amerika eine überwiegende Bedeutung vorbehalten ist.

Das Experiment, aus den hier zusammengewürfelten Racen und Völkerschaften eine Nation zu bilden, setzt auf allen Seiten ein williges Entgegenkommen, ein freudiges Geben und Empfangen voraus. Was zusammen leben und fortwährend mit einander verkehren soll, darf sich nicht von einander abschließen. Jeder muß dem Andern das mittheilen, was er an Gutem zu geben hat, und gern das in sich aufnehmen, was die Andern ihm an Schätzenswerthem bieten können. Die Hauptsache bleibt dabei, daß auf allen Seiten nur das Gute mitgetheilt und beibehalten, nur auf das minder Gute oder Schlechte verzichtet wird.

Wir Deutschen haben, wenn wir hierher kommen, viel zu geben, viel abzulegen und viel zu empfangen. Von einer richtigen Auffassung der uns in dieser Beziehung obliegenden Pflichten hängt nicht nur unsere Stellung, sondern zum großen Theil auch die Zukunft Amerikas ab.

Fortzuwerfen haben wir vor allen Dingen das leidige Philisterium, welches uns im alten Vaterlande anklebte. Fort damit, und tretet es in den Staub, damit kein Anderer in Gefahr komme, den Plunder aufzuheben! Fortzuwerfen haben wir das Phlegma, welches gern Alles einer höhern Fügung, werde sie nun vom Himmel, vom Thron oder vom Präsidentenstuhl erwartet, überläßt, und das, was heute unbequem ist, auf morgen und übermorgen verschiebt. Fortzuwerfen haben wir den verwünschten Autoritätsglauben, dies Produkt beschränkter Verhältnisse und politischer Unfreiheit, fortzuwerfen den Partikularismus, das vertrackte Pfahlbürgerthum! Hilf dir selbst! Vorwärts! Das sind die konsequent in die Praxis übergeführten Schlagwörter des Angelsachsenthums, und wohl thun wir daran, sie aufzugreifen und gleichfalls danach zu handeln, denn wir können in jeder Beziehung dabei nur gewinnen, d. h. besser werden und uns besser befinden. Selbst von den Irländern, welche in mancher Beziehung so tief unter uns stehen, können wir lernen und profitiren. Bei ihnen heißt es: „Einer für Alle, Alle für Einen!" und es ist ihnen ein Selbstgefühl eigen, vor dem man wahrlich Respekt haben muß. Mögen auch periodisch Zwistigkeiten unter ihnen ausbrechen, sie sind stolz auf das Land ihrer Geburt, und handelt es sich um ihre Ehre als Irländer, da schwindet jede Differenz, während uns leider der Teufel der Zwietracht überall verfolgt. Schämen wir uns bei Leibe nicht, von Andern zu lernen! Der Blick werde hier freier, das enge Herz öffne sich dem Allgemeinen, der freudige Opfermuth, welcher hier so reichlich vertreten ist, ziehe auch in unsere Herzen ein! Und unsere Pflicht ist es allerdings auch, uns die Sprache eigen zu machen, welche die Majorität unserer Mitbürger redet und schreibt, und ohne deren Kenntniß wir hier nie heimisch werden, nie zu der uns gebüh-







renden Geltung gelangen können. Es kann uns Deutschen denn auch in der That Niemand mit Recht den Vorwurf machen, daß wir uns nicht gern Fremdes aneignen. Schwer wird es dem Individuum, die Veränderung zu verfolgen, die mit ihm selbst vorgeht. Kommt aber ein Deutscher nach längerem Aufenthalt in Amerika zur alten Heimath zurück, so wird ihm dort ein Spiegel vorgehalten, in den er mit Ueberraschung blickt. Die alten Freunde haben Mühe, ihn wieder zu erkennen, und er seinerseits kann kaum glauben, daß er das gewesen ist, was diese Freunde jetzt sind. Er merkt, daß er für die dortigen Verhältnisse nicht mehr paßt, und kann sich getrost sagen, daß das Dasein, in dem er sich heimisch fühlt, im Allgemeinen menschenwürdiger ist. Der Deutsche, welcher hier Gutes empfängt ohne das Edle, welches er mit sich herübergebracht, aufzugeben, verändert sich sehr zu seinem Vortheil. Die Gefahr liegt eben nur darin, daß er in dem Bestreben, sich den neuen Verhältnissen, in die er versetzt ist, zu akkommodiren, leicht auch Dinge in sich aufnimmt, welche den Menschenwerth nicht erhöhen.

Ueber das, was wir beizubehalten und zu geben, sowie über das, wovor wir uns zu hüten haben, wird der nächste Artikel sich verbreiten.

Die Jahresberichte.

Von Rudolph Lexow.

Hast du jemals eine Luftfahrt mitgemacht, guter Leser, und ist dir während derselben der etwas beschränkte Genuß geworden, über einer großen Stadt zu schweben und den Wohnsitz einer Million aus der Vogelperspektive zu beobachten? Die Eindrücke, welche du aus der Höhe mit dir fortgebracht, sind weder klar noch angenehm. Die Weltstadt war einem großen Ameisenhaufen gleich, dessen geschäftige Bewohner sich höchstens durch so und so viele schwarze Pünktchen abzeichneten. Die freiliegenden Monumente der Kunst waren nur durch undeutliche Flecke repräsentirt; Kirchen und Paläste gingen trotz ihrer gigantischen Proportionen in den verschwommenen Umrissen ihrer Umgebung auf, und große Flüsse zogen sich wie ein Silberfaden durch das drunten liegende Chaos. Noch ein wenig höher hinauf, und selbst diese Eindrücke gingen verloren. Man glaubte nur die Hand ausstrecken zu brauchen, um die ganze Metropole umfassen und sie unter das Mikroskop bringen zu können, um durch dessen Hülfe die Infusionsthierchen wieder aufzufinden, welche man vor wenigen Minuten noch die verschiedenen Funktionen einer Million menschlicher Wesen ausüben sah.

Die ministeriellen Berichte über die Führung und Beschaffenheit unseres großen nationalen Haushalts geben uns ebenfalls nur einen Blick aus der Vogelperspektive. Das viele Große und Erhabene, welches sie uns vor Augen zu bringen beabsichtigen, verschwindet in dem noch großartigeren Ganzen. Die

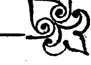





Millionen, von denen sie sprechen — Millionen von Menschen und Tausende von Millionen an Schätzen — erheischen die Vorbringung eines Labyrinths von Zahlen, über das man des Facits fast vergißt. Die hehren Monumente, welche dem Volke in diesen Berichten durch seine eigenen Diener gesetzt werden, die gewaltigen Pulsschläge des nationalen Lebens, von welchen sie Zeugniß tragen, erkennt man nur undeutlich auf dem fernen Bild, trotzdem eine Meisterhand es entworfen. Das Ungeheuere, welches die Nation vollbracht, sieht uns jetzt, wo es auf bloße Zahlen reduzirt ist, viel fremdartiger aus, als zur Zeit, wo man sich mitten darin befand. Suchen wir daher es uns etwas näher zu bringen, etwas heimlicher erscheinen zu lassen.

Die Berichte, von denen wir sprechen, sind die, welche der Bundeslegislatur zu Anfang ihrer jetzigen Sitzung übermittelt wurden. Die Finanz-, Kriegs- und Marinesekretairs sind die Verfasser. Sie sind nicht allein ein getreues Daguerreotyp der Leistungen und Errungenschaften des letzten Jahres, sondern mehrere von ihnen liefern auch einen Rückblick auf eine entlegnere Periode. Ihr Wiederabdruck würde die „Monatshefte" zweimal von der ersten bis zur letzten Seite füllen, und unsere Aufgabe muß sich daher darauf beschränken, durch Fragmente die Zeichnung der Größe des Vollbrachten zu vereinfachen und doch so deutlich hinzustellen, wie ein aufmerksames Lesen der vollen Berichte es zu thun vermag.

Der Bericht des Finanzministers ist wohl der wichtigste, wenn nicht zugleich auch der interessanteste. Der letzte Thaler giebt in dem Kriege den Ausschlag, sagt Jemand, und ein Anderer fügt hinzu, daß die Kunst des Rechnens ganz von selbst komme, wenn man nur erst einmal Geld im Sack habe. Beides hat sich bei uns bewährt; wenigstens dürften, so weit es den erstern Grundsatz betrifft, die Sachen noch ganz anders stehen, wenn es den Rebellen gelungen wäre, den Stein der Weisen ebenso leicht zu entdecken, wie Herr Chase ihn fand, oder doch, gleich ihm, ihn vor totaler Entwerthung zu schützen. Was aber die Kunst des Rechnens anlangt, so gilt da kein Wenn und kein Aber mehr. Es steht felsenfest, daß wir, nachdem wir durch die geduldige Druckpresse unser Taschengeld um verschiedene Hundert Millionen vermehrt haben, famose Rechenmeister geworden sind. Und unter uns Allen ist Hugh McCulloch der beste. Aber was er in dieser Richtung leistet, ist um so überraschender, als die in der Form von Argumenten, Hypothesen und Ueberzeugungen seinem Rechenexempel hinzugefügten sonstigen Kundgebungen keineswegs die Logik verrathen, welche seine Zahlen repräsentiren. Seinen Errungenschaften gegenüber fühlt man häufig den Zweifel in sich aufsteigen, ob sie die desselben McCulloch sind, von dessen Worten und Thaten man sich so fremdartig berührt findet. Man könnte sich versucht fühlen, anzunehmen, daß in ihm zwei vollständig getrennte geistige Organisationen vertreten sind, deren eine ihn als großen Mann, die andere als sonderbaren Kauz stempelt. Hinter der linken Schädelhälfte steckt wohl der Genius, welche ihn zu dem bedeutendsten Financier Amerikas macht, hinter der rechten spuckt der Kobold, durch dessen Aeußerungen man an dem Besitzer beider




Hälften irre wird. McCulloch ist durch und durch Patriot, aber das hindert ihn nicht, im Schatzamt Rebellen anzustellen, die weder der Amnestie theilhaftig geworden, noch den Treueid leisten wollen, weil — er, nämlich McCulloch, diesen für verfassungswidrig hält. Er ist auch durch und durch Rechenmeister und will die Nation zu ihrer früheren Prosperität zurückführen, will ihr jetzt nur anscheinendes Wohlergehen auf eine feste Basis stellen, will all ihren Zahlungsversprechen, all ihrem Gelde den vollen Werth verleihen, und fängt dies damit an, daß er es schlecht macht. Das Beste ist nur, daß es ihm trotz dieser Taktik gelingen wird, Alles zu erzielen, was er sich vorgenommen.

Nicht anders läßt sich das auffassen, was Herr McCulloch über unser Courant sagt, das, der Revolutionen halber, die es im Handel hervorgebracht, für die Gegenwart einen ungleich wichtigeren Theil unserer Nationalschuld ausmacht, als die um das Vierfache größere Summe unserer Schuldscheine. Wir feiern Chase als den Vater der Greenbacks, denn trotzdem Jahre verflossen, ist immer noch der Mann nicht gefunden, der die Aufgabe gelöst haben könnte, die ungeheuren Summen, welche der Krieg verzehrte, auf anderem Wege herbeizuschaffen, als Chase es that. Nichts freilich war leichter als diesen Triumph zu erringen, wenn sein Wesen sich auf den Druck der Noten und ihre Legalisirung als Tilgungsmittel einer Schuld beschränkte; aber Chase's Errungenschaft bestand darin, daß er angesichts der ungünstigsten Verhältnisse des Jahres 1862 durch ein freimüthiges, offenes und dabei festes Auftreten das Vertrauen des Volkes so zu bewahren wußte, daß die Kabale, welche Feindes-Hand zur Entwerthung unserer Schuldpapiere spann, nicht den gänzlichen Zusammensturz unseres Finanzsystems bewirkte, wie es im Süden auch ohne solche Hülfe und Vermittelung der Fall war. Wir feiern Chase als den Autor eines Systems, das, wie drückend es jetzt auch auf uns nachwirken mag, uns befähigte, dasjenige zu vollbringen, was einer ganzen Welt jetzt den Ruf der Bewunderung abzwingt, und wir werden jetzt McCulloch zu feiern aufgefordert, weil er die Mittel zu der Bewerkstelligung dieses Vollbrachten als unter falschen Vorwänden erhoben bezeichnet, und sich kaum einer leidenschaftlosen Darstellung zu befleißigen vermag, wenn er von den Kindern Chase's spricht. McCulloch aber war, während Chase das Portefeuille der Finanzen inne hatte, der Beaufsichtiger desselben Courantsystems (Comptroller of Currency), dem er jetzt den Stab bricht. Welche Folterqualen muß er ausgestanden haben, als er Million auf Million dieses schlechten Geldes aus seinen Händen hervorgehen sah!

Wir sagten, daß der Finanzminister unser Courant schlecht mache, und er thut dies so rückhaltlos, daß er es selbst bis auf den letzten Dollar verdammt, und sich mithin wohl hütet, sich dem geistreichen Argument derjenigen Financiers anzuschließen, die da behaupten, daß es der Werthpapiere zu viele gebe, und sie deshalb an Werth verloren hätten, daß aber, wenn über Nacht eine Hälfte verschwände, die andere Hälfte ebenso urplötzlich ihren vollen Nennwerth haben, also dem Golde gleich stehen würde. Dies zu bestätigen, fällt, wie gesagt, Herrn McCulloch nicht ein. Er tritt vielmehr als Exponent der Bestimmun-







gen unserer Verfassung auf, und folgert aus ihnen, trotz aller dawider sprechenden Entscheidungen unserer höchsten Gerichte, daß der Congreß kein Recht hatte, Papiergeld zu schaffen, noch es zu einem gesetzlichen Tilgungsmittel einer Schuld zu erheben. Er weis't in deutlichen Worten darauf hin, daß dies widerrechtlich eingeführte Finanzsystem Versuchungen mit sich führe, es zu ganz andern Zwecken als dem der Sicherung des Gemeinwohls auszubeuten, und daß man es zum großen Nachtheil der Gesammtheit zu einem stehenden politischen Streitpunkt machen könne. Er sagt mit großem Stolz, daß das furchtbare Ordeal, welchem die Republik unterzogen, spurlos an unserer Regierung vorübergegangen sei, daß sie in keiner Richtung das Verlangen zu erkennen gegeben, ihre Machtbefugnisse zu erweitern, oder die legitimen Rechte der einzelnen Staaten zu beschränken — was also mit andern Worten heißt, daß Herr McCulloch, mit alleiniger Ausnahme der Sklaverei, die Union wie sie war als sein Ideal aufstellt, und mit ihr natürlich das Prinzip der Staatsrechte und der Staatssouverainität, von der uns so hübsche Pröbchen vorliegen. Aber alles dies sind nur die Kundgebungen des Kobolds, der hinter seiner rechten Schädelhälfte sein Wesen treibt, und wir haben dafür kaum ein Wort des Commentars. Wir brauchen nur zu sagen, daß alle diese Lehren, alle diese Ansichten, vor Jahresfrist noch einem Vallandigham Ehre gemacht haben würden, daß sie als die Kundgebungen verrätherischer Gesinnungen aufgenommen worden wären; jetzt aber fordert man für sie die Billigung des Patrioten. Wie chade nur, daß das barocke Bild nicht vervollständigt wird durch Chase, indem er als Vorsitzender des Oberbundesgerichts sein Gutachten dahin abgiebt, daß Hochverrath der Verfassung gegenüber ein Unding war und also nicht gestraft werden konnte, durch Johnson, daß er die Vergewaltigung gegen den Süden für ein strafbares Unterfangen hält, und durch Grant, daß er sich der Rolle schämt, die er in dieser Vergewaltigung gespielt.

Klopfen wir aber an die linke Schädelhälfte des Finanzministers, so klingt es dort so rein wie Metall. Er weis't nach, daß wir uns zu viel Taschengeld zugelegt, und darin hat er vollkommen Recht. Bei vollen Taschen zahlen wir übervolle Preise, ergo, laßt mich Eure Taschen etwas anzapfen. Ihr werdet gewahr werden, daß es sich dann viel billiger und dabei auch viel ungenirter leben läßt, daß Handel und Gewerbe allerdings einen tüchtigen Stoß erleiden, sich aber ebenso rasch wieder erholen werden, wenn die Grube, die jetzt zwischen dem Gold und dem Papier liegt, ausgefüllt ist. Das ist die richtige Anschauung unserer gegenwärtigen Geldverhältnisse und der Maßregeln, welche sie erheischen. Das Urbild des verschwenderischen Sohnes kann nicht deutlicher gezeichnet werden, als durch das Verhalten der amerikanischen Nation während der letzten paar Jahre. Und selbst jetzt, nach beendigtem Kriege, nach dem Versiegen ungeheurer Erwerbsquellen, steuert sie ihrem Leichtsinn nicht. Der Luxus zieht nach wie vor in seinem flatternden Gewande durch das Land und überschreitet selbst die kanadische Grenze, wo er den Schönen Seidenhüte aufdrängt, aber ihre Füße unbekleidet läßt, weil es der Schuhe unter dem Reifrock







nicht bedarf. Wir seufzen nach wie vor unter dem Joch der Spekulation und des Monopols, und zahlen bei gleichem Zoll und gleicher Steuer höhere Preise zur Zeit wo man einhundert Dollars in Gold für einhundert vierzig Dollars in Papier kauft, als zu der Periode, wo dieselbe Summe Geldes fast dreimal so viel in letzterem kostete. Worin liegt der Grund dieser Erscheinung, wenn nicht, wie McCulloch sagt, darin, daß wir des Taschengeldes zu viel besitzen, und dadurch der Gebote der Sparsamkeit entwöhnt sind, ohne deren Beachtung keine Nation, wie reich sie immer sein möge, ihren Kredit im Schooß der eignen Familie, geschweige dem Auslande gegenüber, aufrecht halten kann?

Die Börse muß also gezogen werden, und Herr McCulloch sucht demnächst darzuthun, daß dies ohne wesentliche Gefährdung der öffentlichen Interessen, so weit diese durch den Handel, die Industrie und den öffentlichen Kredit vertreten sind, geschehen könne. Indem er den Vorschlag macht, unser Courant in sechsprocentige Obligationen zu fundiren, sagt er sehr richtig, daß der allzu raschen Verminderung des Papiergeldes dadurch vorgegriffen würde, denn ein knapper Geldmarkt werde dem Volk den Ankauf der Obligationen nicht gestatten. Er begegnet andern Einwürfen in erschöpfender Weise, und überall guckt der tüchtige Denker und der fertige Rechenmeister hervor, der mit dem Spuck, welcher Herrn McCulloch als Staatsmann und Politiker auftreten läßt, nichts gemein hat. Um seinem Vorschlag, unsere Legal-Tender-Noten zu fundiren, etwas mehr praktisches Gewicht zu geben und zugleich das vorwurfsfreieste Mittel, das Publikum zu einem Entgegenkommen zu zwingen, in Anwendung zu bringen, will er, daß der Congreß einen Beschluß fasse, den Zinses-Zins-Noten (Compound interest notes) mit dem Verfalltage der Geltung als gesetzliches Tilgungsmittel einer Schuld zu entkleiden. Sie repräsentiren eine Summe von 175 Millionen und werden in den Jahren 1867 und 68 fällig. Gelängte dieser Vorschlag zur Reife, so würde mithin die genannte Summe, weil sie Papiergeld vorstellt, welches dann nur schwer Vertrieb finden würde, dem Verkehr entzogen werden; doch muß andererseits bedacht werden, daß diese Noten niemals sich einer hohen Gunst im Geldmarkt erfreuten und das Volumen des im Umsatz befindlichen Geldes nicht wesentlich verstärkten.

Bis so weit stellt der Bericht des Schatzsekretairs ein bloßes Plänkeln, ein Vorpostengefecht, dar. Jetzt aber rückt er dem Feinde vor die Thür. Sein schweres Geschütz, die Millionen, wird aufgefahren. Siebenundzwanzig Hundert Millionen, das ist das finanzielle Produkt eines vierjährigen Krieges vom Gesichtspunkt eines Finanzministers aus. Wir brauchen sie nicht zu zergliedern, nicht in ermüdender Reihe die Zahlen aufzustellen, welche diese Summe als Facit aufzeigen. Wir beschränken uns lieber auf die Vogelperspektive, von wo aus diese gigantische Summe wie eine Handvoll aussieht. England bedurfte vieler Jahre, um eine ähnliche Schuld zu kontrahiren, und Amerika hat es in vier bewerkstelligt. Siebenundzwanzig Hundert Millionen! Und doch sind sie noch nicht das kostspieligste Monument, welches die Nation sich gesetzt.

Diese Summe abzutragen, das ist die Frage, die Herr McCulloch ebenso







ruhig in Erwägung zieht, als hieße es die Mittel für einen Accommodationswechsel aufzubringen. Damit tritt der Rechenmeister hervor. Gebt mir die Machtbefugniß, die nach einigen Jahren schon fälligen Siebendreißiger-Obligationen, bevor sie noch fällig sind, zu fundiren, und vervollkommnet das Steuersystem so, daß es ohne Fehl einen Ueberschuß von hundert Millionen per Jahr bringt, und je nach dem Zinsfuß, den ich beim Fundiren zu zahlen habe, wird die Schuld in einem Zeitraum von siebenundzwanzig bis zweiunddreißig Jahren sammt Interessen getilgt sein! Das mag seine Richtigkeit haben; keinenfalls fühlen wir uns versucht, es nachzurechnen. Es wundert uns nicht, daß McCulloch Rechner genug ist, diese Frage erledigen zu können, sondern daß er den Muth besitzt, sich ihr zu nähern. Aeltere Nationen, deren Handel in allen Welttheilen festen Fuß gefaßt, deren Industrie gesichert ist und deren Steuersystem dem Probirstein langjähriger Erfahrung unterworfen wurde, hatten dazu nicht die Courage. Die Schätze, mit welchen sie die Danaidenfässer ihrer Regierungen zu füllen versuchten, waren ihnen für immer verloren. Ein langer Friede rief nicht einmal die Hoffnung in ihnen wach, daß das Geliehene zurückgezahlt werden würde. Sie begnügen sich mit einer ärmlichen Zinszahlung und danken ihrem Schöpfer, daß es ihnen nicht noch schlechter ergangen.

Aber unsere Schuld soll zurückgezahlt werden, und trifft es nicht auf Tag und Jahr zu, was McCulloch bewirken zu können glaubt, so wird doch die Tilgung nicht um viel weiter hinausgeschoben werden. Aber selbst wenn sie dies würde, thäte das weder der Großartigkeit, noch der finanziellen Kühnheit der Idee Abbruch, die einen solchen Plan zur Kennzeichnung der Größe unserer Hülfsmitte und zur Beschämung der alten Welt in's Leben rief. Sei es uns vorläufig genug, daß kaum vier Monate nach dem Schluß des Krieges, nach hundert Tagen, vom Aufhören der wirklichen Feindseligkeiten an gerechnet, während drei Viertel-Millionen unserer Truppen verabschiedet, und der Regierung anderweitige unermeßliche Kosten bereitet wurden, während die Industrie noch durch den plötzlichen Umschwung der Geldverhältnisse gelähmt war, der Handel aus gleichem Grunde die schlimmsten Anfechtungen erlitt, daß während dieser Zeit, sagen wir, nicht allein an die Verminderung der Schuld gedacht, sondern auch ein wenn auch vergleichsweise kleiner Theil von ihr faktisch getilgt wurde. Dies ist die Errungenschaft, die große Thatsache, deren man in dem Gewirr der Zahlen kaum gewahr wird, und die doch den begabten Haushalter unserer Volksfamilie als den Mann stempelt, von dem man viel Außerordentlicheres noch erwarten kann als er selbst in Aussicht stellt.

Die nationalen Einkünfte werden von ihm als über ein Viertheil des ganzen Eigenthums dargestellt, und es ist auf diese Prämisse, welche der Zensus vollkommen bestätigt, hin, daß er die Steuerfähigkeit des Landes abschätzt. Liefert die Vergangenheit den richtigen Maßstab zu einer Aufstellung über den Fortschritt des Werthes von Eigenthum, sowie des unseres Erwerbs, so wird der des Letzteren in solchem Maße steigen, daß selbst das Zurücklegen von zweihundert Millionen per Jahr, im Jahre 1880 nur eine Bürde von einem








Procent des Gesammterwerbs, im Jahre 1890 nur Zweidrittel Prozent desselben ausmachen, die Schuld aber in entsprechend kürzerer Zeit ausgelöscht werden würde.' An diese Aufstellung knüpft er Vergleiche mit der Stellung Englands nach der Contrahirung seiner ungeheuren Schuld. Zwanzig Procent des Erwerbs der englischen Nation waren nach Fundirung seiner Schuld erforderlich, um die Kosten der Reichsverwaltung und die Zinsen aufzubringen, und diese Rate ist jetzt durch den Mehrerwerb auf elf Procent ermäßigt. Die amerikanische Nation beginnt dahingegen, wenn die Vorschläge McCulloch's adoptirt werden, mit einer Zahlung von nur fünf Procent ihres Erwerbs, und bevor die Schuld erloschen, wird sie nur etwas mehr als ein halbes Procent desselben betragen. Und um dies zu verwirklichen, bedarf es keiner rascheren Entwickelung der Hülfsquellen unserer Republik, als die, welche sich während der letzten zwanzig Jahre, inmitten häufig gestörter Geldverhältnisse und eines verheerenden Krieges, entfaltet hat!

Der übrige und sehr voluminöse Theil des Finanzberichts handelt meistens über die Routine der verschiedenen Zweige des Departements, das Münzwesen und den Handel mit den früher insurgirten Staaten. Ueber jeden dieser Punkte spricht sich Herr McCulloch mit eminenter Sachkenntniß aus und befürwortet Reformen, deren Zweckmäßigkeit auch dem Laien einleuchtend ist. Ueber die Ertragungsfähigkeit der Nation, soweit es die Besteuerung angeht, tritt er eher als ihr Anwalt, denn als ehrgeiziger Financier auf, in welcher Rolle er wohl den letzten Deut zu erpressen suchen würde, um nur des Ruhmes theilhaftig zu werden, die Schuld in unglaublich kurzer Zeit getilgt zu haben. Er hat ein Comité, welches nicht allein alle produktiven Elemente der Nation, sondern auch die politische Parteistellung vertritt, ernannt, um das ganze Steuerwesen zu revidiren und als das Ergebniß der Untersuchung dem Congreß solche Vorschläge zu unterbreiten, durch welche die vielen aller Volksthümlichkeit entbehrenden Punkte des jetzigen Systems ausgemerzt werden und der häufigen Defraudation in den Weg getreten wird. Trotz der Aufhebung mancher jetzt getragenen und äußerst unpopulären Last, glaubt Herr McCulloch doch durch erhöhte Schärfe gegen Diejenigen, welche das Steuergesetz immer noch zu umgehen wissen, einen Mehrbetrag von 50 bis 60 Millionen per Jahr zu erzielen. Bei einem um mindestens hundert Millionen unterschätzten Ertrag der Steuer zeigt das Budget des Ministers für das nächste Fiskaljahr doch einen reinen Ueberschuß von 112 Millionen. Ein solches Resultat mit Ablauf des zweiten Jahres nach vollendetem Kriege würde absolut unglaublich erscheinen, wenn nicht Zahlen, von deren Richtigkeit Jeder sich überzeugen kann, die Angabe alles Zweifels entkleideten. Obgleich er es nicht ausspricht, dürften doch die von Herrn McCulloch gemachten Vorschläge zur Fundirung des Courants und allmäligen Tilgung der Nationalschuld die Bedingungen repräsentiren, unter welchen er sein Portefeuille behalten will. Sie räumen ihm eine fast maßgebende und daher gefährliche Gewalt über den Geldmarkt und den mit diesem so innig verwobenen Handel ein; sie schaffen eine Macht, die sich viel krasser zum Nachtheil







der Gesammtheit verwenden läßt und die viel tiefer auf die politischen Verhältnisse einzuwirken vermag als die, von der Herr McCulloch selbst im Berichte spricht, und dennoch möchten wir, trotz des früher beregten Dualismus, in welchem er sich bewegt, befürworten, daß sie ihm eingeräumt werde. Als Staatsmann und Politiker urtheilt er befangen, als Rechenmeister aber ist er groß, und als solchen nur brauchen wir ihn.

Wir gehen jetzt zu dem Bericht des Kriegsministers über, welchem der des General-Quartiermeisters hinzugefügt ist.

Edwin M. Stanton, der Kriegsminister, stand der Nation einmal viel näher, als Hugh McCulloch, trotz der großen Verdienste, welche dieser sich erworben hat und noch erwerben mag, ihr jemals stehen kann. Er trat sein Portefeuille zu einer Zeit an, wo Simon Cameron das Kriegsministerium mit dem übelsten Geruch umgeben hatte, zu einer Zeit, wo der schleppende Gang des Krieges und die Zerfahrenheit unserer Führer das Volk fast mit Verzweiflung erfüllten. Stanton wurde als ein Retter begrüßt. Unter seiner energischen Hand wurde Ordnung aus dem Chaos, wurden unsere Heere lebendig und Siege krönten unsere Fahnen. Aber bald hatte sein Glanz den Kulminationspunkt erreicht. Der Erfolg schien ihm den Kopf zu verdrehen. Statt sich dem Volke zu nähern, wozu sich ihm so mannigfache Gelegenheiten boten, wies er mit einer an Schroffheit grenzenden Kälte jedes Entgegenkommen zurück. Die dadurch hervorgerufene Entfremdung wurde, ohne sein Verschulden, durch die Obliegenheiten seines Amtes erhöht. Sein Name als Kriegsminister war es, den jede Ankündigung einer neuen Conscription trug, und den man auch unter den Verhaftsbefehlen gegen verdächtige und anrüchige Individuen fand, welche das Volk selbst inmitten des allgemeinsten Unsicherheitsgefühl nicht dulden wollte und durch die Wahlen von 1862 desavouirte. Herr Stanton hat sich die Gunst der Nation niemals wieder erwerben können. Man muß es ihm nachsagen, daß er auch nie um sie gebuhlt hat. Vielmehr stieg sein Benehmen an Schroffheit in dem Maße, wie er sah, daß dies ihm seine Popularität koste. Er ließ sich nie herbei, die unzähligen ungerechten Vorwürfe, die wider ihn erhoben wurden, zu entkräften. Er war gleich herrisch dem Mächtigen wie dem Einflußlosen gegenüber, bis gegen Ende des Krieges der einst gefeierte und bewunderte Kriegsminister der unbeliebteste unter unsern hervorragenden Führern war.

Die Geschichte wird nicht die Eigenthümlichkeit seines Wesens und nicht seine Launen aufbewahren, wohl aber ihm in der Beurtheilung der Ausführung seiner Amtspflichten einen Lorbeer winden. Sie wird auch nicht vergessen, daß einst, als nach großen Erfolgen unserer Heere der Friede durch die Zurücknahme der Emancipations-Proklamation erkauft werden konnte, Stanton allein es war, der Abraham Lincoln in seiner Weigerung unterstützte, daß er es auch war, der später, durch die Anwerbung Farbiger in den revoltirten Staaten, den Widerruf der Proklamation unmöglich machte. Und hätte er weiter nichts gethan, so würde deshalb schon die Nachwelt sein Andenken heilig halten.







Lassen wir uns durch die rauhe Außenseite dieses ehernen Charakters nicht irre machen. Schätzen wir den Mann, welcher selbst auf den Lohn der Popularität verzichtete, und nur in dem Bewußtsein, dem Vaterlande treu zu dienen, seine Befriedigung fand. Die Republik hat nie einen edleren Sohn gehabt, als Edwin Stanton. Als der Carnot Amerika's, als gewaltiger Organisator des Sieges, wird er ewig in der Geschichte leben.

Sein Bericht ist, wie der Grants, eine Beschreibung unseres großen Krieges. Er spricht in einfachen, ungeschmückten Worten; er zeichnet in Kreide, statt, wie Andere, in glühenden Farben zu malen. Seine kriegerische Taktik ist jedoch nicht die beste, denn statt der Plänkler schickt er in seinem Rapport gleich die schwerste Kanone voran. Voriges Jahr, sagt er, wies das Budget für das Kriegsministerium eine Summe von 516 Millionen auf, dies Jahr fordert es nur 33 Millionen. In dieser kleinen Nußschaale liegt der Kern der seit acht Monaten entwickelten Ereignisse. L'empire, c'est la paix", sagt Napoleon, und reducirt seine halbe Million Truppen auf zwei Drittel-Millionen; der Friede der Republik ist das Resultat der gänzlichen Unterwerfung ihrer Feinde, sagt Stanton, und schlägt vor, das aus einer halben Million bestandene Heer auf — fünfzig Tausend zu reduciren. Keine Beschreibung der geschickten Handhabung unserer Armee, keine Hervorhebung der gigantischen Anstrengungen, welche diese Nation gemacht, kein Hinweis auf die Größe des errungenen Triumphs, könnte ein beredteres Zeugniß geben, als jene einfachen Zahlen.

Wir wollen Herrn Stanton daher auch nicht auf den Kreuz- und Querzügen begleiten, welche er unsere Armeen machen läßt. Nur wenige Punkte bedürfen der Hervorhebung, um die Größe des Ganzen würdigen zu können. So mag es z. B. nur Wenigen bekannt sein, daß die Effectivmacht unserer Heere im Jahre 1864 bedeutend größer (um 60,000 Mann) war, als im Frühjahr 1865. Die Musterrollen in beiden Jahren wiesen resp. neunhundertsiebzig Tausend und neunhundert fünfundsechszig Tausend Mann auf. Ließ aber das letzte Jahr so sehr viel weniger Mannschaft auf dem Felde erscheinen, so wurde selbstverständlich ein um so größeres Contingent zu dem Dienst verwendet, den die inzwischen stattgehabte Erwerbung neuer und großer Territorien erheischte. Ueber die Anwerbung dieser gigantischen Armee theilt Herr Stanton die interessantesten Data mit. Beschäftigt uns jetzt die Frage, in wie kurzer Zeit ein Heer auf die Beine gebracht werden könne, um Insurrektionen im Süden oder Invasionen von draußen zu begegnen, so antwortet der Kriegsminister darauf, daß 1862, nach der Katastrophe auf der virginischen Halbinsel, achtzig Tausend Mann in vier Wochen angeworben, organisirt, bewaffnet, ausgerüstet und ins Feld geschickt wurden, daß verschiedene Male in Monatsfrist Heere von sechszig Tausend Mann Stärke in ähnlicher Weise aus dem Boden gestampft wurden, und daß die Staaten Ohio, Indiana, Missouri, Iowa und Wisconsin einmal neunzig Tausend Mann innerhalb zwanzig Tagen nach stattgefundenem Aufruf ins Feld stellten. Es ist auf diese Erfahrung hin, auf diese Kundgebungen des Patriotismus und der







Opferwilligkeit, sowie auch auf das vollendete System unserer Verbindungswege, daß der Kriegsminister die rasche und fabelhaft großartige Reduktion des Heeres als mit unserer Sicherheit durchaus verträglich ansieht. Seine Auffassung ist nicht zu sanguinisch. Das Aufstellen kleiner Garnisonen an zahlreichen Punkten der insurgirten Staaten dürfte den Anforderungen des Schutzes der Farbigen, der Mündeln der Nation, vollkommen genügen, wenn nur die Befehlshaber dieser Garnisonen ihrer Pflicht nachkommen wollen.

Ueber die Sanitätsverhätnisse der Heere des Bundes liefert der Medicinal-Direktor interessante Aufschlüsse. An Hospitälern hatten wir während der lebhaftesten Kriegsperiode zweihundert und vier, die zusammen einhundert sechs und dreißig Tausend Betten aufwiesen. Unter den weißen Truppen werden während des ganzen Krieges über eine Million Krankheitsfälle berichtet; aber die Pflege und Behandlung war trotz der fast unausgesetzten Bewegungen der Heere so gut, daß sich die Durchschnitts-Sterblichkeit nur auf acht Procent belief. Ueber die Sanitätsverhältnisse mit Bezug auf die farbigen Truppen liegen in dem Bericht keine Angaben vor. Man weiß nur, daß von den einhundert und achtzig Tausend Negern, welche unter die Fahne des Bundes traten, über ein Drittheil den Tod auf dem Felde oder im Hospital fand. Auch hier liefern die einfachen Zahlen wieder ein Zeugniß, dessen Stärke und Gültigkeit auch wohl der erbittertste Gegner der unglücklichen Race nicht bestreiten wird.

Spricht Stanton von dem Blut, welches die Nation vergossen, so liefert das ihm untergeordnete Bureau des Zahlmeisters den Nachweis über einen Theil des verwendeten Schatzes. Dreihundert und acht Millionen binnen Jahresfrist, und nur für Sold, das ist eine Summe, welche das ganze jährliche Budget Englands, mit seinen hochbezahlten Sinecuren, seiner über alle Welttheile sich erstreckenden Colonialverwaltung, seiner Flotte, seinem Heer und seinem Königthum, und nebenbei die Zinsen für eine aus viertausend Millionen bestehende Schuld deckt. Und doch ist dies nur ein Theil der Ausgaben des Kriegsministeriums, denn die sonst verwendeten Summen verdoppeln fast jenen Ansatz, oder erheben ihn doch auf fünfhundertvierundzwanzig Millionen! Ist jedoch der Eindruck dieser bloßen Summe noch nicht genügend, um die außerordentlichen Leistungen des letzten Kriegsjahres zu kennzeichnen, so schöpfen wir ihn sicherlich aus den Details der Verwendung eines Theils der nach Abzug des Soldes bleibenden Millionen durch das General-Quartiermeister-Amt, dessen Bericht wohl die überraschendsten Belege zu den Hülfsmitteln liefert, die wir während der Stunden unserer Prüfungen beanspruchen konnten. Die Darstellung des Fortschreitens unserer Heere durch ein feindliches und von seinen Bewohnern verwüstetes Land bedingt die Aufzählung der unter diesen Umständen zur Erhaltung der Unsrigen verwendeten Mittel, sowie zur Sicherung und Beschleunigung ihres Marsches, die absolut an das Unglaubliche grenzt, während andererseits die Uebertragung des Kriegsschauplatzes auf entfernte Punkte Errungenschaften hervorrief, die denen unserer militairischen Führer würdig zur Seit stehen, ja,






häufig sie übertreffen. Trotzdem z. B. der in Georgia zurückweichende Feind die Eisenbahnen hinter sich abgebrochen, wurden sie doch so schnell wieder erbaut, daß Sherman niemals länger als fünf Tage auf mit Truppen und Vorräthen angefüllte Wagenzüge zu warten brauchte. Sechshundert Mann des Ingenieur-Corps bauten die verbrannte 740 Fuß lange und 90 Fuß hohe Brücke über den Chattahoochee in vier und ein halb Tagen wieder auf, und dasselbe Detachement errichtete eine 625 Fuß lange und 75 Fuß hohe Brücke über den Etowah in sechs Tagen, wo es zur Zeit gänzlich an dem nöthigen Material fehlte. Während Sherman noch durch den verrätherischen Süden marschirte und Niemand wußte, wohin die mögliche Concentration feindlicher Kräfte ihn zwingen werde sich zu werfen, wurden zwei große Transportflotten für ihn in der Mitte des Winters ausgerüstet, eine nach Pensacola, die andere nach Hilton Head gesandt. Das war das einzige Mal, wo das Commissariat, durch die Verhältnisse gezwungen, im Dunkeln tappen mußte. Kaum war Sherman in Savannah angekommen, so wußte es wieder was zu thun. Wo immer das Bundesheer später erschien, da fand es Proviant, Waffen, Kleider und Schuhe. Niemals fehlte es an Transportmittel oder Vorräthen. Nach dem fernen Golf, dem unwirthbaren Westen und in das Herz der revoltirten Staaten wälzten sich unaufhaltsam die Produkte des Nordens, damit unsere Jungen versorgt würden. Uniformen, Ueberröcke, Strümpfe, Decken, Schuhe, Blousen, Hüte, Mützen, Hemden, Tornister und Feldflaschen, alle diese Artikel werden in dem Bericht nach Millionen gezählt, und doch zeigt der Abschluß, daß mit Ende des Krieges eine noch größere Menge dieser Sachen in unsern Zeughäusern aufgestapelt war. Als Transportmittel auf dem Meere allein benutzte das Departement 783 Schiffe, von einer Viertel-Million Tonnengehalt, und auf den Flüssen des Westens 600 Fahrzeuge. An Pferden, hauptsächlich für die Cavallerie, kaufte es durchschnittlich 150 Tausend das Jahr an, und eine fast gleiche Zahl von Maulthieren als Zugvieh. Die militairischen Eisenbahnen erstreckten sich über 1789 Meilen, und zu ihrer Befahrung verwendete man 365 Locomotiven und 4200 Wagen. An militairischen Telegraphen war 1864 eine Länge von 4900 Meilen hergestellt, und in dem letzten Kriegsjahre wurden diese um 3200 Meilen vermehrt. Für das Trainwesen wurden im Jahre 1864 14,500 Wagen angekauft und 1220 neue Ambulancen den Heeren beigegeben. Das Jahr 1865 bis zum Ende des Krieges machte wiederum ähnliche Anschaffungen nöthig, und noch hunderttausend Geschirre wurden angekauft. Die Rationen für die Truppen, namentlich aber das Futter für die Cavallerie-Pferde und Zugvieh werden durch fabelhafte Zahlen repräsentirt, aber während Alles in einem Dutzend Richtungen zu gleicher Zeit und über Tausende von Meilen transportirt werden mußte, kam es während des letzten Kriegsjahres nur äußerst selten vor, daß die Rationen auf einen oder zwei Tage gekürzt wurden. Das ganze System der Versorgung und Verpflegung scheint den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben, und weder die Kühnheit der feindlichen Guerillas, noch der durch die starke Benutzung hervorgebrachte schlechte Zustand mancher Bahnen konnte ihm Abbruch thun.







Noch ein Wort über die Versetzung von Heeren nach entfernt liegenden Punkten. Auf dem Meere waren unsere Hülfsmittel selbstverständlich der Dringlichkeit der Lage vollkommen angemessen, da die Handelsflotte der Regierung zu jeder Zeit die reichsten Hülfsmittel bot. Wie groß diese waren, geht daraus hervor, daß nicht weniger als achtzig Tausend Mann Truppen mit Gepäck, Vorräthen, Waffen, Geschütz, Munition und Train sich zu einer und derselben Zeit auf dem Meere befanden. Kleine Heereskörper von 20 bis 30,000 Mann wurden sehr häufig an Tausend Meilen über See gebracht, und fast alle im Golf-Departement erforderlichen Cavallerie- und Zugpferde wurden von nördlichen Häfen dorthin gesandt. Der Landtransport war jedoch ungleich schwieriger. Freilich wurden hie und da neue Bahnen erbaut, und schon vorhandene durch Zweigbahnen mit einander verbunden, doch hielt man sie im großen Ganzen für nichts weniger als den Auforderungen der Situation entsprechend. Wenn es dennoch dem Quartiermeisteramt gelang, die dem General Hooker von der Potomac-Armee zugetheilten Corps (23,000 Mann) in weniger als acht Tagen von Washington nach Tennessee zu versetzen, und Schofield nach der Vertreibung Hood's von Nashville in elf Tagen mit 15,000 Mann den Tennessee und Ohio hinauf über die schneebedeckten Alleghannen — auf diesem krummen Wege im Ganzen eine Strecke von 1400 Meilen — nach Washington zu übertragen, so dürfte man wohl umsonst in den Kriegen der Neuzeit nach einem Beispiel suchen, das der hier entfalteten Thatkraft und der hiesigen systematischen Organisation des Beförderungswesens die Spitze bieten kann. England und Frankreich, alte im Kriege geübte Nationen, werden diesen Erfolgen gegenüber das elende Fiasko noch lebhafter empfinden müssen, welches sie trotz aller ihrer Hülfsmittel mit ihrem Transportsystem im Krimkrieg machten.

Wir kommen jetzt zu dem letzten der vor uns liegendenden Berichte, dem des Marineministers Gideon Welles.

Herr Welles ist der Nation kaum mehr als dem Namen nach bekannt. Auch bevor er bei dem Regierungsantritt Lincolns das Flottenportefeuille übernahm, erfreute er sich keiner Prominenz als Politiker, Staatsmann oder Gelehrter. So wenig wußte man von ihm, daß manche unserer Leser sich wohl des etwas profanen Witzes erinnern werden, der damals mit Bezug auf ihn die Runde in der Oppositionspresse machte. Man wollte ihm in seinem Heimathstaat nachgeforscht haben, und entdeckte, daß er schon vor mehreren Jahren gestorben; doch hatte man noch an dem früher von ihm bewohnten Hause das Symbol seines Gewerbes, ein Schild mit einem riesigen Stiefel, gefunden. Weshalb Herr Lincoln gerade ihn wählte, während doch andere in dem Marinefach bewanderte, prominente Mitglieder seiner Partei Anwartschaft auf den Posten erheben konnten, ist nie in befriedigender Weise erklärt worden. Herrn Welles' „Eisenpanzer" ließ Witz und Malice jedoch zu Schanden werden. Er nahm so ruhig die Verantwortlichkeit der Führung eines ihm zugleich unbekannten und so überaus wichtigen Amtes auf seine Schultern, als handelte es sich um die ge-






wöhnlichste Geschäftssache. Glück und Ungemach verfolgten ihn abwechselnd. Die Siege bei Hatteras und Hilton Head waren seine Siege, insofern er als Marineminister die Mittel zu deren Erringung beschafft. Die Trent-Affaire warf einen Nimbus des Ruhmes auf seinen Scheitel, trotzdem Wilkes sie auf eigene Faust eingeleitet. Aber der Merrimac nahm ihm alle Glorie. Während die Rebellen mit ihren geringen Ressourcen ein Schiff hergestellt, welches sich ungefährdet unter die Kanonen der unsrigen legen und endlich diese wie ein Kartenhaus zertrümmern konnte, hatte er, Herr Welles, den Schlaf eines Rip van Winkle geschlafen. Freilich war es dem genialen Ericson gelungen, sich so weit Gehör zu verschaffen, daß es ihm gestattet wurde, das erste Experiment mit der Herstellung eines Monitors durchzuführen, und das von ihm gebaute Schiffchen rettete noch im entscheidenden Moment die Ehre der Nation; aber Welles war als ausgelöscht zu betrachten. Er gerieth nicht in Vergessenheit, denn die Thaten jedes rebellischen Kapers, das Erscheinen jedes Piratendampfers an unserer Küste, die Zerstörung jedes Kauffahrers wurde ihm aufgebürdet, weil man doch einen Sündenbock haben mußte; aber weder New-Orleans, noch Mobile, weder Fort Fisher noch Port Hudson ließ ihm auch nur den kleinsten Theil des dort errungenen unsterblichen Ruhmes zugute kommen. Die Nation lohnte einem bewährten, treuen Diener mit Undank. Gideon Welles hat große Fehler begangen, und noch größere Unterlassungssünden darf man ihm zur Last legen; doch sie sind kaum des Nennens werth in Vergleich zu denjenigen seiner Collegen. Seine Rechtfertigung, zu der er niemals, wenn ihn Vorwürfe von allen Seiten bestürmten, ein Wort geäußert, liegt in dem Wirken unserer Flotten. Instinktmäßig erkannte er die verdienstvollsten Offiziere, und gab ihnen trotz lauter Proteste die höchsten Vertrauensposten. Foote, Porter, Farragut, das sind die Männer, welche Welles Denjenigen vorzog, deren Beförderung der umfassendste Einfluß von ihm forderte, und wir Alle wissen, was sie geleistet haben.

Auch sein Bericht zeichnet die großen Begebnisse des letzten Kriegsjahres, wenn auch nur mit besonderer Berücksichtigung der Rolle, welche die Flotte in ihnen spielte. Im Uebrigen ist er ein Resumé des Fortschritts der letzten vier Jahre im Marinedepartement, und in dieser Eigenschaft emfiehlt er sich dem Laien wie dem Fachkenner. Der Bau einer Kriegs-Flotte ist bisher als eins der schwierigsten und zeitraubendsten Unternehmen angesehen worden. Die maritimen Großmächte Europa's: Rußland, Frankreich und England, deren Werften- und Schiffsbauhöfe zu jeder Zeit mit dem reichsten Material für den Bau neuer Schiffe ausgestattet waren, und die mit den geübtesten Arbeitern reichlich versehen, hielten es dennoch nie für möglich, in kurzer Zeit eine bedeutende Vergrößerung ihrer Flotte zu bewerkstelligen. Trotz der dringenden Anforderungen kriegerischer Perioden war das Erscheinen einiger neuer Linienschiffe dort immer ein Ereigniß, und England bewachte mit eifersüchtigen Augen die Marinehäfen Frankreichs, um, falls dieses den Kiel zu neuen Schiffen legte, nicht hinter ihm zurückzubleiben, damit man im Augenblick der Gefahr eine ähn-






liche Vermehrung aufzuweisen im Stande sei. Mit der Herbeischaffung der Mannschaft und der Heranbildung der Officiere war man dort nicht minder ungünstig gestellt. Um sich Matrosen zu verschaffen, machte Rußland es wie die übrigen nordischen Mächte — es konskribirte unter den seefahrenden Unterthanen, und das reichte in der Regel vollkommen aus, wenn auch das Material nicht immer das beste war. England, dessen Gesetze das Konskribiren nicht zugaben, wandte das dort wohl humaner erscheinende Mittel des Menschenraubs (pressgang) an, um seine Schiffe zu versehen, und zu Kriegszeiten war dort Niemand sicher davor, in nächster Nacht in die Theerjacke gesteckt zu werden. Seitdem man sich aber dieses Hülfsmittels entschlagen, haperte es gewaltig in der Bemannung von Schiffen, und während des Krimkrieges lagen bekanntlich viele derselben still, weil die Matrosen nicht aufzubringen waren. Was die Heranbildung der Officiere betrifft, von deren Tüchtigkeit selbstverständlich die Wirksamkeit einer Flotte gänzlich abhängt, so hat namentlich Frankreich darin die bittersten Erfahrungen gemacht, indem es sich über zwei Jahrzehnte, nachdem die Revolution die meisten der Flottenofficiere vertrieben, durch den Mangel an Erfahrung bei den Führern seiner Kriegsschiffe die tiefsten Wunden geschlagen sah. Was nun Amerika geleistet hat, um diese Erfahrungslehren zu entkräften, das geschah während der Administrationsperiode des Marinewesens durch Herrn Welles. Erhöhte die Einführung des Eisenpanzers für Kriegsschiffe noch die Schwierigkeiten des Baus derselben, so gebührt ihm auch eine um so höhere Anerkennung für die nach der durch den Merrimac erlittenen Schlappe aufzuweisenden unglaublichen Errungenschaften in dieser Richtung. Zweihundert und acht Schiffe, darunter viele, die es zu jeder Zeit mit den stärksten Panzerfregatten der alten Welt aufnehmen können, sind während des Krieges erbaut, vierhundert und dreizehn aus der Kauffahrerflotte angekauft und zu armirten Schiffen umgestaltet. Unsere aus über siebenzig Schiffen bestehende Panzerflotte hat Aufgaben gelös't, die Europa mit Bewunderung erfüllte. Hat sie eine Widerstandsfähigkeit entfaltet, die es sehr fraglich macht, ob nicht ein Montauk es mit einem Minotaur, ein Monahega mit einem Marengo erfolgreich aufnehmen könne, so liegen jetzt durch die Sendung von sechs dieser Schiffe nach dem Stillen Meere Beweise über eine Seetüchtigkeit derselben vor, zu welcher sich weder von Seiten Englands noch Frankreichs ein Vertrauen in die ihrigen äußert Unsere Puritan, Dictator und Dunderberg werden, wenn die noch existirenden Mängel beseitigt sind, die stärksten Schiffe der Welt sein, und unsere **hölzernen** Kriegsdampfer sind namentlich in ihrer Armirung den englischen so weit voraus, daß man nur auf den Kampf zwischen dem Kearsarge und der Alabama zurückzuweisen braucht, um unsere Suprematie festzustellen. An Matrosen besitzen wir ein Material, welches nicht der Bluttaufen, welche es vor Mobile, New-Orleans, Vicksburg, Port Hudson und auf dem Tennessee und Cumberland erlitt, bedurfte, um sich zu stählen, denn niemals wankte es in einem dieser feurigen Ordeale. Aus den sieben Tausend Theerjacken wurden einundfünfzig Tausend, und wie das Heer, so sind auch sie mit dem Schluß des Krie-







ges ihren früheren Kreisen zurückgegeben. Obgleich, wie in Frankreich vor der Revolution, auch hier die Flotte eine Versorgungsanstalt für den Adel des Südens war, und über dreihundert Officiere ihre Epauletts abstreiften, als Sumter fiel, gebrach es uns niemals an den richtigen Führern. Die Kaufmannsflotte gab uns auch in diesem Fach, was Annapolis nicht zu stellen vermochte. Die Namen der ausgezeichnetsten unserer Seehelden sind nicht allein den Listen der Marine-Akademie entnommen. Farragat, Dupont, Porter, Foote, Winslow und Cushing füllten die Blätter unserer Geschichte mit unerlöschlichem Ruhm, aber Boggs und Craven und Flemming und Miller standen ihnen nicht nach an Muth und Patriotismus, und auch ihre Thaten werden ewig leben.

Es ist ein stolzes Denkmal, welches Gideon Welles durch diesen Bericht sich setzt, stolzer noch weil die natürliche Bescheidenheit dieses Mannes ihn keines der Mittel zur Selbstverherrlichung benutzen läßt, welche die Geschichte unserer Flotte ihm in so reichem Maße bietet. Er mag als Charakter unscheinbar neben der gigantischen Gestalt Stanton's sein; aber er war ein treuer Patriot, ein fleißiger Arbeiter und ein gewissenhafter Diener des Volkes.

Alba's Abschied.

Von Caspar Butz.

Zu Amsterdam auf der Heerengracht,
In seines Palastes Saale,
Der düst're Würger bei sinkender Nacht
Sitzt einsam beim Abendmahle.
Im Glase der rothe Wein von Burgund,
Es nippet ihn nicht der geschlossene Mund,
Er sieht nicht die Schüsseln, die vollen;
Er hält in der Hand von Simancas den Brief,
Er starret hinein mit den Augen, die tief
Unter buschigen Brauen rollen.

„Und das ist der Dank aus Königes Hand!"
Beginnt er und knittert das Schreiben;
Ich trug die Fackel durch's Niederland,
Ich hetzte beim Ketzertreiben.
Wild war die Jagd, der Himmel glühroth,
Voran ritt Alba, der grimme Tod,
Die Sense zum Mähen geschwungen.
Wer die Messe nicht höret, sein Grab ist bereit;
So knickt man die Blüthen der neuen Zeit,
Die auf Ketzerboden entsprungen."







„Ich traf sie in's Herz, die Rebellenbrut,
Mich kennen die Städte und Fluren.
Von der Staaten Schilde wusch ich mit Blut
Die befleckenden Ketzerspuren;
Mein Name wird leben im Niederland,
Im Ardennenforst und an Seelands Strand,
Und nimmermehr wird er verhallen.
Und nun! da gezügelt das wilde Roß
Für den Reiter fern in Simancas Schloß,
Muß Alba, der Mächtige, fallen!"

Er sinnet, brütet und murmelt dann
Vom Undank fürstlicher Laffen;
Im ganzen Jahrhundert der einzige Mann,
Nur er, der aus Eisen geschaffen!
Nur er, dem nie das Herz in der Brust
Aufzuckte in Mitleid, in Schmerz oder Lust,
Der Henker des Menschengeschlechtes!
Als vor seinem Geiste sich breitet sein Thun,
Da lachet er grimmig: „Nun kann ich ruh'n,
Ich sah das End' des Gefechtes!"

Da klingt's in der Halle wie Sporengeklirr,
Auf fliegt die vergoldete Pforte.
Ein dumpfes Gemurmel, ein Stimmengewirr
An diesem gefürchteten Orte!
„Wer wagt es?" so donnert des Feldherrn Mund.
„„Verzeiht, Herr Herzog, die böse Kund',
Wie sehr sie die Brust auch belaste!
Graf Bossu gefangen und Alkmaar befreit,
Die Flotte der Geusen zehn Meilen nur weit,
Mit Oraniens Flagge am Maste!""

Ein Ritter spricht's, der in Ehrfurcht sich bückt,
Und harret des Worts des Besiegten;
Sein Harnisch voll Beulen, Hutfedern geknickt,
Die jüngst noch im Seewind sich wiegten.
Durchbohrend auf ihn ist der Blick gebannt,
Den Niemand noch aushielt im Niederland,
Als woll' er die Wahrheit beschwören
„Don Juan d'Avila", so herrscht er ihn an,
„Bist fahnenflüchtig du, wehe dir, Mann!
Nun rede, dein Feldherr will hören!"






Und wieder verneigt sich der Ritter und spricht:
„Verfahret mit mir nach dem Rechte.
Wir trafen die Geusen im Dämmerlicht,
Des Morgens, bereit zum Gefechte.
Wo der Zuydersee seine Wogen schlägt
An die Deiche bei Horn, so sturmgefegt,
Da lag sie, der Ketzer Flotte;
Auf dem Deck schon der Anker, die Segel gespannt,
Boothaken und Speere in nerviger Hand
So stürmte heran nun die Rotte.“

„S' sind Teufel, Herr Herzog, nicht Christen mehr,
Die wild'sten der Wassergeusen;
Aus Seelands Buchten fuhren sie her,
Ein Strom, dem geöffnet die Schleusen.
An der Mütze den Halbmond, das freche Symbol,
„Lieber Türk' als Papst!“ klang rauh es und hohl
Ueber des Meeres bewegte Wellen.
Nur eine Salve von Kiel zu Kiel,
Wie die Windsbraut dann sind sie schon am Ziel,
Daß die Planken an Planken zerschellen.“

„Bald flog unsre Flotte wie Spreu vor dem Sturm,
Geblasen in jede Weite;
Doch immer noch ragte, ein fester Thurm,
Das Admiralschiff im Streite.
Noch weht von der Gaffel der „Inquisition“
Das Tuch von Castilien und Leon
Hernieder auf Wogen und Leichen;
Vier klammerten fest sich am hohen Bord,
Vier Geusenschiffe, nie ras'te der Mord
So furchtbar in Spaniens Reichen.'

„Ein Löwe im Kampfe, so stand der Graf,
Bis daß ihm der Schwertarm erlahmet;
Vier Tiger bekämpften wir wacker und brav,
S' war ein Schlachtbild, von Dünen umrahmet.
Das Steuer hing müßig in Ruh und Rast,
Die flatternden Segel, sie schlugen den Mast,
Wir trieben zum Strand im Gefechte.
Doch haben die Tiger uns übermannt,
Den Löwen gefangen — ich kam noch an's Land,
Herr Herzog, nun thut nach dem Rechte.“





Und finster hört Alba die Unglücksmähr,
Kein Laut entfährt seinem Munde;
Kein "No es nada!" *) murmelt er mehr
Bei dieser blutigen Kunde.
Er winket dem Ritter, zu meiden den Saal;
In dem Herzen von Eisen wüthet die Qual,
Die Qual der vernichteten Träume;
Besiegt und erobert die „Inquisition",
Auf dem Decke tanzen die Geusen, voll Hohn
Brauf't ringsum des Meeres Geschäume.

Er starrt in der Ampel röthlichen Strahl,
Wie Blut erscheint ihm ihr Leuchten.
Es faßt ihn ein Schauder, zum ersten Mal
Angsttropfen die Stirne ihm feuchten.
Bereit schon der Wagen zur Fahrt in's Exil.
Gescheitert am blutig erstrebeten Ziel,
Fühlt er, wie die Todten ihn packen;
Besiegt von der Zeit, spricht der greise Mann:
„Requesens mag beugen nach mir, wenn er kann,
Diese störrisch germanischen Nacken."

*) „Es ist Nichts!" Alba's gewöhnliches Wort beim Empfang schlechter Nachrichten.

Musikalische Revue.

Von Th. Hagen.

Der Jahreswechsel, wie auch die Tage, die ihm unmittelbar vorangingen und folgten, boten wie immer sehr wenige musikalische Anhaltspunkte für die Besprechung. Am Weihnachtsabende wurde Händel's „Messias" in der üblichen Weise von der Harmonic Society aufgeführt. Herr F. L. Ritter dirigirte. Daß er uns nicht das ganze Werk gab, war wohlgethan. Es sind die großartigen Chöre, welche diese Schöpfung, wie die meisten Werke auf diesem Gebiete, ja selbst auf dem der Oper, noch lange hinaus über die Zeit ihrer Entstehung erhalten. In den Solostücken unterliegen die meisten Komponisten dem herrschenden Einflusse der Zeit, in welcher sie ihre Werke schaffen. Man wird Mozart's „Zauberflöte" noch lange geben, selbst wenn man die Papagenogeschichte und die Capriolen der „Königin der Nacht' ungenießbar finden wird.

Die Truppe des Herrn Bateman kehrte nach einer sehr erfolgreichen Rundreise im Westen und Osten zu uns zurück. Sie gab auch hier wieder drei sehr





stark besuchte Concerte in der Academy of Music. Man hörte den Künstlern an, daß ihre Kräfte sehr stark angespannt worden sein müssen. Namentlich schien uns das Organ der Frau Parepa sehr angegriffen zu sein. Sie leistete in künstlerischer Beziehung bei Weitem Geringeres, als bei ihrer ersten Anwesenheit in unserer Mitte. Ihr Ansatz war lange nicht bestimmt genug, man hörte oft die beliebten Doppeltöne, die uns namentlich bei einer so gebildeten Sängerin überraschten. Ihr Repertoir hat sich wenig verändert. Freilich war das wohlbekannte Proch'sche „Alpenhorn" eine Zugabe; aber dies scheint uns denn doch eine etwas zu starke Concession an den Geschmack der Masse zu sein. Ueberdies war das Arrangement für das Cornet nur genügend um das Ding noch gemeiner zu machen. Herr Levy spielte wie immer mit großer Bravour. Aber was er spielt, hat, vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, gar keinen Werth. Und über das Wie ließe sich auch noch Manches sagen. Sein Ton ist nicht edel, und sein Vortrag erinnert so ganz und gar an die in den gebildeten Kreisen Europa's schon längst überwundene Periode des reinen Virtuosenthums. Das Instrument ist schon an und für sich nicht genügend, tiefe Sympathieen zu erregen, aber wir in New-York wissen aus eigener Erfahrung, daß es unter künstlerischen Händen und unter dem Einflusse eines gebildeten Geschmacks von Seiten des Vortragenden freundliche, ja sogar künstlerische Stimmungen hervorrufen kann.

Herr Rosa ist nach wie vor der Violinist der Truppe. Der noch sehr junge Mann hat tüchtige Studien gemacht; aber wir glauben nicht, daß sie in dieser Hetzjagd des Concertirens, wie er sie jetzt anstellen muß, zu erfreulichen Resultaten führen können. Was die Vorträge des Pianisten Herrn S. B. Mills anbetrifft, so zeichneten sie sich wie immer durch Solidität und große Technik aus; es dürfte übrigens einmal Zeit sein, daß der wirklich bedeutende Künstler etwas Anderes spielte, als seine „Tarantelle" und Liszt's „Racokzy-Marsch".— Herr Anschütz dirigirte das Orchester in seiner tüchtigen Weise; eine etwas bessere Auswahl in den Ouvertüren hätte wohl nicht schaden können.

Auch der Pianist Herr Wehli ist zu uns zurückgekehrt, und wahrscheinlich um manche Erfahrung reicher. Man spricht von seiner Mitwirkung in einem der Philharmonischen Concerte in New-York, auch will er selbst Concerte geben. Seine eigenen Compositionen, von denen jetzt mehrere bei Brainard in Cleveland und Ditson in Boston erschienen sind, geben ihm wenigstens Gelegenheit, seine eigenthümliche Technik anzuwenden. Was die Sachen selbst anbetrifft, so spiegeln sie die Ambition des Verfassers auf's Getreueste wieder, die keine andere ist, als zu amüsiren. Er ist eine Art Gottschalck, nur bei weitem nicht so gut und abgerundet.

Die französische Truppe, welche augenblicklich hier weilt und mit Sehnsucht der Eröffnung des neuen für sie jetzt im Bau begriffenen Theaters in der vierzehnten Straße entgegensieht, hat sich auch an die Darstellung einer komischen Oper gewagt, und zwar einer der besten, die in den letzten dreißig Jahren für die französische Bühne geschrieben sind. Halevy's "L'éclair" war die erste erfolg-






reiche Oper, welche er für die Opera comique in Paris schrieb, und in einem gewissen Sinne ist sie seine einzige. Hier tritt seine ursprüngliche Sprödigkeit, sein steifes Gebahren im Melodischen, seine Forcirtheit und Geschraubtheit, die uns namentlich in seinen großen Opern (die „Jüdin" natürlich ausgenommen) entgegenleuchtet, auf eine wohlthuende Weise zurück. Er wird darin populär ohne trivial zu sein. Einige Nummern in der Partitur sind von einer außerordentlichen Grazie, und über dem Ganzen liegt ein Hauch der Poesie, den wir in seinen übrigen Werken vergebens suchen. Eigenthümlicherweise überlieferte er der Welt dieses Meisterwerk der komischen Oper, wie auch seine „Jüdin", ein anderes Meisterwerk der französischen großen Oper, in einem Jahre (in 1835). In diesen beiden Werken erreichte seine schöpferische Kraft ihren Höhepunkt, und sie allein stellen ihn in die Reihe der großen Meister unserer Kunst. Die andere Oper, an deren Darstellung sich die Franzosen wagten, war "Les Noces de Jeannette" von Victor Mussé, ein liebenswürdiges Werk, mit dem uns Ullmann schon vor einigen Jahren bekannt machte. In der Erfindung nicht immer frisch und lebendig, fesselt das Werk namentlich durch eine geistvolle Faktur und eine höchst liebenswürdige und kokette Ausdrucksweise. Freilich, alles dies muß verloren gehen wenn die Darsteller so wenig fähig sind, ihre Aufgabe zu lösen, wie es bei dieser Gelegenheit der Fall wär. Wir haben selten so viel Prätention mit so geringem Können vereinigt gesehen. Und dazu gesellte sich noch eine Stimmlosigkeit, die man schon im Vaudeville unerträglich finden würde. Die komische Oper stellt bekanntlich an die Darsteller viel höhere Anforderungen als die tragische. In der Letztern kann eine starke Stimme schon einigermaßen Effekt machen, in der komischen Oper hilft die Stimme nichts, wenn sie nicht tüchtig geschult worden ist. Ueberdies muß eine feine, gewandte Darstellung hinzutreten, welche andeutet, daß sie von einem gebildeten Menschen ausgeht. Die komische Oper erfordert also ganz besonders tüchtige Kräfte für die Ausführung, und so lange diese nicht zu haben sind, sollte man an eine Introduktion derselben hier nicht denken.

Wir müssen noch eines tüchtigen Orgelspielers gedenken, der hier kürzlich mehrere Proben seiner Geschicklichkeit abgelegt hat. Der junge Mann heißt Warren, und hat in Deutschland studirt. Woher mag es wohl kommen, daß wir hier so wenige bedeutende deutsche Organisten haben? Die musikalische Erziehung des deutschen Künstlers scheint wirklich das Orgelspiel mehr zu vernachlässigen, als im Interesse einer allseitigen tüchtigen Erziehung wünschenswerth ist. Man übt in der Regel das Klavier, oder die Violine, oder das Cello, aber an ein eigentliches Ergründen der großartigen Ressourcen der Orgel und der Werke, die dafür geschrieben sind, denken die meisten jungen Schüler nicht. Es scheint ein Mangel an Sympathie obzuwalten, der vielleicht in der Schulerziehung seine Begründung findet. Aber der angehende Künstler sollte nie vergessen, daß die Kultur des Orgelspiels eine rein musikalische Frage ist, die mit der Religion oder mit der Schule gar nichts zu thun hat. Man kann ein tüchtiger Orgelspieler, und braucht dennoch kein religiöser Duckmäuser zu sein.







Die Herren Mason und Thomas haben ihre Soireen für Kammermusik begonnen. In der ersten schon boten sie uns ein recht fesselndes Programm:

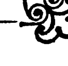
Quartett in G, No. 1 .... Mozart
(gespielt von Herrn Theodor Thomas, Mosenthal, Matzka und Bergner.)
Trio in D, op. 70, No. 1 .... Beethoven
(Mason, Thomas, Bergner.)
Sextett in B, op. 18 .... Brahms
(Thomas, Mosenthal, Matzka, Bergner, J. Heß und H. Mollenhauer.)

Das Quartett wurde vorzüglich gespielt, und machte einen höchst erfrischenden Eindruck, wie Alles, was von der anmuthigen Muse Mozarts ausfließt. Das Trio von Beethoven ist in der Ausdruckweise höchst dramatisch, und reflektirt die mannigfachsten Seelenzustände, die aber nicht immer in ihrer ganzen Bedeutung zur Geltung kamen, und zwar in Folge einiger Unebenheit in der Ausführung, namentlich von Seiten des Pianisten. — Das Sextett muß Herr Brahms schon vor längerer Zeit geschrieben haben, es steht in der Durchführung durchaus nicht auf der Höhe, die er z. B. in seinen Serenaden für Orchester innehält. Es hat eine gewisse Lebendigkeit und Wärme im Ausdrucke, denen wir in der Regel nicht zu oft in den Werken dieses Componisten begegnen; aber das Ganze ist zu wenig ausgearbeitet. Die großen Hoffnungen, welche Schumann einst für diesen auf jeden Fall genialen Künstler anregte, haben sich noch immer nicht verwirklicht.

Wir können unseren Bericht nicht besser, als mit einer Notiz über die Symphonie-Soiree des Herrn Theodor Thomas schließen, welche nicht blos eine der besten der diesjährigen Saison, sondern überhaupt eine so gute war, wie Herr Thomas sie uns noch nicht geboten hat. Das Programm namentlich war ein mustergültiges, wie unsere Leser sofort sehen werden.

Symphonie in C, op. 30 .... Bargiel
Arie "Ah! perfido" .... Beethoven
(Mlle. Parepa.)
Fantasie in F-moll, op. 49 .... Chopin
(Herr Carl Wolfsohn.)
Volkslied, gesungen vom .... Liederkranz
Melosinen-Ouvertüre .... Mendelssohn
Arie "If guiltless blood be your intent" (Susanna) .... Händel
(Mlle. Parepa.)
Fantasie. Für Piano, Chor und Orchester .... Beethoven
(Herr Carl Wolfsohn, Liederkranz und Orchester.)

Die Symphonie wurde hier zum ersten Male gespielt, und wir können deshalb nur über den allgemeinen Eindruck sprechen, den sie machte. Dieser war ein günstiger. Wenn irgend etwas, so ist es die Meisterhand, die uns sofort aus der Behandlung und Durchführung der Themen entgegentritt. So für großes Orchester zu schreiben, ist nur wenigen Componisten der Gegenwart ge-




geben. Es liegt etwas Kräftiges, Gesundes in dieser Musik, die, wenn sie auch den melodischen Reiz der großen Meister der Symphonieenkünst entbehrt, doch durch einen gewissen Ernst, eine gewisse Würde, dann und wann durch einen gewissen Pomp zu imponiren weiß. Das Motiv des ersten Satzes ist etwas trocken, aber Bargiel versteht die mannigfachsten Gebilde zu gestalten. Freilich, wenn man bedenkt, was Beethoven mit den paar Tönen im ersten Satz der C-moll-Symphonie zu machen wußte, so müssen die Bargiel'schen Gebilde nur unbedeutend erscheinen. Der Zauberstab Beethoven's konnte berühren was er wollte, und Lebens- und Geistesfrische sprangen daraus hervor. Aber wir sollten uns wohl hüten, an die Werke unserer Tage den Beethoven'schen Maßstab zu legen. Bargiel, wie die meisten seiner Genossen, ist und kann nichts Anderes als ein Epigone Beethoven's sein, und auch darin liegt schon ein Verdienst. Auf jeden Fall aber ist etwas von dem Beethoven'schen Geiste auch in dieser Symphonie Bargiel's, und dies stempelt den Componisten zu den besten seiner Zeit.

Die Beethoven'sche Arie wird hier selten gesungen, vermuthlich weil sie eine große Künstlerin erfordert, um damit beim großen Publikum Effect zu machen. Und eine solche Künstlerin war an dem Abende dieses Conzerts gefunden. Der langen und schwierigen Arie wurde von ihr in jeder Beziehung Genüge gethan. Mlle. Parepa zeigte im Vortrage dieser, wie auch der Händel'schen Arie, was sie auch mit der Lösung wirklicher Kunstaufgaben effektuiren kann. Der Pianist des Abends war Herr Carl Wolfsohn aus Philadelphia, der schon mit der Wahl der von ihm vorgetragenen Compositionen sich selbst und die Kunst ehrte, der er sein Leben gewidmet hat. Es war eine gute Idee, einmal wieder die Beethoven'sche Fantasie in die Oeffentlichkeit zu bringen. Man könnte sie den ersten Versuch Beethoven's nennen, die Ode an die Freude zu schreiben. Was er später in der neunten Symphonie geliefert hat, wird hier angedeutet. Es sind Variationen über dasselbe Thema, freilich bei weitem nicht so großartig wie in der Symphonie. Ob das Clavier die Aufgabe lösen konnte, namentlich in dieser Combination, ist eine andere Frage. Beethoven muß wohl selbst das Unzulängliche dieser Zusammenstellung (Piano, Chor und Orchester) empfunden haben; der letzte Satz seiner neunten Symphonie spricht dafür.

Herr Wolfsohn löſ'te die schwierige Aufgabe, die er sich an diesem Abende gestellt hatte, als der tüchtige, bescheidene und strebsame Künstler, als welchen wir ihn kennen gelernt haben. Er documentirte nicht bloß genügende Technik, sondern auch eine feine Auffassung. Nur sein Anschlag, namentlich in den Forte-Stellen der Chopin'schen Fantasie, gefiel uns nicht immer.







Literarisch-artisches Feuilleton.

Von J. W.

Wenden wir uns heute zur deutschen Schaubühne, so begegnet uns da fast ganz dieselbe Erscheinung, welche wir neulich auf dem Gebiete der Roman-Literatur zu beobachten Gelegenheit hatten. Die Produktion ist außerordentlich stark, doch die unendliche Mehrzahl der Stücke taucht nur auf, um sofort wieder in Vergessenheit zu gerathen. Selten daß ein deutsches Original, wenn es nicht von einem sehr renommirten Autor herrührt, auf mehr denn zwei bis drei Bühnen gegeben wird; aber selbst die Stücke dieser renommirten Autoren, welche die Runde über ein Dutzend oder mehr Bühnen machen, verrathen nur höchst ausnahmsweise einige Lebensfähigkeit. Im günstigsten Falle behaupten sie sich für die Dauer einer ganzen Saison; in der nächsten spricht Niemand mehr von ihnen. Wer an diesem für die deutsche dramatische Bühnenliteratur gewiß sehr wenig ersprießlichen Zustande die Schuld trägt, die Dichter, das Publikum oder die allerdings ganz eigenthümlichen Theaterverhältnisse, können wir hier nicht untersuchen. Wahrscheinlich fällt das beklagenswerthe Resultat allen Dreien zur Last. Seit Hebbel und Ludwig mit Tode abgegangen, Gutzkow verstimmt der Bühne den Rücken gewandt und zuletzt in tiefe Melancholie verfallen, Laube endlich in dem mit der praktischen Leitung einer großen Bühne verknüpften Geschäftsdrange das geistige Schaffen gänzlich vergessen, gebricht es der deutschen dramatischen Dichtkunst ganz an hervorragenderen Leitern und allgemein respektirten Vertretern. Zwar hat es nicht an Bewerbern um die vakanten Ehrenplätze gefehlt, dramatische Dichter waren immer im Ueberfluß vorhanden — keinem gelang es inzwischen, sich für die Dauer in der vielleicht durch einen augenblicklichen Erfolg eroberten Stellung zu behaupten. Unter den deutschen Dramatikern jüngeren Datums, d. h. denjenigen, die erst seit dem Jahre 1848 wenn auch nicht gerade für die Bühne zu schreiben begannen, so doch erst seit dieser Zeit zu Ruf gelangten, steht Gustav Freytag obenan. Zu Anfang der fünfziger Jahre versprach man sich von ihm große Dinge. Seine „Valentine“, seine „Journalisten“, ganz besonders aber sein „Graf Woldemar“ waren bedeutende Erscheinungen, wie seit den um 10 — 14 Jahre früher ans Licht getretenen dramatischen Erstlingswerken Gutzkow's und Laube's nichts Besseres geschaffen worden. Mit Spannung erwartete man weitere Arbeiten Freytag's und wartet heute noch, da er seine Bühnenthätigkeit ganz plötzlich abbrach. Allerdings trat er vor 4 bis 5 Jahren noch einmal mit einer Tragödie: „Die Fabier“, hervor, der viel Ruhm gespendet wurde, und die sogar den vom Könige von Preußen ausgesetzten Schillerpreis erhielt, leider aber kaum als praktische Bereicherung des Bühnenrepertoirs anzusehen sein dürfte, da sich nur wenige Hofbühnen an ihre Aufführung heranwagten und das Resultat dieser Aufführungen ein keineswegs ermuthigendes war. Robert Prutz, der mit seinem „Moritz von Sachsen“ einstens schöne Hoffnungen weckte, hat sich längst von



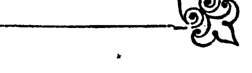




jeder Bühnenthätigkeit zurückgezogen; vielleicht mochte ihm sein scharfer kritischer Blick sagen, daß ihm doch manche wichtige Eigenschaften des Dramatikers abgehen. Minder unbefangen in der Selbstbeurtheilung zeigt sich ein anderer hervorragender Kritiker und Literarhistoriker, Rudolf Gottschall, der seit 12 bis 15 Jahren unverdrossen für die Bühne arbeitet, in jeder Saison ein oder selbst mehrere Stücke zur Aufführung bringen läßt, ohne bis jetzt auch nur mit einem einzigen einen durchgreifenden Erfolg erzielt zu haben. Dabei lassen sich den Gottschall'schen Dramen bedeutende Vorzüge nicht absprechen; sie sind mitunter großartig angelegt, zeigen eine achtunggebietende Sauberkeit und Sachkenntniß in ihrer Ausführung; — nur Eines fehlt ihnen: jener warme Hauch der Poesie, der unwiderstehlich ergreift und fortreißt. Von Dingelstedt, dem einst viel gerühmten cosmopolitischen Nachtwächter, brauchen wir hier kaum zu reden, da seine beiden dramatischen Versuche: „Das Gespenst der Ehre" und „Das Haus der Barneveldt" eigentlich in die vormärzliche Zeit fallen und nur von mäßigem Erfolg waren. Inzwischen verschafften sie doch ihrem Urheber eine Stellung, in welcher er auf die Entwickelung unserer neuesten dramatischen Literatur einen großen Einfluß üben konnte und wirklich übte. Die Weimarer Mustervorstellungen klassischer Dramen und die Vorführung der Hebbel'schen „Nibelungen" sind die ehrenvollsten Monumente, welche Dingelstedt seinem Namen zu setzen vermochte.

Als ersehnter Messias der deutschen Schaubühne ward bei seinem ersten Auftreten Brachvogel begrüßt. Sein „Narciß" schlug fast ebenso gewittermächtig in die von französischem Gifthauch verdorbene Atmosphäre des modernen Conversationsdramas, wie einstmals Göthe's kerndeutscher „Götz" unter die Afterprodukte einer in der deutschen Bühnen- wie Romanliteratur sich breit machenden hypersentimentalen Ritter- und Räuber-Poesie. Aber mit dem ersten zündenden Blitz schien auch seine Kraft erschöpft; was nachfolgte, waren nur kalte Schläge. Brachvogel liefert fast für jede Saison ein neues Drama, wozu er den Stoff häufig seinen eigenen Novellen entnimmt; ein „Narciß" wollte bis jetzt nicht wiederkommen. — Eine ähnliche gigantische Kraft, die aber fast noch weniger zur Entwickelung gekommen, war Griepenkerl, dessen „Robespierre" seiner Zeit so gewaltiges Aufsehen machte. Das Stück kam nur selten zur Aufführung; wo man es jedoch unverstümmelt darstellte, war der Erfolg stets ein außerordentlicher. Leider hatte es bei der einen reifen Frucht sein Bewenden. Griepenkerl starb, wenn wir nicht irren, vor einigen Jahren, ohne die einst auf ihn gesetzten Hoffnungen gerechtfertigt zu haben.

Wie sich die österreichischen Dichter und Schriftsteller von denen des übrigen Deutschland immer durch besondere Eigenthümlichkeiten scharf unterschieden haben, so auch die Dramatiker. Nachdem der wirklich geniale und hoch poetische Grillparzer verstummt, waren es hauptsächlich in den vierziger und fünfziger Jahren drei österreichische Dramendichter, deren Ruhm die engen Grenzen der Heimath überschritt: Halm (Freiherr von Münch-Bellinghausen), Mosenthal und Prechtler. Halm hat durch seine „Griseldis" und




seinen „Sohn der Wildniß" eine Popularität erlangt, die zum Werth dieser krankhaft sentimentalen Dichtungen in gar keinem Verhältnisse steht. Entschieden besser ist der „Fechter von Ravenna", doch liegt dessen Stärke eigentlich auch nur in außerordentlichem Aufputz und tendenziösem Phrasengeklingel; so gewaltiges Aufsehen er zur Zeit seines Erscheinens machte, hat er sich heute, wo man die Bedeutungslosigkeit der politischen Phrase mehr und mehr einzusehen beginnt, fast schon überlebt. Was Halm seitdem für die Bühne geschrieben, ist völlig unbedeutend und rechtfertigt vollkommen die Ansicht, daß der Erfolg jener früheren Dichtungen großentheils einer verkehrten Zeitstimmung zuzuschreiben war. Mosenthal hat durch seine auf die französische, englische, amerikanische und italienische Bühne gewanderte „Deborah" in höherem Grade einen Weltruf erworben, als irgend ein anderer deutscher dramatischer Dichter der Gegenwart. Das Stück verbindet mit unleugbarem poetischem Schwung und theilweise sehr gelungener Charakterzeichnung eine vollendete Bühnenmache, und sein Erfolg kann als kein ganz unverdienter angesehen werden. Leider ließ es auch Mosenthal bei dem einen glücklichen Wurf bewenden, denn was er sonst, selbst einschließlich des „Sonnwendhofs", für die Bühne schrieb, würde ihm kaum den Ruf eines bedeutenden Dramatikers verschafft haben. Der letzte dieser drei österreichischen Dichter, Otto Prechtler, ist ein anmuthiges lyrisches Talent, das jedoch auch in seinen dramatischen Schöpfungen den lyrischen Ton vorwalten läßt. Prechtler hat ziemlich viel für die Bühne geschrieben, doch außerhalb Oesterreichs ist kaum eines oder das andere seiner Produkte je zur Aufführung gelangt.

In den letzten Jahren waren es hauptsächlich zwei süddeutsche Dichter, die sich auf der deutschen Bühne Eingang verschafft, und auf die man, wohl nicht ohne Grund, für die Zukunft bedeutende Hoffnungen setzt: Paul Heyse und Joseph Weilen. Im Gegensatz zu so manchen andern Dramendichtern, die vielversprechend begannen, dann aber plötzlich in ihrer Kraft erlahmten oder gänzlich verstummten, zeigt Heyse in seinen bisherigen dramatischen Arbeiten einen stetigen Fortschritt. „Die Sabinerinnen", in München mit einem Preise gekrönt, waren wohl eine schöne Dichtung, jedoch ohne dramatischen Erfolg, da sich der Autor mit den praktischen Bühnenbedürfnissen noch zu wenig bekannt gemacht. „Elisabeth Charlotte" hatte schon, was den „Sabinerinnen" fehlte; doch in seinem Bemühen, der Bühne gerecht zu werden, hatte sich der Dichter auf Abwege verloren und war allzu sehr in's Zerfahrene, Anekdotenhafte gerathen. Auch diesen Fehler wiederum vermied er in „Hans Lange", der als treffliches Zeit- und Charaktergemälde, mit einheitlicher, ächt deutscher Handlung und Tendenz, unser lebhaftes Interesse erregt und allenthalben die gebührende Würdigung gefunden. Zeigt das jüngste Heyse'sche Produkt: „Colberg", mit dem bekannten Patrioten Nettelbeck als Hauptfigur, wieder einen ähnlichen Fortschritt, so mag sich die deutsche Bühne zur Gewinnung eines solchen dichterischen Talents wahrhaft Glück wünschen. Auch Joseph Weilen ist allem Anschein nach ein Dichter, der nicht auf dem einmal gewonnenen Standpunkt stehen bleibt, und noch weniger zurückschreitet. Seine ersten dramatischen







Versuche, namentlich „Tristan und Isolde", verriethen schon das achtungswerthe Talent, litten jedoch an mancherlei Längen und Unebenheiten, die ihren Erfolg auf der Bühne beeinträchtigten. Dagegen ist sein neues Drama „Edda" ein ganz prächtiges farbenreiches Gemälde, das uns markige, lebensvolle Charaktere und eine ungewöhnlich spannende Handlung mit gut geschürztem und natürlich gelös'tem Knoten bietet. Auch Weilen's jüngstes Produkt: „Am Tag von Oudenarde", ein Festspiel, zur Feier der Einweihung des Prinz Eugen-Denkmals in Wien aufgeführt, hat ungemein angesprochen und zeigt in Anlage wie Ausführung den sinnigen Dichter und gewandten Dramatiker.

Zwei andere dramatische Dichter jüngeren Datums, auf die man gleichfalls bedeutende Hoffnungen setzte, scheinen dieselben nicht rechtfertigen zu wollen. Tempeltey, dessen „Klytemnästra" so großes Aufsehen machte und dem damals noch sehr jugendlichen, die Berliner akademischen Hörsäle frequentirenden Verfasser allerlei schmeichelhafte Auszeichnungen zuzog, läßt es sich jetzt als Privatsekretär des Herzogs von Coburg-Gotha wohl sein und geizt nicht länger nach dramatischen Lorbeeren. Mehr Zeug zu einem tüchtigen Dramatiker besitzt offenbar Hans Köster, aber auch ihm hat die fürstliche Protektion in München nicht sonderlich wohl gethan, denn er steht im Grunde genommen mit seiner neuesten Arbeit „Ulrich von Hutten" noch auf demselben Standpunkt wie mit seinem dramatischen Erstlingswerk „Columbus." Edler Styl, schwungvolle Sprache, Reichthum an Gedanken, dahingegen keine einheitliche tragische Handlung, kein regelrechter Bau, keine Steigerung und befriedigende Lösung!

Ein dramatischer Dichter von nicht gewöhnlicher Begabung war Wilhelm Wolfsohn, der sich ausschließlich an russischen und israelitischen Stoffen versuchte und namentlich mit seinem Drama „Nur eine Seele" Glück machte. Wären seine äußeren Verhältnisse günstiger gewesen, hätten ihn nicht Krankheit und Tod in den besten Mannesjahren ereilt, er hätte wohl die Fähigkeit besessen, der deutschen Bühne noch manche werthvolle Gabe zuzuwenden. Einer günstigeren, ja durchaus unabhängigen Lebensstellung erfreuen sich die beiden Dichter Redwitz und Putlitz, die ab und zu in der dramatischen Welt von sich reden machen, ohne gerade als besonders hell leuchtende Sterne gelten zu können. Oscar von Redwitz, als lyrischer Dichter schon früher vortheilhaft bekannt, machte mit seiner „Philippine Welser", einem oft behandelten Stoffe, viel Glück, ohne daß sich behaupten ließe, er habe ihm wesentlich neue Seiten abgewonnen, oder ihn durch ungewöhnlich glänzende poetische Strahlen zu verklären gewußt. Das Drama ist nicht frei von jener himmelsschmachtenden Sentimentalität, welche der Redwitz'schen Poesie überhaupt anklebt, aber gerade dieser Umstand mag in gewissen Augen zu seiner Empfehlung gedient haben. Die neueren dramatischen Arbeiten sind zwar in seiner engeren Heimath, Baiern, zur Aufführung gekommen, vermochten aber nicht einmal hier entschieden durchzugreifen. Fruchtbarer ist G. von Putlitz, der sich früher besonders mit der Abfassung kleinerer Lustspiele beschäftigte, die ihm mitunter vorzüglich gelangen, dann aber auch das Gebiet des höheren Dramas betrat, zu welchem Ende er






hauptsächlich Stoffe aus der brandenburgischen Geschichte benutzte. Seine Stellung als Intendant einer norddeutschen Hofbühne gewährt ihm für die Verbreitung seiner Stücke allerlei Facilitäten, wie sie andern Dramendichtern selten beschieden sind; gleichwohl ist ihm noch kein Wurf so entschieden gelungen, daß sich daran begründete Hoffnungen für die Zukunft knüpfen ließen. Das neueste Lustspiel: „Um die Krone", nach Art der französischen Intriguenstücke gearbeitet, verdient übrigens die vollste Beachtung und gehört in seiner Art immerhin zu den besseren deutschen Originalen. Einem jungen Weimarer Dichter, Alexander Rost, sind einzelne Dramen aus der thüring'schen Geschichte nicht übel gelungen; neuerdings hat er sich an einem „Boothwell" versucht. H. v. Meyern bewies in seinem „Heinrich von Schwerin", daß er die politische Phrase dramatisch zu verwerthen versteht, ließ es aber bei dem einmaligen Versuch bewenden. M. Solitaire, der geistvolle Novellist und glückliche Maler in Hoffmann-Callot'scher Manier, hat es zu verschiedenen Malen mit der dramatischen Schriftstellerei versucht, ohne daß die Bühne bis jetzt viel Notiz von ihm genommen hätte. Vor einiger Zeit ward gemeldet, daß er eine seiner gelungensten Erzählungen zu einem fünfaktigen Drama: „Das Wirthshaus im Walde" umgestaltet habe. Gerstäcker, der viel Gewanderte und mit der Feder wohl Bewanderte, schrieb früher und auch wieder neuerdings etliche Dramen, von denen jedoch wahrscheinlich keines soviel von der Welt sehen wird wie der Verfasser. — Eduard Rüffer hat mehrere Dramen geschrieben, neuerdings einen „letzten Römer" (Constantin Poläologos), doch ist es ihm noch mit keinem seiner Werke gelungen, bei den Bühnen durchzudringen.

Von dem bedeutenden Einfluß, welchen noch während des letzten Jahrzehnts die durch die Mächtigkeit und Vielseitigkeit ihrer schöpferischen Kraft immerhin höchst merkwürdige Birch-Pfeiffer auf die Gestaltung der deutschen Bühne geäußert hat, brauchen wir an dieser Stelle kaum zu reden. Noch hat sie die Feder nicht ganz aus der Hand gelegt, sie bewegt sie nur langsamer; gleichwohl erscheinen ihre Stücke schon etwas seltner auf dem Repertoir, und der einst in der Theaterwelt so hochgefeierte Name tritt allmälig in den Hintergrund. In zehn bis zwanzig Jahren werden, mit wenigen Ausnahmen, die Stücke der Birch-Pfeiffer zu den abgethanen Dingen gehören, wie heute die des einstmals gleich mächtigen Kotzebue oder seines Nachfolgers Raupach. Der außerordentliche Erfolg der Birch feuerte zu mancherlei Nachahmungen an; freilich fehlte den meisten der treffende Schnitt und die stets sattelgerechte Mache des Originals. Zwei jüngere Schriftsteller besonders geben sich große Mühe, der Meisterin etwas abzulernen. A. Krüger in Hamburg brachte es dahin, daß man mehrere seiner anonym in die Welt geschickten Dramen längere Zeit der Birch-Pfeiffer zuschrieb. Ganz offenbar unter Birch-Pfeiffer'schem Einfluß arbeitete ferner Arthur Müller, der während der letzten 8—10 Jahre historische Schau- und Lustspiele nur so aus dem Aermel schüttelte. Patriotische, meist spezifisch-preußische Stoffe, eine gewisse Leichtigkeit, um nicht zu sagen Leichtfertigkeit der Behandlung, eine in derben, greifbaren Umrissen gehaltene Charakteristik,






endlich ein fließender, freilich auch ziemlich hausbackener, pointenarmer Dialog verhalfen den Müller'schen Stücken rasch zu bedeutender Popularität und machten sie in den Augen der Bühnenvorstände zu gesuchter Waare. Doch Arthur Müller überschätzte das ihm verliehene Pfund und trieb damit zu handgreiflichen Wucher. Seine Stücke wurden immer zahlreicher, aber auch immer schaler und flacher, bis sie selbst einem an's Triviale und Alltägliche gewöhnten Publikum nicht mehr recht munden wollten. Erst die verminderte Nachfrage und wachsende Gleichgültigkeit that dieser dramatischen Sündfluth einen sehr wohlthätigen Einhalt.

Den oben erwähnten österreichischen Dramendichtern reihen sich einige jüngere Collegen an, die allerdings eine etwas verschiedene Richtung verfolgen. Der talentvollste unter ihnen ist der bereits genannte Josef Weiler, ein Pseudonym, hinter welchem sich ein österreichischer Offizier verbirgt. Eduard Mautner, bekannt als Novellist, schrieb einige Dramen, unter welchen namentlich „Eglantine" einen hübschen, doch, wie es scheint, auch nur vorübergehenden Erfolg errang, der bis jetzt nicht durch spätere ebenbürtige Arbeiten vervollständigt wurde. H. Lorm, gleichfalls ein sinniger Novellist, versuchte es öfters mit dem Drama, doch nur mit mäßigem Glück. Auch Hans Hopfen, der Verfasser des Romans „Peregretta", gehört zu diesen jüngeren österreichischen Dichtern, die es auf der Bühne zu etwas bringen möchten. Letzterem haben inzwischen bislang seine dramatischen Versuche noch wenig Ruhm, von Seiten der Kritik sogar derbe Zurechtweisungen eingetragen.

Neben der österreichischen giebt es auch eine Art Münchener oder bairische dramatische Dichterschule. Das Bemühen des verstorbenen Königs von Baiern, durch Preisausschreibungen die dramatische Literatur zu heben, blieben nicht ohne Einfluß. Mehrere der begabtesten bairischen Schriftsteller wendeten auf diese Veranlassung hin ihre Kräfte der Bühne zu. Paul Heyse ward zuerst durch diese Preisausschreibungen angeregt, für die Bühne thätig zu sein. Aehnlich Hermann Schmied und C. Schleich. Letztere wählten vorwiegend bairische Stoffe, die sich an Ort und Stelle auch dann noch dankbar bewiesen, wenn ihre Bearbeitung diese oder jene kleinen Schwächen zur Schau trug. Ein gewiß sehr achtbares Talent ist Julius Große in München, der sich gleichfalls zuerst bei jenen Preisbewerbungen hervorthat, obwohl er nicht gerade als gekrönter Poet daraus hervorging. Ein fünfaktiges Drama aus seiner Feder: „Der letzte Grieche" ist vor Kurzem im Druck erschienen. Der jugendliche König Ludwig II. von Baiern cultivirt neben der Zukunftsmusik vorzugsweise das deutsche klassische Drama. Wenn er dabei gelegentlich einen Strahl seiner Gunst auf die einheimische dramatische Originalproduktion fallen läßt, die übrigens schon durch das neu errichtete Münchener Volkstheater bedeutenden Rückhalt gewinnt, wird der von seinem Vater ausgestreute Saamen sicher mit der Zeit schöne Früchte tragen.

Es bleibt uns jetzt noch übrig die Leistungen des deutschen Lustspiels der Gegenwart Revue passiren zu lassen. Versparen wir uns dies für unser nächstes Feuilleton.






Reinhold Solger.

Von Friedrich Kapp.

Die Monatshefte haben sich das schöne Ziel gestellt, „einen literarischen Sammelpunkt der deutsch-amerikanischen Intelligenz zu bilden; sie wollen ein Mittel sein, die Errungenschaften des deutschen Geistes auf dem Boden Amerikas zu erhalten, mit Liebe zu pflegen und zur Geltung zu bringen.“ Reinhold Solger war hier zu Lande einer der bedeutendsten Träger dieses Geistes, ja mehr als das, er schuf sogar in englischer Sprache deutscher Wissenschaft und Kritik eine heimische Stätte unter den gebildeten Amerikanern. Wegen dieser seiner Doppelstellung hat er ganz besondern Anspruch auf die dankbare Anerkennung jedes Deutschen und auf einen ehrenden Nachruf in den Spalten dieser Zeitschrift, zu deren Mitarbeitern er von Anfang an gehört hat.

Das Leben und geistige Streben eines Mannes von seiner Bedeutung und seinen Talenten läßt sich natürlich nicht auf ein paar Seiten erschöpfend behandeln; die folgenden Mittheilungen, flüchtig hingeworfen bei dem Empfang der Nachricht von seinem Tode, wollen deshalb auch nur als ein bescheidener Baustein zu einer größern Charakteristik des Verstorbenen betrachtet sein.

Reinhold Solger ward am 5. Juli 1817 in Stettin geboren, wo sein Vater damals Oberregierungsrath war. Seine Familie gehörte den höheren preußischen Beamten- und Gelehrtenkreisen an. Sein einziger Bruder ist zur Zeit Oberregierungsrath in Danzig. Am bekanntesten von seinen Verwandten ist sein Onkel, der berühmte Philosoph und Berliner Professor, geworden. Kaum neun Jahre alt, verlor Solger seinen Vater, ein doppelt großes Unglück für den begabten Knaben, da er fortan bei der Mittellosigkeit seiner Mutter von der Gunst und Unterstützung seiner Verwandten abhing und schon in früher Jugend in drückenden Verhältnissen vielfach hin und her geschleudert wurde.*) Die letzten Schuljahre verbrachte Solger auf dem Pädagogium in Züllichau, von wo er im Frühjahr 1837 die Universität Halle bezog, die er später mit Greifswald und zuletzt mit Berlin vertauschte. In Halle schloß er sich vorzugsweise an den anregenden und geistig bedeutenden Kreis an, welcher damals unter der Führerschaft von Arnold Ruge die Hallischen Jahrbücher in's Leben rief und die äußerste Linke der Hegel'schen Schule bildete. Auf der einen Seite das Studentenleben mit vollen Zügen genießend, auf der andern geistig gehoben durch die bedeutenden Männer, mit welchen er verkehrte, trat Solger zuerst an das Studium der Philosophie heran und legte den Grund zu seiner geschicht-

---

*) Im Hans v. Katzenfingen schildert er zum Theil seine eigene Jugend, und in der Geheim-Räthin Ruf, geborne v. K., seine Schwägerin, die sich seiner Erziehung annimmt, in den Worten:

„Hans! ahnst Du wohl? Kennst Du das Wort „Erziehn“?
Unglücklicher! Du sollst erzogen werden!
Um Deine Jugend bist Du schon betrogen:
Jetzt wirst Du obendrein noch „wohlerzogen“.







lichen und classischen Bildung. Obwohl als Jurist und Kamerist immatrikulirt, widmete er sich ausschließlich der Philosophie und Philologie, und versuchte sich nebenbei in verschiedenen lyrischen Dichtungen, deren einzelne in dem Ruge'schen Musenalmanach für 1839 veröffentlicht wurden. In Greifswald und Berlin holte Solger die versäumten Brodstudien bald nach. Als er das Examen als Regierungsreferendar gemacht hatte, war gerade der berüchtigte Eichhorn preußischer Kultusminister geworden. Dieser nahm als alter Freund und Kollege von Solger's Vater besondern Antheil an dem Fortkommen des talentvollen Sohnes und drang in diesen, sich zur Uebernahme einer Professur an der landwirthschaftlichen Schule in Eldena bei Greifswalde vorzubereiten. Solger kam aber nie über das Stadium dieser Vorbereitung hinaus und arbeitete einige Zeit bei der Regierung in Potsdam, wo er sich indessen, angeekelt vom geistlosen bureaukratischen Treiben und im Stich gelassen von seinen Verwandten, nicht lange halten konnte. Er beschloß also, sein Glück im Ausland zu versuchen.

Solger wollte direkt über England nach Amerika gehen, kam damals, 1843, aber nur bis Liverpool. Ein Makler hatte ihm nämlich ein gefälschtes, werthloses Fahrbillet aufgehängt, für welches Solger sein letztes Geld hingegeben hatte. Er mußte also nothgedrungen bleiben. Zu seinem Glück erhielt er eine Stelle als Hauslehrer bei einem Landedelmann, in dessen Familie er fast vier Jahre lang blieb. In äußerst sorgenlosen und äußerlich angenehmen und reichen Verhältnissen lebend, fand er hier die hinreichende Muße, sich nicht allein die volle Kenntniß und Beherrschung der englischen Sprache anzueignen, sondern auch seine früheren historischen und philosophischen Studien mit verdoppeltem Eifer wieder aufzunehmen und sich der Poesie inniger als in einer früheren Periode seines Lebens zuzuwenden. Außer verschiedenen Aufsätzen, wie der Abhandlung über den Einfluß des Theaters auf die Engländer, entstanden in jener Zeit die zwei ersten Gesänge seines komischen Epos „Hans von Katzenfingen", einer geistvollen Satire auf das preußische Militär-Junkerthum. Feine Beobachtung, freier politischer und geistiger Blick vereinigen sich in diesem Gedichte mit dem übermüthigsten Witze, dem liebenswürdigsten Humor und der graziösesten Form. Man zerbrach sich lange in Deutschland den Kopf über den Verfasser. Einige hielten Prutz dafür, der zu jener Zeit gerade die „Politische Wochenstube" gedichtet hatte. Dieser antwortete, er würde sich freuen, wenn er einer so großen Leistung fähig wäre, er vermöge nichts dem Katzenfingen Ebenbürtiges zu schaffen. Leider blieb er bei den ersten beiden Gesängen stehen. „Es gehöre der lebendige Gegensatz zwischen der engen Potsdamer Atmosphäre und der freien englischen Luft dazu, um derartige Gestalten hervorzubringen", meinte Solger später mit Recht, und gerade weil der zweite Gesang später als der erste geschrieben war, wo sich dieser Gegensatz schon mehr verwischt hatte, hielt er von ihm auch viel weniger als vom ersten. Es ist charakteristisch für Solger und seinen gänzlichen Mangel an jeder Schriftstellereitelkeit, daß er in Amerika kein Exemplar des Katzenfingen besaß. „Auch so eins der ante-diluvianischen Kinder meiner Muse", pflegte er sarkastisch lächelnd







zu antworten, wenn man ihn danach fragte, „dem ich zuletzt im Jahre 1848 in Berlin begegnet.“ Eine andere, nicht minder bedeutende Schöpfung seines Aufenthalts in England ist die Elegie „Der Untergang“, mit dem den Inhalt des Ganzen rekapitulirenden Schlusse: „Hier gehst du unter, Licht, auf steigst du da: Europa stirbt — Heil Dir, Amerika!“ Arnold Ruge sagt von dieser Elegie, die hier gänzlich unbekannt: „Ihre philosophische Freiheit und tiefere Weltansicht ist in der deutschen Lyrik neu. Die Phantasie des Unterganges der europäischen Welt erweitert den Blick und das Interesse zu gleicher Zeit; die Form ist erhaben und setzt die Geistesbewegung der neuesten Zeit voraus.“

Solger verließ England im Frühjahr 1847 und ging, nachdem er einige Monate mit Bakunin, Herzen, Herwegh, Bernays u. A. in Paris verlebt hatte, nach Deutschland, besuchte zunächst Ludwig Feuerbach, mit dem er fortan in lebhaftem geistigem Verkehr blieb, und wandte sich dann nach Berlin. Indessen wollten dort seine literarischen und persönlichen Pläne nicht gelingen, weshalb er denn auch gegen Ende des Jahres nach Paris zurückkehrte. Hier überraschte ihn die Februarrevolution ein paar Tage nach seiner Hochzeit mit einer Pariser jungen Dame, die ihm jetzt als Wittwe sammt vier Kindern überlebt. Seine an die Ergänzungshefte des Wigand'schen Conversations-Lexicons geschriebenen Berichte über die Februartage sind die spannendste und lebendigste Schilderung jener halb poetischen, halb politischen Revolution. Im April 1848 kehrte Solger noch einmal nach Berlin zurück. Er schloß sich hier als eifriges Mitglied der republikanischen Partei an und bethätigte sich mehr als Agitator und Redner an der politischen Bewegung. Ende August siedelte er nach Frankfurt a. M. über, wo er seine literarische und politische Thätigkeit in Verbindung mit der äußersten Linken bis zum Ausbruch der badischen Revolution fortsetzte. Leider fand er in Carlsruhe keine Verwendung für sein eigentliches Talent, das sich im Ministerium des Auswärtigen am vortheilhaftsten verwerthet hätte, und so mußte er sich damit begnügen, lediglich wegen seiner Sprachkenntnisse und Gewandtheit als Adjutant und Uebersetzer Mieroslawski's zu dienen.

Nach kurzen zwei Monaten ging Solger im Juli 1849 dann mit der retirirenden Armee in die Schweiz, wo er zuerst in Bern und später in Zürich lebte. In der erstgenannten Stadt hielt er während des Winters 1849—50 eine Reihe von Vorträgen über englische Literatur, in Zürich war er einer der Begründer und fleißigsten Mitarbeiter der deutschen Monatsschrift, herausgegeben von A. Kolatschek, eines Organs der demokratischen Frankfurter und damals schon existirenden Linken. Solger's und C. Vogt's Beiträge sicherten vor allen dieser Zeitschrift eine geachtete Stellung in der Tages-Literatur und einen großen Leserkreis. Von seinen kritischen Aufsätzen sei hier die Abhandlung „Wir“ erwähnt, in welcher er die geschlagene Partei gleichsam anatomisch zergliedert und streng kritisirt; von seinen poetischen Schöpfungen ist aus jener Periode nur „Der Reichstagsprofessor“, Posse in einem Akt, anzuführen, die ja auch den Lesern der Monatshefte aus dem Abdruck im Septemberhefte von 1864 bekannt ist. Wie jener Aufsatz gegen die eigene Partei gerichtet war, so verhöhnt

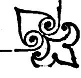






diese Posse die Gothaer, die besten, die edelsten Männer des Volkes, wie sie sich selbst nannten. Der feige Berliner Philister, Herr Heuler, der vor jedem Schutzmann in die Ecke kriecht und dafür zu Hause den Tyrannen spielt, der große Staatsmann Professor Duselmann, der sich etwas darauf einbildet, daß er bewußt und unbewußt der Reaktion in die Hände arbeitet, der gegen die ihm applizirten Fußtritte protestirt und wieder protestirt, im Grund seines Wesens aber ebenso hohl und feig, aber äußerlich gebildeter als Heuler ist, das schnippische und freche Dienstmädchen Hanne (ein wenig zu stark aufgetragen), sind die Hauptträger dieser Posse; der eigentliche Held, der demokratische Abgeordnete Oertel und seine Braut, treten ein wenig zu sehr in den Hintergrund. Der Dialog ist gewandt, scharf und voll sprudelnden Witzes, die Handlung natürlich und das Ganze eine Persiflage der damals tonangebenden politischen Kreise. Das Gedicht war ein Labsal und Trost für die zahlreichen Flüchtlinge in der Schweiz, die es Abends in ihren Kneipen lasen und sich über die Flüche und Hiebe freuten, mit welchen der Dichter die erfolgreichen Gegner heimsuchte. Seine Wirkung und sein Geist kann nur richtig gewürdigt werden, wenn man den Zusammenhang mit seiner Zeit im Auge behält.

Nach dem Staatsstreich blieb Solger nicht lange mehr in Zürich. Im Sommer 1852 ging er über Paris nach London, wo er den Winter verbrachte und wenig in deutschen, dagegen desto mehr in den alten ihm befreundeten englischen Kreisen verkehrte. Dickens, Carlyle und Bulwer, die ihn von seinem ersten Aufenthalte in England her noch kannten und hoch schätzten, suchten ihm durch Empfehlungen die Wege zu ebnen; allein ein Kursus von Vorlesungen, zu denen Dickens selbst mit einlud, hatte trotzdem nicht den gewünschten Erfolg, überhaupt waren die Schwierigkeiten bei dem kolossalen Andrange von Flüchtlingen größer als zu gewöhnlichen Zeiten. So entschloß sich Solger im Frühling 1853, nach den Verein. Staaten auszuwandern. Er landete in Philadelphia, von wo er im Herbste 1853 bereits nach Boston übersiedelte. Hier, resp. in Roxbury behielt er seinen Wohnort bis zum Frühling 1861, wo er nach New-York kam, das er im Winter 1862—63, zum Schatzamtsbeamten ernannt, mit Washington vertauschte. Er hatte dort — um in dieser Stelle gleich seine äußeren Lebensschicksale zu Ende zu erzählen — bekanntlich ein Jahr lang als Hülfsregistrator gearbeitet, als ihn Mitte April 1864 ein Schlagfluß auf der ganzen rechten Seite lähmte und dem Grabe nahe brachte. Erst allmälig erholte sich Solger wieder; indessen genas er nur theilweise, und auch eine längere Kur, der er sich vom Januar bis Juni 1865 in Boston unterwarf, blieb erfolglos. Den Gebrauch der Sprache fand er nur theilweise und höchst mangelhaft wieder. Französisch und Englisch, zwei Sprachen, die er natürlich sich später erst angeeignet hatte, aber vollkommen beherrschte, vergaß er ganz; er vermochte seit April 1864 nur kurze deutsche Worte zu sprechen. Am 11. Januar d. J. traf Solger um 10 Uhr Abends ein erneuerter Schlaganfall, der seinem Leiden ein Ende machte. Am 13. Januar haben sie unsern Freund in Washington begraben.








Solger hatte, um zum Schlusse seine wissenschaftliche und politische Thätigkeit in ein paar Worten zusammenzufassen, einen großen Vorzug vor den übrigen deutschen Flüchtlingen: er las, sprach und schrieb das Englische ebenso fließend und elegant, wie die Eingebornen des Landes. "He uses the English language — meinte ein bedeutender Dichter Neu-Englands — with an idiomatic correctness, power and elegance, unusual even among those born and bred to it." Er war deshalb auch von seinem ersten Aufenthalt in Amerika an im Stande, die Resultate seiner Studien und Beobachtungen dem hiesigen gebildeten Publikum vorzutragen. Solger machte aus diesem Grunde und innerm Beruf die öffentlichen Vorlesungen zu seiner Lebensaufgabe, in welchen ihm namentlich in den ersten Jahren seines Wirkens ein seltener Erfolg zur Seite stand. Den Amerikanern waren noch nie von einem ihrer Landsleute, geschweige denn einem Ausländer, die Errungenschaften deutscher Philosophie und historischer Forschung und Kritik in einer so fesselnden Form dargelegt worden. Außer diesen Thematen las er über Ethnographie und einzelne Fragen der Tagesgeschichte, wie z. B. 1854 und 1855 über den Krimkrieg. Er wandte sich vor Allem an die hiesigen Träger idealen Strebens und freierer Bildung, die Geistlichen der aufgeklärten Sekten, durch welche seine Lehren in die weitesten Kreise drangen. Die Vereinigten Staaten stehen in dieser Beziehung noch auf dem Standpunkte, den Deutschland vor 200 Jahren einnahm, als die Land-Pastoren die Stützen der Literatur waren. Solger's wissenschaftliche Vorlesungen zählten selten mehr als 60—100 Zuhörer, allein unter diesen befanden sich stets die geistigen Kapazitäten des betreffenden Ortes. Wenn er z. B. in Cambridge las, so waren die Professoren des Harvard College, ihren Präsidenten an der Spitze, seine begeisterten Zuhörer. „Ich habe erst aus des Doctors Vorlesung gelernt, was die römische Geschichte ist und bedeutet", sagte mir am Schlusse eines seiner Vorträge über das sinkende Römerreich der Präsident einer höhern New-Yorker Unterrichtsanstalt, der selbst 10 Jahre lang römische Geschichte gelehrt hatte. Ein nicht gering anzuschlagendes Verdienst erwarb sich Solger endlich dadurch, daß er den Amerikanern den Entwicklungsgang und die Ziele der deutschen philosophischen Bewegung klar machte, daß er an den Protestantismus, als den ersten Anfang modernen, freien Denkens die geistige Entwickelung Europa's anknüpfend, die Eroberungen und den Siegeszug des freien Gedankens in den deutschen philosophischen Schulen nachwies und die Befreiung und sittliche Autonomie des Individuums als mehr denn den gleichberechtigten Faktor neben die äußerliche politische Freiheit Amerika's stellte. In Boston wurde ihm die seltene Ehre zu Theil, daß er zwei Winter hinter einander eine Reihe von Vorlesungen in dem sog. Lowell course hielt. Sein letztes öffentliches Auftreten daselbst fand beim Ausbruch der Rebellion im Frühjahr 1861 statt, wo er, in Theodor Parker's Kirche und zu dessen Gemeinde redend, die Erhebung des amerikanischen Volkes mit derjenigen des preußischen von 1813 verglich und seinen Zuhörern in mächtigen Zügen das Bild eines großartigen Volkskrieges entrollte.







Englisch geschrieben hat Solger hier zu Lande wenig. Seine bedeutendste Leistung sind seine Briefe über den Krimkrieg, die er 1855 im N. Y. Independent veröffentlichte; sie bilden einen der werthvollsten Beiträge zur Tagesgeschichte jener Zeit und zeichnen sich ebenso sehr durch großartige politische Gesichtspunkte, als philosophische Tiefe und wahrhaft classischen Styl aus. Die Redaktion jenes Blattes honorirte jeden Brief mit 25 Dollars, ein deutlicher Beweis, welchen Werth sie darauf legte, Solger zu ihren Mitarbeitern zu zählen. Im Jahre 1860 übersetzte und übertrug er seinen Reichstagsprofessor hier in's Englische unter dem Titel: "The Hon. Anodyne Humdrum or the Union shall and must be preserved". Statt des Gothaers wurde jetzt der Bell-Everett-Mann und der Douglas-Demokrat verhöhnt. Der Verfasser beabsichtigte, das Stück auf die Bühne zu bringen und auf diese Weise in dem Präsidentenwahlkampf politisch zu wirken. Die bedeutenden Theaterdirektionen lehnten aber — charakterisch für die Zeit! — die Annahme der gelungenen Posse ab, weil ein Neger, darin mit Weißen auftretend, bedeutend mehr sei als diese. Einem durchaus andern Gebiete angehörend, aber mit großer Gelehrsamkeit, Geist und Schärfe geschrieben ist Solger's Denkschrift über Schleswig-Holstein, die er 1861 auf Antrieb einiger New-Yorker Freunde für den damals nach Kopenhagen neu ernannten amerikanischen Gesandten B. Wood schrieb. Es kam darauf an, den Amerikanern die deutsche Ansicht von der Schleswig-Holsteinischen Frage beizubringen. Solger löſ'te die Aufgabe sehr gut und wirkte namentlich zwei Jahre später, als der Tod des Königs von Dänemark diese Frage wieder in den Vordergrund drängte, auch in weiteren Kreisen für die deutschen Gesichtspunkte. In der amerikanischen Politik nahm Solger natürlich in den Reihen der republikanischen Partei von ihrem ersten Auftreten an eine entschiedene Stellung ein. Er betheiligte sich lebhaft an der Campagne von 1856 und 1860, hielt in verschiedenen Staaten Reden, „stumpte" sogar für Lincoln in ganz Indiana (wofür ihm die Partei nie einen Heller seiner Auslagen bezahlt hat), hatte aber auf diesem Felde verhältnißmäßig geringen Erfolg, weil er nicht populär sprach und die Massen nicht zu entzünden vermochte. Solger wurde in einer Volksversammlung nicht warm, der Katheder klebte ihm zu sehr an, er wollte überzeugen, belehren und wußte nicht hinzureißen, er war zu abstrakt, zu ernst trocken und in seiner Erscheinung zu aristokratisch. Das Volk nahm den sarkastischen Zug um seine Mundwinkel für Hohn oder gar Verachtung, ja es kühlte sich noch mehr ab wenn er einmal eine populäre Wendung gebrauchte, weil sie wie die Herablassung eines vornehmen Gönners aussah.

Unter den hiesigen Deutschen wurde Solger allgemein durch sein vom New-Yorker Comite gekröntes Preisgedicht zu Schiller's hundertjährigem Geburtstag bekannt. Es ist eines der besten, wenn nicht das beste, das hüben und drüben bei jener Gelegenheit veröffentlicht wurde, und nimmt als Lehrgedicht einen hohen Rang ein. Weniger unbedingte Anerkennung verdient sein „Anton in Amerika", jener Roman, welcher vor vierzig schwächeren Bewerbern







als der relativ beste den Preis erhielt. So alt und abgenutzt aber die Fabel, sowie Schürzung und Lösung des Knotens sein mag, einzelne Kapitel, wie z. B. die Beschreibung des neuenglischen Landlebens, die Charakteristik Susan's und der Allerweltshelferin (Solger's spätere treue Krankenpflegerin, Miß P.), die Schilderung des Mordes in dem einsamen Farmhause sind reizend, wahr und spannend und zeugen von ebenso großer dichterischer Kraft als psychologischer Einsicht.

Solger war einer von den geistvollen Männern, die eigentlich ihren Beruf verfehlt haben. In vielen Sätteln gerecht, versuchte er sich in zu vielen Fächern, und so gewann sein Leben und Treiben oft den Anschein des Dilettantischen. Dazu kam seine unsichere Stellung, der Mangel an einem festen Einkommen, stete Nahrungssorgen und die dadurch bedingte Nothwendigkeit, geistig zu tagelöhnern und jede Art literarischen Verdienstes mitzunehmen. So gelang es ihm nur ausnahmsweise in einzelnen Perioden seines Lebens, seine reichen Kräfte auf einen Punkt, auf ein Ziel zu concentriren. Dieses sein Ziel war die Geschichtsschreibung; noch in den letzten Tagen seines Lebens malte er sich als höchstes Glück die Aufgabe aus, eine Römische Geschichte zu schreiben. Alle seine Studien, seine Beobachtungen und Erfahrungen wandten sich ihr zu. Solger war einer der wenigen Gelehrten, welche die drei für einen großen Historiker unerläßlichen Eigenschaften: gelehrte Forschung, dichterische Ahnung und philosophisches Denken, in eminenter Weise in sich vereinigten. Leider war es ihm nicht mehr vergönnt, sein reiches Talent in einer größeren Schöpfung zusammenzufassen und zu verewigen. „Ich habe gründliche Quellenstudien gemacht," meinte er einmal, als auf diesen Plan die Rede kam, „und habe auch Ideen. Mit meinen Erfahrungen republikanischen Lebens muß ich noch einen ganz anderen Effekt hervorbringen als Mommsen, der, sei es hiermit gesagt, in Allem, außer der Philologie, höchst oberflächlich geistreich ist und in der alten Weise seinen Witz an den Parallelen leuchten läßt, statt einen wirklichen Gedanken zu verfolgen." Es konnte kaum einen Schriftsteller geben, der weniger eitel und sich über sein Können oder Nichtkönnen so klar gewesen wäre wie Solger. Er besaß eine Aufrichtigkeit gegen sich selbst, die oft an Naivetät grenzte.

Solger war unstreitig der begabteste, gelehrteste und in den weitesten Kreisen geistig wirkende Deutsche unter den sog. Achtundvierzigern. Der frühzeitige Tod eines solchen Mannes ist ein Verlust für seine zahlreichen Freunde und ein Unglück für das Land, in welchem wir Deutschen wenige ihm Ebenbürtige aufzuweisen haben. Ehre seinen Leistungen und seinem Andenken!







New-Yorker Correspondenz.

New-York, im Januar. Die seit der Abfassung meines vorigen Briefes verflossene Frist hat uns das Weihnachts- und das Neujahrsfest, eine neue Staats- und Stadtverwaltung, einen fenischen Congreß, eine barbarische Kälte und verschiedene andere schöne Dinge gebracht. Die Weihnachtsfeier, von der vor zehn Jahren in New-York kaum noch die Rede war, ist jetzt zu einer stehenden Institution geworden, und der 25ste December in demselben Grade ein Tag der Ruhe und Freude ex officio wie der 4te Juli. Christbäume, die sonst eine Seltenheit waren, fand man jetzt zu Tausenden auf jedem Markt und an jeder Straßenecke, wenige blieben unverkauft, und viele wanderten in amerikanische Familien, worin wir allerdings eine Eroberung der deutschen Sitte begrüßen dürfen. Daraus zu schließen, daß die Amerikaner die Weihnacht auf deutsche Weise, mit deutschem Sinn und Gemüthe feiern, wäre jedoch vermessen. Es gehört dazu noch etwas Anderes als die Adoptirung eines Symbols, welches wegen seiner Lieblichkeit Jeder gern annimmt, der es einmal gesehen. Es gehört dazu die Innigkeit des deutschen Familienlebens und Freundschaftsverhältnisses, die Fähigkeit, in Kleinigkeiten den hohen Sinn zu erkennen, sich an harmlosem Scherz zu freuen und in der Freude des Andern zu leben. Es gehört dazu die Lust am trauten Geheimniß, die halb wehmüthige Erinnerung an frühere Freuden ähnlicher Art, die kindliche Pietät, die selbst im Greise noch lebendig ist, kurz das poetische Gemüthsleben, welches vorzugsweise unter uns Deutschen vorhanden und das wir als heiliges Kleinod im neuen Vaterlande hegen und pflegen müssen, wenn wir nicht den schönsten Theil unserer Eigenthümlichkeit einbüßen wollen. Mit der Zeit mag das hier Angedeutete auch unter den Amerikanern Eingang finden, aber dazu gehört eine tiefgreifende Veränderung im Volkscharakter. Der Anfang, den wir hier vor uns sehen, ist eben der Individualität Derer entsprechend, bei denen er sich zeigt. Um Kinder und Erwachsene zu befriedigen, müssen große Geschenke gemacht werden, und es ist erstaunlich, was von reichen Amerikanern für die Christbescheerung ihrer Kinder ausgegeben wird, welche eben deshalb immer mehr verlangen, und weil ihren Erwartungen nicht genügt wird, sich eigentlich nie freuen, von den Cadeaus der Erwachsenen gar nicht zu reden. Daneben spielt natürlich das Essen die Hauptrolle. — Nähern sich bei der Weihnachtsfeier, so weit es ihnen bei ihrem Bildungsstande möglich ist, die Amerikaner den Deutschen, so werden die Deutschen am Neujahr zu Amerikanern, und das ist zu bedauern. Die unausstehliche, hier bis zur Stupidität ausgeartete Sitte des Gratulirens bei den Damen sollten die Deutschen, so weit es ihre Kreise betrifft, wenigstens nur innerhalb vernünftiger Schranken adoptiren. In einer Hinsicht aber können uns die Amerikaner als Muster vorschweben. Ich meine den Zug der Wohlthätigkeit, welcher bei Letztern stets die Festesfreude durchringt. Was von Vereinen und Individuen an den Feiertagen gethan wird, um Armen eine Freude zu bereiten und Noth zu lindern, verdient die höchste Anerkennung, und die Gerechtigkeit fordert das Geständniß, daß die Deutschen hierin weit hinter den Eingeborenen zurückstehen. Bekennen wir's uns nur, daß die allgemeine Menschenliebe bei uns viel mehr in der Theorie als in der Praxis vorhanden ist. Selbst wo sie sich in deutschen Kreisen bethätigt, fehlt der rechte Eifer, welcher den in Frage stehenden Zweck als etwas erscheinen läßt, was an Wichtigkeit von nichts Anderm übertroffen wird, der ausdauernde Enthusiasmus, welcher nicht ruht bevor das Ziel erreicht ist. Das projektirte deutsche Hospital liefert hierfür den schlagendsten Beweis. Kein deutscher Bewohner New-Yorks kann an dies seit







länger als zehn Jahren den trägen Geistern vorschwebende Luftgebilde ohne Erröthen denken. Der von der Stadt geschenkte Bauplatz ist nun endlich eine Realität, Geld genug zum Anfang ist vorhanden, die Agitation scheint auch einen neuen Aufschwung nehmen zu wollen, und es herrscht die Absicht, im Frühjahr mit dem Bau zu beginnen. Aber glichen die Deutschen New-Yorks als Menschenfreunde im Worte und in der That ihren amerikanischen Mitbürgern, so wäre das Hospital schon seit einer Reihe von Jahren in voller Wirksamkeit. Der Fehler mag weniger im Mangel an gutem Willen als in andern Gründen liegen, aber das Resultat bleibt dasselbe.

Daß der Wohlthätigkeitssinn unter den hiesigen Deutschen gar nicht vertreten sei, soll keineswegs behauptet werden. In kleineren Kreisen geschieht unendlich viel, was, auf ein größeres Feld übertragen, den Vorwurf verhältnißmäßiger Lethargie auf einmal hinfällig machen würde. Die Deutsche Gesellschaft von New-York stiftet mit den beschränkten Mitteln, welche ihr zur Verfügung stehen, manches Gute, und die Mitglieder des Wohlthätigkeitsausschusses lassen sich keine Mühe verdrießen, um die verborgene, verschämte, der Unterstützung am meisten werthe und bedürftige Armuth aufzuspüren. Eine Verbindung, die wenig bekannt ist, aber in aller Bescheidenheit viel Segen bereitet, ist der deutsche Frauenverein in Hoboken, welcher bestimmte jährliche Beiträge und andere Liebesgaben entgegennimmt und dafür Naturalien an Dürftige vertheilt oder ihnen zur Bezahlung des Miethzinses behülflich ist. Segen einer so still bescheidenen Wirksamkeit, welche es vielleicht verletzt, daß sie hier an die Oeffentlichkeit gezogen wird!

Unter den im Eingang erwähnten Neujahrsgeschenken erregt die neue Stadtverwaltung Befürchtungen, während sich an die in Albany zusammengetretene Legislatur Hoffnungen knüpfen. Daran, daß sich die Stadt unter jedem neuen Mayor und Stadtrath immer schlechter befindet, ist man so sehr gewöhnt, daß auf eine von der Stadt selbst ausgehende Besserung längst nicht mehr gehofft wird. Die Aussicht auf geringere Steuern und eine gewissenhaftere Verwendung derselben findet ihre Stütze allein in der Staatsgesetzgebung, welche sich in dringenden Fällen über die Stadt erbarmt und sie gegen ihre eigene Thorheit in Schutz nimmt, welche Wohlthat Letztere sich brummend, protestirend und Rache schnaubend gefallen läßt. Da kommen wir nun wieder auf einen sonderbaren Charakterzug der New-Yorker. Sie hoffen und verlangen, und wird ihr Hoffen erfüllt, ihr Verlangen befriedigt, so schimpfen sie. New-York verlangte zum Beispiel einen großen Centralpark, er wurde ihm von der Legislatur gegeben, und jetzt, da es ihn hat und sich darüber freut, verwünscht es den Geber als böswilligen Usurpator, und kann es ihm nicht verzeihen, daß er's der Stadt nicht gestatten will, die schöne Anlage durch ihre eigene Verwaltung wieder zu ruiniren. Jetzt erwarten wir von der Legislatur ein Gesundheitsgesetz, welches allem Anschein nach die Stadt allein vor der Heimsuchung der Cholera retten oder sie wenigstens befähigen kann, dem bösen Feind einigermaßen Stand zu halten. Ist aber das Gesetz passirt, so wird der Mayor Hoffmann in seiner nächsten Botschaft beweisen, daß es unverantwortlich von der Legislatur gewesen sei, sich zwischen die große, reiche, blühende Metropole und ihre eigene Cholera zu stellen. Aber noch etwas Anderes wird von der Legislatur in Albany erwartet, nämlich die Ermächtigung zur Anlage einer unterirdischen Eisenbahn. New-York kann sich an der Oberfläche nicht mehr behelfen; es muß sich in die Tiefe flüchten, um nicht von seinem Gedränge erstickt zu werden. Dem New-York über der Erde muß ein New-York unter der Erde zu Hülfe kommen, wenn überhaupt der Aufenthalt hier noch erträglich sein soll. Das ist buchstäbliche Wahrheit. Die Ueberhandnahme des Verkehrs übersteigt alle Begriffe und ist








in der That bedrohlich. Eine Durchkreuzung des Broadway ist zu jeder Tageszeit mit Lebensgefahr verbunden, und Benjamin Franklin, welcher die weise Lebensregel aufstellte, daß man über keine Straße gehen dürfe ohne vollauf Zeit zum bequemen Niederfallen und Aufstehen zu haben, könnte nie, wenn nicht etwa zwischen Mitternacht und zwei Uhr Morgens, über den Broadway oder eine andere der frequentesten Straßen New-Yorks gelangen. Es wurde vorgeschlagen, über den jetzigen Broadway noch einen zweiten zu bauen, aber dagegen protestirten die Ladenbesitzer, welche dabei zu kurz zu kommen fürchteten. Um den Verkehr zu theilen, baute man in den mit der Hauptader parallel laufenden Straßen eine Eisenbahn nach der andern. Diese Bahnen haben mehr Passagiere als sie selbst mittelst zweier Wagen in der Minute befördern können, aber dem Broadway ist damit nicht geholfen. So bleibt denn nichts Anderes übrig, als sich in den Abgrund zu flüchten, einen unten bei der Batterie beginnenden, sechs Meilen langen Tunnel mit Stationen zu bauen, dessen Kosten auf acht bis neun Millionen — gewiß viel zu gering — veranschlagt werden. Ein kolossales Unternehmen, fast grauenerregend, wenn man bedenkt, daß auf diesem Tunnel, dessen Decke nur durchschnittlich neun Fuß dick sein wird, die gigantischen Handelspaläste mit ihrem Inhalt ruhen werden. Etwas extravagant ist wohl der Vorschlag, mit dieser unterirdischen Bahn noch eine überirdische — d. h. über dem Broadway angelegte, zu verbinden, so daß die Hauptverkehrsader eine dreifache sein würde.

Der fenische Congreß hielt, sechshundert Mann stark, seine Berathungen in Clinton Hall. Was er verhandelte, war ein Staatsgeheimniß. Bewaffnete Schildwachen schützten den Eingang vor den Zudringlichen, und vor dem Gebäude hatte ein Bataillon von Polizisten die Aufgabe, die ruhigen Einwohner vor dem Areopag, dessen bürgerlicher Tugend kein großes Vertrauen geschenkt wurde, zu schützen. Die natürliche Folge des Geheimnisses war, daß man täglich ziemlich genau wußte, was drinnen vorgegangen. Im Anfang entstand einige Störung durch das Gerücht, daß unter den Vertretern der irischen Republik brittische Spione seien, woran wohl nicht zu zweifeln war. Jeder — wenn er nicht etwa selbst der Schuldige — blickte seine Kollegen mißtrauisch an uud legte sich die Frage vor: Wer unter diesen Allen wird mich verrathen? Jedoch gelang es nicht, die Ischariot hs zu entdecken, uud man setzte sich über das Unvermeidliche hinweg. Da O'Mahoney den Congreß berufen, ist es kaum befremdlich, daß dieser eine entschieden O'Mahoney'sche Färbung trug. Der Senat wurde vor das Tribunal der irischen Volksvertretung geladen, um sich wegen seiner anarchischen Gelüste zu verantworten, hielt es aber nicht für gerathen, dem Ruf zu folgen, machte sich unsichtbar und wurde kriegsgerichtlich in contumaciam zum staatsbürgerlichen Tode nach fenischen Begriffen verurtheilt. Um die Absonderlichkeit dieses summarischen Verfahrens würdigen zu können, stelle man sich nur vor, daß das Repräsentantenhaus in Washington sich als Kriegsgericht organisirte, den Senat vor sein Forum lüde, ihn nicht finden könnte und in contumaciam verdonnerte. Desto bereitwilliger folgte der „Präsident" O'Mahoney dem an ihn ergangenen Ruf. In einer zu seiner Rechtfertigung gehaltenen Rede, Botschaft genannt, versicherte er, gerade sei Alles bereit gewesen, und nur der Prätendent Roberts und sein Senat trügen die Schuld daran, daß das Meer jetzt nicht von irischen Kreuzern bedeckt, der Handel Englands vernichtet und in Irland siegreich die Republik proklamirt sei. Die Rechenschaftsablage, aus der hervorgeht, daß sich nur 30,000 Dollars in Greenbacks im Staatsschatz der Republik befinden, macht diese kühne Behauptung etwas problematisch. Zum Schluß feierte O'Mahoney, nachdem er in seiner Präsidentenwürde bestätigt worden, noch einen großartigen







Triumph durch einen gerade rechtzeitig eingetroffenen, hoffentlich ächten Brief des unsichtbaren Oberpräsidenten Stephens, worin dieser gesteht, einst unzufrieden mit ihm gewesen zu sein, sich aber jetzt ganz mit seinem Vorfahren einverstanden erklärt und ihn in einer Proklamation förmlich zum Repräsentanten und Finanzagenten der irischen Republik für Amerika ernennt. Da Herr Stephens in diesem Briefe furchtbar schimpft und eine Sprache führt, wie man sie eben nur an edlen Irländern gewohnt ist, kann man von seiner staatsmännischen Würde und Größe keinen hohen Begriff haben.

Da meteorologische Beobachtungen in diesen Briefen nicht am Platze sind, würde ich von der barbarischen Kälte, die uns heimgesucht, keine Notiz nehmen, wenn sie mir nicht die Gelegenheit böte, durch einen schlagenden Kontrast die Niedertracht in doppelt schwarzem, die Tugend in doppelt strahlendem Gewande hervortreten zu lassen. Während die vom Schicksal Begünstigten sich im behaglichen Zimmer frierend um den warmen Ofen drängten und in ungeheizten Räumen die Existenz kaum möglich war, mußte am Bord des eben von Liverpool angekommenen amerikanischen Emigrantenschiffs „Neptune" eine arme Frau buchstäblich verkommen. Man ließ sie im Zwischendeck ohne Feuerung, ohne hinreichende Umhüllung, ohne Pflege liegen. Als sie dem Schiffsarzt klagte, daß ihre Gliedmaßen erfroren seien, wurde ihr geantwortet, sie möge die die erstarrten Füße mit den erstarrten Händen reiben. Und so ging sie nach einer Frühgeburt zu Grunde. Während der Reise wurden auf demselben Schiffe zwei Matrosen auf Veranlassung des Kapitains fast zu Tode geprügelt. Dem Einen wurden, nachdem er in Folge erlittener Mißhandlungen bewußtlos geworden und wieder zu sich gekommen war, mit einer eisernen Stange noch Kinnlade und Arm zerschlagen. Der Kapitän heißt Enoch W. Peabody, der Schiffsarzt Herrick. Beide sind unter Anklage gestellt. Ob ihnen die verdiente Strafe zu Theil wird? Der Kapitän der „Villafranca", welcher sich nicht viel besser benahm, wurde gleichfalls angeklagt, zog aber triumphirend von dannen, nachdem das Gericht sich von ihm hatte insultiren lassen.

Und nun zum Lichtbilde. Während das Quecksilber fünfzehn Grade unter Zero stand und ein Orkan über die Wogen braus'te, der Felsenriffe erbeben ließ, war an der Mündung des Hafens von New-York ein kleiner Propeller gestrandet, an dessen Bord sich dreizehn Personen befanden. Schon hatten verschiedene Dampfschiffe vergebens versucht, den Unglücklichen zu helfen, und sie schienen unrettbar verloren. Da beschlossen zwei Lootsen — Henry Seguine und Stephen J. Jones — die Rettung zu vollbringen oder in dem Versuch unterzugehen. Ein Riesenkampf von mehr als zwei Stunden war erforderlich, um sie in die Nähe des Wracks zu bringen, und als sie endlich ihr Ziel erreicht zu haben glaubten, wurden sie ein über das andere Mal von der Brandung zurückgeschleudert. Aber sie ließen sich nicht abschrecken. Dreimal machten sie die Fahrt, bis die Letzten gerettet waren. Das Boot, die Ruder, sie selbst bildeten nur noch eine Eismasse. Wie Farragut's Parole war: „Eiserne Herzen in hölzernen Schiffen!" so läßt sich hier behaupten, daß die innere Gluth des Heroismus die arktische Kälte der Atmosphäre, der sie sonst hätten unterliegen müssen, besiegte. Sollte sich nicht ein Bürger finden, der das Hohelied dieser braven Männer singt?

Schließlich sei mir noch eine Bemerkung gestattet. Ein sehr geachtetes Blatt wirft mir vor, daß ich einen Schulmann gepufft. Ich bin der Meinung, daß die Anerkennung eines unleugbaren Verdienstes kein Puff, sondern literarische Pflichterfüllung ist. Sonst hätte ich ja auch die beiden Lootsen gepufft.

Uncas.







Deutsch-Amerikanische Monatshefte

für

Literatur, Kunst, Wissenschaft und öffentliches Leben.

Redigirt von

Rudolph Lexow.

III. Jahrgang. I. Band. 1866. März-Heft.

Der Ursprung der germanischen Race.

Von Adolph Douai.

Die wahrhaft erstaunliche Menge neuer Ergebnisse, welche der Sammel- und Forscherfleiß der letzten zwei Jahrzehnte über den Ursprung der Menschheit, und besonders der weißen Race, zu Tage gefördert hat, bedarf der endlichen Zusammenstellung und Sichtung, wenn man sich nicht in den Einzelheiten verlieren will. Nach allen den großartigen Sprach- und Alterthumsforschungen eines Ed. Röth, Bopp, der Gebrüder Grimm, Kuhn's, Otfried Müller's u. A., nach den überraschenden Entdeckungen über periodische Hebungen und Senkungen der Erdoberfläche und die dadurch herbeigeführten Veränderungen in der Gestalt der Festländer, wie sie neuerdings von Vogt und Desor gemacht worden sind, und nach den Ermittelungen der Kunde fremder Völker, wie wir sie durch eine lange Reihe Reisender besitzen, endlich nach den glänzenden Aufdeckungen alter Kulturdenkmäler und alter Ueberreste von Menschen und ihren Wohnungen in den wichtigsten Theilen der Welt, besonders aber der Pfahlbauten in Alpenseen und anderwärts; nach alledem thut Eines noth — die Aufstellung einer Hypothese, einer auf triftige Gründe gestützten Vermuthung über den Ursprung und Zusammenhang der Menschenracen und Völker, durch welche alle jene vereinzelten Ergebnisse in ein Gesammtergebniß verschmolzen werden. Eine solche Hypothese, mit gehöriger Sachkenntniß unternommen, dürfte nicht als unnütze Erfindung eines müßigen Kopfes zu betrachten sein, sondern könnte, wie schon manche in anderen wissenschaftlichen Gebieten aufgestellte, den Pfad zu neuen überraschenden Erkenntnissen ebnen. Versuchen wir deshalb eine solche über den Ursprung der germanischen Race zu liefern, und sollte sie nur dazu dienen, andere sachkundigere Männer an eine Aufgabe heranzulocken, welche nicht füglich lange mehr unterlassen werden kann, da sie, einmal geleistet, ungemein wichtige Folgerungen und Folgen für alle Lebensgebiete verspricht. Des Raumes halber beschränken wir die für unsere Hypothese sprechenden Gründe auf das Nothdürftigste.

Die älteste aller Menschenracen ist die schwarze. Aus den entwickeltsten ihrer Stämme ist durch Versetzung auf einen anderen Boden, nachdem die tro-






pische Welt übervölkert war, und durch die Einflüsse eines anderen Klimas, anderer Bodenerzeugnisse und Lebensweise im Laufe von Jahrhunderttausenden die gelbe oder mongolisch-amerikanische entstanden, und hat alle nördlichen gemäßigten und selbst die kalten Himmelsstriche bevölkert und theilweise übervölkert, wie in Süd-China und Hinterindien, wo sie die schwarze stellenweis tiefer in die tropischen Länder zurückgedrängt hat. Aus der gelben ist viel später die weiße allmälig entstanden, und zwar durch die umbildenden Einflüsse eines anderen Bodens, Klimas, ihrer Produkte, sowie der Geschichte, verbunden mit absichtlicher, planmäßiger Racenveredlung und Gymnastik. Drei Gründe sprechen hierfür, welche sich schwer widerlegen lassen dürften: 1. Die Funde ältester Menschenüberreste. Die anerkannt ältesten bis jetzt aufgefundenen Menschengebeine, welche auf ein Alter von 300,000 Jahren schließen lassen, gehören ausnahmslos einer Race an, welche der jetzigen Negerrace nahe kommt, nur noch tiefer auf der Stufenleiter der Entwickelung gestanden haben muß. Diese Race hat auch in Mitteleuropa gelebt. Da wo, wie in den Pfahlbau-Schichten, dreierlei Racen untereinander begraben liegen, ist die unterste entweder eine schwarze, oder eine gelbe gewesen. Der Beweise aber, daß ehemals die gelbe das ganze Europa, nördlich von den Alpen, innehatte, sind viele vorhanden. 2. Die weiße Race erscheint auch im Beginn der Sage und Geschichte überall zuletzt, überall zwar als die erobernde, aber doch zugleich als eine wenig zahlreiche. 3. Wären die drei Hauptracen gleichzeitig, oder gar die weiße zuerst, aufgetreten, so hätte die letztere, als die körperlich und geistig stärkste, längst die beiden andern entweder vom Erdboden vertilgt, oder aber allenthalben geknechtet, wie sie es in der That überall gethan, wo sie mächtig genug dazu war — was ihr aber nur auf einem kleinen Theile der bewohnten Erde gelungen ist.

Es ist also Grund genug vorhanden, anzunehmen, daß die weiße Race, als sie ihre ursprünglichen Wohnsitze, von Uebervölkerung gedrängt, theilweise verlassen mußte, die ganze Erde schon von Menschen eingenommen, zum Theil dicht bewohnt fand, und daß ihr Zug nach neuen Wohnsitzen ein steter Kampf, und zwar theilweise ein Eroberungskampf, theilweise ein Rückzug vor der an Zahl übermächtigen, an Tapferkeit nicht verächtlichen gelben Race war. In der That bestätigt alle alte Sage und Geschichte, daß die Weißen gezwungen aus dem Innern Asiens westwärts gewandert sind, gedrängt von ihren alten Erbfeinden, den Mongolen, welche von jeher als eine aus Millionen berittener Krieger bestehende Eroberer- und Zerstörerschaar geschildert werden. Die Weißen, von Haus aus wenig zahlreich, mußten erobern, was ihnen westwärts lag, weil sie vom Osten her durch stete Uebermacht der Gelben weitergeschoben wurden; dabei überwältigten sie allerdings mit Leichtigkeit die auf ihrem Wege vorgefundenen Schwarzen und die, je weiter westwärts, desto dünner angesiedelten Gelben.

Die Wiege der weißen Race ist das Knotengebirge Hindu-kuh im Nordwesten Indiens. Nicht nur weis't alle alte Sage auf diesen Punkt als







ihre Wiege hin, von welcher aus sie sich nach drei Himmelsgegenden hin ausgebreitet hat, während die vierte, der Osten, ihr durch die Uebermacht der Mongolen verschlossen blieb; sondern dort allein sind alle günstigen Boden- und klimatischen Bedingungen zur Erzeugung einer auserlesenen Menschenrace vereinigt, und dort allein wachsen fast alle Kulturpflanzen wild und kommen alle Hausthiere noch jetzt wild vor, durch deren Ausbeutung und Veredlung die weiße Race die vorzugsweis ackerbauende, Kultur und Geschichte schaffende geworden ist. Von dort sind die einzelnen Stämme zu sehr verschiedenen Zeiten ausgewandert, so oft Uebervölkerung eintrat.

Zuerst wanderten die S e m i t e n aus, d. h. jene Völkerfamilie, welche sich nachher in Assyrer, Syrer, Juden, Phönizier, Araber und eine Menge Völker Kleinasiens zerspalten hat. Sie durchzogen das mittlere oder südliche Persien (heute Kabulistan und Afghanistan), und bezwangen die schwarzen Ureinwohner der Tigris- und Euphrat-Ebene, von wo aus sie sich dann bis zum Schwarzen-, Mittel- und Rothen Meere ausbreiteten. Hier berührten sie zum ersten Male die See und befuhren sie den Küsten entlang. So erreichten sie vom Persischen Meerbusen aus vor etwa 6 — 7000 Jahren Habessinien und Nubien, und von da aus Egypten, welches sie eroberten und durch eine den schwarzen Ureinwohnern aufgezwungene Kasten-Eintheilung unterwürfig erhielten.

Es müssen wenigstens ein paar Jahrtausende zwischen dieser ersten und der sogleich zu erwähnenden zweiten Auswanderung der weißen Race verflossen sein, und zwar aus zwei Hauptgründen: 1. Die semitischen Sprachen, obwohl mit den indogermanischen darin übereinstimmend, daß sie beiderseits eine vollständig ausgebildete Grammatik aufweisen, während die Ursprachen der Schwarzen nur e i n e Art Wörter (Zeitwörter), und die der Gelben nur z w e i Arten (Haupt- und Zeitwörter) kennen: die semitischen Sprachen sind gleichwohl von den indogermanischen durch eine große Verschiedenheit der Wurzel- und Stammwörter getrennt; 2) Die beiden weißen Familien unterscheiden sich durch ihren Körperbau ganz bedeutend. Die Semiten sind kurzbeinig, so daß ihre Kopflänge nur etwa siebenmal in der Körperlänge aufgeht; die Indogermanen sind langbeinig, so daß der Kopf etwa achtmal in der Körperlänge enthalten ist. Die Semiten sind vorwiegend Langköpfe, die Indogermanen Kurzköpfe. Auch in den Gesichtslinien finden sich tiefgehende Familien-Unterschiede. Diese Unterschiede, wie beträchtlich auch immer, sind gleichwohl leichter zu erklären unter der Annahme gemeinsamer Abstammung, als verschiedener. Das Gemeinsame in Sprache, Weltanschauung, alter Sage und Körperbau überwiegt bei weitem das Verschiedene. Zwei Jahrtausende, von zwei engverwandten Stämmen unter weit auseinandergehenden Culturbedingungen zugebracht, haben nachweislich in mehreren geschichtlichen Fällen eine ebenso bedeutende Verschiedenheit der Körper- und Sprachenentwickelung hervorgebracht, als wir sie zwischen Indogermanen und Semiten gegeben finden.

Die nächste Auswanderung Weißer vom Hindu-kuh war die der S i n d h







oder Hindu, welche Vorderindien eroberten und durch eine Kasten-Eintheilung der schwarzen Eingebornen sich unterworfen hielten und jetzt noch als Brahminen die obersten Kasten bilden. Da ihre Sprache, das Sanscrit, den Sprachen der Parsen, Helleno-Italer, Germanen und Slawen, endlich der Litthauer nahe verwandt ist, so kann jeder dieser Stämme nur kurze Zeit nach dem andern ausgewandert sein. Der Reihe nach kamen die Züge wie folgt: zuerst die Parsen (Altperser) mit ihren Stammgenossen, den Baktriern, Medern, Susianern — zusammen Zend-Völker genannt, welche das Tafelland zwischen Elbrus, Hindu-kuh, Soliman-Gebirge und dem persischen Scheidegebirge füllten. Der Zeitpunkt ist auf etwa 2500 v. Chr. zu setzen. Ihnen folgten, etwa um 2000, die Helleno-Italer, welche, am Nordabhange des Elbrus entlang ziehend, die Länder südlich vom Kaukasus erreichten und dort einige Jahrhunderte gewohnt zu haben scheinen, ehe sie über den Nordrand Kleinasiens oder zu Schiffe über das Schwarze Meer die griechische und italische Halbinsel erreichten. Den von ihnen leergelassenen Platz nahmen nun die Germanen ein, welche sich im Verlauf des nächsten Jahrhunderts (zwischen 1500 und 500 v. Chr.) zu beiden Seiten des Kaukasus vom Aralsee bis zur Donau, ja, von dieser am Schwarzen Meere abwärts bis nach Thrazien ausbreiteten. Damals führten sie den Namen Skythen, d. h. Schützen, waren ein Reitervolk, welches die Steppen am Schwarzen und Kaspischen Meere dünn besiedelte und Ackerbau nur an besser bewässerten Stellen der Steppe trieb. Ihnen nördlich wohnten damals die Sarmaten, mit welchem Gesammtnamen die Hellenen den slawischen und litthauischen Stamm bezeichneten. Die Sarmaten oder Slawen können also ihren Weg vom Hinduh-kuh nach Europa nur über das heutige Turkestan, den Ural- und Wolgafluß genommen haben, da alle anderen Wege von den Germanen besetzt waren, und da man unter den vielen verschiedenen im Kaukasus sitzen gebliebenen Resten europäischer Stämme wohl Abkömmlinge von den Germanen (die Osseten), aber keine von den Slawen und Litthauern findet. In allen diesen Ländern werden die frühesten Einwohner, die Mongolen, und das aus gemischt mongolischem und indogermanischem Blute entstandene Volk der Finnen, von den Indogermanen unter heftigen Kämpfen nordwärts getrieben, nehmen aber noch bis um das Jahr 1000 nach Chr. G. die ganze Nordhälfte des heutigen Rußlands ein.

Kurz vor dem Jahre 500 vor Chr. mögen die Germanen zuerst die Ostsee erreicht haben, und zwar zwischen der Oder- und Weichselmündung, während gleichzeitig mit ihnen die Litthauer und Letten die Küste von der Weichsel- bis zur Dünamündung besetzten, wo sie seitdem wohnen geblieben sind. Denn in diesen Oertlichkeiten finden wir die genannten Völker schon bei Herodot und Pythias von Massilia.

Wie die Finnen, so sind die Kelten ein weißgelbes Mischvolk von äußerst verschiedener Zusammensetzung in den verschiedenen Ländern Westeuropas. Als Vortrab der Germanen und offenbar ihr nächstältester Bruderstamm, aber mit weit weniger Abneigung vor Mißheirathen ausgestattet, als den alten Ger-







manen eigen war, und noch nicht, wie diese, im Besitz der Eisen-, sondern nur der Bronze-Industrie, müssen sie zwischen den Jahren 500 u. 1000 vor Chr. G. Mittel- und Westeuropa besetzt und dort theils mit den negerartigen Völkern der Ureinwohner sich verschmolzen, oder aber an anderen Stellen sie ausgerottet oder vertrieben haben. In Spanien trafen sie mit negerähnlichen Völkern, den Iberern, zusammen, welche vor ihnen in das nordwestliche Drittel des Landes zurückwichen, während sie selbst das südöstliche Drittel besetzten, und in der Mitte zwischen beiden das Mischvolk der Keltiberer entstand. Im heutigen Frankreich bewohnten negerartige Stämme den Süden, Gelbe den Norden, ein Gemisch von beiden die Mitte. Die Kelten unterwarfen und zivilisirten beide in ihrer Weise, bis sie sich mit ihnen vermischten, worauf sie erobernd in Italien eindrangen und dem nördlichen Theile dieses Landes unter dem Namen der Ligurer den Grundstock seiner Bevölkerung lieferten. Die brittischen Inseln hatten ursprünglich, da sie von Alters mit Gallien zusammenhingen, mit diesem außer denselben Thier- und Pflanzenarten auch dieselben Menschenstämme gemein. Der Westen von Irland wie von England scheint den dunkelfarbigen, der Osten beider Inseln den gelblichen Völkern angehört, in der Mitte zwischen beiden Racen eine Mischrace sich gebildet zu haben. Als die Kelten einbrachen, erfolgte nach den ersten Jahrhunderten der Knechtung eine innigere Vermischung aller drei Racen. In dem, was heute Deutschland ist, scheinen die Kelten nur die nördlichen Alpenabhänge dauernd innegehabt, das Land scheint ihnen, als zu rauh, im Uebrigen nur als Heerstraße zum milderen Südwesten gedient zu haben. Die Sprache der Keltenländer blieb keltisch (indogermanisch), aber mit bedeutendem Einflusse der einheimischen Sprachen darauf; die Stammverfassung blieb vorwiegend mongolisch, die Lebensweise nomadisirend mit kaum nennenswerther Ausdehnung des Ackerbaues; es kam zu keiner Staatenbildung, die Kelten sanken bald auf die niedrigere Stufe der Eingebornen herab und bewahrten von ihrem edleren Ursprunge außer ihrer verunstalteten Sprache nur noch dürftige Reste ihrer alten Götterlehre und Gebräuche und das Bewußtsein ihrer Erobererbestimmung. So wurden sie ein geeignetes Material für die bald darauf beginnende Romanisirung.

So war die Welt um das Jahr 500 vor Chr. vertheilt. In den nächsten tausend Jahren bringen die Germanen, von den Mongolen Innerasiens von Zeit zu Zeit auf's Neue gedrängt, wiederum westwärts vor. Lange vor Chr. Geburt haben sie Schweden, Norwegen, Dänemark den eingebornen Mongolen abgerungen, welche sie theils zu Sklaven machen, theils weit in den Norden der skandinavischen Halbinsel verdrängen. Das heutige Deutschland ist mindestens 100 Jahre vor Chr. Geb. von ihnen bevölkert, und sie beginnen den Rhein und die Donau von Nordosten her zu überschreiten. Dann hält das neu erstarkende Römerreich unter den Kaisern sie vierhundert Jahre lang an diesen beiden Grenzflüssen fest, bis die eigentliche Völkerwanderung beginnt und mit Zerstörung des Römerreiches und Eroberung desselben durch die Germanen endet, welche dabei die ganze östliche Hälfte des heutigen Deutschlands und das südliche Ruß-







land räumen. In diese leergelassenen Wohnsitze ziehen nunmehr die Slaven aus der sarmatischen Ebene herein, welche ebenfalls das oströmische Reich bedrängen und schließlich neu bevölkern. Vierhundert Jahre später erinnern sich die Germanen dessen, daß die leergelassenen Länder eigentlich ihnen gehören, und während ihr kühnster seefahrender Stamm, die Normannen, einen Theil Frankreich, Italiens und selbst Griechenlands erobert und Großbrittannien erst als Seeräuber ausplündert, dann bezwingt und besetzt, dringen Normannen und Germanen auch wieder ostwärts vor und unterwerfen sich die vorgedrungenen Slawen, ja, die Normannen geben den Russen ihr Herrscherhaus, ihren Adel und sogar ihren Namen. Von da ab scheitern alle Versuche der mongolischen Völker, die Germanen weiter westwärts zu verdrängen (933, 955, 1240, 1530, 1689) Europa ist entwildert, der durch sein gemäßigtes Klima und größte Küstenentwickelungen für höhere, fortschrittliche Kultur günstigste Erdtheil ist germanisch geworden; erst auf diesem Boden konnte die germanische Race die volle Höhe ihrer Anlage erlangen, konnte sie von allen die zäheste, vielseitigste, kräftigste und tüchtigste, die unvergängliche Fortschrittsrace werden, die Race, welche keinen dauernden Verfall kennt, sondern sich aus jeder Niederlage verjüngt und gestärkt wieder aufrichtet, die Lehrerin und das Vorbild der Welt, die Trägerin der wahren Menschlichkeit zu werden bestimmt ist.

Wie sie das hat werden müssen, erklärt sich naturgesetzlich aus ihrer hypothetischen Urgeschichte. Bei ihrer Auswanderung aus der Urheimath fand sie die ganze Welt bevölkert und die reizendsten, üppigsten Länder des gemäßigten Erdgürtels für sich verschlossen, in welchen ihr zwar ein rasches Aufblühen zu hoher Kultur, aber dafür auch ein schleuniger und tiefer Verfall in die Afterkultur und Halbbarbarei zurück bevorgestanden hätte, wie ihren Verwandten, den Semiten und Helleno-Romanen. Nein, es gehört ein langsames Wachsthum unter steter gradweiser Steigerung der Arbeit und Last wesentlich dazu, wenn eine vorzugsweis tüchtige Natur sich bilden soll. Indem die Germanen Schritt für Schritt in Länder rauheren Klimas verdrängt wurden, aus Steppengegenden in die dichten Wälder der sarmatisch-deutschen Tiefebene, deren Entwickelung für bloße Sklavenarbeit unmöglich und für die freie Arbeit ein würdiger Sporn war, von den Binnenmeeren heraus an die Küsten des Weltmeeres, das den höchsten Grad der Unerschrockenheit, des Unternehmungsgeistes und Heldensinnes erweckt, aus der kriegerischen Berührung mit Mongolen in stets furchtbarer wachsende Eroberungskämpfe mit den Weltreichen der Perser, Makedonier und Römer — indem sie so mit wachsender Abhärtung ihrer Kräfte immer schwerere Aufgaben erhielten, wurden sie zur Weltherrschaft durch Selbstbeherrschungskunst erzogen und erwarben eine Unverwüstlichkeit der Anlage wie keine andere Race. Und indem sie, mit dem gemeinsamen Erbgut indogermanischer Urkultur ausgerüstet, nach einander mit den Kulturen der Perser, Hellenen und Römer zwar in Berührung kamen, aber weil sie auf ihrer östlichen Grenze stets die Mongolen abzuwehren hatten, durch diese stete Kampfbereitschaft vor Annahme der Laster dieser Kulturen bewahrt und stolze Verächter der civilisirten Ausschweifung blie-







ben; indem sie daher die Kultur der Alten Welt erst dann sich aneignen lernten, als sie Selbstbeherrschung verstanden, wurden sie die Wiedergebärer der Kultur, einer höheren, weil allseitigen, sittlicheren, auf freie Arbeit und Genügsamkeit begründeten Kultur, wurden sie die Erfinder der freien Arbeit, der wahren Ehe und des Selfgovernments, dieser drei Grundlagen aller wahren Sittlichkeit, wurden sie die Weltstürmer der Wissenschaft, die kühnen Neuerer und zugleich die geduldigen Neubauer aller ihrer Zweige, und die Schöpfer einer neuen, vergeistigten Kunst.

Alle Entwickelung und Vervollkommnung besteht darin, daß sich ein Keim, eine Anlage in neue und immer neue Unterschiede, Gegensätze, selbst Widersprüche auseinanderlegt, welche trotzdem ein Ganzes, ein Körper, ein Organismus bleiben, an welchem jene Gegensätze zu Gliedern sich ausbilden, welche ihn in ihrem Zusammenwirken ebenso sehr bestimmen, als sie durch ihn bestimmt werden, und so wechselseitige Förderung — Leben — erzeugen. Keine Race hat sich reicher in Gegensätze auseinanderlegen und sie zur organischen Einheit verarbeiten müssen als die germanische, indem sie die verschiedenen Stufen ihrer Laufbahn überwand. An alle Kulturvölker, mit denen sie in Grenzberührung kam, gab sie Zweige ihres Stammes ab, welche, mit diesen Kulturvölkern verschmelzend und anscheinend für das Germanenthum verloren, doch auf den Stamm anregend zurückwirkten. So gab sie an die Perser den germanischen Volkszweig der Magier, an die Hellenen die Thracier, Epiroten und Illyrier, an die Römer die Gothen, Vandalen, Burgunder, Franken und Longobarden ab und colonisirte als Kelten und Normannen früher und später diese und zahlreiche andere Nationen. Alle diese germanischen Stämme schienen zunächst ihr verloren, indem sie in der Vermischung mit den Nachbarn fast gänzlich als Germanen untergingen, allein sie erzeugten dabei aus den veralteten, unfortbildsamen neue, kräftige Nationen, aus deren geschichtlicher Berührung mit den in Deutschland seßhaft gebliebenen Germanen diesen stets neue, vielseitige Anregung erwuchs. So wurden die Germanen Deutschlands, die mittelsten von allen, eben das vielseitigste und doch dabei naturmächtigste Volk von allen, das wahre Volk der Mitte, der ewig verjüngende Geist der in's Extreme schießenden äußeren Glieder, die auf den Halbinseln und Inseln Europas wohnen, von ihnen lernend, um sofort ihr Lehrer im Fortschritt zu werden, in ihnen seine kulturhistorischen Experimente anstellend, und diese dann kritisch läuternd und ihre Erfolge feststellend und ausbreitend. Gewiß, ganz Europa (und Amerika) ist schon germanisch, wie ja die ganze Erde zu werden bestimmt ist; die Franzosen, die Italiener, Spanier, Portugiesen, Engländer, die Dänen, Norweger und Schweden sind nichts als in's Einseitige geschossene Germanen, denen Deutschland immer und immer wieder Maß und Ziel giebt, und von denen es sich immer neue Erfahrungen und Nutzanwendungen erobert! Wer leugnet, daß alle Wissenschaft und Kunst der Welt, welche diesen Namen verdient, germanisch ist, daß alle Kulturvölker der Welt germanisches Blut in sich tragen und das Ziel germanischer Kultur: immer voll-







kommneres Selfgovernment in allen Lebensgebieten, vor Augen und in sichrer Aussicht haben?

Die Deutschen sind also Spätlinge in der Entwickelung; sie reifen spät und altern spät, und nur zu immer neuer Jugend. Verflochten in die politischen Geschicke aller ihrer Nachbarn ringsum, blieben sie am längsten Kinder in der Politik und werden ihren Tag der vollen politischen Selbstregierung erst erleben nachdem alle ihre Halbinsel-Nachbarn ihn auf ihre Kosten erlebt haben werden. Dann aber werden wir auch das Reich des ewigen Friedens und Völker-Schiedsgerichts angebrochen sehen. Die Deutschen sind der Herkules der antiken Sage, der zwar schon in der Wiege die Schlangen rechts und links erwürgt, aber doch sein Lebenlang verdammt ist, als Diener Anderer die schwersten aller Arbeiten zur Reinigung der Welt von Ungeheuern zu verrichten, um zuletzt unter die Götter aufgenommen zu werden.

Nicht das wenigst Merkwürdige dabei ist der Umstand, daß die germanisirten Slawen, welche die östliche Hälfte Deutschlands bewohnen, das Mittel haben werden müssen, die Deutschen auf der Laufbahn politischer Einheit, Freiheit und Größe so lange zurückzuhalten. Die Slawen, dieser jüngste, passivste und weiblichste aller indogermanischen Stämme, welcher nie erobernd aufgetreten ist, außer wo vorübergehend entweder religiöser Fanatismus oder orientalischer Despotismus ihn gegen die Nachbarn hetzte; die Slawen, welche stets im Gefolge der Germanen daherziehend, wie der Schakal in dem des Löwen, mit den Ueberresten germanischer Siegesbeute hoch zufrieden, sich stets in die von den Germanen bei ihren Eroberungszügen leergelassenen warmen Nester eingebettet haben, welche ihre Herrscher, ihren Adel, ihre Priester, ihre Institutionen stets importirend von kräftigeren Nationen bezogen und in deren geistloser Nachahmung ohne eigene Zeugungskraft sich gebläht haben: — die Slawen — und zwar zunächst die im Osten Deutschlands — haben sich dafür, daß sie seit dem zehnten Jahrhunderte mehr oder weniger gewaltsam germanisirt wurden, an den Deutschen bitter gerächt. Nur auf slawischem Grund und Boden, nur unter einer vorwiegend deutsch gemachten slawischen Bevölkerung mit ihrer lautlosen Geduld und Schweigsamkeit konnten jene beiden deutschen Großmächte Oesterreich und Preußen entstehen, welche das Zustandekommen der deutschen Einheit und Freiheit so unsäglich erschweren. So sind die politischen Schicksale des deutschen Volkes ihm selbst und allen Völkern, welche sehen wollen, zum lehrreichen und warnenden Beispiele geworden, daß Ungerechtigkeit und Unterdrückung sich an Niemandem schwerer rächt, als an den Unterdrückern selber. Kostbare Lehre — wie lange wirst du noch vergeblich gepredigt werden müssen?

Mit der vorstehend ausgeführten Hypothese vom Ursprung der germanischen Race stimmt die alt-germanische Götterlehre und Heldensage merkwürdig zusammen. Dem Scharfsinn neuerer Forscher ist es gelungen, drei Entwicklungsperioden in der germanischen Mythologie nachzuweisen. In der ersten, ältesten, entfernt sie sich noch sehr wenig von der Götterlehre der verwandten semitischen, Hindu-, Zend- und helleno-italischen Völker, sowohl was allgemeine







Weltanschauung, als was die Namen und Amtsverrichtungen der großen zwölf Götter betrifft. Hauptgottheit ist Tyr oder Tys (Ziu), der Gott des Himmels und des Wetters, der Sonne und des Lichtes, der Wärme und des Feuers, also der Zeus-Djonis, Dis der Helleno-Italer, der Ormuzd der Perser 2c. In der zweiten, nächstspäteren, entfernt sich die Welt- und Gottesanschauung der Germanen schon beträchtlich von der ursprünglichen. Tyr verbleicht zum Gott des Krieges, Thor, der Gott des Blitzes und Gewitters, wird Himmelskönig, was er in Schweden auch geblieben ist, zum Beweis, daß die westlichsten Stämme der Germanen damals schon die Ostsee erreicht und überschritten haben mußten. In der dritten Periode geht die Besonderung der germanischen Mythologie noch weiter: Wodan (Wuotan, Odin, slawisch Odin), der Gott der Sonne, wird oberster und Nationalgott und beginnt seine wilde Jagd. Diese wilde Jagd ist ein doppeltes Sinnbild: einmal für die Vertreibung der Finsterniß und Nacht und des grauenhaften nordischen Winters mit seinen Schrecken und Gefahren durch den Tag, den Sommer, die siegreiche Sonne, welche Wodan auf seinem Wagen von Nordosten nach Südwesten führt; das andere Mal das Sinnbild der Eroberung Südwest-Europas durch die von Nordosten her unter Wodans Bannern siegreich vordringenden Germanen. Dieser Zug, oder diese Züge müssen also von Nordosten gekommen sein, von der Ostsee nach dem Rheine, von der Weichsel nach der oberen, vom Dnjepr nach der unteren Donau, wie auch die Geschichte und die Volkssage in Betreff der wilden Jagd bezeugt. Bis dahin waren die Germanen immer nordwestlich gezogen, vorwärts gedrängt in dieser Richtung, weil sie noch zu zerstreut wohnten und zu wenig zahlreich waren. Von nun an dringen sie nach eigner Wahl als Eroberer, wie die Welt keine weiter gesehen, nach offenbarer Verabredung und Verbindung unter einander, also als geschlossene Nationalität, wenn auch noch nicht als Nation, südwestlich vor. Kein Wunder, wenn dieser Wendepunkt in ihrer Geschichte durch einen Entwicklungspunkt in ihrer Mythologie bezeichnet wird, durch Odin's Antritt der Himmelsherrschaft. Mit jeder Periode wird übrigens die germanische Mythologie wilder und abentheuerlicher. Die Bekanntschaft mit dem Weltmeere, den Felsenlabyrinthen und Gletscherriesen, den Eisbergen und Winterstürmen, den dichten Nebeln und der zauberischen Sommernachtsdämmerung, wie der furchtbaren langen Winternacht, Winterkälte und Oede des Nordens drückte je länger je mehr der germanischen Weltanschauung ihre Spuren auf. Das warme, ja glühend heiße Muspelheim des Südens, aus welchem sie hergekommen waren, tritt zuerst in der Erinnerung gegen eine in's Riesige gesteigerte Macht Niflheims, des Nebelreichs des Nordens, mit seinen Eisriesen, Felsenrecken, der Midgaardsschlange und dem schauerlichen Weltende bei der Götterdämmerung. Die ursprünglich heitere Weltanschauung der Germanen wird düsterer, ernster, unruhiger, rastloser. Die Götter werden sterblich, vom unergründlichen Schicksale abhängiger, sollen im Kampfe mit den wilden Naturmächten untergehen, um einer besseren, erneuerten Welt Platz zu machen, und







erwehren sich schon vorher derselben nur durch wahrhaft ungeheure Kämpfe. Zugleich wird die Zeichnung der Götterpersonen und der Schauplätze ihrer Thaten unbestimmter und verschwimmender, formloser und unklarer, wie die Umrisse nordischer Landschaften es sind, und wie die Einbildungskraft eines auf nordischen Meeren und in dichten Urwäldern lebenden nordischen Volkes es werden muß, und ein verworrenes Geflecht heiteren wie düsteren Aberglaubens hängt sich an die Götterlehre und Heldensage. Einen großen Vorzug aber hat diese abentheuerlich formlose Weltanschauung vor allen anderen: in diesen Mährchen und Sagen spielt der Reichthum keine so große Rolle wie in denen der verwandten, besonders der semitischen Völker. Das Gold erscheint geringgeschätzt, außer als Schmuck, es wird als Zunder der schlechtesten Leidenschaften des menschlichen Herzens gezeichnet, als ein glitzernder, treuloser Verführer und Verderber.

Keine andere Nationalität erscheint schon von Anbeginn ihrer Sage und Geschichte an so adelsstolz, so eifersüchtig auf Reinheit der Race, so erpicht auf Kasten-Einrichtungen, als die germanische. Die Edda, das einzige uns noch ganz erhaltene schriftliche Denkmal unserer alten Götter- und Heldensage (um 1000 nach Chr. auf Island abgefaßt), heiligt sogar die Kasten-Eintheilung durch eine Sage von deren uralter göttlicher Einsetzung. Nach ihr hat zwar ein und derselbe Gott Heimdallr (unter dem Namen Rigr) die drei Kasten der Edelinge, der Freien und der Thräle (Haussklaven von mongolischer Abstammung, oder Kriegsgefangene, die als Sklaven arbeiteten) selbst erzeugt — die niedrigste zuerst, die mittlere zuzweit, die edelste zuletzt — aber er hat sie gleichzeitig als ewig geschieden hingestellt. Daß trotzdem die Germanen nicht, wie ihre Stammverwandten, die antiken Kulturvölker, das eigene Arbeiten über dem Halten zahlreicher Sklaven verlernten, und daß sie dadurch vor der größten aller Gefahren, die ein Volk befallen kann, der Verachtung freier Arbeit, bewahrt blieben, lag wohl nur daran, daß die Beurbarung germanisch-sarmatischer Urwälder jedes Mannes Hand in Anspruch nahm, daß die dienende Klasse wenig zahlreich war und ausschließlich den wenigen Edelingen gehörte. Dieser Adel- und Racenreinheitsstolz mag uns im Lichte unserer Tage noch so verächtlich und unmenschlich erscheinen: — in jenen Zeiten, da es wesentlich auf Erzeugung neuer, kräftigerer Racen ankam, welche die Erbschaft der antiken Kultur antreten sollten, wirkte er überwiegend wohlthätig. Die Ausbildung schöner, kräftiger, gewandter und furchtloser Menschen durch Racenveredlung und viele Gymnastik, welche unsern Vorfahren für so wichtig galt, hat ihren Nachkommen nicht blos die gesunde Leibesverfassung verliehen, welche sie so vielen und schweren Aufgaben gewachsen machte, sondern hat auch der hohen Achtung vor dem Weibe und der Heilighaltung der Ehe Vorschub geleistet, durch welche unsere Vorfahren schon dem großen Römer Tacitus imponirten. Gewiß ist ferner, daß sie der demokratischen Rechtsgleichheit zwischen den Freigebornen keinen Eintrag that, und daß der Edeling vor dem einfach Freien, der sein eignes Feld baute, kein Vorrecht in Anspruch nahm, als welches ihm freiwillig zugestanden wurde.







Aus diesem angebornen demokratischen Instinkte ist es zu erklären, daß, als in den faustrechtlichen Zeiten des Mittelalters auf dem platten Lande die persönliche Freiheit und der Grundbesitz des Freien verloren ging, beides gleichzeitig in den aufblühenden Städten mittelst der freien, zünftigen, waffenfähigen Handwerker-Verbände wiederauflebte, ja selbst auf dem Lande an geschützten Stellen, wie in der Schweiz und am Nordseestrande, zu glücklichen Bauernkriegen und Bauern-Freistaaten führte.

Das Prinzip endlich der freiwilligen Vergesellung (Association) zu Einzelzwecken, bei denen aber jeder Theilnehmende in jeder andern Hinsicht ungebunden und sein eigener Herr bleibt — dieses Prinzip, dem die neueste Zeit so viele großartige Unternehmungen und Fortschritte verdankt — es war in unsern Altvordern durch die Fügungen ihrer ältesten Geschichte für alle späteren Geschlechter begründet und muß deshalb eine ächt-germanische Erfindung heißen. In ihren unablässigen Kämpfen mit den leichten Reiterhorden der Mongolen war das frühzeitige Entstehen einer Taktik geboten, welche ebenso sehr vollkommen ausgebildete Einzelkämpfer, als Zusammenwirken in geschlossenen Massen — je nach den Umständen — anwandte, ebenso sehr den Kampf zu Fuße (und den Angriff im schnellsten Laufe) als zu Rosse verlangte. Einherier (Einzelkämpfer) ist deshalb ein Ehrenname jedes alten Germanen, unter welchem er in die Walhalla aufgenommen wird. Nur wenn jeder Einzelne vollständig „seinen Mann stand", ebenso gut wie die geschlossene Masse, war der Germane ein wahrer Mann. Das Gefühl der Selbstverläßlichkeit gab ihm eben jenen Muth, sich in zerstreuten Weilern, jeder getrennt vom Nachbar, inmitten seines Grundstücks anzubauen und das Leben in Städten zu verabscheuen; es gab ihm frühzeitig den Trieb, sich nie einer Gemeinschaft ganz und unbedingt hinzugeben, sondern durch Gesellung bloß zu bestimmten Zwecken Alles zu erreichen, was gemeinsame Kraft erforderte. So sehen wir im Anfange der römischen Kaiserzeit Völkerbünde unter ihnen entstehen, welche bald, wie der der Markomannen, nach erreichtem Zwecke sich wieder auflös'ten, bald, wie der der Franken, Allemannen, Burgunder, Angelsachsen auf erobertem Boden zum Zwecke neuer Staatengründung vereinigt blieben, immer so, daß der Einzelne ursprünglich dabei seine Unabhängigkeit möglichst wenig einbüßte. Wie eben die auswärtigen Eroberungen schließlich doch zum allmäligen Uebergange der Association in den Lehensverband führten, das zu erklären, führt uns diesmal zu weit; es genügt zu wissen, daß in solchen germanischen Ländern, welche nie erobert worden sind, wie Theile von Deutschland, Schweden, Norwegen und in England vor der normannischen Eroberung, das Lehenswesen nicht aufgekommen ist, weil es dem germanischen Geiste zuwiderlief.

Man sieht, daß unsere Hypothese — wie jede gute Hypothese soll — mit den vorhandenen Thatsachen im Einklange ist, sie ungezwungen erklärt und sich demgemäß bei der Probe bewährt. Sie wird freilich nie zur vollen Gewißheit erhoben werden können, weil wir in der ältesten Geschichte über keine Augenzeugen zu verfügen haben. Aber sie gewährt dennoch ungefähr denselben

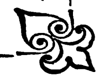






Nutzen, welchen volle geschichtliche Gewißheit bringen würde, weil sie in allen einzelnen Zügen einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit an der Stirne trägt. Sie begründet die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechts besser als die biblische und jede andere Sage über dessen und der Racen Ursprung. Sie erklärt die wirklichen und unleugbaren Vorzüge einzelner Racen und Stämme vor den anderen nach Naturgesetzen, ohne deswegen den ursprünglich benachtheiligten die Aussicht, daß sie den bevorzugten auf der Leiter der Entwickelung nachklimmen werden, zu benehmen; denn sie erklärt jeden Vorzug und Fehler als natürliches Erzeugniß des Bodens und Klimas mit ihren Produkten und der dadurch bedingten Geschichte, also als solche, die sich mit Verbesserung dieser Lebensbedingungen von selbst verbessern und unter zweckmäßigem Zusammenwirken der Menschen künstlich noch weiter verbessert, aber auch in Folge verschlechterter Lebensbedingungen verschlechtert werden können. Wüsten lassen sich fruchtbar machen, Steppen können dem Ackerbau dienstbar werden, Sümpfe verschwinden vor dem Grabscheit, der Dampf verringert die Entfernung Einsamer von Kulturquellen — kurz, selbst die am meisten zurückgebliebenen dunkleren Racen mögen unter der Anleitung der kulturbringenden Germanen ohne allen Zwang allmälig veredelt und gehoben werden, so gewiß als die edelsten Menschenstämme zuletzt doch von den dunkleren hergekommen sein müssen. Sie beseitigt wirksam jenen unberechtigten Hochmuth, der die Racenunterschiede für ewig und gottgegeben ansieht, um sich ein scheinbares Recht der Unterdrückung der von Natur Schwächeren zu erschleichen, — diese Quelle höchster Unsittlichkeit und Entartung, ohne die gerechte Werthschätzung angeborner Vorzüge, für welche Niemand etwas kann, zu schwächen. Sie fordert vielmehr den Besitzer angeborner Vorzüge auf, damit zum Besten der menschlichen Gesellschaft zu wuchern, auf deren Schultern jeder Einzelne und jeder Stamm steht. Es ist mit einem Worte die einzig menschliche Geschichtsanschauung, möge sie auch in einzelnen Nebenzügen noch einmal widerlegt werden können.

Heil den Germanen, daß sie die Spätlinge und eben darum die Vollender des Riesenbaues menschlicher Vervollkommnung sein können! Heil besonders den Deutschen, den zu spät bei der Weltvertheilung gekommenen Poeten; denn sie werden aus dem Himmel des Zeus die rechten Gedanken und Grundrisse zum Bau der menschheitlichen Walhalla mitbringen und darin die erste Stelle einnehmen! Heil aber auch der Welt, daß die Weltherrschaft der Germanen die schließliche Weltbefreiung und allgemeine Erlösung bedeutet!




Zwei Frauen der Revolution.

(Nach einer Abhandlung von Saint-Armant.)

Von Victor Ernst.

Die erste französische Revolution ist ein ewig sprudelnder Born, welcher noch in weiter Ferne Länder befruchtet und Völker beglückt. Die Wasser sind von Blut geröthet, aber zugleich durch Blut geweiht und veredelt. Wir zittern beim Rückblick auf jene Jahre; aber wie öde, wie trostlos würde es in der Welt aussehen, wenn sie und alle ihre Folgen aus den Annalen der Menschheit gestrichen werden könnten! Der Tag, an welchem ein Königshaupt unter dem Beile der Revolution fiel, wird jetzt in Frankreich als Trauertag begangen; aber in demselben Frankreich kann sogar eine despotische Regierung nur unter der Fahne der Principien derselben Revolution, welche dies Opfer forderte, auftreten. Die Jahre des Jubels und des Entsetzens, der Hoffnung und der Verzweiflung, der glühenden Liebe und des brennenden Hasses haben moralische Ungeheuer erzeugt, zugleich aber Charaktere ans Licht gefördert, welche — mochten sie handelnd oder leidend auftreten, siegen oder untergehen — ewig ihren Platz im Pantheon der Geschichte einnehmen werden.

Zwei so eben erschienene Werke — das Buch Lescure's über die Prinzessin Lamballe und das Chéron de Villier's über Charlotte Corday — haben die Erinnerung an zwei Frauen wieder aufgefrischt, welche, obgleich den verschiedensten Kreisen angehörend und äußerlich verschiedensten Strebens, als Schwestern im Geiste und Gemüth neben einander gestellt zu werden verdienen und der Epoche, in welcher sie lebten, das edelste Beispiel moralischer Stärke gaben. Beide mit den Reizen äußerer Anmuth und inneren Werthes ausgestattet, schienen sie nur für das ruhigste, glücklichste Leben bestimmt zu sein, als sie plötzlich inmitten einer furchtbaren Katastrophe aus ihrer bescheidenen Sphäre auf die dornenvolle Bahn des Heroismus geschleudert wurden. Die Eine opferte sich willig der Freundschaft, um dadurch den Zorn des Himmels zu besänftigen; die Andere glaubte durch ihren Tod das Vaterland von einer blutigen Tyrannei erlösen zu können.

Es war eine Zeit entzückender Träume und schrecklichen Erwachens. Werfen wir einen Blick auf die Tage, welche der Krisis vorausgingen. Unter der Bourgeoisie sowohl wie in den Kreisen des Adels, in ganz Frankreich wie in Paris, in Paris wie am Hofe von Versailles, führte man nur die Worte Gerechtigkeit, Ehre, Menschenrecht und Freiheit im Munde. Es war ein förmliches Delirium des allgemeinen Wohlwollens und idealer Hoffnungen. Wie der Astrolog in der Fabel, stürzte man, die Sterne betrachtend, in einen Abgrund hinab, und die Prinzessin Lamballe zu Trianon, Charlotte Corday zu Caen gaben sich derselben schönen Illusion über die Zukunft hin. Es schien die Zeit gekommen zu sein, wo alle Vorurtheile, alle Schande und alles Elend schwinden sollten. Die Prinzessin war Großmeisterin einer Freimaurerloge, von welcher







Marie Antoinette sagte: „Gott ist dort in Aller Munde, und man thut viel Gutes. Man erzieht die Kinder der armen oder gestorbenen Mitglieder und verheirathet ihre Töchter. Mir scheint allerdings als könnte man mit weniger Ceremonieen Gutes thun; aber was liegt daran, wenn's nur geschieht?“ — Charlotte Corday, welche mit demselben Entzücken die Werke Plutarchs und Jean Jacques Rousseaus in sich aufnahm, träumte nur von einer Republik voll strenger Tugend, erhabener Aufopferung und hochherziger Thaten. — Ohne etwas von ihrer Anmuth einzubüßen, drehte sich die französische Conversation um die ernstesten und wichtigsten Fragen. Ueberall zeigten sich die pikantesten Kontraste. Im Feldlager sprach man, wie Ségur in seinen Memoiren sagt, von Unabhängigkeit; der Adel schwärmte für die Demokratie; auf den Bällen philosophirte man, und im Boudoir wurde moralisirt. Mit Recht bemerkt die Staell: „Wer in jener Zeit lebte, wird gestehen müssen, daß die Menschen nie geistvoller und nie besser gewesen sind.“ Nie hatte der jüngere Adel mehr Glanz entfaltet; die Conservirung mittelalterlicher Sitten hinderte ihn aber nicht daran, sich für die plebejische Gleichheit zu begeistern. Allerdings kam dabei viel Thörichtes zum Vorschein, und wie wenig stichhaltig der Enthusiasmus war, zeigte das spätere Benehmen desselben Adels, als der schönen Theorie die Praxis zur Seite treten sollte; aber für den Augenblick war der Rausch vorhanden, ein feuriger Glaube an den Fortschritt, eine hohe Achtung vor der Allgewalt der Philosophie und vor den Werken der Geisteshäupter wohnte in den Herzen Derer, welche den Fortschritt und die Siege des Gedankens am meisten zu fürchten hatten. Selbst das Königthum haßte die Etiquette, und die Höflinge forderten den alten feudalen Hochmuth in die Schranken.

Unter den Frauen des damaligen französischen Hofes war keine beliebter und achtungswürdiger als die Prinzessin Lamballe. Am 8. September 1749 in Turin geboren, heirathete Marie Therese Louise von Savoyen-Carignan schon in ihrem siebzehnten Jahre den neunzehnjährigen Herzog von Lamballe, Sohn des Herzogs von Penthièvre und letzten Sprößling der illegitimen Nachkommenschaft Ludwigs des Vierzehnten. Schon wenige Monate nach ihrer Verheirathung Wittwe geworden, weihte sie sich fortan der Pflege ihres Schwiegervaters. Schön, reich und geachtet, die Trägerin zweier berühmter Namen, hätte sie leicht wieder eine der glänzendsten Verbindungen eingehen können; aber sie zog es vor, einem Andenken treu zu bleiben, und beweinte einen Gatten, der ihrer keineswegs würdig war, als wäre er der beste aller Männer gewesen. Ihre Befriedigung fand sie in einer fortwährenden Selbstaufopferung. Lescure entwirft ein rührendes Bild von dieser Periode im Leben der Prinzessin, und man begreift danach leicht die Sympathie, welche sie der Königin einflößen mußte. In den Augen der deutsch träumerischen Marie Antoinette besaß die Melancholie der jungen Wittwe einen unwiderstehlichen Reiz, eine solche Freundin in ihrer Nähe zu haben erschien ihr als ein Glück, und sie ernannte die junge Wittwe zur Oberintendantin ihres Haushalts.

Mittlerweile hatte der Horizont sich schnell verdüstert. Die Prinzessin,







welche, während die Polignacs in der höchsten Gunst standen, sich auf die Güter ihres Schwiegervaters zurückzog, eilte augenblicklich wieder zur Königin als diese in Gefahr schwebte. Die Nachricht von dem, was sich am 5ten Oktober 1790 in Versailles ereignet, traf sie in Eu, und sie rief aus: „Ich muß sofort abreisen!" Schon am nächsten Tage traf sie bei der Königin in den zum Gefängniß gewordenen Tuillerien ein. Bei der Flucht des Königspaares nach Varennes begab sie sich nach England. Vergebens schrieb ihr am 22sten August 1791 die Königin: „Bei diesem schrecklichen Stand unserer Angelegenheiten gereicht es mir zur Beruhigung, daß Sie, liebe Lamballe, in Sicherheit sind. Kehren Sie um Gottes willen nicht zurück. Ich kenne Ihr treues Herz und möchte Sie um keinen Preis in unser Elend verwickeln; allen Denen, welche ich liebe, bringe ich nur Unglück. Fügen sie nicht meinen eigenen Leiden noch die Unruhe um Sie hinzu. O über die glücklichen Zeiten, wo wir zusammen promeniren und plaudern konnten ohne von wüthenden Volksmassen umheult zu werden! Noch einmal, bleiben Sie wo Sie sind; stürzen Sie sich nicht in den Rachen des Tigers!" Aber die Prinzessin hörte nur die Stimme ihres Herzens. Sie machte ihr Testament, und im November 1791 war sie wieder bei der Freundin. Seitdem verließ sie den Posten der Gefahr nur um zu sterben. So wurde dies schwächliche, zarte Wesen, welches den Duft eines Veilchen-Bouquets fürchtete und wegen seiner häufigen Ohnmachten Neckereien unterworfen war, durch die Gefahr gestählt und zeigte zugleich mehr Einsicht und mehr ächte Energie als der Adel, welcher unter dem Vorwand, den König vertheidigen zu wollen, ihn im Stich ließ. Je bitterer die Königin sich über das Benehmen der Emigrirten beklagte, welche, wie sie sich ausdrückte, nachdem sie sich selbst ruinirt, jetzt auch noch dem Könige den Untergang bereiten mußten, desto tiefer empfand sie die Selbstverleugnung der Lamballe, und in einem Anflug enthusiastischer Dankbarkeit schrieb sie an diese: „Welches Glück, um seiner selbst willen geliebt zu werden! In Ihrer Anhänglichkeit und in der einiger anderen Freunde wurzelt meine Kraft. Nein, glauben Sie nicht, daß es mir an Muth fehlt. Ihnen gehört mein Herz bis zum letzten Athemzuge." Die Prinzessin selbst schrieb an Madame de la Rochejacquelein: „Je mehr die Gefahr wächs't, desto stärker fühle ich mich. Ich bin bereit zu sterben, und fürchte Nichts." Am 20sten Juni, als die Menge in die Tuillerien drang und die Königin sich mit den Worten: „Mein Platz ist beim Könige!" in die Piken stürzen wollte, rief eine sanfte Stimme: „Ihr Platz ist bei Ihren Kindern!" Es war die Stimme der Prinzessin von Lamballe. Die treue Freundin folgte der königlichen Familie in den Temple, und verließ sie nur um in den Kerker von la Force geworfen zu werden, wo die Henker ihrer harrten. Man befahl ihr, der Freiheit und Gleichheit Treue, dem Könige und dem Königthum Haß zu schwören. Ruhig antwortete sie: „Den ersten Schwur leiste ich gern; den zweiten kann ich nicht ablegen, denn er liegt nicht in meinem Herzen." Ein Assistent flüsterte ihr zu: „Schwören Sie doch! Es rettet Ihnen das Leben!" Sie antwortete nicht, hob die Hände zu den Augen empor, und ging auf das







Pförtchen zu. Eine Stimme rief: „Laßt Madame hinaus!" Dieser Ruf war das Signal zu ihrer Niedermetzelung durch die Septembriseurs.

Die Prinzessin Lamballe und Charlotte Corday stehen im Heroismus und in der Selbstverleugnung auf gleicher Stufe. Die Eine hatte sich der Königin und Freundin, die Andere dem Vaterlande geweiht. Stürzte die Prinzessin sich freiwillig in den Abgrund, der sie verschlingen mußte, so gab Charlotte Corday, gleich Judith „mit der wunderbaren Schönheit geschmückt, welche der Herr ihr verliehen", freudig ihre Schönheit, ihre Jugend und ihre Hoffnungen hin. Als Mörderin mag man sie tadeln, man mag den Grundsatz aufrecht erhalten, daß der Einzelne nicht berechtigt ist, sich zum Richter für die Gesammtheit aufzuwerfen, und daß dies am wenigsten dem Weibe geziemt. Man mag in Abrede stellen, daß der Mord jemals etwas Gutes ins Leben rufen kann, daß er jemals die Sache fördert, der er dienen soll. Aber fühlt der kalte Verstand sich aufgelegt, das Verdammungsurtheil über Charlotte Corday zu fällen, so wird das Herz sie immer freisprechen müssen. In der Bibel und in den Ueberlieferungen des heidnischen Alterthums, welche ihr die geistige Nahrung lieferten, fand sie eine so vielfältige, eklatante Rechtfertigung des Tyrannenmordes, sie folgte einer so heiligen, gewissenhaften Ueberzeugung, einem so reinen Impuls, sie war so einfach und bescheiden, und benahm sich endlich so muthig im Angesicht des Todes, daß man es begreiflich findet, wenn Adam Lux selbst vor den Henkern ihr den Tribut der Bewunderung zollte, und für diesen heroischen Enthusiasmus freudig sein Haupt auf den Block legte. Den Engel des Meuchelmords nennt Lamartine die Mörderin Marat's. Kann die Mordwaffe jemals geweiht werden, so wurde sie's in dieser Hand.

Marie Anne Charlotte de Corday d'Armont wurde am 27. Juli 1768 in Saint-Saturnin des Ligneries bei Argenton geboren. Ihre Familie gehörte zu dem ältesten Adel der Normandie und leitete ihren Namen von der Besitzung Corday her. Einst reich und mächtig, war sie jetzt ihres Glanzes entkleidet, und als Charlotte geboren wurde, bewohnten ihre Eltern ein strohbedecktes Häuschen, wie die meisten Bauern der Normandie, mit einem Hofraum, einem Brunnen und von einer epheubedeckten Mauer umhegt. Ihr Vater war so arm, daß er sich von mehreren seiner Kinder trennen mußte, um sie wohlhabendern Verwandten anzuvertrauen, die unentgeltlich für ihre Erziehung sorgten. Charlotte wurde nach Vicque zu ihrem Onkel, dem Abbé de Corday, Pfarrer des Dorfes, gesandt. Dort verlebte sie mehtere Jahre in dem Pfarrhause, welches noch jetzt am Wege von Jot nach Morteaux zu sehen ist. Ihre ersten Leseübungen wurden an einem alten Exemplar der Werke Corneille's vorgenommen. Ihr Urgroßvater hatte eine Nichte vom Verfasser des „Cinna" geheirathet, und jenes Exemplar war ein Familien-Vermächtniß. Die ersten Eindrücke, welche Charlottens Herz empfing, waren die der Religion und des Heroismus, und nie sollte sie dieselben vergessen. Im Alter von vierzehn Jahren verlor sie ihre Mutter und wurde von der Aebtissin Madame de Belsunce gratis in die Abbaye aux Dames zu Caen aufgenommen. Der Neffe der







Aebtissin, Herr v. Belsunce, Major im Infanterie=Regiment Bourbon, verliebte sich in Charlotte und warb um ihre Hand, die ihm auch zugesagt wurde; aber als eben der Bund geschlossen werden sollte, fiel der Bräutigam in einem Kampfe seines Regiments mit den Revolutionärs. Sein Kopf wurde auf einer Pike umhergetragen, sein Herz aus der Brust gerissen und auf glühenden Kohlen verbrannt. Bald nachdem sie ihren Verlobten auf diese Weise eingebüßt hatte, sollte sie auch noch ihres Asyls beraubt werden. Die Klöster wurden aufgehoben und sie mußte die Abtei verlassen. Unerwartet trat sie bei einer alten Verwandten, Madame de Bretteville, ein, welche in Caen ein düsteres, in halb gothischem Styl gebautes Haus bewohnte, und das Erstaunen der alten Dame, welche von dieser Nichte nie ein Sterbenswörtchen gehört, kannte keine Grenzen. Dennoch gewährte sie ihr die erbetene Gastfreundschaft, und Charlotte sollte dies Haus nur verlassen um die That zu begehen, die ihr das Leben kostete und sie unsterblich machte.

Welche Zeit mußte es sein, in der ein solches Mädchen den Mörderdolch ergreifen konnte, und welcher Sturm der Empörung mußte in diesem zarten, nur für die Liebe geschaffenen Herzen toben! Dieselbe Charlotte, welche nur von einer idealen Republik träumte und sich im Jahre 1791 weigerte, auf das Wohl des Königs zu trinken, weil er zwar tugendhaft, aber als schwacher König, der die Leiden seines Volkes ungelindert lasse, nicht gut sein könne — dieselbe Charlotte wurde vom tiefsten Schmerz überwältigt, als sie vom Tode des mindestens ebenso unglücklichen wie schuldigen Monarchen hörte. Zum ersten Mal wird hier von Herrn Villiers ein Brief der Oeffentlichkeit übergeben, den sie am 28. Juni 1793 an eine ihrer Freundinnen schrieb. Es heißt darin: „Du hast die schreckliche Nachricht vernommen, liebe Rosa; Dein Herz wird wie das meinige vor Entrüstung gebebt haben. So ist denn unser armes Frankreich völlig den Elenden preisgegeben, die uns schon so viel Leid zugefügt. Gott mag wissen, wie das enden wird. Alles, was man sich an Entsetzlichem denken kann, liegt in der Zukunft, welche solche Ereignisse uns in Aussicht stellen. Ich könnte fast Diejenigen unter unseren Verwandten beneiden, welche den heimischen Boden verlassen haben, so sehr verzweifle ich an der Wiederkehr der Ruhe, auf die ich noch vor Kurzem hoffte. Die Menschen, welche uns die Freiheit geben sollten, haben ihn ermordet; sie sind nichts weiter als Henker. Beweine mit mir das Unglück unseres armen Frankreich." Dämmerte damals schon der Gedanke in ihr, welcher später zur That werden sollte? Fast muß man es glauben, denn in demselben Briefe fügt sie hinzu: „Alle meine Freunde werden verfolgt. Meine Tante ist, seit man erfahren, daß sie Delphin auf seiner Reise nach England ein Obdach gegeben, fortwährenden Plackereien ausgesetzt. Ich würde dasselbe thun wie er, wenn ich's könnte; *aber Gott hält uns hier zurück weil er uns für Anderes bestimmt hat.*"

Von diesem Moment bis zur entscheidenden Stunde bemerkte man an Charlotte eine fortwährende Steigerung des Schmerzes und Zornes. Schon







keimte in ihrer Seele die Idee des Opfertodes für's Vaterland. Man stirbt ja nur einmal, sagte sie in einem Briefe, und was mich in den Schrecknissen unserer Situation beruhigt, ist der Gedanke, daß Niemand etwas an mir verlieren wird. Als die Girondisten in Caen eine Zuflucht suchten, glaubte sie in ihnen die Retter des Vaterlandes zu erblicken. Daß sie, wie vielfach behauptet wird, Barbaroux liebte, war nicht der Fall; aber die glühenden Worte dieses Redners begeisterten sie. Es bemächtigte sich ihrer Phantasie und ihres Herzens die Vorstellung, daß der Bürgerkrieg durch eine Frauenhand beendigt werden könne. Alles Entsetzliche auf einen Mann zurückführend, rief sie aus: „Nein, es soll nicht gesagt werden können, daß ein Marat über Frankreich geherrscht hat!" Im Augenblick als sie die Reise nach Paris antrat, schrieb sie an ihren Vater, daß sie sich nach England begebe. „Ich schulde Dir Gehorsam, lieber Papa; dennoch scheide ich ohne Deine Erlaubniß und ohne Dich zuvor gesehen zu haben, denn es würde mich zu sehr schmerzen. Ich gehe nach England, weil ich glaube, daß man für lange Zeit in Frankreich nicht glücklich und ruhig wird leben können. Bei der Abreise bringe ich diesen Brief auf die Post, und wenn Du ihn empfängst, werde ich das Land bereits verlassen haben. Der Himmel verweigert uns das Glück, beisammen zu leben, wie er es so vielen Andern vorenthält. Vielleicht wird er gegen unser Vaterland barmherziger sein als gegen uns." Die in diesem Briefe enthaltene Nothlüge erklärt sich aus dem Wunsch, einer Verfolgung und dadurch einer Vereitelung ihres Planes vorzubeugen.

Das Vaterland! Das war fortan ihr einziger Gedanke. Sie zweifelte keinen Augenblick an der Berechtigung der That, welche auszuführen sie im Begriff stand. „Bin ich schuldig", schrieb sie, bevor sie den Stoß führte, „so war es auch Alcides, als er die Ungeheuer vernichtete; gab es wohl jemals scheußlichere als die unsern?" Nichts schien diesem Heldengeiste natürlicher als die Hinopferung des eigenen Lebens für einen großen und heiligen Zweck. Die Bewunderung, welche sie, als die That vollbracht war, verwandten Seelen einflößte, setzte sie in ein naives Erstaunen. Nie war ihr schönes Gesicht ruhiger und heiterer als in dem Moment nach der Ermordung Marat's. In das Gefängniß der Abtei und die vor ihr von Madame Roland bewohnte Zelle geführt, zeigte sie eine solche Resignation, eine solche Anspruchslosigkeit und Sanftmuth, daß selbst die Kerkermeister dadurch gerührt wurden. „Ich befinde mich im Gefängniß vollkommen wohl", schrieb sie am Tage nach Marat's Tode. „Die Gefangenwärter sind die besten Menschen von der Welt. Ich genieße einer köstlichen Ruhe; es giebt keine Hingebung, welche nicht größere Zufriedenheit bereitet, als es Schmerzen kostet, sich zu ihr zu entschließen." Ohne Bedauern, ohne Murren entsagt sie dem Leben; sie will nicht bemitleidet, sondern nur so schnell wie möglich vergessen sein. In ihren Augen würde die Trauer ihrer Freunde ihr Andenken entehren.

So ruhig wie sie sich im Gefängniß zeigte, so edel und stolz trat sie ihren Richtern gegenüber. „Schon vor der Revolution war ich Republikanerin", sagte







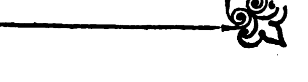
sie, „und nie fehlte es mir an Energie." — Was verstehen Sie unter Energie? — „Den Muth, das eigene Interesse hintenanzusetzen, wenn es gilt, sich für das Vaterland zu opfern." — Die einzige Furcht, welche sie beseelte, war, daß ihr Vertheidiger, Chauveau-Lagarde, die Entschuldigung des Wahnsinns vorbringen möchte. Sie will nicht entschuldigt sein; vor Gott und vor den Menschen übernimmt sie die Verantwortung für ihre That. Als sie zum Tode verurtheilt war, wendete sie sich zu ihrem Vertheidiger mit den Worten: „Ich danke Ihnen für den Muth, mit welchem Sie mich auf eine Ihrer sowohl wie meiner würdige Art vertheidigt haben. Das Wenige, was ich besitze, werden diese Herren confisciren; ich will Ihnen aber meine Dankbarkeit dadurch zeigen, daß ich Sie bitte, die kleinen Schulden zu berichtigen, welche ich im Kerker machen mußte. Ich rechne dabei auf Ihre Großmuth." — In das rothe Gewand der Mörder gehüllt, besteigt sie festen Schrittes den Todeskarren. „Der Weg kommt Ihnen wohl lang vor", sagte der Scharfrichter Samson. „Keineswegs", erwiderte sie. „Wir kommen immer noch früh genug an Ort und Stelle." Als die Sonne eben hinter den Bäumen der Elyseischen Felder untergeht, langt der Karren auf dem Revolutionsplatze an. Samson will sich vor sie stellen, um die Guillotine vor ihr zu verbergen; aber sich zu ihm vorbeugend, sagt sie: „Ich habe wohl das Recht, neugierig zu sein, denn ich sehe dergleichen heut' zum ersten Male." Als sie, ruhiger, heiterer denn je zuvor, das Schaffott besteigt, tönt es ringsum: „Wie schade! So jung und so schön!" Sie grüßt die Menge mit freundlichem Lächeln, und unaufgefordert bietet sie das Haupt dem Todesstreich dar. Sie bringt uns den Tod, sagte Vergniaud, aber sie lehrt uns wie man sterben muß.

Mager und Fett. Ursachen dieser Zustände und Beseitigung derselben.

Von Dr. H. Tiedemann.

Das zu große oder zu geringe Gewicht des menschlichen Körpers ist ein Abweichen von der Norm, welche bestimmt wird durch ein Verhältniß, das zwischen Gewicht und Länge des Körpers besteht. Man muß sagen können: Ein Körper, der so groß ist, muß so schwer sein. Ist demnach ein kleiner Mensch so schwer oder schwerer, als ein großer, so darf man schließen, daß Ersterer entweder schwerer oder daß Letzterer leichter ist, als er sein sollte. Es giebt also ein Normalgewicht für die Länge jedes Körpers und umgekehrt, wie zahlreiche Messungen und Abwägungen von Menschen darthun.

Die Normallänge eines Neugeborenen wird auf 16 bis 18 Zoll, dessen Normalgewicht auf 7 bis 8 Pfunde festgesetzt. Die Normallänge eines Ausgewachsenen nimmt man zu 60 bis 70 Zollen, dessen Normalgewicht zu 120






bis 180 Pfunden an. Nähme man an, daß die Länge des Körpers im Verhältniß zum Gewichte desselben im Steigen begriffen sei bis zum 25. Lebensjahre, wo der Mensch seine volle normale Länge und Schwere in der Regel erreicht hat, so könnte man verleitet werden, zu schließen, daß Länge und Gewicht z. B. vom niedersten Satze, 16 Zoll und 7 Pfunde bei der Geburt, bis zum höchsten Satze, 70 Zoll und 180 Pfunde, durch eine regelmäßige schritthaltende stufenweise Zunahme der Länge und des Gewichtes erlangt sei. Dem ist nicht so. Es tritt vielmehr ein umgekehrtes Verhältniß ein, indem bei dem Neugeborenen die Zahl der Zolle sich durch die Zahl der Pfunde ungefähr so oft theilen läßt, als beim Erwachsenen die Zahl der Pfunde durch die Zahl der Zolle getheilt werden kann, so daß bei Ersterem auf ein Pfund Schwere über zwei Zoll Länge kommen, bei Letzterem hingegen auf ein Zoll Länge über zwei Pfund Schwere. Wäre das Längen- und Schweren-Verhältniß des Neugeborenen Norm für das ganze Leben, so müßte ein Ausgewachsener von 70 Zoll Länge kaum 30 Pfunde wiegen; und wäre das Längen- und Schweren-Verhältniß des Ausgewachsenen Norm für den Neugeborenen, so müßte derselbe bei 16 Zoll Länge fast 40 Pfunde schwer sein. Das Gewicht des Körpers nimmt demnach schneller zu als dessen Länge, und es muß eine Zeit der Körperentwickelung geben, wo einem jeden Zoll Länge ein Pfund Schwere entspricht und von wo an die Länge und Schwere in ihrem Verhältnisse sich kreuzen und letztere mehr zunimmt, als erstere. Diese Zeit muß bei normaler Körperentwickelung in die frühe Kindheit fallen.

In unseren civilisirten Zuständen ist es schwierig, vielleicht unmöglich, endgültige Längen- und Gewichtsbestimmungen zu erlangen, da die kümmerlichen oder zu üppigen Lebensverhältnisse, ererbte Krankheiten, sehr verschiedene geistige und körperliche Anlagen und Beschäftigungen und thörichte Erziehung die rein primäre Entfaltung der Länge und des Gewichtes des Menschen in den verschiedenen Altersstufen wesentlich beeinflussen, wie es überhaupt schwer fallen wird, in unseren civilisirten oder übercivilisirten Verhältnissen Normal- oder Modell-Menschen zu finden.

Die Abwägungen und Abmessungen der Neugeborenen mögen noch annehmbar sein, obwohl dieselben meistens in öffentlichen Anstalten von eifrigen Anfangspraktikanten vorgenommen werden und man nicht behaupten kann, daß in diesen Anstalten die Mütter, und ehe sie in dieselben kommen, in den angenehmsten Verhältnissen leben, was gewiß nicht günstig auf die Entwickelung der Kinder wirkt. Die Resultate dieser Messungen und Abwägungen sind daher nur annähernd richtig.

Ebenso unzuverlässig wären die Längen- und Gewichts-Angaben für die folgenden Jahre bis zur Erlangung der größten Normallänge und des schwersten Normal-Gewichtes. Menschen, die wie namentlich hier zu Lande so häufig körperliche und geistige Treibhauspflanzen, oder Civilisations- und Arbeits-Krüppel oder jugendliche Greise sind, würden sich zu solchen Untersuchungen so wenig eignen, als die in vielen Theilen Deutschlands mit Kartoffeln oder Roggenbrod







Ueberfütterten, oder die in Fabriken Verdarbten oder durch vorzeitige geistige Anstrengung Verkümmerten.

Solche Messungen und Abwägungen könnten, worüber mancher zahme Geburtshelfer erschrecken mag, nur bei wilden Völkern vorgenommen werden, wo das ganze Volk in seinen Lebensverhältnissen auf gleichem Fuße steht. Indessen würden die Resultate auch dieser Untersuchungen nicht für die ganze Menschheit gelten können, da die Menschen in anderen Breiten ein verschiedenes Verhältniß der Länge zur Schwere zeigen müssen, weil dasselbe bedingt ist durch das Klima, die Lebensmittel und Lebensweise; wie zum Beispiel bei den schlanken Südsee-Insulanern, den hageren und dickbäuchigen Australiern, den untersetzten Lappen, den massiven, muskulösen Negern, den langbeinigen Patagoniern, den zierlichen Malayen, u. s. w.

Bei uns gestattet man einen Spielraum für die normale Länge und Schwere des Körpers sowohl für Neugeborene als Erwachsene, und was drunter oder drüber ist, wird als unregelmäßig angesehen.

Die Temperatur, die Beschaffenheit der Luft, des Bodens und Wassers, das Sonnenlicht, die Kleidung, Erziehung, Ruhe, Schlaf, körperliche und geistige Beschäftigung, sociale, politische und religiöse Verhältnisse, ererbte Anlagen, Wirkung von Krankheiten und Heilmitteln, Electricität und Magnetismus bedingen außer der Nahrung das Gedeihen oder Mißrathen des Körpers und Geistes, sowohl bei ganzen Racen und Volksstämmen, als in Familien und dem einzelnen Individuum.

Alle diese oder doch eine größere Anzahl dieser Agentien müssen in günstiger Weise auf den Körper wirken, um dessen Gedeihen zu fördern, welches hauptsächlich durch den sogenannten Stoffwechsel in allen Theilen des Körpers bedingt wird. Stoffwechsel ist übrigens ein unrichtiges Wort, um einen Vorgang im Körper zu bezeichnen, der sich dadurch charakterisirt, daß die Neuerzeugung oder Verjüngung der Theile das Absterben und dann die Abstoßung der durch das Leben alt gewordenen Theile veranlaßt. — Man sollte einem Wallstreetkönig mit solchen Wechselgeschäften kommen, er würde den Gelehrten zeigen, was „Wechseln" heißt.

Wirken die obengenannten Agentien in zu hohem oder zu niederm Grade a u f den Körper und i n demselben, so muß der Stoffwechsel, welches Wort ich als gang und gäbe beibehalte, zu sehr gesteigert oder vermindert werden, und erfolgt ein Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe, zwischen Verjüngung und Absterben. Dieses Mißverhältniß muß früher oder später das Gedeihen des Körpers und Geistes und selbst deren Existenz gefährden. Der entartete Stoffwechsel ist gewiß mindestens ebenso oft Ursache als Wirkung der meisten Krankheiten und Ursache des Sterbens.

Der Stoffwechsel geht bei verschiedenen Menschen verschieden rasch und vollkommen vor sich. Ein Mensch, der sich anstrengende Bewegung beim Gehen, oder beim Reiten, oder bei der Arbeit macht, verbraucht die durch die Nahrung zugeführten Stoffe schneller, als der, welcher sich geistig abmüht, viel der Ruhe






pflegt und nicht in freier Luft sich aufhält. Vergnügte Menschen in fröhlicher Unterhaltung verbrauchen ihre Stoffe schneller und vollkommener, als Kopfhänger und Mucker. Würde man einen Bauern, einen Jäger, einen Holzhacker, einen Soldaten im Felde, einen Grobschmied nähren wie einen Schulmeister oder phantasiereichen Schöngeist, einen grübelnden Philosophen, einen Bücherwurm, Zeichner oder Schreiber oder umgekehrt, nachtheilige Folgen würden sich bald einstellen. Verliebte fressen salva venia mit einander wie Wölfe; glückliche Spekulanten setzen Küche und Keller zu, und so wird noch manches Glück gefeiert durch Kauen, Verschlingen, Magenbelästigen 2c. Ursprünglich waren diese Schmausereien gewiß nur Bedürfniß durch die vermehrte Eßlust, welche die glückliche Stimmung des Gemüths erregte; später entstanden die obligaten Convenienz- und Zweck-Essereien, wo Leute, die sich gar nicht freuten, mitessen und mittrinken mußten, und mitgegangen, mitgefangen und mitgehangen ist wohl oft vorgekommen. Wie herrlich sind dagegen die Familienschmausereien, wo Alles mitißt, mitlacht, mitscherzt und mitverdauet.

Im Norden und Süden ist der Stoffverbrauch gleichfalls verschieden; der meist Pflanzenstoffe genießende Tropenbewohner würde bei der animalischen Kost der Polarmenschen und ebenso dieser bei der Kost Jener zu Grunde gehen. Die Menschen verschiedener Breiten und Höhen und Beschäftigungen wenden sich von selbst den Speisen zu, welche ihnen zuträglich, und wenn man so will, naturgemäß sind. Man hat die Faselei aufgestellt, daß die Natur dem Menschen immer das liefere, was ihm zuträglich sei, als ob die Menschen in den fürsorglichen Schutz der Natur genommen wären und als ob nicht auch das Schädliche aus der Natur komme. Der Mensch nimmt vielmehr aus der großen Vorrathskammer der Natur, in der das Nützliche und Schädliche untereinander angehäuft liegt, das, was er braucht, wobei ihm höchstens zuerst die Erfahrung, später der Verstand behülflich war.

Auch in den verschiedenen Lebensaltern ist der Stoffverbrauch verschieden. Der wachsende Mensch, das in unermüdlicher Beweglichkeit und dem glücklichen kindlichen Leichtsinn, dem rosigen Lichte für das Gedeihen des Menschen, dahin lebende Kind, verbraucht mehr Stoffe als ein Ausgewachsener. Das Wachsthum des Körpers, die sich später einstellende Fähigkeit, den Körper zu vermehren, und die Befestigung der Körperkraft verlangt das, und um es zu Stande zu bringen, kann das Kind fast beständig essen. Seine Liebe und sein Kummer sind Wasser in ein Sieb gegossen; es hat Lachen und Weinen in *einem* Säckchen.

Im hohen Alter nimmt der Stoffwechsel ab, und hier fragt es sich: ob der verminderte Stoffwechsel das Alter, oder ob dieses jenen erzeugt.

In der Erholungszeit von Krankheiten essen die Menschen mehr, um die während der Krankheit und wohl auch die durch die Behandlung übermäßig verbrauchten Stoffe zu ersetzen.

———







Das Mißverhältniß zwischen Aufnahme und Verbrauch der Stoffe veranlaßt zu starke Abnahme oder Zunahme des Körpergewichts, Zustände, welche gewiß beunruhigen dürfen und den Rath eines Arztes erfordern. Der Amerikaner, der hier wie überall durch seine naseweise Oberflächlichkeit sich auszeichnet, wägt sich sehr häufig, und eine unbedeutende Abnahme des Gewichts erregt die Befürchtung, die schreckliche consumption — eine hier häufig durch Patentmedicinen geheilte Krankheit! — sei im Anzuge; aus der unbedeutenden Zunahme des Gewichts dagegen construirt er sich die Furcht vor der Wassersucht. — Man hört häufig, daß ein dicker Amerikaner diesen oder jenen Badeplatz oder Sommeraufenthalt rühmt, weil er dort in der Woche einige Pfund abgenommen, oder ein dünner empfiehlt seinen Gewichtscollegen einen Ort, an dem er wöchentlich so und so viel Pfunde zugenommen habe, und diese Orte sind oft dieselben, wo der Eine leichter, der Andere schwerer wurde. Beide wissen nicht und denken nicht daran, ihre ärztlichen Rathgeber aber oft ebenso wenig, daß die veränderte Lebensweise, die Entfernung vom Geschäfte und von den schlemmenden Clubsitzungen u. s. w. die Veränderung des Gewichtes hervorbringen. Der amerikanische Arzt weiß wenig von Gesundheits- oder Kranken-Diätetik, und der Laie schöpft sein Wissen aus den jährlich unter die Hausthür geschobenen Patentmedicinen-Almanachs und den leicht zugänglichen, zum Zeitvertreib besuchten Vorlesungen wandernder Aerzte, die mit anziehenden aesculapischen Räubergeschichten das Publikum amüsiren und anziehen, und dann nimmt sich der Amerikaner heraus, mit dem Arzte, wie er sich ausdrückt, zu argumentiren. Wehe dem Arzte, der nicht sein Wissen mindestens auf die gleiche Platform oder nicht sogar unter die Albernheit des Clienten setzt!

Die Wissenschaft hat an der Hand Justus von Liebig's den Anfang gemacht, vernünftige Aufschlüsse über die Ernährung des Körpers zu geben, und dann war es besonders Moleschott mit zum Theil entgegengesetzten Ansichten, der weiteres Licht verbreitete. Denkende Aerzte haben Schlüsse daraus gezogen, die zum Theil gute Resultate lieferten. Geht die Ernährung regelmäßig, das heißt so vor sich, daß die Aufnahme der Stoffe dem Verbrauche entspricht, so besteht ein normales Verhältniß zwischen Länge und Gewicht des Körpers. Geht aber die Ernährung nicht regelmäßig von Statten, so entsteht entweder zu großes oder zu geringes Gewicht des Körpers im Verhältniß zur Länge. Diese abnormen Zustände sind es, welche der Arzt heben soll.

Das zu große oder zu geringe Gewicht des Körpers ist durch zu große oder zu geringe Menge des Fettes bedingt. Ehe nun die Ursache der abnormen Vermehrung oder Verminderung des Fettes und wie diese Zustände zu heben seien, besprochen wird, ist es nöthig, die Natur der Nahrungsmittel näher kennen zu lernen, weil diese unter gegebenen gleichen Bedingungen zunächst Schuld haben an der Verminderung oder Vermehrung des Fettes.

Nahrungsmittel sind alle Stoffe, welche einen, oder wie meistens,







mehrere Bestandtheile enthalten, aus welchen der menschliche Körper besteht. Die Nahrungsmittel kommen entweder — wie selten — in einem solchen Zustande vor, daß sie unmittelbar zur Ernährung verwendet werden können, oder sie werden, wie meistens, durch den Hergang der Verdauung und die Blutbereitung zu solchen Stoffen verwandelt.

Der menschliche Körper ist aus unorganischen und organischen Stoffen zusammengesetzt; daher müssen die Nahrungsmittel selbst unorganische und organische sein, und man hat dieselben demgemäß eingetheilt; Letztere zerfielen dann wieder in pflanzliche und thierische. Diese Eintheilung, nachdem man die Lehre von der Ernährung genauer kennen gelernt hat, entspricht indessen nicht mehr dem Stande der Wissenschaft, und man theilt dieselben jetzt zweckmäßiger in zwei große Klassen, nämlich 1) in solche, welche das Fett, und 2) in solche, welche die anderen Bestandtheile des Körpers, wie Fleisch, Häute, Knochen u. s. w. erzeugen, und hat Erstere **Fettbildner**, Letztere **Fleischbildner** genannt.

1. Die **Fettbildner** werden auch **Athmungsmittel** genannt, weil sie in den Lungen durch den Sauerstoff in der eingeathmeten Luft Kohlensäure und Wasser erzeugen, welche durch das Ausathmen und die Haut wieder aus dem Körper entfernt werden. Fettbildner sind die verschiedenen Arten von **Fetten**, **Zucker**, **Stärke**, **Gummi**, und viele daraus bereitete Stoffe, wie Bier, Wein, Weingeist,, Brod u. s. w.; hierher gehören daher auch Kartoffeln, Reis, Sago, Arrowroot, viele Gemüse, viele Obstarten, meist wegen ihres Gehaltes an Zucker, Stärke und Gummi.

2. Die **Fleisch-** oder **Körper-Bildner** (Proteinstoffe) begründen ihre Wirkung hauptsächlich auf ihren Eiweiß-Stickstoff-Gehalt, wovon besonders das **Fleisch**, **der Käse**, **die Eier** und **der Kleber des Getreides** und namentlich **die Hülsenfrüchte** reich sind; ferner gehören hierher viele junge Blätter und Gemüsstengel und die meisten Salatpflanzen.

Alle andern Stoffe, welche die Erhaltung des Körpers bedingen, sind nebenbei in den Fettbildnern und namentlich in den Fleischbildnern und im Wasser enthalten, welches eines der wichtigsten Nahrungs- und Erhaltungsmittel des Körpers, fast in allen Speisen enthalten ist und alle Getränke eigentlich zu Getränken macht.

Angenommen, zwei erwachsene Menschen, der Eine abnorm dick, der Andere abnorm mager, kämen zu einem Arzte und verlangten natürlich einen entgegengesetzten Rath. Der Arzt würde einen großen Schnitzer begehen, wollte er ohne Weiteres dem Ersteren die Fleischbildner uud dem Letzteren die Fettbildner empfehlen; denn es giebt außer den Speisen noch andere Ursachen für das Mager- und Fett-Werden, da man Menschen findet, welche in gleichen äußeren Verhältnissen und bei derselben Kost mager oder dick werden.







Von der Kost also abgesehen, liegen die Ursachen für das Mager- oder Fettwerden

1) in dem Individuum selbst, und

2) sie wirken von Außen auf dasselbe.

Zu 1) gehören körperliche und geistige Anlagen und Beschäftigung. Menschen mit anstrengender körperlicher oder geistiger Arbeit, lebhaftem Geiste, beweglichem Körper, produktiver Phantasie, heftigem Temperamente, Schwärmer, Fanatiker sind mehr zum Magerwerden geneigt, während geistige und körperliche Faulheit, Indifferentismus, Phlegma, viel Sitzen, viel Ruhe und Schlaf das Dickwerden begünstigen.

Zu 2) gehören klimatische und atmosphärische Einflüsse, die Temperatur, die Beschaffenheit des Bodens, der Luft, des Lichts, Elektricität und Magnetismus, welche letztere beide Agentien, obgleich die Art ihres Einflusses auf den Körper in dieser Beziehung noch nicht gehörig erkannt und gewürdigt ist, auf die Ernährung wirken mußten, da alle organischen Körper-Erscheinungen dieselben sowohl zeigen als annehmen.

Aus Obigem geht hinlänglich hervor, daß der Rath, welcher gegen abnormes Fett- oder Magersein gegeben werden soll, weiter gehen muß, als auf die Quantität und Qualität der Speisen. Was thut ein übermäßig Dicker bei der strengsten Vermeidung der Fettbildner mit dem Rathe, sich ausschließlich an Fleischbildner zu halten, wenn er körperlich und geistig faul und unthätig bleibt? Er wird dick bleiben und vermuthlich noch dicker werden. Oder kann es dem Magern nützen, sich an Fettbildner zu halten, wenn er sich körperlich und geistig zu sehr anstrengt, wenn er keine Nachtruhe hat und sich in kümmerlichen Verhältnissen abhärmt?

Wer hier rathen will, muß streng individualisiren, und darf den Schmerbauch und die Steckenbeine nicht blos auf Rechnung des Speisezettels bringen. Er darf nicht blos den Körper, er muß auch den Geist und das Gemüth behandeln, worauf Aerzte so selten gehörige Rücksicht nehmen, als ob Geist und Körper in kranken Menschen getrennt und ihr gegenseitiger Einfluß aufgehoben werden könnte. Aerzte, die nur den Körper und nicht auch den Geist bei ihrer Behandlung berücksichtigen, scheinen ohne Geist nur mit dem Körper zu practiciren. Ein gutes Buch, Veränderung der Beschäftigung, der Luft, der Umgebung, des Umgangs, thun oft mehr, als Mixturen und Thee, Pillen, Pulver und Salben. Nur der Unfug mit den Heilmitteln hat die Homöopathie erzeugt, weil es der Fluch der bösen That ist, fort und fort Böses zu zeugen. Nur die weise Verwendung der Heilmittel wird die Homöopathie wieder zu Grunde richten.

Entstehung und Erscheinung der Magerkeit und der Fettsucht und die Behandlung derselben.

1) Magerkeit. Es ist hier, wie schon erwähnt, nicht die Rede von der Abmagerung durch Krankheiten, welche von heftigen, den Stoffwechsel über-







mäßig steigernden Fiebern begleitet sind, sondern nur von der Abmagerung, welche ohne allgemeine oder örtliche Krankheits-Erscheinungen eintritt.

Die Abmagerung, oder, im Gegensatz zur Fettsucht, die Schwindsucht kann sich unter fortdauernd günstigen Umständen bis zu dem Grade steigern, wo man Menschen lebende Skelette nennt, und wo endlich der Körper und Geist auf einen erbarmenswerthen Grad herabgesunken sind, so wie wir mit einem Fluche auf die südlichen Ritter, ihre Helfer und Helfershelfer, ihre Institutionen und ihre Moral, Menschen aus der südlichen Gefangenschaft und besonders von Andersonville haben zurückkommen sehen. Der Kaiser von China und der König von Dahomei sollten Missionäre in die Reiche der Christen schicken und lehren lassen, daß es menschlicher und barmherziger ist, Kriegsgefangenen die Köpfe abzuschlagen oder in Abgründe zu schleudern, als sie so zu behandeln, wie es Leute thaten, welche das Wort Gottes in den Taschen herumtragen.

Die verschieden rasch zunehmende Abmagerung macht erst in den höhern oder höchsten Graden untauglich für die Verrichtung der meisten gewöhnlichen Geschäfte.

Das Schwinden der Körperkräfte ist Folge von mangelhafter oder unpassender Ernährung, von zu starkem Stoffverbrauch, schlechter Bekleidung, zu großer Hitze oder Kälte, zu großer geistiger Anstrengung, deprimirenden und zu lange anhaltenden Erschütterungen des Gemüths, Mangel an Ruhe und Schlaf.

Würden oder könnten unter dem Druck der Uebel, welche die Civilisation begleiten, alle Menschen naturgemäß und zweckmäßig leben, die Abmagerung ohne Krankheit käme nicht vor. Die Garnisonssoldaten haben in gleichen Regimentern neben der gleichen Höhe fast Alle annähernd dasselbe Gewicht, weil sie dieselbe Kost, gleiche körperliche und geistige Beschäftigung haben, gut gekleidet, kurz weil Alle gleich gehalten sind. Wenn man es dahin bringen kann, daß Tausende von consumirenden Menschen gut gedeihen, sollte der Staat es nicht auch dahin bringen können oder müssen, daß die Tausende von producirenden Menschen gut gedeihen? Der unglückliche Arbeiter, dessen Verhältnisse ihn nöthigen, so viel als möglich zu arbeiten, damit er sich und die Seinigen durchbringt, damit er die Abgaben erschwingt und den Arbeitgeber für elenden Lohn um so schneller reich macht, kann freilich nicht gedeihen. Da liegt ein Uebel zu Grunde, dessen Hebung eine höhere Aufgabe wäre, als die Bekehrung der Heiden. — Wie aber leben die meisten Menschen, und wie sind sie genöthigt zu leben?

Beim Magerwerden schwindet zuerst das Fett unter der Haut und zwischen den Organen, später erst in den Organen, besonders im Fleische. Die Bestimmung des Fettes ist, durch Verbrennung beim Athmen in den Lungen die Wärme des Körpers zu erzeugen; dann befördert es die Beweglichkeit der Organe, denen es auch Schutz gewährt und ihnen eine wärmende Umhüllung ist. Ein unbedeutendes Schwinden des Fettes, dessen normale Menge im Körper noch nicht angegeben ist, beeinträchtigt weder die Functionen der Organe noch







die Gesundheit. Schwinden aber die Fettpolster unter der Haut und zwischen den Organen und die Fettlager in den Organen in höherm Grade, so tritt bei eckiger Form der Glieder, hervorstehenden Knochen, unter der Haut gespannten Sehnen und sehr sichtbaren Venen Starrheit ein, und Unthätigkeit der pergamentartig trockenen Haut, Schwäche der Bewegungen, verminderte Temperatur, schlechte Verdauung und verminderte Blutbereitung, gestörte Ab- und Aussonderungen, körperliche und geistige Trägheit folgen, das Denkvermögen ist beeinträchtigt, das Gedächtniß schwindet, Sinnestäuschungen und Hallucinationen treten ein; Blödsinn oder Wahnsinn sind die Schlußakte dieses Zustandes.

Die geringeren Grade von Abmagerung findet man bei übermäßiger körperlicher und geistiger Anstrengung und mangelhafter Ernährung, bei langdauernden heftigen Gemüthsbewegungen und häufig gestörter Nachtruhe; die höheren Grade, wenn bei schlechter Ernährung oder Entziehung der Nahrung die nachtheiligen Einflüsse von Außen zu lange dauern.

Will man einem überaus Abgemagerten einen guten Rath ertheilen, so müssen die Ursachen des Uebels aufgesucht und beseitigt werden, sonst ist alle diätetische Behandlung erfolglos, eine medicinische aber geradezu schädlich. Einem nervös aufgeregten magern Menschen, der in der Regel immer neue Aufregungen sucht, weil die folgende Aufregung die Entfernung der vorhergehenden bewirkt, wird man keine Wohlthat erweisen, wenn man mit den sogenannten Nerven beruhigenden Mitteln ihm und seiner Umgebung weiß macht, er ruhe, weil man seinen Nerven die Fähigkeit nimmt, unruhig zu werden, und durch das Heilmittel die Nerven noch mehr maltraitirt. Das Erwachen von der Medicinalwirkung wird ein trauriges sein. Magere Menschen leiden meistens an Stuhlverhaltung; die dagegen gebräuchlichen Mittel müssen den durch die schlechte Ernährung heruntergekommenen Körper nur noch mehr herunterbringen. Solcher Schlendrian ist sehr üblich, und oft von den Kranken gefordert, und leider giebt es Aerzte genug, welchen der Kranke sagen muß, was sie thun sollen, und die Aerzte thun es, um einen günstigen Eindruck zu machen. Schlaflosigkeit, nervöse Aufregung erfordern Schlafmittel; das liegt ja auf der Hand! und Stuhlverhaltung: Abführmittel. O heillose Heilkunde!

Verordnet man einem übermäßig aufgeregten magern Menschen eine Geistesbeschäftigung, welche ruhiges Denken erfordert, giebt man ihm eine erheiternde, leichte Lektüre, bringt man ihn in Gesellschaft mit geistig gemüthlichen und geistig geordneten, ruhig heitern Menschen, so muß mit der Zeit sein unnatürlich aufgeregter Zustand sich legen. Gegen die Stuhlverhaltung magerer Menschen hilft nur veränderte Lebensweise und veränderte Kost. Diese beiden Andeutungen müssen jedem Laien einleuchten.

Die Vorschriften, welche man einem sehr abgemagerten Menschen geben muß, beziehen sich auf dessen ganze Lebensweise, die Kleidung, Wohnung, körperliche und geistige Beschäftigung, nebst Rücksicht auf das Klima, und besonders auf die Speisen und Getränke. Er muß daher womöglich in einer mehr als gemäßigt warmen Gegend wohnen, weil dort die Thätigkeit der Haut







befördert wird ohne übermäßig gesteigert zu werden, und das Athemgeschäft leichter, daher vollkommener von Statten geht; es muß dort Reichthum an Wasser und eine üppige Vegetation, besonders Wald, sein, der von der Sonne beschienen, wie bekannt, reichlich den zum Athmen nöthigen Sauerstoff spendet; die Nachtluft muß vermieden werden, weil die dann aus den Pflanzen strömende Kohlensäure der Blutbereitung nachtheilig ist; die Kleidung muß warm und bequem sein, damit die Haut bethätigt und die freie Bewegung des Körpers besonders beim Athmen erleichtert wird; die Wohnung muß zur Förderung des Athmungsgeschäftes und Erheiterung des Gemüthes luftig und sonnig sein; körperliche und geistige Beschäftigung dürfen mit zweckdienlicher Abwechslung mäßig und nur angenehm sein; Bewegung und Aufenthalt in der freien Luft sind anzurathen; leichte gymnastische Uebungen sollten vorgenommen werden, wodurch die Thätigkeit der Haut und der Muskeln, deren Entwickelung und die Respiration befördert werden; übermäßige Temperatur muß gemieden werden, welche die Hautthätigkeit zu sehr steigert, das Athmen und die Ausscheidung durch die Nieren stört; Kälte und Nässe müssen gemieden werden, weil sie die Hautthätigkeit unterdrücken und das Athemholen erschweren. Der Umgang muß erheiternd sein, die Sorge entfernt und das Gemüth geschont bleiben, wodurch die Funktionen nicht allein des Geistes, sondern auch des Körpers angenehm erregt werden.

Die Nahrung muß hauptsächlich aus den Fettbildnern bestehen, welche alle Arten von Fett in sich begreifen, Oel, Butter, Nüsse, Mandeln u. s. w., ferner alle Arten von Zucker — Rohr-, Baum-, Trauben- und Milchzucker, auch Honig; ferner Stärke in Kartoffeln, Reis, Welschkorn, Sago, Arrowroot, Chocolade ꝛc., endlich Gummi im Getreide, in vielem Obst und Gemüsen; dann die aus obigen Stoffen bereiteten gegohrenen Getränke: Bier, Wein, Liqueure ꝛc.

Es ist aber ersichtlich, daß eine Kost, welche ausschließlich aus Fettbildnern besteht, dem Bedürfniß eines überaus Abgemagerten nicht entsprechen würde, da es ihm nicht blos an Fett, sondern auch an Kräften fehlt, welche er durch die Körper oder Fleisch bildenden Stoffe erhält; daher muß er auch Fleisch, Käse, Eier, Austern, Hülsenfrüchte ꝛc. genießen.

Wie diese Nahrungsmittel im speciellen Falle gegeben werden müssen, ist wohl von selbst einleuchtend und muß nur darauf geachtet werden, daß im übermäßigen Eifer, den Magen aufzufüttern, den Verdauungsorganen nicht zu viel zugemuthet werde. Ein solcher Patient sollte nie essen als bis sich die Eßlust eingestellt hat, und nie so viel essen, daß der Magen belästigt und der ganze Körper durch das Verdauungsgeschäft angegriffen wird.

Er ißt am besten nicht zu den regelmäßigen Mahlzeiten, wo oft gegessen wird weil es Essenszeit ist, oder wegen der man oft das Essen länger hinausschiebt als es einem solchen Patienten zuträglich. Nach dem Essen soll er sich eine halbe oder ganze Stunde zur Ruhe begeben, weil irgend eine Beschäftigung







oder selbst Bewegung Kräfte erfordert, welche dem Verdauungsgeschäft entzogen werden.

Nochmals wiederhole ich, daß die Beobachtung der Diät ohne Regulirung der ganzen Lebensweise nichts helfen kann, und daß auf den Geist und das Gemüth so gut wie auf den Körper Rücksicht genommen werden muß.

2) Fettsucht. — Das Gewicht des Körpers kann sich unter begünstigenden Umständen auf 600 bis 800 Pfunde steigern, ein Zustand, der selbst in den nicht so hohen Graden der Abhülfe bedarf. Die Wissenschaft hat sowohl die Ursache dieses abnormen Zustandes, als auch die Mittel gegen denselben mit ziemlicher Sicherheit aufgefunden.

Das anfangende Dickwerden ist von keinen unangenehmen oder störenden Empfindungen begleitet, ist sogar oft Gegenstand des Neides und des Wohlgefallens, weil es den Schein guter Gesundheit hat. In höherm Grade wird es nicht nur lästig, sondern erregt auch oft Gelächter und Spott, und in den höchsten Graden macht es zu jeder Beschäftigung untauglich und erregt Mitleid.

Die Fettsucht entsteht 1) im Allgemeinen durch übermäßige Ernährung, und speciell durch Speisen, welche die Fettablagerung begünstigen; 2) überhaupt durch zu günstige Lebensverhältnisse; 3) durch Einflüsse des Klimas; 4) durch unzureichende körperliche und geistige Beschäftigung; 5) zu langes Schlafen und zu viel Ruhe; 6) indifferentes Temperament und gleichgültiges Gemüth ꝛc.; 7) ohne Zweifel durch eine ererbte Anlage.

Die Fettsucht ist eine Vermehrung des Fettes in allen Theilen, wo überhaupt Fett vorkommt; zuerst im Zellgewebe, unter der Haut und zwischen den Organen, dann in den Organen selbst, besonders den Muskeln, so daß sie endlich vom Fette völlig durchwachsen sind. Nur das Nervensystem, das hauptsächlich aus Fett und Eiweiß besteht, nimmt keinen Theil am Fettwerden, wie es auch aus unbekannten Gründen vom Magerwerden verschont bleibt. Die vom Fett gedrückten und mit Fett durchwachsenen Muskeln verlieren ihre Contraktilität, daher Trägheit und endlich Unmöglichkeit der Bewegung; das mit Fett durchwachsene Herz wird aus demselben Grunde unfähig, die Bewegung des Blutes zu unterhalten, und Schwerathmigkeit und unvollkommene Blutbereitung sind die Folge; die Verdauung wird träger, weil auch die Muskeln des Darmkanals leiden; die Nerven können die verfetteten Organe nicht mehr reizen und erhalten von ihnen nur unvollkommene Reize; die Sinnesorgane stumpfen ab, das Denken wird erschwert, das Gedächtniß, dann der Wille und endlich alle Energie geht zu Grunde, und damit allmälig meist mit Wassersucht der Mensch selbst.

Soll dem Fetten geholfen werden, so müssen die Ursachen der Fettsucht ergründet nnd wo möglich gehoben werden. Man hört oft sagen, Dieser oder Jener werde nicht vom Essen so fett, berücksichtigt aber dabei nur die Quantität, nicht die Qualität der Speisen, und untersucht nicht, ob nicht sonst Einflüsse stattfinden, welche das Fettwerden begünstigen. Menschen, welche ein bequemes, sorgenfreies Leben führen, in angenehmem, warmem Klima







mit reiner Luft leben, sich gut kleiden und den Witterungs-Einflüssen sich entziehen können, sich körperlich und geistig schonen, deren Gemüth ungestört ist, die essen was sie Lust haben und ihnen zuträglich ist, viel ruhen und lange schlafen, von indifferentem Gemüthe sind und in heiterer Gesellschaft sich bewegen, müssen fett werden. Das Fettwerden ist demmach nicht blos durch den Genuß der Fettbildner und das Essen überhaupt veranlaßt; ja man findet oft, daß die größten Fresser mager sind.

Dem Fettsüchtigen muß daher gerathen werden 1) sich nicht zu warm zu kleiden, in kühler Luft, in nördlichem Klima oder auf hohen Gebirgen sich aufzuhalten, damit die Thätigkeit der Haut vermindert, die der Lungen hingegen vermehrt und dadurch die reichliche Verbrennung des Fettes begünstigt werde; 2) er darf weniger ruhen und schlafen, damit die Circulation des Blutes und alle Ab- und Aussonderungen befördert werden; 3) zu gleichem Zwecke muß er starke körperliche Bewegung sich machen: gehen, reiten, Berge besteigen, im Felde arbeiten, Holz hacken ꝛc.; 4) er muß sich ernstlich und anstrengend geistig beschäftigen, damit durch die rege gehaltenen Nerven die Thätigkeit des Körpers nicht ausschließlich auf die Ernährung und Fetterzeugung verwendet werde; 5) er muß kalte Bäder gebrauchen, damit die Temperatur des Blutes herabgestimmt werde; 6) er muß die Fettbildner meiden und sich vorzüglich an die Fleischbildner halten: daher Fleisch, Milch, Eier, Käse, Hülsenfrüchte und die meisten Salatpflanzen genießen.

Fettsucht entsteht eher beim Phlegmatiker, als beim Sanguiniker, und danach muß auch die Behandlung eingerichtet werden, wie überhaupt, worauf hier nicht eingegangen werden kann, der specielle Fall eine specielle Modification der Behandlung erfordert. Besonders betrifft dies den Gebrauch des Wassers, welcher allein durch die Constitution des Fettsüchtigen bestimmt wird.

Die obige Mittheilung wird dem Laien einleuchtend und auch belehrend sein. Wer weitere Belehrung sucht, findet sie bei Liebig, Moleschott, Vogel, Moor, Down, Daniel, Smith u. A.

Unter den Heilmitteln gegen Fettsucht ist Jod meist ohne Erfolg angewendet worden; der Liquor Potassae, welcher vertheilend, aber gewiß nur auf die im Verdauungskanal befindlichen Fette wirkt, bringt die Gesundheit herunter. Dr. Duchesne Dupau und nach ihm Dr. Manville empfehlen, freilich bei gleichzeitiger Fleischkost, das Extract des Blasentangs (Fucus vesicularis).

Die Fettsucht käme gewiß nicht so oft vor, wenn nicht so viele angenehme Ursachen dieselbe veranlaßten, und würde leichter gehoben werden können, wären die Mittel dagegen nicht so unangenehm.

Philadelphia, Januar 1866.







Der Briefkasten der Madonna.

Von Julian Werner.

(Fortsetzung.)

3. Vermählt!

„Die Nachricht, daß mein guter Onkel mich zum Mitglied der Firma ernannt, hat Sie wohl recht überrascht, lieber Nagel?" fragte der junge Herr Hammer, nachdem die Gläser auf's Neue gefüllt waren.

„Ehre dem Ehre gebührt, Herr Hammer! Sie haben seit zehn Jahren mit ebenso viel Fleiß wie Geschick im diesseitigen Geschäft gearbeitet; Ihrem Unternehmungsgeist und Scharfblick verdankt dasselbe hauptsächlich seinen Aufschwung. Der Senior-Partner unserer hochachtbaren Firma vollzog daher nur einen Akt der Gerechtigkeit, indem er Ihnen einen selbstständigen Antheil gewährt an dem, was Sie schaffen halfen."

„Mein guter Onkel, dem ich meine Erziehung, ja Alles verdanke, was ich bin und habe, hat damit seinem mir stets bewiesenen Wohlwollen die Krone aufgesetzt. Ich werde ihn Zeitlebens als meinen größten Wohlthäter zu betrachten haben. Er sorgte nämlich nicht nur in der edelsinnigsten Weise für meine Zukunft, nein, er giebt sogar lang gehegte Lieblingspläne auf, um das Glück meines Herzens zu begründen und mir in der That keinen Wunsch übrig zu lassen. Was mich am glücklichsten macht, mochte ich dem Papier nicht anvertrauen, ich behielt es der mündlichen Mittheilung vor. Jetzt sollen Sie Alles hören, Nagel."

Herr Hammer leerte hastig sein Glas, und nöthigte den plötzlich noch verlegener werdenden Freund, ein Gleiches zu thun. Wäre er nicht in so freudig erregter Stimmung gewesen, er hätte es bemerken müssen, daß Nagel von irgend einer innern Unruhe gepeinigt wurde.

„Sie wissen", fuhr das Mitglied der Firma Hammer, Zang und Comp. fort, „wie wir seit Jahren hier zusammen gearbeitet und gewirkt haben, Sie als erster Buchhalter und Geschäftsführer, ich als Correspondent und Vertreter der Firma. Rühmten Sie vorhin meinen Erfolg, so werde ich jederzeit bereitwillig eingestehen, daß er zum großen Theil auf Ihre Rechnung zu setzen ist, bester Nagel. Von Ihnen habe ich Fleiß, Pünktlichkeit, Ordnung, Sparsamkeit, kurz, alle jene kaufmännischen Tugenden erlernt, ohne die wirklicher Erfolg im Geschäft schlechterdings unmöglich ist."

„Herr Hammer, ich bitte, Herr Hammer! Was will mein bischen praktische Routine gegen Ihr merkantiles Genie besagen!"

„Sehr viel, mein Freund. Schon manches Genie ist in der Geschäftswelt plötzlich zu Grunde gegangen, weil ihm Routine und Erfahrung nicht zur Seite standen. Doch weiter in meiner Mittheilung. Nach zehnjähriger Abwesenheit von unserer deutschen Heimath hegte ich den lebhaften Wunsch, auf kurze Zeit dorthin zurückzukehren, um Freunde und Angehörige noch einmal zu





sehen, und zugleich einige geschäftliche Angelegenheiten zu erledigen, die meine persönliche Anwesenheit erheischten. Die Firma kam meinem Wunsche bereitwillig entgegen und ertheilte mir einen einjährigen Urlaub. Das Geschäft konnte ich ruhig verlassen, denn es blieb unter der Obhut meines erprobten Freundes und kundigen Lehrers, der mich nicht nur ersetzte, sondern in gar mancher Hinsicht übertraf."

„Herr Hammer, Sie haben es heute, am Tage unseres Wiedersehens, auf meine Beschämung abgesehen."

„Ich habe heute mehr denn je Veranlassung, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen", versetzte der junge Principal. „Machte mir das Geschäft wenig Sorge, so schied ich in anderer Beziehung mit schwerem Herzen."

„Ja, ja, das kann ich Ihnen bezeugen, die spröde Sennorita hat Ihnen manchen Seufzer, manche Thräne gekostet. Unser Hauptbuch, das Sie bei Ihrer Correspondenz zu benutzen pflegten, zeigt hin und wieder Flecken, die viel zu wässerig sind, um selbst von der schlechtesten Tinte herrühren zu können."

„Seit ich die schöne Leontica kennen gelernt, war es um meine Ruhe, meinen Herzensfrieden geschehen", fuhr Herr Hammer fort. „O diese bezaubernde Schönheit, diese wunderbare Vereinigung aller irdischen Reize! Ist es denkbar, ein solches Meisterwerk der Schöpfung zu sehen und nicht zu lieben? Ich liebte Leontica, liebte sie mit der ganzen Gluth eines dieser beseligenden Leidenschaft zum ersten Mal erschlossenen Herzens, und durfte mich der Hoffnung überlassen, wieder geliebt zu sein, wenn auch ihr holder Mund das Geständniß dieser Gegenliebe nicht abzulegen wagte."

„Herr Hammer", unterbrach der Buchhalter den von der Erinnerung an seine Liebe ganz hingerissenen jungen Kaufmann, „Sie müssen es mir nicht verargen, wenn ich Ihnen — und wahrlich mit gutem Grund — heute ganz denselben Einwand erhebe, den ich schon vor Ihrer Abreise geltend machen mußte. Wenn mir ein Schuldner nicht ein schriftliches, oder unter besondern Umständen wenigstens ein mündliches Versprechen giebt, daß er binnen der und der Frist zahlen will, pflege ich nie mit Bestimmtheit auf solche Zahlung zu rechnen."

„Mein Gott, Nagel, was hat die Liebe mit solchen kaufmännischen Berechnungen zu schaffen!"

„Ich meine, was sich im Geschäftsleben bewährt hat, ist auch auf andere Verhältnisse anwendbar."

„Aber Leonticas Stellung war eine so eigenthümliche — sie hatte Rücksichten zu nehmen — ihrer Liebe zu mir stellten sich mächtige Hindernisse entgegen. Als letzte Sprossin einer altadeligen Familie, die einstmals zu den mächtigsten der Colonie gehört, im Laufe der Jahre freilich verarmt und zurückgekommen war, lag ihr, nach der Ueberzeugung und den unaufhörlichen Vorstellungen ihrer Mutter, die Pflicht ob, den Glanz ihrer Ahnen durch die Verbindung mit einem reichen und angesehenen Erben des Landes zu erneuern. Der junge,








fremde Kaufmann, der nicht einmal im Besitz einer selbstständigen und unabhängigen Stellung war, vermochte ihr nichts zu bieten, was ihren gerechten Forderungen an das Leben genügt haben würde. Auch der Unterschied des religiösen Glaubens fiel schwer in die Wagschale. Mutter und Tochter, in den starren Grundsätzen der katholischen Kirche erzogen und eifrige Bekennerinnen derselben, fürchteten die Annäherung eines Andersgläubigen, der nach den Lehren ihrer Priester nie jener Segnungen theilhaftig werden kann, die sie für sich selber mit frommer Zuversicht in Anspruch nehmen. Leontica hat es mir oft zu verstehen gegeben, daß ihr eigenes Herz an diesem Unterschied des Glaubens keinen Anstoß nehme; durfte sie aber der Ueberzeugung der Mutter so ohne Weiteres entgegen handeln? Und bei dieser wurden die mächtigsten Einflüsse geltend gemacht, um jenes finstere Vorurtheil des Glaubens aufrecht zu erhalten. Donna Uraca's Beichtvater, der in Santiago allmächtige Pater Ugarte, haßt uns Protestanten und ganz besonders die fremden Kaufleute dieses Glaubens, die hier durch Umsicht und Fleiß zu Vermögen und Einfluß gelangen. Er erblickt in ihnen gefährliche Rivalen, die ihn in der Zukunft eines Theiles seines Einflusses auf das chilenische Volk und dessen Regierung berauben könnten, und die er daher bei Zeiten unschädlich zu machen suchen muß. Durfte ich mich unter solchen Umständen beklagen, wenn Leontica, aufs Tiefste bewegt, ja gänzlich aufgerieben durch den unablässigen Kampf zwischen Liebe, Glauben und Pflicht, mit ihrer Entscheidung zögerte? Sah ich es nicht deutlich genug, wie sie sich in unnennbarem Schmerz und Kummer verzehrte, und es dabei doch nicht wagte, den ihr Inneres erregenden Gefühlen Ausdruck zu verleihen? Sprach nicht ihr thränenfeuchtes Auge, ihre zitternde Hand, auch wenn die Lippen geschlossen blieben, mit beredter Allgewalt, und konnte ich, der Urheber aller ihrer Leiden, diese stumme Sprache mißverstehen?"

„Lieber Herr Hammer", meinte Nagel, als sein Freund einen Augenblick inne hielt, „es ist eben das alte Lied, daß Liebe blind macht. Sie haben einmal Ihr Herz an die schöne Donna verloren, und würden sie zu entschuldigen suchen, wenn sie Ihnen auch noch etwas weit Schlimmeres zufügte."

Ueber die kalte, geschäftsmäßige Miene des Buchhalters flog bei diesen Worten ein recht schmerzlicher Zug, er drehte sogar den Kopf etwas bei Seite und wischte sich mit dem Schnupftuch die Augen, als ob ihm plötzlich etwas Beizendes hineingeflogen. Hammer war viel zu sehr mit seiner Herzensangelegenheit beschäftigt, um es zu bemerken; er schenkte die geleerten Gläser wieder voll, und fuhr dann in seiner Erzählung fort:

„Ich kann an Leontica's Verhalten bei reiflichem Nachdenken keinen Tadel finden, obwohl ich damals, durch bange Zweifel und erfolgloses Hoffen aufgezehrt und zerrüttet, in ihrer Nähe nicht länger zu leben vermochte. Die Sehnsucht nach der Heimath trat immer mächtiger hervor; fern von ihr, hoffte ich von einer Krankheit zu genesen, für die es unter dem milden Himmel Chilis keine Heilung gab. Doch wie wenig kannte ich noch die Allmacht der Liebe! Je weiter die räumliche Entfernung, welche uns trennte, um so inniger schmiegte

15







sich mein Herz an das ihrige. Das Bild der Geliebten begleitete mich über den Ocean, und als ich nach zehnjähriger Abwesenheit den Boden Deutschlauds betrat, fühlte ich es nur zu deutlich, daß all mein Glück, all mein Hoffen an der fernen Küste der Südsee zurückgeblieben, daß ich im heimischen Lande ein Fremder unter Fremden geworden. Bald sollte ich es vollends inne werden, wie es ohne Leontica für mich keine Zukunft gab. Mein gütiger Onkel, der Chef unseres Hamburger Hauses, empfing mich mit offenen Armen. Er, der von Jugend auf als zweiter Vater an mir gehandelt, wollte nun sein edles Werk krönen, und mir eine selbstständige Lebensstellung verschaffen. Sein alter Freund und Geschäftstheilnehmer, Herr Zang, besitzt eine einzige Tochter, ein gutes, braves Mädchen, deren Hand, nach einem schon vor Jahren getroffenen Uebereinkommen der beiden Compagnon's mir zugedacht war; mit ihrer Hand sollte ich mir das Anrecht auf Theilhaberschaft an der blühenden, in allen Welttheilen respektirten Firma erwerben. Der Plan war von meinem Onkel ausgegangen; er hatte sich so ganz in ihn hineingelebt, daß er mir ihn bereits als feststehende Thatsache vortrug und fest überzeugt war, ich würde schleunigst zu seiner Ausführung schreiten. Der brave Mann stand wie vom Donner gerührt, als ich ihm rund heraus erklären mußte, daß ich eine solche Verbindung unmöglich schließen könne, da mein Herz nicht mehr frei sei. Schweigend hörte er mich an, kein Wort des Vorwurfs, keine Einsprache kam über seine Lippen. Während der folgenden Tage verkehrten wir freundlich wie immer, jenes Plans ward nicht weiter gedacht. Acht Tage später beschied er mich auf sein Privatzimmer. „Eugen, sagte er in ernstem, doch liebevollem Tone, Du glaubst also nur mit jener jungen Chilenin glücklich werden zu können?“ Natürlich bejahte ich diese Frage. Leontica erfüllte ja meine ganze Seele. Ihre Vorsicht, lieber Nagel, in Ihren Briefen an mich des Mädchens so wenig wie möglich zu erwähnen, that eine gerade entgegengesetzte Wirkung: ich beschäftigte mich im Geiste nur noch mehr, ja fast ausschließlich mit ihr. „Wenn dem so ist, fuhr der Onkel fort, so versuche es, sie zu der Deinigen zu machen. Es war mein Lieblingsgedanke, Dich mit der Tochter meines alten Geschäftsfreundes verheirathet und als vollberechtigter Compagnon in die Firma eintreten zu sehen. Da er sich einmal nicht erfüllen kann, soll wenigstens Deine Zukunft nicht darunter leiden. Du trittst als Theilnehmer des südamerikanischen Geschäftes ein, und kehrst als solcher auf Deinen Posten nach Santiago zurück. Ich sollte denken, daß Donna Leontica, und sei sie von noch so erlauchter Abkunft, die Hand eines Mitglieds der Firma Hammer, Zang und Comp. nicht zu verschmähen brauche — vorausgesetzt, daß ihr Herz diesem Mitgliede bereits gehört. Zu Eurer Ausstattung und ersten Einrichtung stehen 25,000 Thaler aus meinem Privatvermögen, und als Abschlag dessen, was Du dereinst von mir zu hoffen hast, zu Deiner Verfügung. Reise mit Gott, mein Junge, und laß mich wissen, daß Du mit der Gattin Deiner Wahl wahrhaft glücklich bist!“ So sprach mein trefflicher Onkel; ich aber sank beschämt und gerührt in seine Arme, unfähig, meinen Dank durch Worte auszudrücken. Wie mit einem Zauber-







schlage war es in meinem Herzen hell und froh geworden, und die Zukunft lag in rosigem Lichte vor mir ausgebreitet. Gern wäre ich gleich zu Schiff gegangen, um dorthin zurückzukehren, wo mein Glück so herrlich aufblühen sollte, doch die Heimath, die Angehörigen forderten auch ihre Rechte; überdies wünschte der Onkel, mich noch für einige Monate bei sich zu behalten, um ihm verschiedene Geschäftsangelegenheiten gründlich erledigen zu helfen. Endlich kam der Tag der Abreise, ich sagte der Heimath, den Freunden für lange Zeit, vielleicht für ewig, Lebewohl, dankte dem wackern Onkel tausend, tausend Mal, und eilte, voll der freudigsten Hoffnung, den Gestaden der neuen Welt entgegen. Heute mit Tagesanbruch fuhr unser Dampfer in den Hafen Valparaisos ein, die Eisenbahn brachte mich in wenigen Stunden herüber und — da bin ich nun wieder bei Euch, mein lieber Nagel, ein neuer, glücklicherer Mensch, dessen Lebensschiff endlich festen Ankergrund gefunden!"

„Das muß wahr sein, ein wackerer Herr, unser alter Hamburger Herr Hammer, ein Ehrenmann wie man sie in dieser eigennützigen Welt selten finden wird", bemerkte der Buchhalter, dessen Verlegenheit und gedrücktes Wesen immer zuzunehmen schien.

„Sein Name ist mir heilig so lang ich athme! Nichts fehlt zu meinem Glücke, da mich sein Segen begleitet. Doch nun zur Hauptsache, Nagel, wie steht es mit Leontica? Haben Sie von ihr gehört? Morgen mit dem Frühesten eile ich nach der Hacienda hinüber. Das Herz will mir springen bei dem Gedanken, sie wiederzusehen!"

„Sie haben in den zehn Monaten Ihrer Abwesenheit in keinem Verkehr mit ihr gestanden, ihr niemals geschrieben?" forschte Nagel.

„Würde ich es hinter Ihrem Rücken gethan haben, mein Freund? Ich gab Ihnen bei unserer Trennung das Versprechen, daß alle Briefe, die ich an sie richten möchte, durch Ihre Hände laufen sollten. Bis zum Augenblick jener Unterredung mit meinem Onkel hatte ich auf jeden Verkehr mit ihr verzichtet. Unmittelbar darauf schrieb ich zwar an sie, vernichtete aber den Brief wieder eh' die nächste Post abging, da ich mich der Freude nicht berauben wollte, selber der Ueberbringer meiner glücklichen Botschaft zu sein. Was wissen Sie also von ihr? Haben Sie Leontica inzwischen gesehen? Ist sie öfters zur Stadt gekommen? Hat sie sich nach mir erkundigt?"

„Ich sah sie nicht, Herr Hammer, sie ließ auch nicht nach Ihnen fragen— Donna Uraca mag es wohl verhindert haben."

„Ja, ja, Donna Uraca! Da wird es noch einen kleinen Kampf setzen! Nun, sei es darum! Ich hoffe, die glückliche Veränderung meiner äußeren Lebensumstände wird bei der alten, auf äußeren Glanz haltenden Dame einigermaßen in's Gewicht fallen."

„Und wenn auch nicht, machen Sie sich deshalb keinen Kummer, Herr Hammer. Giebt es nicht der jungen, schönen Damen hier in Menge, die jetzt mit Freuden zugreifen würden, wenn ein solcher Bewerber um ihre Hand aufträte? Nur nicht blöde, Herr Hammer, als Mitglied der Firma, mit einer







baaren Aussteuer in der Tasche, mögen Sie getrost bei Jeder anklopfen, und wenn es bei der Tochter des Präsidenten wäre!"

„Mein Herz gehört Donna Leontica; wie sollte ich daran denken, meine Hand einer Anderen anzutragen?" entgegnete der junge Kaufmann befremdet.

„Ja, das Herz, das Herz!" versetzte Nagel niedergeschlagen. „Wunderliche Laune der Natur, daß sie auch einem sonst so tüchtigen Kaufmann ein Herz geben muß! Sehen Sie, Herr Hammer, ich darf es Ihnen nicht verhehlen, Sie werden in dieser Angelegenheit auf manche Schwierigkeiten stoßen. Donna Uraca geht fleißiger denn je bei den frommen patres von della compania zur Messe, und Pater Ugarte ist ein fast wöchentlicher Gast auf ihrer Hacienda."

„Freilich nicht das beste Zeichen", sagte der junge Kaufmann seufzend; „inzwischen — was vermögen Bigotterie und Eigennutz im Kampf mit wahrer Liebe? Donna Leontica ist seit einigen Monaten mündig; ihr Herz hat längst zu meinen Gunsten gesprochen — welches Hinderniß wäre am Ende gewaltig genug, unsern gemeinsamen Wünschen, dem ernsten Streben unserer vereinten Kräfte zu begegnen?"

Während der Unterredung der beiden Deutschen war es draußen auf den bei der Esquina vorüberführenden Alemedas sehr lebhaft geworden. Eine lange Reihe von Lichtern blitzte seitlich durch die Büsche, und Raketen stiegen hoch in die Lüfte; zugleich vernahm man das Summen und Jauchzen einer großen Menge, untermischt mit den Klängen einer noch fernen Musik, die lustige Weisen aufspielte. An einem dem Vergnügen und der geselligen Unterhaltung gewidmeten Ort hatte dies inzwischen so wenig Auffallendes, daß die von ganz anderen Gedanken in Anspruch genommenen Freunde kaum darauf achteten, und auch nicht wahrnahmen, daß die in der Esquina versammelte Menge, wie in Erwartung eines sehenswerthen Schauspiels, plötzlich nach dem Eingang hindrängte, so daß es auf dem freien Platz vor der kleinen Schaubühne, wo einige Augenblicke vorher noch das dichteste Gedränge geherrscht, ganz leer wurde.

„Welches Hinderniß, Herr Hammer?" fragte der Buchhalter. „Hm, sehen Sie — ich will nicht gerade von Hindernissen reden, aber — Sie kennen doch unsere frommen Patres vom Convent; — wo es etwas zu gewinnen giebt, sind diese Ehrwürdigen ganz wunderbar erfindungsreich, und während Ihrer Abwesenheit, Herr Hammer, da haben sie denn auch wieder eine recht merkwürdige Erfindung gemacht, die ihnen eine ebenso unbedingte Herrschaft über alle jungen gläubigen Sennoritas sichert, wie sie die frommen Matronen, die Mütter und Duennas längst in ihrer Tasche hatten!"

„Von welcher Erfindung reden Sie?" fragte Hammer.

„Es sind etwa drei Monate her, seit Pater Ugarte seinen schönen Beichtkindern, Mädchen und Frauen, die heilige Pflicht auferlegt, sich mit der Mutter Gottes in direkte Correspondenz zu setzen, ihr die geheimsten Falten ihres Her-







zens, in die selbst der Beichtvater nicht immer zu blicken vermag, offen zu legen, sie um Rath, Beistand und Vermittelung, selbst in den kleinen Verlegenheiten und Verwickelungen des täglichen Lebens zu ersuchen, so daß in der That nicht die leiseste Regung in einem Mädchen- oder Frauenherzen dieser gesegneten Stadt aufdämmern darf, ohne daß sofort Madonna davon schriftlich in Kenntniß gesetzt wird."

Der junge Kaufmann war plötzlich sehr aufmerksam geworden, doch seine ungläubige Miene verrieth, daß er in diese wunderliche Neuigkeit erheblichen Zweifel setze.

„Reden Sie im Scherz, Nagel?" rief er verwundert, und setzte dann, als das Antlitz seines Freundes den gewöhnlichen ernsten und geschäftsmäßigen Ausdruck beibehielt, lebhaft hinzu: „Bei meiner Seele, wie wird denn dieser originelle Verkehr vermittelt?"

„In vollkommen regelrechter und geordneter Weise. Das himmlische Postamt der Madonna wird viel besser verwaltet als manche irdische Postanstalt, nur soll bei ihm der Grundsatz gelten, daß frankirte Briefe, d. h. solche, die mit einigen Piastern beschwert sind, weit sicherer besorgt werden als unfrankirte."

„Aber wer nimmt die Briefe in Empfang, was geschieht mit ihnen?" fragte Hammer neugierig.

„Am Seitenpförtchen der Kirche de la companía, an jener Ecke, wo die enge Straße de los ladrones in die plaza Colombo einmündet, hängt ein Briefkasten, der in vergoldeten Lettern die Aufschrift trägt: Buzon de la Virgen. Dort huschen in abendlicher Dunkelheit verschleierte Gestalten vorüber, um ihre der Madonna anvertrauten Geheimnisse zur Weiterbeförderung abzugeben. Was dann mit den Briefen geschieht? Bester Herr Hammer, das ist mehr als ich zu sagen weiß. Vermuthlich werden sie auf einem nur den frommen Patres bekannten Wege nach den himmlischen Regionen spedirt, aus denen in dringenden Fällen immer eine Antwort zurückkommen soll, die den schönen Correspondentinnen durch den Mund ihres Beichtigers offenbart wird."

Hammer konnte sich eines herzlichen Lachens nicht erwehren. „Das ist ein köstlicher Spaß! Etwas Hübscheres hätten die frommen Väter wirklich nicht erfinnen können."

„Lachen Sie nicht, bester Herr Hammer, lachen Sie nicht! Die Sache ist ernster als Sie denken, und für Manchen, der sie in Lachen aufnahm, hat sie schon in Trübsal geendet."

„Wie? Sie wollen mich doch nicht glauben machen, Nagel, daß es mit dieser Correspondenz ernstlich gemeint sei, daß die gebildeten Frauen nnd Mädchen Santiagos sich von solchem Gaukelspiel bethören ließen?"

„Wenn Sie erst wieder acht Tage in unserer Mitte sind, werden Sie Erfahrungen genug gemacht haben, um die ernsten Seiten dieses neuesten Pfaffentrugs zu begreifen."

„Nein, nein!" rief der junge Kaufmann lebhaft. „Eine junge Dame






von der Bildung und dem Verstande Donna Leonticas wird nimmermehr solch plumper Täuschung Gehör geben. Wenn Pater Ugarte und sein Convent nichs Besseres zu ersinnen weiß, durch Mittel dieses Schlags sollen sie mir mein Glück nicht streitig machen. Doch sehen Sie dorthin, Nagel! Was bedeutet die glänzende Fackelprozession, die da eben in den Garten einzieht? Es scheint, wir sollen heute gar noch Zeugen eines ganz besonderen Festes werden."

Hammer war bei den letzten Worten hastig von seiner Bank aufgesprungen, den Blick nach dem Haupteingang des Gartens gerichtet. Nagel folgte seinem Beispiel, er eilte sogar einige Schritte voraus, als suche er womöglich noch vor seinem Gefährten die Veranlassung des festlichen Umzugs inne zu werden. Eine lange Reihe von Fackeln, getragen von jungen Männern, deren runde Hüte mit breiten bunden Bändern verziert waren, bewegte sich unter den lustigen Klängen einer voranziehenden Janitscharenmusik durch die Hauptallee der Esquina. Mehrere niedere Droschken, jede von vier schellenbehangenen, mit bunten Rosetten und Bandschleifen geschmückten Maulthieren gezogen, folgten dicht hinter dem Musikcorps. Raketen und Leuchtkugeln stiegen unablässig zu dem dunkelblauen, mit unzähligen Sternen besäeten Nachthimmel empor. Die schaulustige Menge drängte von allen Seiten herzu, so daß es dem Zuge schwer hielt, sich Bahn zu brechen. Schallende Vivatrufe und fröhliches Jauchzen erfüllten die Luft.

Aus den entfernteren Theilen des Gartens eilten verschiedene Gruppen Neugieriger herbei.

„Eine Hochzeit! Eine Hochzeit!" riefen mehrere Stimmen zugleich.

„Das trifft sich herrlich!" meinte Hammer. „Wenn wir uns sputen, können wir wohl noch am Schmause theilnehmen. Gleich am ersten Tage meiner Rückkehr ein Hochzeitsgast — ich dächte, das wäre ein gutes Omen."

„Kehren wir lieber zur Stadt zurück, Herr Hammer", fiel Nagel rasch ein. „Sie sind gewiß ermüdet von der Reise und bedürfen der Ruhe. Lassen Sie uns dort durch das kleine Seitenpförtchen nach dem Tajamar hinübergehen. Dieses geräuschvolle Treiben würde auf Ihre überreizten Nerven sehr nachtheilig wirken."

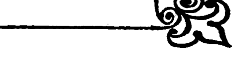
„Was fällt Ihnen ein, Nagel, daß Sie sich um meine Nerven so viele Sorgen machen? Wüßte ich doch nicht, daß sie mich je im Leben incommodirt hätten, warum soll ich gerade heute so zarte Rücksicht auf sie nehmen?"

„Aber der Typhus grassirt jetzt hier sehr stark. Gerade unter den jungen kräftigen Leuten fordert er die meisten Opfer."

„Und deshalb sollen wir uns das Vergnügen versagen, diese Hochzeitslustbarkeiten mit anzusehen? Gehen Sie, Nagel, wie kommen Sie mir nur heute vor!"

Hammer eilte mit raschen Schritten über den ebenen Rasenplan, der schon ganz nahe gerückten Fackelprozession entgegen. Der Buchhalter Nagel, jetzt








ein leibhaftiges Bild des Schreckens, heftete sich dicht an seine Fersen und zog ihn mit beiden Händen an den Rockschößen zurück.

„Guter bester Herr Hammer", flehte er mit zitternder Stimme, „lassen Sie uns nach Hause gehen! Ich weiß nicht wie es kommt, aber — ich fühle mich sehr schlecht — mir wird sehr unwohl — — ich — — ich werde einen Doktor haben müssen!"

Hammer sah dem Freunde beim Schein der nahenden Fackeln ins Gesicht und erschrak über dessen Blässe. „Was fehlt Ihnen, lieber Nagel? Was ist so plötzlich mit Ihnen vorgegangen? Sie sind wirklich sehr blaß — dicke Schweißtropfen stehen auf Ihrer Stirn — —"

„Ja — ich — ich habe das Fieber — muß schleunigst zu Bette.... Lassen Sie uns dort hinaus nach der Stadt gehen, Herr Hammer!"

„Platz, Platz, Sennores Caballeros! Gebt Raum für Don Escovedos Hochzeitszug!" rief der erste der Fackelträger den in der Mitte des Weges stehenden Freunden zu, und schob sie sanft auf die Seite.

Hammer beschäftigte sich mit dem plötzlich sehr beunruhigenden Zustande seines Gefährten, den er wirklich für schwer erkrankt hielt, und schickte sich an, seitlich mit demselben abzubiegen, um auf dem vorgeschlagenen Wege so rasch als möglich zur Stadt zurückzukehren. Da konnte er nicht umhin, noch einen Blick auf die Prozession zu werfen. Dicht von Fackelträgern umringt, fuhr eben der mit Kränzen und Blumenguirlanden reich geschmückte Wagen des Brautpaares vorüber. Es mußte ein sehr reicher Mann sein, der seine Hochzeit auf so prunkvolle Weise feierte; jung und schön war er freilich nicht mehr; das runde aufgedunsene Antlitz, dem übrigens der Ausdruck aristokratischer Würde nicht fehlte, hatte keinen Mangel an Falten und rothen Flecken, die eben nicht zu seiner Verschönerung dienten; die augenscheinlich hohe Gestalt war schon etwas gebeugt, und das unter dem Hut sichtbare spärliche Haupthaar von ehrwürdigem Silberreif bedeckt. An seiner Seite, in kostbare Spitzengewänder gehüllt, saß die Braut, den Myrthenkranz mit dem reich gestickten Brautschleier in den üppig bis über die Schultern herniederwallenden schwarzen Locken, ein von edlen Steinen funkelndes Diadem auf der alabasterweißen Stirn. Das Auge des jungen deutschen Kaufmanns heftete sich neugierig auf die wundervoll schönen, doch marmorbleichen Züge — da plötzlich ließ er den am Arm erfaßten Freund fahren, mit der linken Hand griff er nach seinem Herzen, während er, vorwärts gebeugt, mit der Rechten eine Bewegung nach dem Wagen hin machte, als wollte er denselben aufzuhalten versuchen.

„L e o n t i c a! S i e — v e r m ä h l t!" rief er im Tone höchster Verzweiflung, nnd sank dann rückwärts in die geöffneten Arme des eben noch von ihm unterstützten Freundes, mit dem er wie durch einen Zauberschlag die Rollen vertauscht zu haben schien.

„Es ist geschehen!" lispelte Nagel, sich ermannend und den völlig bewußtlosen Freund seitlich in das Buschwerk ziehend. „O über dieses fatale Herz, das einem rechtschaffenen Kaufmann doch so entbehrlich wäre!"






Die letzten Worte Hammers, wenn auch durch den Lärm rings umher übertäubt, mußten doch wohl an das Ohr der Braut gedrungen sein. Ihre schlaffen, gleichgültigen Züge belebten sich plötzlich, ein wunderbarer Glanz entstrahlte dem eben noch so matten Auge, sie beugte sich aus dem Wagen und streckte beide Arme nach der Richtung, aus welcher die wohlbekannten Töne an ihr Ohr geschlagen — dann aber sank auch sie rücklings in den Wagen, und der überraschte Bräutigam umfing die völlig Ohnmächtige mit seinen starken Armen. Alles war das Werk weniger Sekunden gewesen; weder die Theilnehmer des Zuges, noch die den Hochzeitswagen zunächst umdrängenden Personen hatten von den geschilderten Vorgängen Notiz genommen. Der junge Kaufmann war bereits durch seinen Freund der neugierigen Menge entrückt, der Hochzeitszug aber bewegte sich ohne Aufenthalt nach den Wirthschaftsgebäuden der Esquina, wo der Festschmaus bereitet war.

---

4. Die Hacienda in den Pampas.

Ein Gewittersturm braus'te über die grasreichen Pampas, welche das von der Meeresküste bis zum Fuß der Anden sich erstreckende Thal von Valparaiso im Norden begrenzen. Klatschend schlägt der von der wilden Windsbraut gepeitschte Regen in das knietiefe Gras, zerzaus't die Blüthenbüschel der üppig wuchernden Cactussträucher, und bedeckt den Boden stellenweise einige Zoll hoch mit den abgeknickten Blümchen der Salbei, der Kamille, der rothen und blauen Verbenie. Kleine Züge von Becassinen streifen pfeilschnell über die Grasflächen und Gebüsche hin; an den sumpfigen Stellen haben sich Schaaren von Wildgänsen gesammelt, deren pfeifendes Schnattern selbst unter dem Heulen des Sturmes und dem Rollen des Donners vernehmbar bleibt; die kleinen kaninchenartigen Biscachas, die mit ihren in mäandrischen Windungen sich hinziehenden Höhlen den Boden der Steppe oft meilenweit unterminiren, und die sonst dem Wanderer aufdringlich über die Füße laufen, haben sich in ihre Löcher zurückgezogen, nur zuweilen die spitze Schnauze über den Boden erhebend, um zu wittern, wie lange wohl der Sturm noch anhalten werde; der einzige Bewohner der Steppe, welcher dem Unwetter mit philosphischem Gleichmuth trotzt, ist der kleine südamerikanische Strauß, der, den Schwanz in die Höhe gehoben und die Flügel aufgebauscht, den langen Hals aber glatt in das Gras gebettet, den Sturm geduldig über sich hinziehen und den Regen von seinen Federn abtropfen läßt, ja in diesem Aufruhr der Elemente, wo von keinem Feinde etwas zu fürchten ist, sich gar nicht unbehaglich zu fühlen scheint.

Dunkles, bleischweres Gewölk bedeckte den Himmel, und schien sich fast auf die Erde hernieder senken zu wollen. Nur auf eine ganz kurze Strecke hin ließen sich die etwas erhabenen Gegenstände — freilich nur Bäume und Sträucher — deutlich erkennen; was darüber hinauslag, war Alles in flüssigen Nebel gehüllt, der sich, wenn ein kräftiger Windstoß einherbraus'te, auf Augenblicke







zu lichten schien, dann aber wieder um so dichter zusammenfloß. Schwefelgelbe Blitze zuckten durch die Wolken, und dröhnende Donnerschläge, mitunter knatternd wie die Breitseite einer Kriegsfregatte, erschütterten die Erde und rollten ganz allmälig verhallend dahin, da auf der unermeßlichen Ebene der Fortpflanzung des Schalles kein Hinderniß entgegen steht.

In dem an das fruchtbare und stark bevölkerte Thal des Paradieses stoßenden Theil der chilenischen Pampas liegen zahlreiche Haciendas zerstreut, die von kleinen Gutsbesitzern, deren ganzer Reichthum die Viehzucht ausmacht, bewohnt werden. Nach einer dieser Haciendas, die sich in ihrer äußeren Bauart wie inneren Einrichtung meistens sehr ähnlich sind, versetzen wir den Leser, gerade um die Zeit, da der Sturm seinen höchsten Grad erreicht hat, und nächtliche Finsterniß sich über die Pampas herniedersenkt.

Die Hacienda ist ein einstöckiges Gebäude, von dem man, aus einiger Entfernung gesehen, fast nichts wahrnimmt, als das ungeheuer massive, oben sehr spitz zulaufende Giebeldach, welches ganz aus Hohlziegeln zusammengesetzt ist. Das Dach ruht auf sehr niedern Mauern, aus hart gestampftem Lehm geformt. Fenster giebt es nur wenige und ganz kleine, die meist von außen nochmals mit eisernem Gitterwerk verschlossen sind; was bedarf es auch der Fenster in einem Lande, dessen mildes, gesegnetes Klima das Offenlassen der Wohnungen während des ganzen Jahres gestattet! Die Thüren sind demgemäß sehr weit und hoch, und da eine schmale bedeckte Veranda rings um das Haus läuft, mögen sie selbst bei regnerischem Wetter offen stehen. Die vordere Hälfte des Hauses, welche Küche und Vorrathskammern enthält, liegt um einige Fuß tiefer als die hintere, in welcher sich die Schlafzimmer und, bei wohlhabenderen Gutsbesitzern, ein mitunter recht elegant, wenn auch meist in schwerfälligem Geschmack ausgestattetes Gastzimmer befindet. Die Mauern entbehren äußerlich jedes architektonischen Schmuckes; nur zuweilen ist neben der Hausthür eine Nische angebracht, in welcher ein Cruzifix, ein Muttergottesbild oder die aus Holz ziemlich roh geschnitzte und bunt angemalte Statue eines Heiligen aufgestellt ist, den sich der Besitzer zum speziellen Hort seines Eigenthums und seiner Familie ausersehen. Nach diesen Schutzpatronen wird dann gewöhnlich die Hacienda selbst benannt. Auch der in riesiger Stärke wachsende wilde Wein, die Schlingrose oder der chilenische Epheu, mitunter auch alle drei zu einer zweiten undurchdringlichen Wand verschlungen, dienen zur äußeren Verschönerung der sonst nicht sehr freundlich aussehenden Lehmmauer. Hinten schließt sich meist ein hübsch bebautes Gärtchen an die Hacienda, auf dessen Blumenflor große Sorgfalt verwendet wird. Der Chilene liebt die Blumen und läßt sich keine Mühe verdrießen, sie in immer neuen Arten, in üppigster Fülle und Farbenpracht zu erzeugen, wobei ihn das herrliche Klima kräftigst unterstützt. Ställe und Scheunen, gleichfalls nur aus Lehm gebaut und mit dem riesigen Schachthalm oder den Binsen der Pampas gedeckt, liegen seitlich der Hacienda; ihre Größe und Ausdehnung zeigt am sichersten den Grad des Wohlstandes des Besitzers an. Bebaute Felder giebt es wenige; man beschränkt







sich auf Erzeugung der für den eigenen Hausstand nothwendigen Produkte. Die ganze Wirthschaft dreht sich um die Viehzucht, und das Futter für die oft viele hundert Stück zählenden Heerden liefern die Pampas in reichlichstem Maße. Eine ganz wesentliche Rolle spielt auch die Bienenzucht. In der Nähe des Gärtchens erheben sich auf überdachten Gerüsten lange Reihen von Körben, jeder die Wohnstätte eines Schwarms. Der überall in der Steppe sprossende Trebol, die Fülle duftender Blumen, welche das ganze Jahr hindurch in den Pampas blühen, liefern den emsigen Honigsammlern ein treffliches Material, bei dessen Einheimsung ihnen nur von den in Myriaden umherschwärmenden, in allen Farben schimmernden Kolibris Concurrenz gemacht wird.

Bei dem tosenden Unwetter ist es im vorderen großen Raum der Hacienda, welcher zugleich als Küche und Wohnzimmer dient, gar angenehm und traulich, so einfach auch die Ausstattung desselben erscheint. Die auf die Veranda führende Thür ist jetzt geschlossen und das einzige Fenster so klein und hoch angebracht, daß man von dem Aufruhr in der Natur nur die unaufhörlich zuckenden Blitze wahrnimmt, deren leuchtende Kraft noch überdies durch das ziemlich dichte äußere Gitter gebrochen wird. In der geräumigen Wölbung des Kamins flackert ein lustiges Feuer, durch lange Holzscheite unterhalten, und an einem darüber gestellten eisernen Dreifuß hängt ein mächtiger Kessel, in welchem das Wasser für den unentbehrlichen Maté, das Nationalgetränk der Südamerikaner, brodelt. Mehrere hölzerne Tische und Stühle, ein Gerüst zur Aufnahme der Töpfe und Schüsseln, die recht blank gescheuert und hübsch geordnet in Reih und Glied stehen, endlich ein gepolsterter Armsessel mit mächtig ausgeschweifter Lehne, dessen Lederüberzug freilich schon manche schadhafte Stelle aufzuweisen hat, bilden die ganze Ausstattung des Gemachs, welches durch eine von der Decke herabhängende, mit grünem Schirm versehene Lampe mäßig erhellt wird. Auf dem Kamingesimse liegen einige Bücher; daneben steht ein großes Crucifix, mit dem gekreuzigten Heiland, und daran hängt ein geweihter Rosenkranz. Der Boden des Zimmers besteht aus Ziegelsteinen, doch sind unter den Stühlen zierlich gearbeitete Binsenmatten ausgebreitet, die dem Ganzen einen wohnlicheren Anstrich verleihen.

Nur zwei alte Leute finden wir in dem eben geschilderten Raum. Beide arbeiten fleißig und lassen sich den draußen tobenden Sturm nicht viel verdrießen. Es ist der Pächter der Hacienda und seine Frau, ein bejahrtes Ehepaar, das wohl schon manchen ähnlichen Sturm in den einsamen Pampas erlebt haben mag. Der Mann, eine wettergebräunte, sehnige Gestalt mit schneeweißem Haar, das straff bis auf die Schultern herniederhängt, reinigt einige gestreifte Pumafelle, die als Fußdecken benutzt werden, und bessert verschiedene Defekte an ihnen aus. Die Frau, wie das erst stellenweis ergraute Haar zeigt wohl kaum so alt als ihr Lebensgefährte, scheint gleichwohl die Last der Jahre weit schwerer zu empfinden; ihre Haltung ist gebückt, ihre Züge sind verwittert und voller Falten, — nur das noch immer muntere Auge und der üppige Haarwuchs deuten auf frühere Schönheit. Sie hatte den runden, massi-







den Tisch, aus dem harten Jumillholze gefertigt, dicht unter die Lampe gerückt, um bei der Arbeit des Wäscheplättens, der sie eifrig oblag, besser sehen zu können. Feine leinene Bettwäsche, zum Theil sogar mit Spitzen besetzt, lag auf dem Tische ausgebreitet, und im Kaminfeuer glühten eiserne Stähle, die von Zeit zu Zeit in die kleine Höhlung des Plätteisens eingeschoben wurden.

Eine Zeit lang hatten die beiden Alten schweigend gearbeitet. Nur wenn ein besonders greller Blitz hinter den vergitterten Scheiben des kleinen Fensterchens zuckte und ein dröhnender Donnerschlag das Haus erbeben machte, murmelte der Alte, von seiner Arbeit aufblickend, einige Worte über das gräuliche Wetter; die Frau aber trat vor das Crucifix hin, bekreuzigte sich und betete ein Ave Maria.

(Fortsetzung folgt.)

Die Widersprüche in der deutschen Politik.

Von * * *

Als die Sachen der amerikanischen Republik am schlimmsten standen, gereichten uns die Trostworte des europäischen Publizisten an „das große Volk das sich erhoben" zur Stärkung. Wir nahmen sie mit Dankbarkeit entgegen, und bedauerten wohl, daß sich den französischen, englischen und italienischen Stimmen nicht auch die eines Deutschen zugesellte. Der alte Humboldt hätte sich eine solche Gelegenheit nicht nehmen lassen. Eine dieser hier gezollten Anerkennung entsprechende Aufnahme in Deutschland für amerikanische Erörterungen über deutsche Zustände zu erwarten, wäre ungereimt. Die neue Welt muß der alten gegenüber noch auf manche Menschenalter die Stelle der Schülerin einhalten und soll ihre Meisterin nicht mit Belehrungen heimsuchen; haben wir dem alten Vaterlande nicht Thatsachen mitzutheilen, so mögen wir es mit Rathschlägen verschonen, deren Uebermaß ihm ohnehin über den Kopf wächs't. Vielmehr kommt es uns zu, von der überlegenen Geisteskraft der alten Heimath für die Verwaltung unserer eigenen Angelegenheiten Rath und Beistand zu erbitten.

Und doch kann diese Abfertigung uns Deutsch-Amerikanern unmöglich genügen. Das Material der deutschen Politik beschäftigt uns noch immer das Gemüth, und kommt uns in einer Verarbeitung entgegen, die weder das verdorbene Gemüth befriedigen, noch den schwachen Verstand bescheiden kann. Es geht den Erörterungen der deutschen Publizisten jene platte Gemeinverständlichkeit ab, durch welche die Händel des neuen Vaterlandes oft so unerquicklich werden, doch aber in der Regel zu einem leidlichen Austrag gelangen. Es bleibt uns das Bedürfniß, mit diesen Fragen in der landläufigen hausbackenen Weise umzugehen. Es geht uns — der Amerikaner kann die Anekdoten nicht bei Seite







lassen — wie dem Unterlehrer, der den Roman des Herrn Professors schlecht fand, und die Zurechtweisung erhielt: „Wie können Sie sich unterstehen, etwas zu verdammen, das ich selber kaum verstehe!" Die Mittelmäßigkeit schützt vor dem Vorwitz nicht.

Eben in dem bezeichneten Mangel an Plattheit in den politischen Ideen sehen wir, in unserer Beschränktheit, die Ursache der unendlich langsamen Entwickelung der politischen Thaten in Deutschland. Da kommt jeder Vorschlag fertig, umfassend ausgearbeitet, aus der Schreibstube des Urhebers in die Salons seiner nächsten Parteigenossen, um hier mit dem Zartgefühl feingebildeter Diplomaten entgegengenommen, weiter ausgebaut, entwickelt, verschönert zu werden, und gelangt erst dann in die Spalten der Tagesblätter, vor die Kammern, an den Versuch der praktischen Ausführung. Hier zeigen sich zum ersten Mal die inneren Widersprüche, die aufzufinden bisher Niemand ein Interesse hatte, und die sofort nicht allein der Ausführung des Vorschlags ein Ziel setzen, sondern auf Jahre lang das getäuschte und verstimmte Publikum der Politik überhaupt abspenstig machen, und die Herrschaft des einmal Bestehenden noch weiter befestigen. So folgten sich einst Reichsverfassung, preußische Einung, würzburger Konferenzen, Wiederherstellung des Bundestags; so, später Nationalverein, Frankfurter Fürstenkongreß, Begeisterung für Schleswig-Holstein. Die politischen Programme haben ganz das Schicksal der philosophischen Systeme von ehedem: ein jedes überführt das vorige eines Rechnungsfehlers, und bereichert mit wenigstens einer Wahrheit das Gesammte der Erkenntniß; aber ein jedes begeht auch seinen Rechnungsfehler, und errichtet darauf Thurmgebäude von schwindelnder Höhe, deren Einsturz den Weiterbau sauer und mühsam macht. In Amerika tritt jedes Gedankenbruchstück in einer Massenversammlung auf, richtet sich nothgedrungen an das Verständniß auch der Ungebildeten, setzt sich mit den rohesten Volksvorurtheilen auseinander, unterzieht sich den wortreichen Haarspaltereien der Winkeladvokaten und der stillschweigenden Kritik der Zeitungsleser, und gelangt, wenn es nicht sofort der Vergessenheit anheimfällt, unverzüglich zum Versuch einer praktischen Durchführung. Bewährt es sich, so hinterläßt es segensreiche Folgen; erweis't es sich als unstichhaltig, so giebt es eine gute Lehre. In jedem Fall bleibt dem Volke die Lust an der Weiterbildung seiner politischen Dialektik unbenommen, und die todten Punkte, an denen diese stocken müßte, werden glücklich umgangen.

Einige dieser todten Punkte in der deutschen Volksdialektik, dieser fundamentalen Widersprüche, die ihrer ästhetischen Unansehnlichkeit wegen dem Adlerblick der deutschen Publizistik zu entgehen scheinen, und dem Maulwurfsauge des amerikanischen Kannegießers, der sich in jene Gebiete verirrt, begegnen, sollen nun respektswidrig angedeutet werden.

Da ist zu allem Anfang der Satz: „Man kann nicht auf dem Wege friedlicher Verhandlung erreichen, was gewaltsame Beseitigung bestehender Mächte voraussetzt" — dem die deutschen Politiker aller Parteien die Augen bis auf den







heutigen Tag verschließen. Wenn die amerikanischen Föderalisten vom Jahre 1787 sich mit Plänen getragen hätten, die kleinen Staaten, wie Rhode Island, Delaware u. s. w., durch die großen zu verschlingen, ohne doch den Muth zu haben sie mit Krieg zu überziehen, so wäre die Frage der amerikanischen Union heute noch in einem ähnlichen Stadium wie die der deutschen Einheit. Wie unendlich immer die deutsche der amerikanischen Diplomatie überlegen ist, so wird es doch niemals den Oesterreichern gelingen, die Preußen oder die Kleinstaaten zu bereden, zum Besten der deutschen Einheit eine österreichische Provinz zu werden, niemals Preußen oder Oesterreich, die Annexation der Kleinstaaten dem Anderen oder den Kleinstaaten selbst mundgerecht zu machen, niemals Baiern, die übrigen Kleinstaaten mit Einwilligung derselben, oder Preußens, oder Oesterreichs, sich einzuverleiben; — ebenso wenig wie es ein deutsches Parlament verstehen wird, die monarchischen Einzelstaaten in Güte unter den Hut einer demokratischen Centralgewalt zu bringen. Nur die Transaktionen sind möglich, die beiden Transigenten Vortheile bringen. Diese entsetzlich philisterhafte Maxime würde in Deutschland schwerlich ein Publizist auszusprechen wagen; jedenfalls wird sie daselbst einmüthig hintangesetzt.

Der zweite Widerspruch hingegen ist — ein halbes Jahrhundert nach dem Wiener Kongreß — als überwunden, besser gesagt als beherzigt, zu betrachten: Es ist unmöglich, zugleich außerdeutsche Großmacht und integrirender Theil Deutschlands zu sein. Oesterreich wird sich keiner deutschen Centralgewalt unterordnen, so lange es seine Rechnung dabei zu finden glaubt, gestützt auf nichtdeutsche Hülfsmittel nicht Deutschland allein, sondern ganz Europa bevormunden zu helfen.

Der dritte Widerspruch: „Ein rein deutscher Staat kann nicht zugleich für sich Großmacht und integrirender Theil eines anderen Gemeinwesens sein", bildet den Kern der Unklarheit in der politischen Situation des Augenblicks. Als Großmacht will Preußen herrschen, den Ton angeben; als Bundesglied soll es berathen, sich fügen. Als Großmacht zieht es mit Oesterreich, Frankreich, England und Rußland die Zweckmäßigkeit des Fortbestehens seiner deutschen Bundesgenossen in Erwägung; als Bundesglied betreibt es den Bau von Festungen zur Abwehr gegen Frankreich, Feldzugspläne gegen Rußland, Handelskreuzzüge gegen England, Schutzmittel gegen habsburgische Uebergriffe. Daß die Interessen der Großmächte und der Kleinmächte harmonirten, ist nicht denkbar, da die Aufgabe der Großmächte gerade im Verschlingen der Kleinmächte, die Aufgabe der Kleinmächte im Balanciren der Großmächte besteht. Folglich muß Preußen immer zwischen seinen Interessen als Großmacht und seinen Verbindlichkeiten als Bundesglied wählen — um für Erstere zu entscheiden, denn es ist ja das Vorrecht eines Großstaats, immer in seinem Vortheil seine Pflicht zu finden. Preußen als Großmacht hilft an der Zerstörung Deutschlands, indeß Preußen als deutsches Bundesglied im Rath der Vertheidiger Deutschlands die erste Stimme führt.







Wenn es nicht möglich ist, diesen Widerspruch ganz außer Augen zu setzen, so hilft man sich durch beigezogene Verschiebung jenes zuvor bezeichneten Gegensatzes zwischen Gewalt und Ueberredung.

Man denkt sich die Zwitterstellung Preußens als Uebergangszustand, durch den es sich zu einer Großmachtstellung, die aller Bundespflichten enthoben ist, hindurcharbeiten soll. Ohne einen einzigen mexikanischen Krieg zu führen, soll es einige und dreißig texanische Annexationen bewerkstelligen. Seine Bestimmung ist handgreiflich, aber es soll sie ohne Ostender Manifeste erfüllen. Das Verfahren in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit wird als Muster vorgeschlagen. Als Großmacht geht Preußen einen Vertrag ein, der Deutschland um zwei Länder bringen soll. Als deutscher Staat hilft es diesen Vertrag hintertreiben. Im Verein mit Oesterreich trotzt es Deutschland die Führung des Krieges ab. Mit Hülfe österreichischer und deutscher Truppen führt es den Krieg gegen die Dispositionen der Großmächte und die Soldaten eines Duodezstaats. Im Verein mit Oesterreich vertreibt es Deutschland aus den erfochtenen Landen, unterjocht dieselben, und theilt sich mit den Habsburgern darin. Im Verein mit Deutschland sucht es Habsburg um dessen Beuteantheil zu prellen. Als deutscher Staat erzürnt es sich über die in den Kleinstaaten laut werdenden Mißbilligungen seiner Handlungsweise, und als Großstaat macht es diesem Zorn Luft, indem es mit Frankreich unterhandelt, um diesem das überrheinische Deutschland zu schenken, das diesseitige zu annektiren, und Oesterreich durch Ueberlassung Südwestdeutschlands zu ködern. An dieser Arbeit sollen preußische Bürger und Patrioten aus deutschem Eifer zur einstweiligen Dreitheilung Deutschlands im französischen und habsburgischen Interesse, nichtpreußische deutsche Bürger aber mit hochverrätherischen Bestrebungen zur Vernichtung der Einzelregierungen, nach Kräften mitwirken; nur daß es auf die deutschen Bürger nichtpreußischer Staaten weit weniger ankommt, als auf französische und österreichische Bayonnette. Wie, wenn diese Stufe der Theilung zwischen Frankreich, Hohenzollern und Habsburg einmal erreicht ist, die Einigung Deutschlands weiter befördert werden soll, darüber finden sich in diesem Programme keine Andeutungen.

Dem unbeholfenen Amerikaner schwindelt der Kopf ob solcher Gedankenflüge, nicht wegen der einlaufenden Verbrechen, denn in dieser Beziehung ist er auch nicht ohne politische Bildung, sondern wegen der Berechnungen, die ihm, wenn er urtheilsfähig wäre, als Fehler erscheinen würden. Um die Möglichkeit, daß die übrigen Großmächte nicht die erwünschte Kurzsichtigkeit beweisen, daß Frankreich oder Oesterreich gar zu viel, Preußen gar zu wenig bekommen dürfte, daß Rußland Entschädigung und England Handelsbegünstigungen verlangen könnte, nicht zu erwähnen, so läßt sich der Gedanke nicht abweisen, daß ja das projektirte Resultat gar nicht ein einheitliches Deutschland sein würde. Wer sein ideales Deutschland in Preußen findet, das ohnehin bereits als Großmacht dasteht, der hat bereits sein Deutschland, der kann schon jetzt nach Preußen wandern, er darf nicht abwarten, bis es mit so großer Mühe um ein paar







Provinzen erweitert worden, und der Fortbestand einiger Kleinstaaten neben seinem Ideal kann ihm den Genuß des Letzteren nicht schmälern; wer aber sein einiges, freies Deutschland in der hohenzollerischen Monarchie nicht erkennt, dem wird dadurch ebenso wenig geholfen, daß er an Preußen, als daß er an Oesterreich oder an Frankreich annektirt wird.

Und wenn die Einigung ohne Dreitheilung doch nicht abgehen kann, so läßt sich eine Dreitheilung denken, die erstens den Franzosen keine Provinzen abtritt, zweitens keine Eroberung Deutschlands voraussetzt, und drittens die weitere Verschmelzung der resultirenden drei Theile wo nicht anbahnt, doch auf keine Weise erschwert. Preußen, wie Oesterreich, kann auf eine festere Knüpfung des deutschen Bundes aufrichtig nicht eingehen, ohne zu opfern, was es, mit Recht oder Unrecht, sehr hoch schätzt, — seine Stellung als Großmacht. Die übrigen deutschen Staaten hingegen haben bei einem innigeren Zusammenschluß rein Nichts zu verlieren, und die herrlichsten Gewinnste sind ihnen sicher. Die freundnachbarlichen Beziehungen mit Preußen, mit Oesterreich, mit der Schweiz, mit Holland, würden in keiner erdenklichen Weise darunter leiden, „des Deutschen Vaterland" sänge sich nach wie vor, die Zoll-, Post- und Münzvereine beständen fort, der geschäftliche und der geistige Verkehr würden um nichts geschmälert, und die Regelung der volkswirthschaftlichen wie der politischen Verhältnisse wäre durch den Umstand nicht erschwert, daß mit einer einzigen Behörde verhandelt würde, was bisher mit Dreißigen. Der unglückseligen Hoffnung der Bereicherung auf Deutschlands Kosten ledig, und durch kräftige Dämme — Deutschland und Italien — gegen französische Eroberungssucht geschützt, würde sich die Begehrlichkeit Oesterreichs und Preußens — jedenfalls der betriebsame Ehrgeiz ihrer Bewohner — gegen die slavischen Nachbarn wenden, und der Phrase vom Tragen der Kultur nach dem Osten Leben und Gehalt einhauchen. Geographisch hat Deutschland dasselbe Recht, von einer Pacific-Eisenbahn zu schwärmen, als New-York, das zum guten Glück an Texas und Missouri keine überschattenden Großmächte hat. Deutschland, Frankreich und Rußland gegenüber des Beistandes Preußens und — nach Vereinigung der venetianischen Frage — Oesterreichs wie Italiens sicher, könnte die Neutralität, deren sich die Schweiz ohne eigenes Zuthun erfreut, mit Waffengewalt erzwingen und erhalten, und, ohne Spielraum für irgend welche Ländergier, seine Stellung als Herd Europas und hohe Schule der Welt in erhöhtem Maßstab und mit erweiterten Gesichtspunkten zur Geltung bringen.

Wenn es unmöglich ist, die Kleinstaaten in der besprochenen Weise zu vereinigen, so wäre das die erste Transaction, die allen Betheiligten Vortheile böte und doch nicht auszuführen wäre. Vor vierzig Jahren hätten konfessionelle Verschiedenheiten hindernd in den Weg treten können, heute kommen sie nicht mehr in Betracht. Die politischen Institutionen könnten nicht gleichartiger sein, und während bei der Bildung der amerikanischen Union die Verschiedenheit der socialen Entwicklung das größte Hinderniß abgab, ist in Deutschland







gerade die Uebereinstimmung in dieser Beziehung der größte Sporn zur näheren Verbindung. Die Bundesakte überwindet eine sehr gewichtige Schwierigkeit, die den amerikanischen Unionsvätern arges Kopfzerbrechen kostete, indem sie das Verhältniß der Stimmkraft der einzelnen Bundesglieder numerisch feststellte. Vor Allem aber müßte der Ehrgeiz der Fürsten bei diesem Schritt seine Rechnung finden. Grausam hat diesen Machthabern das Jahrhundert mitgespielt. Zu Steuben's Zeiten war der Oberhofmarschall eines Hohenlohe, der nach Amerika übersetzte, noch des ehrerbietigsten Empfanges und des Entgegentragens hoher Aemter und Würden gewärtig, und ein deutscher Erbprinz, der Amerika vor vierzig Jahren bereis'te, nahm fast eine Stellung in der Landesgeschichte ein. Jetzt sind die deutschen Fürstenthümer nach Außen hin wenig furchtbarer als Puppenkasten, und nach Innen werden sie von reinen Repräsentativdemokratieen immer schwerer zu unterscheiden. Nichts ist den Dynasten geblieben als der leere Hofstaat, dem der Landtag mit immer scheelerem Auge zusieht. Wie würde der Glanz dieser gesellschaftlichen Stellung gewinnen, wenn die dreißig Gestirne zu einem Sternbild zusammenträten, und wenn dieses Gepränge dadurch aus einem inhaltlosen Tand zum Ausdruck einer Achtung gebietenden Macht würde! Wie bereitwillig folgten die Monarchen der Ladung Franz Josephs nach Frankfurt! Und daß sie nicht ohne Umstände in den Sack schlüpften, den er ihnen offen zu halten die Gnade hatte, beweis't noch nicht, daß sie den Vorschlag einer Vereinigung nicht einer eingehenden Verhandlung werth hielten.

Hier begegnen wir einem vierten Widerspruch, der zwar seit den Tagen der Reichsverfassung nur im Hintergrund der Staatsaktionen sichtbar wurde, aber in die politische Anschauung des ganzen Volkes unendlich weiter hineinreicht als die vorigen. Fast nehmen wir unseren amerikanischen Lesern gegenüber Anstand, ihn zur Sprache zu bringen: „Wenn Monarchen für eine Vereinigung gewonnen werden sollen, so darf die Vereinigung nicht eine Republik sein.“ Wer schlechterdings eine nichtrepublikanische Regierung nicht einsetzen helfen will und darf, der hat sich von der deutschen Frage fern zu halten, bis die Einzelstaaten sämmtlich Republiken geworden sind; sofern hier mit gegebenen Größen operirt werden soll, muß mit Dynasten und Dynastieen operirt werden. Daß das Bangemachen hier nicht gilt, hat sich 1848 genugsam herausgestellt. Es wäre ungerecht, dieser unumwundenen Erklärung einen Mangel an republikanischer Gesinnungstüchtigkeit unterstellen zu wollen. Wenn man einmal nicht Revolution machen kann, so erreicht man auch nichts mit Revolution schreiben. Eine Revolution ist ein politisches Wunder; wer sie voraussetzt, entfernt sich von dem Boden der Wirklichkeit. Wer in der Wirklichkeit sich bethätigen will, muß ohne Wunder fertig werden.

Man hat sich dabei nichts Ungeheuerliches zu denken. Die hohen Häupter werden sich wohl zu einer abermaligen Reise nach Frankfurt, auch ohne die Mitwirkung Derer von Oesterreich und Preußen, bewegen lassen. Einem öffentlichen Tagen, außer bei ceremoniellen Veranlassungen, würden sie ohne Zwei-







fel Sitzungen bei geschlossenen Thüren vorziehen, da parlamentarische Beredtsamkeit ohnehin einem ordentlichen Fürsten nicht ziemt. Aus diesen Berathungen würde ein Verfassungsentwurf hervorgehen, der, um Gesetzeskraft zu erlangen, die Genehmigung der Vertretungen der Einzelstaaten, deren Verfassungen dadurch Aenderung erleiden müßten, — erfordern würde. In der Regelung der Verhältnisse der Einzelstaaten zu einander und zur Centralgewalt wäre nichts von ähnlichen bereits getroffenen Einrichtungen wesentlich Abweichendes zu gewärtigen. In der Organisation der Centralgewalt würde sich hingegen dieses Fürstenkolleg die Exekutive mit möglichst ausgedehnten Machtbefugnissen selbst vorbehalten, und von der Annahme dieser Bedingung seitens der Volksvertretungen würde die Vereinbarung abhängen. Eine konstitutionelle Form wäre damit durchaus nicht im Widerspruch, nur würde unter allen Umständen der Eifer der Fürsten und ihres Anhanges, und damit die Concentrirung des politischen Lebens auf die neue Schöpfung, von dem Gewinn an persönlicher Bedeutung abhängen, der den daheim fast entthronten Fürsten im neuen Mittelpunkt eingeräumt würde. Die demokratische Richtung müßte sich dagegen in der Sucht nach Erweiterung der Befugnisse der ihrem Einfluß immer mehr anheimfallenden Einzelregierungen geltend machen. Wenn nicht lang dauernde Kriege das militärische Element in den Vordergrund drängten, so ist auch nicht abzusehen, weshalb eine solche erbliche Fürstenkammer, die in Friedenszeiten immer im Repräsentiren ihre Hauptaufaufgabe finden würde, für die Freiheit des Volkes, das die lokalen Behörden kontrollirt, sonderlich gefahrbringend werden könnte, — bei langdauernden Kriegen aber werden alle politischen Schutzmittel illusorisch.

Es kann wohl nicht sein, daß diese soeben aufgestellten vier Sätze richtig sind, denn in diesem Fall würden sie über alle bestehenden politischen Parteien in Deutschland das Urtheil sprechen; nicht einer einzigen wäre es vorbehalten, das Räthsel der Sphinx zu lösen. Und doch will uns bedünken, daß die Entwickelung der politischen Gedanken, vom Wiener Congreß bis auf den Gasteiner Vertrag, von Metternich bis auf Bismarck, von den Burschenschaften bis auf den Nationalverein, ein Gesetz befolgen, daß nur auf solche Resultate führen kann. Es ist die Berufung von dem phantasiereichen Gemüth an den kalten, unerbittlichen Verstand, eine Bewegung, die dem deutschen Geist ebenso schwer wird, als einem phantasielosen Wesen der höhere Schwung der Gedanken, der das Parteileben des Tages an Ort und Stelle täglich in den Weg treten läßt; — und doch die unerläßliche Vorbedingung des Gelingens.






Der Untergang.

Bruchstück aus einer Elegie

von Reinhold Solger.

Wo ist das Haus mit seinen Lindenbäumen,
Mit jenem dunkeln, traulichen Gemach,
Wo in die Dämmerung von Kinderträumen
Ein liebeglänzend Mutterauge brach?
Wer sorgt? wer lacht? wer weint in jenen Räumen,
Wo er geweint, in dessen Augen, ach!
Wenn Freud' am Knaben feuchtend sie durchdrang,
Des Lebens vollste Last nicht eine Thräne zwang?

Wo ist der Herd, an dem in Abendstunden
Ein heimisch Feuer die Geschwister fand,
Wenn oft das Leiden früher Lebenswunden
Sich thränenvoll aus ihrem Busen wand,
Und doch, wo Gram und Sorg' und Noth verbunden,
Verlassenheit, der Armuth Drückerhand,
Am warmen Thau'n aus eines Bruders Blicken
Zusammenschmolz in inniges Entzücken?

Wo bist du, Jüngling mit den Purpurwangen,
Aus dessen Auge brennend Leben fuhr,
Wenn wir uns ernst und fest und wild umschlangen,
Und Tag und Nacht, und Gott und die Natur,
In unsern Bund ihr himmlich Zeugniß klangen,
Wenn du mir, ich dir ew'ge Freundschaft schwur?
Freundschaft, — o heil'ger Wahnsinn! — über'm Grabe!
Weiß noch der Mann, was er gelobt als Knabe?

Irr' um, o Wehmuth, um nach allen Winden!
Dein trostlos Auge mag im Abendlicht
Den Wiederglanz von tausend Dächern finden,
Doch jenes Hauses Dach, das Dach, das nicht. —
Und bis wo Land und Himmel sich verbinden,
So weit der Zirkel reicht und mein Gesicht —
Da ist kein Haus — und fort durch alle Zonen —
Mir schlägt kein Herz von allen, die drin wohnen.

Ob Glückes Kargheit oder seine Gaben,
Ob Weltgewühl, ob Gott, ob Habgier kalt,
Ob Liebe warm euch mir entfremdet haben,
Ob euch der Zeit versteinernde Gewalt,







Das Grab euch selbst das Jugendherz begraben,
  Was gilt das mir? Entfernt, verwittert, alt,
Verweltlicht und verhimmelt, arm und reich,
Mir seid ihr todt — und ich? was bin ich euch?

Tod ist die Losung! Keine Maske läßt
  Er steh'n, nimmt Kindheit, Jugend, Manneskraft,
Nimmt Alles und dich selber in den Rest.
  Halt' fest an Liebe, Glaube, Wissenschaft,
Halt's wo du kannst, — doch wo sich's halten läßt,
  Da ist es endlich, ist es wandelhaft! -
Mit Lächeln oder Angst, Lust oder Grämen,
So ist's — und so wie's ist, so mußt du's nehmen.

Nimm's, nimm es denn — auch du, mein Vaterland!
  Auch du wirst geh'n, wohin sie alle gingen.
In deiner Kirchen aufgeriss'ne Wand
  Wird Nachtwind schaurige Choräle singen.
Der müß'ge Wandrer wird vom fernen Strand
  Sein durstig Roß durch deine Wüsten zwingen,
Um auf dem Platz, wo einst Paris gewesen,
Des Korsen Ruhm und Englands Schmach zu lesen.

Berg über Berg, du gold'ne Purpurpracht,
Und tief im Strom, in immer breitern Fluthen,
Zum Meeresbrand dort hinten angefacht; —
  Was spielt ihr Leben, schöne Flammengluthen?
Wir kennen euch, ihr Boten naher Nacht;
  Wir sollen ruh'n, wo and're Welten ruhten,
Seit Aeren — über unsern Leichensteinen
Soll nur vom Mond die Sonne wiederscheinen. — — —

Seht, wie sie sinkt! und diese Welt wird Nacht,
  Dort über'm Meer beginnt der Tag zu scheinen,
Und was ich einst geträumt, gehofft, gedacht, —
  Sei's d'rum — auf immer sei's! und ohne Weinen. —
Wer weint, wenn eine Welt in Trümmer kracht,
  Vor seines Glücks geborst'nem Haus, dem kleinen?
Hier geh'st du unter, Licht, auf steigst du da:
Europa stirbt — Heil dir, Amerika!








Ist das „Drummen" eine Licht- oder Schattenseite des amerikanischen Großhandels?

Von C. L. Bernays.

Wenn man sich über einen Zustand unterrichten will, von welchem stets nur im Bösem gesprochen wird, so muß man sich niemals mit direkten Fragen an Diejenigen wenden, die dabei eine vernehmliche Rolle spielen. Denn der Gefragte fühlt, daß er sich gegen den bösen Anschein zu vertheidigen habe; so werden seine Aeußerungen viel wahrscheinlicher zum gewandten Plaidoyer einer bösen Sache als zur klaren Auseinandersetzung eines durch sehr erklärliche Motive bedingten Verhältnisses. Was ich daher auch über das „Drummen" zufällig und gelegentlich erfuhr, hat einstimmig einen viel entscheidenderen Werth als alle Auseinandersetzungen, die mir auf direkte Anfragen geworden wären. Und wie denn in allen Dingen der Zufall dem Wißbegierigen günstig ist — weil er eben das ihm Dienliche nicht leicht überhört — so verdanke ich auch ganz unvorhergesehenem Begegnen die reichsten und unmittelbarsten Aufschlüsse über diesen Gegenstand. Läßt man sich außerdem die gehörige Zeit, und erhascht man selbst in weiteren Zwischenräumen gelegentliche, oder doch nur indirekt veranlaßte Aeußerungen, und hat man selber keine vorgefaßte Ansicht, sondern den wahrhaftigen Willen, sich redlich zu unterrichten, so kann man darauf zählen, das man das richtige, unverfälschte Material zur Bildung einer wohlbegründeten Ueberzeugung auf diese Weise ohne besonders große Mühe findet.

Nach dieser Maxime verfuhr ich, als ich vor etwa sechs Monaten den Süden durchreis'te.

Aus Tausend und aber Tausend spontanen Aeußerungen der nach Alabama, Louisiana, Mississippi und Arkansas heimkehrenden Rebellensoldaten von Dick Taylor's Corps, aus zahllosen an mich gerichteten Fragen von Pflanzern, Negern, und unstät herum irrenden verarmten Weißen, aus den Mienen und nur selten und äußerst diplomatisch gedrechselten Phrasen der südlichen Frauenwelt erwuchs mir ein Bild des Untergangs einer gesellschaftlichen Ordnung, das zu den mächtigsten und wahrhaftesten Eindrücken gehörte, die mein an Beobachten so vieler großartigen Ereignisse gewöhntes Leben erfüllte. Hätt' ich gefragt und gezeigt was ich wissen wollte — ich würde ein Zerrbild mit nach Hause gebracht haben, so unwahr und carrikirt als die meisten Berichte der auf direkte Spähe ausgegangenen Reconstructionsgehülfen.

Der Gegenstand, mit dem ich es hier zu thun habe, erheischt eine ähnliche Behandlung.

Ich hatte seit vielen Jahren schon die Beobachtung gemacht, daß nur das corporirte Kapital, und nur die allergewaltigsten in einer einzigen Hand aufgestauten Reichthümer direkt ihre Macht in dem Geschäftsleben der Ver. Staaten ausüben. Die kleinen und mittelgroßen Kapitalien gewinnen nur durch







rastlose Thätigkeit und die Eigenthümlichkeit der sie hanthierenden Individuen ihre Bedeutung. Ich bemerke dabei nur beiläufig, daß das, was man im Binnenland Großhandel nennt, weiter nichts ist als Verschleiß oder Detailhandel beim Dutzend, oder in gewissen runden Quantitäten. Gerade dieser s. g. Großhandel beruht viel weniger als das allerkleinste Detailgeschäft auf der Höhe des angelegten Kapitals, sondern ganz wesentlich auf der individuellen Stellung der Verkäufer zu ihren Abnehmern. Der Kleinverkäufer ist auf eine fast zahllose Menge kleiner Börsen angewiesen. Er mag sie sehr wohl durch reichere Auswahl, durch Credit im Nothfalle, durch billigere Preise anziehen; der s. g. Großhändler hat es mit einer limitirten Menge von Käufern und mit größeren Börsen oder Creditbedürfnissen zu thun, — und auffallender Weise — auffallend wenigstens, so lange man diese Zustände nicht ergründet, — verhelfen ihm nicht einmal unter Zehn seine größere Auswahl, sein Angebot von längerem Credit, seine bekannte Rechtlichkeit, ja selbst seine niedrigeren Preise zur Erweiterung seiner Kundschaft.

Woher kommt dies, und was bedeutet es? Ich lasse meine Erfahrungen selber sprechen, und diese sollen vorerst ein volles Licht auf den Gegenstand werfen.

Als ich vor ungefähr einem Jahre von Baltimore nach Cincinnati reis'te, machte ich die Bekanntschaft eines Taback-Reisenden für ein Baltimorer Haus. Obgleich in der Blüthe des Mannesalters, denn der junge Mann zählte etwa 26 bis 28 Jahre, und von einem ursprünglich robusten Körperbau, bekundete doch die ganze Erscheinung meines neuen Bekannten eine auffällige Mattigkeit und Erschöpfung, die mich wegen des Contrastes mit dem mächtigen Gerüste um ihre Ursache neugierig machte. Ueber den massiven Knochen lag eine schlaffe, dünne Muskulatur, und diese bedeckte eine fast leblose, gelblichweiße Haut. Buschige, schwarze Haare auf dem Hinterkopfe ließen ahnen, daß das fast bis zur Hälfte kahle Haupt vor noch nicht langer Zeit mit dem reichsten Haarwuchs bedeckt gewesen war, und das dunkle, lebhafte Auge war noch weit mehr, als es bei den Amerikanern angelsächsischen Ursprungs überhaupt der Fall ist, vogelartig aus dem Kopfe getrieben. Und doch konnte man nicht sagen, daß der junge Mann krank sei, denn seine Bewegungen waren rasch, wenn auch etwas unsicher, seine Stimme klangvoll, wenn auch weicher als man sie bei seiner konischen Brust und seinem muskulösen Halse hätte vermuthen sollen, sein Appetit normal, wobei es mir jedoch auffiel, daß mein Gefährte trotz eines Zwischenraumes von vierzehn Stunden seit unserer letzten Mahlzeit viel wählerischer war, als ich, der fast doppelt so alte, in nicht minder wohlhäbigen Verhältnissen erzogene Mann.

Gegen das Ende unserer Reise wurden wir sehr vertraut miteinander, und nachdem ich den Anfang mit der Erzählung meiner eigenen Laufbahn gemacht, erschloß sich mir auch mein jüngerer Freund, aus dessen Schicksalen ich ihn mit eigenen Worten dasjenige hier will erzählen lassen, was auf den Gegenstand und Zweck meiner Aufgabe Bezug hat.







„Am Ende der großen Krise vom Jahre 1857 war ich noch ein sehr junger Mann. Die Geschäfte gingen damals im ganzen Lande so schlecht, daß ich froh war, in dem Tabackshause, für das ich heute reise, um ein Gehalt arbeiten zu dürfen, dessen ich mich jetzt fast schäme. Ich war damals ein athletischer Junge, wie man sie in Familien nicht selten antrifft, in denen der Vater ein Amerikaner und die Mutter eine Pennsylvanisch-Deutsche ist. Es gab keine Arbeit, die ich scheute, aber auch keine Ausschweifung, von der ich glaubte, sie könne mich ermatten. Und Ausschweifung aller Art gehörte geradezu zu den Bedingungen meines Fortkommens. Die Kundschaft meines Hauses war durch zahllose Bankerotte und dadurch entstandene Aengstlichkeit im Creditiren auf's Aeußerste reduzirt, und wir vier Verkäufer (salesmen) thaten daher das Unglaubliche, um unserem Hause neue, und ganz besonders Baargeldkunden zuzuführen. Von allen jungen Leuten war ich der Stärkste und der am schlechtesten Bezahlte — ich hatte daher das allermächtigste Interesse, die besten und meisten Verkäufer hereinzubringen, da ich mich hierdurch für die Zukunft nicht nur meinem Hause unentbehrlich machte, sondern auch ganz direkt durch einen kleinen Prozentsatz vom Betrag meiner Verkäufe das Interesse meines eigenen Geldbeutels wahrte. Man konnte mich damals in allen Straßen, in allen Gasthöfen, zu allen Stunden des Tages und der Nacht die Fährte von neuen Kunden erspähen sehen. Als wär' ich allgegenwärtig, fand ich mich bei der Ankunft aller Bahnzüge und aller Dampfboote an den entferntesten Landungsplätzen ein. Ich frühstückte in drei verschiedenen Lokalen, um gewisse als A number 1 bekannte Kunden nicht zu verfehlen; ich aß oft dreimal zu Mittag, um einen baarzahlenden „Westerner" zu sprechen, zu traktiren und durch meine Verführungskünste an mich zu fesseln. Hatte ich ihn erspäht, dann hielt ich mich an seine Person, spürte instinktmäßig seine Schwächen aus, und welche immer sie waren, ich machte sie zu den meinigen. Mit einem Methodisten ging ich sogar einmal in das Meetinghaus seiner Secte, und ahmte ihm zu Gefallen die Mienen und Gestikulationen der Frömmsten unter den Frommen nach. Mit dem Trinker ging ich von Wirthshaus zu Wirthshaus, dem Spieler zeigte ich die Spielhöllen, und es dauerte nicht lange, so war ich für die allerliederlichsten unserer Kunden selbst ein Wegweiser in die verworfensten Höhlen des Lasters. Ich konnte damals Quantitäten der allerstärksten Getränke vertragen, von denen ein wahres Minimum mir heute Nervenzuckungen verursachen würde. Ich wußte weder was Ermüdung noch was Abscheu vor den rohesten Genüssen sei — und eine solche Regung, hätte ich sie auch empfunden, würde durch den bis zur höchsten Leidenschaft gesteigerten Stolz, die meisten Kunden eingebracht zu haben, erstickt worden sein.

Nach Verlauf von sechs bis sieben Jahren eines Lebens, wie es meiner Erfahrung nach drei andere zusammen mit ununterbrochenen Ausschweifungen nicht ausfüllen konnten, war ich als der beste Verkäufer im Baltimorer Tabacksgeschäft renommirt, und war mein Haus das erste in seiner Branche geworden. Mein Gehalt war bis auf $4000 per Jahr gestiegen, und wäre nicht gerade







zur Unzeit eingetreten, wovon ich heute sehr gut weiß, daß überhaupt meine Riesennatur es nur verspätet hatte, ich würde jetzt einer der höchsten Theilhaber meiner Firma sein.

Allein selbst meine Felsennatur erlag, und ich habe seitdem erfahren, daß die Nervenzufälle, die mich fast plötzlich für meine bisherige Beschäftigung unfähig machten, nichts Anderes als das Delirium tremens waren. Zwei volle Jahre mußte ich fern von aller gewohnten Beschäftigung auf dem Lande zubringen, und als ich zurückkam, wollte ich den alten Lebenswandel nicht mehr erneuern, hätte es auch meine theilweise wieder hergestellte Gesundheit möglich gemacht. Seitdem hatten mich Andere in meinen Künsten weit überholt, so daß ich nicht nur jeden Gedanken an die Theilhaberschaft der Firma, der ich (für sie wenigstens) so erfolgreich gedient hatte, aufgab, sondern daß ich mich glücklich schätzte, in die bei weitem weniger extravagante Mittel beanspruchende Stelle eines Reisenden für mein altes Haus eintreten zu können. So ist meine Carriere gebrochen, meine Riesennatur zerstört — und dies Alles einem Gebrauche zu Liebe, der Tausende von jungen Leuten ruinirt, und der unberechenbare Störungen in unserm Handel erzeugt, während er ganz unverdienter Weise das eine oder das andere Geschäft in oft fabelhaft kurzer Zeit bis zur höchsten Blüthe empor hebt."

Ich breche hier die Erzählung meines Reisegefährten ab, da ich, was er mir weiter mittheilte, aus dem Munde eines Landkrämers (Country Merchant) aus Illinois, in mancher Hinsicht noch bezeichnender, beurtheilen hörte.

Es war mir nämlich auffallend, daß einer meiner Freunde, der seit vielen Jahren in einem blühenden Landstädtchen in Illinois ein s. g. Variety-Geschäft betrieben, es plötzlich aufgegeben, um sich in den Petroleum-Schwindel zu stürzen.

„Ich bin eben ruinirt, antwortete er mir, seiner selber spottend, auf meine desfallsige leicht hingeworfene Frage. Und jetzt, da ich nichts mehr verlieren kann, versuche ich das Lotteriespiel in Petroleum."

Meine Wißbegierde lehrte mich meinen Unmuth überwinden, und ich vermochte meinem alten Bekannten bei einem Glase Wein seine mir nicht wenig interessante Beichte abzulocken.

„So lang ich mein Geschäft nicht allzu sehr ausdehnte, sagte er, und ich mit mäßigem Gewinn bei mäßigen Verkäufen zufrieden war, ging Alles gut. Ich kaufte den geringen Stock von Waaren, dessen ich bedurfte, im Frühling und Herbst stets bei denselben Häusern ein, und was mir in der Zwischenzeit ausging, das bestellte ich brieflich und hatte mich niemals über die Ausführung meiner Aufträge zu beklagen. Da will es der Zufall, daß ich auf der Ohio-Mississippi-Bahn mit einem jungen Drygoods-Reisenden bekannt werde. Der junge Mann zeigte sich gegen mich äußerst zuvorkommend. In St. Louis angekommen, lud er mich ein, mit ihm in's deutsche Theater zu gehen, und nach dem Theater tranken wir einige Flaschen vortrefflichen Rheinweins. Wir sprachen mancherlei über das Geschäft, und der junge Mann versicherte mir, daß







ich, wenn ich in seinem Hause meine Einkäufe machen wollte, um mindestens 20 Prozent billiger als irgendwo sonst einkaufen könnte. Auch dürfte ich wegen des Credits, dessen ich etwa bedürfe, nicht besorgt sein. Ich solle baar bezahlen so viel ich könne; für den Rest hätte ein solider Mann, wie ich, einen Credit, den er absolut nach Bequemlichkeit einrichten könne.

Merkwürdiger Weise wohnte der junge Mann in demselben Gasthause wie ich, und kaum saß ich beim Frühstück, als er auch schon mit der größten Freundlichkeit neben mir Platz nahm.

Zwar begrüßte mich an demselben Morgen in aller Frühe auch einer der Clerks des Geschäftes, bei dem ich bisher meine Drygoods eingekauft hatte, und ich sagte ihm zu, das ich unfehlbar bei ihm vorsprechen würde; allein es war mir vollständig unmöglich, nach so großer mir erwiesener Aufmerksamkeit von Seiten meines Reisegefährten die Einladung, zuerst seinen Waarenvorrath einzusehen ehe ich irgendwo anders einkaufen würde, abzulehnen.

Von da an datirte mein Ruin. Der junge Mann bewies mir durch eine unwiderlegliche Logik, wie es nur dann möglich sei, viel zu verkaufen, wenn man großen Vorrath habe, wie viel billiger man bei großen Einkäufen behandelt werde, und seine unerschöpfliche Liebenswürdigkeit ließ mich nahezu das Dreifache von dem an Winterwaaren einkaufen, was ich jemals zuvor eingelegt hatte. Um zehn Uhr gingen wir zum Lunch, und schon spürte ich die Folgen meiner ungewohnten Lebensart. Zu Mittag begleitete mich mein unerschütterlicher Gefährte zu Tisch, und ein paar Flaschen Catawba ertödteten vollends den letzten Rest von Widerstandsfähigkeit in mir. Der junge Mann verkaufte mir am Nachmittag so viel er wollte, und während es in der Frühe noch mancher rednerischen Floskeln bedurft hatte, um mir ein Dutzend Stück Callico mehr aufzuschwatzen, brauchte er am Abend von einem Stück Merino oder einer Schachtel voll Bändern, Litzen, Knöpfen oder Kämmen, Waaren, die er los sein wollte und die ich kaum brauchen konnte, nur noch zu sagen: „Ich lege es zu Ihren andern Gütern", und ich ließ ihn völlig widerstandsunfähig gewähren.

Am Abend machte mich mein neuer Freund mit dem Sohn eines Großhändlers in Eisenwaaren bekannt. Wir gingen zum Bier, später zum Wein; der junge Eisenhändler bezahlte überall die Zeche, und da er mir versprach, mich morgen in aller Frühe abzuholen, um mir sein Geschäft zu zeigen, so war nichts natürlicher, als daß ich zusagte, ihn erwarten zu wollen.

Ja, erwarten! Er war lange vor mir in der Halle, frühstückte mit mir, kaufte mir am Schenktisch die besten Cigarren, und dann ging's nach seinem Geschäftshause, wo mir abermals für volle 2000 Dollars mehr Waaren auf's allerliebenswürdigste aufgeschwatzt wurden, als ich jemals vorher in einer Saison gekauft hatte.

Schande halber besuchte ich nun auch noch meine alten Häuser, kaufte auch dort noch einmal mehr als ich wollte, um dadurch den Umstand zu bemänteln, daß ich mein baares Geld anderswo angebracht, und kam endlich mit







einem so großen Vorrath von Waaren in meinem kleinen Landstädtchen an, daß ich ihn aus Mangel an Raum nicht einmal zur Hälfte auspacken, geschweige denn vortheilhaft dem Publikum zeigen konnte.

Natürlich suchte kein Mensch eine so große Auswahl bei mir, und da ich so plötzlich mein Verkaufslokal nicht vergrößern konnte, so blieb mir der größte Theil meiner Vorräthe bis lange nach der Zeit, als die dafür ausgestellten Noten schon fällig waren.

Das Frühjahr kam, und ich sollte wenigstens 10,000 Dollars mit nach St. Louis nehmen, theils um längst fällige Noten zu zahlen, theils um neue Sommerwaaren einzukaufen. Nun belief sich alles Geld, das ich flüssig machen konnte, nicht völlig auf 5000 Dollars. In meiner Noth entschloß ich mich, dieses einzige Mal meine Einkäufe nicht in St. Louis, sondern in Chicago zu machen, und dort nur gegen baar einzukaufen. Ich hoffte am Ende des Sommers die St. Louiser befriedigen und sie bis dorthin hinhalten zu können.

Allein in Chicago ging es nahezu wie in St. Louis. Auch dort fiel ich — vollkommen fremd und unbekannt — einem „Drummer" in die Hände, und unversehens hatte ich nicht nur Waaren für meine 5000 Dollars baar, sondern nahezu ebenso viel auf kurzen Credit gekauft.

Von da an verfiel ich von einem Irrthum in den andern. Ich hatte bald einen nahezu unverkäuflichen Stock von etwa 7000 bis 8000 Dollars im Ankaufspreise an Hand. Ich begann ihn zu verschleudern. Meine Gläubiger erfuhren es, und klagten, um sich zu decken, ihre Noten gegen mich ein. Und so sehen Sie mich heute vollkommen ruinirt, als einzige Ressource angewiesen auf das große Loos in der Petroleum-Lotterie.

Ich überlasse meinen schwachen Landkrämer seiner Reue und seinen Hoffnungen und berichte, ehe ich auf die tieferen Ursachen dieser Zustände eingehe, über meine Begegnung mit einem der würdigsten Männer aus dem amerikanischen Handelsstande. Der Kaufherr, dessen Erfahrungen ich hier mittheile, ist einer der reichsten Großhändler in Hüten und Mützen in Cincinnati. Sein Geschäft besteht seit vielen Jahren und genießt den Ruf unzweifelhafter Solidität.

Aus einem langen Gespräche über die mächtigen Veränderungen, die seit den letzten zwanzig Jahren im Charakter des amerikanischen Geschäftes eingetreten, schrieb ich zu später Abendstunde alles Wesentliche nieder, um sowohl der Sache als der Form nach den ersten Eindruck festzustellen. Der forcirte Handel, sagte der würdige Kaufherr, sei nahezu zur Regel überall in Amerika geworden. In den letzten fünfzehn Jahren habe eine ans Sinnlose grenzende Concurrenz Zustände hervorgebracht, die einem Geschäftsmann aus der alten Schule das Blut in die Wangen trieben. So sei er selbst z. B. als ein durchaus rechtschaffener Handelsmann bekannt. Er halte mäßige Preise, befleißige sich stets, die neuesten Muster und die besten Quantitäten zu beschaffen, und geringere Sorten niemals für bessere einzukaufen noch seine Leute verkaufen zu lassen. Aber das Alles helfe ihm nichts; ja die Vortheile an Güte und Wohl-




feilheit der Waaren oder längere Credite, die er seines großen Capitals wegen leichter als seine Concurrenten geben könnte, würden ihm keine Kundschaft mehr bringen, wenn sie ihm nicht durch die mehr oder weniger mit mancherlei Ausschweifungen in Verbindung stehenden Praktiken seiner "salesmen" zugeführt würden. Sein Geschäft prosperire, und jedes Jahr mehre sich sein Reichthum. Von dem Stolze, der ihn aber einst über die Blüthe seines Handels erfüllt, und von dem Gefühl der Befriedigung und Würde eines tüchtigen Geschäftsmannes, das durch auf Geschicklichkeit, glänzende Combinationen, Ausdauer und Rechtschaffenheit begründetes Gedeihen erzeugt werde, von der Freude am Ruhm, der erfolgreiche Chef eines großen Etablissements zu sein, sei in ihm Alles schon seit vielen Jahren fast Alles bis auf die Erinnerung geschwunden. Er fühle sich nahezu als eine Null in seinem Geschäfte; eine ausgestopfte Puppe, irgend ein beliebiger Geschäftsführer, der die Firma repräsentire, ja ein Geldsack, der auf das einfache Auszahlen und Einnehmen abgerichtet sei, könne als Chef seines Hauses figuriren, so lange ihm seine salesmen getreu blieben. Verlöre er diese dagegen plötzlich durch irgend einen beliebigen Umstand, oder verschmähe er es einmal, ihre ans Erstaunliche reichenden Ansprüche zu befriedigen, so möge er ein Heiland an Unbescholtenheit sein und seine Waaren gegen die längsten Credite und die denkbar niedrigsten Preise verkaufen wollen — seine b e st e n Kunden selbst liefen seinen "salesmen" nach, während sich die minder guten von dem ersten besten Drummer ködern ließen, der sie durch ein halb Dutzend Kneipen schleife, bis sie dergestalt gemästet und umnebelt seien, daß sie die Kosten seines Tractements im ersten Dutzend Hüte mit Zinsen zurückbezahlten, die sie von ihrem generösen Führer zu kaufen „a n st ä n d i g e r W e i s e" sich für verpflichtet hielten. Dies sei nicht nur von seinem eigenen, sondern von sehr vielen andern Geschäften, namentlich von solchen, die vergleichsweise mit kleinem Kapital eröffnet werden könnten, eine unleugbare Wahrheit, und es sei diese Art des Beitreibens der Kunden geradezu über alle Städte in der ganzen Union ausgedehnt. Hin und wieder werde das „Drummen" mit mehr Anstand getrieben; ja es gebe sogar viele Etablissements, bei denen die Prinzipale das Ausarten dieser Gebräuche zur Trunksucht mit größter Strenge und unnachsichtlich unterdrückten. Es seien ihm jedoch Fälle bekannt, die an Schamlosigkeit und Verworfenheit dergestalt alles Maß von Unsittlichkeit überschritten, daß er zur Ehre des amerikanischen Handelsstandes annehme, daß sie zu den allerseltensten Ausnahmen gehörten, und daß sie nicht nur ohne Wissen der Prinzipale vorkämen, sondern sogar von ihnen mit einem Abscheu betrachtet würden, gegen den die höchsten Handelsvortheile selbst nur als ein erbärmliches Aequivalent anzusehen seien.

Unter diesem „Unfug" litten sehr häufig selbst rechtschaffene und solide Käufer, während auf der anderen Seite auch die Großhändler nicht weniger häufig ihre Waaren von ihren Clerks an Leute wegwerfen sähen, von denen sie niemals oder doch nur nach den widerwärtigsten Kämpfen ihr Geld hereinbekämen. Große Handelskrisen reinigten zwar von Zeit zu








Zeit die Handelsatmosphäre von dieser Pest, — allein kaum sei die Panic vorüber, so werde wieder frisch darauf los gedrummt, gerade als habe unser ganzer Handel kein anderes Fundament als — diesen schändlichen Humbug

Ich komme nun zu der letzten Auffassung, die ich einem Zwiegespräch entnehme, dessen zufälliger Ohrenzeuge ich war. Ein Bremer Kaufmannssohn, der sich erst seit wenigen Wochen in den Ver. Staaten aufhielt, sprach sich bei einem vertraulichen Abendessen, bei dem ich mich einfand, auf's Bitterste über die amerikanischen Handelsgebräuche aus. Man ließ dem Fremden ungestört das Wort, und erst nach einem längeren Zwischenraume ergab sich im Laufe des Gespräches ganz natürlich, daß ein erst vor wenigen Wochen etablirter junger Großhändler die Frage an den Bremer Herrn richtete, ob es in Deutschland den jungen unbemittelten Leuten immer noch so schwer wie früher falle, sich zu etabliren.

Den Jungen und den Alten, war die Antwort.

Das ist hier anders, bemerkte der Amerikaner. In mir sehen Sie den Repräsentanten von vielen Tausend armen Clerks, die als sie ins Geschäft kamen, nicht über fünfzig Dollars commandiren konnten, und die heute als Prinzipale Geschäften vorstehen, in welchen Hunderttausende per Jahr umgesetzt werden. Als abhängige Clerks wären wir grau geworden, und unsere Frauen und Kinder hätten wir als Bettler in der Welt zurücklassen müssen, wenn wir die von Ihnen so hart kritisirte amerikanische Praxis mit Ihren europäischen Maximen hätten vertauschen müssen. Keiner von uns, oder doch nur so äußerst selten Einer, als es in Europa geschieht, hätte in seiner Branche eine Selbstständigkeit erringen können, wie sie jeder Farmer und jeder Handwerker hier erringt, oder im allerhöchsten Fall hätten wir durch Darben und Entbehren alles dessen, was die Jugend erfreut, am Ende ein kleines Kapitälchen erschwingen können, um in irgend einem elenden Dorf oder in einer abgelegenen Vorstadt ein einziges, erbärmliches Detailkrämchen anzufangen. Der Großhandel war uns für immer verschlossen. Das Capital allein, das talentloseste sogar, war dazu ausschließlich berechtigt; der energische, sachverständige, rechtschaffene und gebildete, aber unbemittelte junge Geschäftsmann durfte daran nicht denken. Das persönliche Verdienst, das hier zu Lande Jedermann voranbringt, war ganz allein für den jungen Kaufmannsclerk werthlos, und während er es immerhin zu einem großen Theil gewesen, der den Reichthum seines Hauses vermehrt, hätte er bis an seiner Tage Ende sich mit einem sehr häufig nicht einmal anständigen Gehalte begnügen müssen. Was aus unserm gesammten amerikanischen Handel überhaupt geworden wäre, wenn ihm der Sporn des persönlichen Vorankommens unserer Jugend fehlte, das begreift hier zu Lande Jedermann. Und wir, die dabei zu allernächst Interessirten, hätten aus diesen Umständen nicht Nutzen ziehen sollen? Ja, es ist wahr, daß das Capital in unsern Großhandlungen von der Thätigkeit, von der Geschicklichkeit, von der Unermüdlichkeit der jungen Leute seine größten Interessen






bezieht; aber dies **wissen** wir auch und benutzen es zu unserem **eigenen** Fortkommen. **Wir** sind es, deren Jovialität und Leutseligkeit, deren jugendliche Energie und rastlose Arbeit die Kunden herbeizieht. Wir kennen den Eindruck, den die herrlichen Eigenschaften der Jugend auf **jeden** Menschen, also auch auf den um Waaren Nachfragenden, üben. Wir kennen die klägliche Stimmung, welche die meisten Landkrämer beschleicht wenn sie in die Stadt kommen, und indem wir sie verscheuchen, machen wir die Beruhigten und Erheiterten zu Freunden, und die Freunde zu Kunden. Sie sind in der That **unsre** Kunden. Auf uns haben sie Vertrauen, denn **uns** haben sie im vertraulichen Umgang kennen gelernt. Für alle **diese** Dienste **kann** uns kein Prinzipal bezahlen. Sie kosten uns an Witz und sehr häufig an forcirter guter Laune, an Zeit und Gesundheit ein in Geld absolut unschätzbares Aequivalent. Unsere dafür in Aussicht stehende Selbstständigkeit ist es ganz allein, die den Jüngling dafür entschädigt, daß er das Beste, was er hat, für jeden beliebigen Kunden als Köder für die Waaren seines Prinzipals wegwirft. Und das ist kein geheimes Spiel, das wir mit den Kunden oder mit unseren Prinzipalen treiben. Alle kennen unser Verfahren. Alle ziehen daraus in der Regel ihren Nutzen. Nur sind wir selbst, wie dies in Europa **nicht** der Fall ist, von diesem Vortheile nicht ausgeschlossen, und dies ist unser Triumph, nicht aber ein Vorwurf. Zugegeben, daß dabei mancher Unfug mit unterläuft, daß hin und wieder ein junger Mann zu unwürdigen Verlockungsmitteln greift, daß sich da und dort ein böser Bube oder ein schwacher Charakter durch Ausschweifungen ruinirt, daß ein gewissenloser Clerk einen schlechten Kunden in das Geschäftshaus des Prinzipals einführt — aber was will das Alles bedeuten gegen die unermeßlichen Vortheile, die dem Handel durch die Anwendung aller Motive der Jugend erwachsen, wenn sie durch den Hebel lohnender, sicherer Selbstständigkeit in Bewegung gesetzt werden? Neun Zehntheile alles Capitals, dessen wir zum Betriebe unseres colossalen Handels bedürfen, ersetzt die Energie der amerikanischen Jugend, und für jedes Opfer, das dieses System bisher gefordert, hat es dem Lande Hunderte der respectabelsten Firmen gegeben.

Und damit seien die Mittheilungen aus fremdem Munde geschlossen. Aus ihnen stellt sich vor allen Dingen die Ueberzeugung heraus, daß bei einem so allgemeinen und so verschiedenartig beurtheilten Verhältniß die Kategorieen von Gut und Böse, von Licht und Schatten wegfallen, und das Wesentliche, worauf es ankommt, die Antwort auf die Frage ist, ob auch hier den so mannigfach gefärbten und verstandenen Erscheinungen ein dem amerikanischen Wesen entspringendes demokratisches Gesetz zu Grunde liegt.

Und dies behaupte ich. In allen Dingen in unserer demokratischen Gesellschaft überwiegt das Verhältniß des Menschen zum Menschen das Verhältniß der Menschen zu den Dingen. Der Grund und Boden ist mobilisirt, ist nicht mehr wie ein Feudalstaat das unbewegliche Fundament der Gesellschaft, sondern nur noch Material der Arbeit und Intelligenz wie alles Andere. Der Kredit beruht auf der Persönlichkeit des Schuldners weit mehr, als auf der







Sicherheit des Real-Pfandes, das er etwa geben könnte. In unendlich häufigeren Fällen als sonstwo auf der ganzen Erde, interessirt sich der Gläubiger nicht allein für die Höhe der ihm zu Gute kommenden Zinsen, sondern auch für den Zweck, zu welchem der Schuldner das geborgte Geld verwendet. Nur in den europäisirten Kreisen der amerikanischen Gesellschaft giebt es Geldheirathen, und die Nothwendigkeit einer Lebensgefährtin oder wahre Zuneigung sind bei weitem die häufigsten Gründe unserer Ehen. Nur in den seltensten Fällen findet das Hergebrachte, weil es traditionell geworden ist, Anerkennung, und nirgens bedarf das Neue geringeren Schutzes gegen das Alte als gerade hier. Weniger als hier ist nirgends eine Beschäftigung, oder eine Kunst, oder ein Stand mit einem mysteriösen Nymbus umgeben, und wo er in der Gestalt von Humbug auftritt, ist er so transparent, daß ihn Knaben wegblasen können, oder ist ein nur uneigentlich mit diesem Schimpfnamen belegtes nützliches Verbindungsmittel zwischen dem Angebot und dem Bedarf. Der Trieb, sein Leben mit möglichst vielen Freuden zu erfüllen, hat den Erwerb zur Freude und die Freigebigkeit zum Bedürfniß gemacht. Was immer den Reiz seiner Beschäftigung erhöhen kann, das ergreift der Amerikaner, sei es nun Gefahr oder direkt gebotene Lust. Beweglichkeit und die freieste, fast ins Unendliche combinirte Mannichfaltigkeit persönlicher Beziehungen sind seine Elemente, und bilden die Grundlagen seiner Unabhängigkeit.

Dies Alles auf unser Thema angewendet, erklärt es aufs Vollständigste. In der Demokratie gewinnt der Handel und der Verkehr den Charakter eines persönlichen Verhältnisses. Die Elemente, die ihn beleben, sind nicht mehr der Glaube an alte Firmen und nicht mehr der Kapitalwerth des Käufers. Die Thätigkeit und der Charakter von Beiden bringen sie in Berührung, und Thätigkeit nnd Charakter bestimmen das Maß des Vertriebs und des Credits. Seinen Charakter aufs Glänzendste zu entfalten, seiner Thätigkeit die ersprießlichste Richtung zu geben, und die wechselsweisen Beziehungen aufs Angenehmste zu gestalten, ist die sicherste Handelspolitik für Beide.

Die absolut freie Concurrenz öffnet dem Käufer zahllose Quellen — er schöpft fast gleich gut aus der einen wie aus der andern.

Das nahezu gleich hohe Niveau der Bildung und Erziehung, und die Aehnlichkeit aller Genüsse erleichtert jede neue Bekanntschaft.

Die Leichtigkeit des Verdienstes bindet weder den Consumenten an die besondere Gunst des Kleinverkäufers, noch diesen an die Gnade eines bestimmten Großhändlers.

Der Käufer geht deshalb dorthin, wohin er auf die angenehmste, einladendste Weise geführt wird, und die dies am besten verstehen, sind die jüngeren Leute in unseren Geschäften.

Das „Drummen" ist wie das amerikanische Anzeigensystem im Unabhängigkeitssinn der Amerikaner begründet. Keiner hat in irgend einer Beziehung ein Anrecht auf ihn. Gegenseitigkeit des Vortheils und des Vergnügens im Verkehr bestimmen allein seine Wege. Der Kleinhändler weiß es sehr







wohl, wie gewaltig die Prozente sind, die namentlich von Gegenständen, die zum Wohlleben und nicht zur ersten Nothwendigkeit gehören, der Großhändler von ihm nimmt. Damit er ihn besuche, und gerade ihm und und nicht einem Andern diese Vortheile zukommen lasse, verlangt er alle die Anpreisungen, die in der Regel ganz einseitig dem Verkäufer als Schwindel oder Humbug ausgelegt werden. Der Käufer legt auf sie einen wesentlichen Werth. Versteht es der Verkäufer, das Besondere seiner Waare, sei es auf die barockste, unverschämteste Weise, hervorzuheben, so erwächs't daraus dem Nachfragenden doch ein ebenso großer Vortheil wie dem Anbieter. Der schlechteste Artikel mag eine besondere Eigenschaft besitzen, die in dem millionenfach schattirten Bedürfniß ihn gerade deshalb für gewisse Zwecke leicht verkäuflich macht. Seine dürre, trockene, pedantisch einfache Erwähnung lenkt unter der Unzahl seiner Geschwister die Aufmerksamkeit nicht auf sich. Kommt nun aber gar der „Drummer" direkt zum Kunden als eine lebendige, jedes kleinste Detail erwähnende Anzeige, und verbindet er mit der geschäftlichen Praxis zu gleicher Zeit gesellige Talente, die in jedem Menschen, und selbst im vertrockendsten Ladenhüter, schlummernde Romantik und Lust und Freude zu wecken verstehen, so gestaltet sich dadurch ein humanes Wechselverhältniß, das viel natürlicher und ersprießlicher ist, als das steife, pedantische, auf dem blos sachlichen Begriff von Angebot und Nachfrage bestehende Verfahren des Capitalisten.

Daß im Gefolge dieser neuen Art von Verkehr mancher Unfug mit unterläuft, schändet sie ebenso wenig, wie die Falstaffs und Hasenfüße, die in den Krieg mitgezogen sind, den Soldatenstand geschändet, oder wie die Pfuscherei die Medizin und die Bestechlichkeit die Politik überhaupt verächtlich macht. Das Wesen des „Drummers" beruht auf dem Werthe der Persönlichkeit der den Handel vermittelnden Individuen; es liegt in der Umwandlung des sachlichen und feudalen Charakters des Handels zu rein persönlichen Beziehungen und Akten des gegenseitigen Vertrauens. Sollten persönliche Forderungen nicht mehr vor den Gerichten klagbar sein, so würde der größte Theil des Unfugs verschwinden, der die Uebergangsperiode aus dem bürgerlich feudalistischen Charakter des Handels in das rein persönliche Verhältniß begleitet, und das Capital würde zur gehorsamen Dienerin des Vertrauens, der Energie, des Talentes und der Jugend.







Die Deutschen in Amerika.

Von Friedrich Lexow.

Zweiter Artikel

Die Vollberechtigung der Deutschen in Amerika haben wir im ersten Artikel hervorgehoben und müssen auch jetzt wieder das Hauptgewicht darauf legen. Wir befinden uns hier nicht im fremden Lande und beanspruchen, indem wir uns allen Anderen, auch den Eingeborenen, gleichstellen, nur das, was uns von Rechts wegen zukommt. Da, wo alles Große und Gute unter kräftiger Mitwirkung der Deutschen entstand und erhalten wurde und wo ohne ihre fernere Hülfe kein dem Bedürfniß entsprechender Fortschritt gedacht werden kann, darf sich kein Deutscher fremd fühlen, und nur von uns selbst hängt die Stellung des Deutschthums in diesem Lande, nur von uns die Zukunft ab, welche ihm hier blühen soll. Es möchte nicht überflüssig sein, bei diesem Gedanken einen Augenblick zu verweilen. Es wird häufig über die Zurücksetzung der Deutschen in Amerika geklagt; wo aber eine solche stattfindet, ist es die eigene Schuld der dadurch Betroffenen. Warum lassen sie sich in den Hintergrund schieben, während sie doch kraft ihrer Anzahl, ihrer Leistungen und ihres Werthes Anspruch darauf haben, mit in erster Linie zu stehen? Jeder ist hier eben der Schöpfer seines eigenen Glückes und seiner eigenen Macht. Keinem wird näher getreten als er selbst es erlaubt. Der Kraftentwickelung stellen sich hier in der gesellschaftlichen Organisation keine Schranken entgegen, und wo die Kraft sich geltend macht, ist Niemand geneigt, mit ihr in Konflikt zu kommen. Die dem Einzelnen und den verschiedenen Elementen der Bevölkerung gezollte Rücksicht wird abgemessen nach dem Grade der von ihnen an den Tag gelegten Selbstachtung. Zeigen wir, daß wir uns in unserer Würde fühlen, und man wird ihr die schuldige Anerkennung nicht vorenthalten.

Hinter uns liegt eine Zeit, an die wir uns nicht gern erinnern lassen. Das deutsche Wort wurde nicht mit Liebe gehegt und gepflegt, das Banner der deutschen Sitte nicht siegesbewußt emporgehalten. Der Deutsche verleugnete in Amerika seine Abstammung wo er's konnte, bemühte sich, selbst zu vergessen, daß er ein Deutscher sei, und das Ziel seines Ehrgeizes war das vollständige, möglichst schnelle Aufgehen in das, was er unter Amerikanerthum verstand. So war es nicht bei Allen, aber bei Vielen, ja bei der Mehrzahl. Diese Zeit der Erniedrigung ist überstanden. Eine bessere Erkenntniß dessen, was uns in Amerika obliegt, hat sich Bahn gebrochen, und was damals Regel war, ist jetzt zur verächtlichen Ausnahme geworden. Aber die Nachwehen jener Uebergangsperiode haben sich noch nicht ganz verloren; von ihr rührt der größte Theil der Schwierigkeiten her, mit denen wir noch jetzt zu kämpfen haben; von ihr datirt sich die Geringschätzung, mit welcher ein Theil der Amerikaner noch heute auf die Deutschen herabblickt. Der







Angelsachse fragte sich, ob es ihm jemals möglich sein würde, seine Nationalität zu verleugnen, ohne Bedenken konnte er sich diese Frage mit Nein beantworten, und wohl durfte er sich berechtigt glauben, Die zu verachten, welche sich ihrer selbst schämten. Wer wird leugnen, daß es so gewesen ist? Wohl uns, daß es anders, daß es besser geworden, daß Deutschland nicht mehr mit Erröthen auf seine ausgewanderten Söhne zu blicken braucht! Was aber gewesen, lehrt uns, wie viel wir nachzuholen, wie viel wieder gut zu machen haben.

Es ist nicht unsere Absicht, einer Selbstüberschätzung auf Seiten der Deutsch-Amerikaner Vorschub zu leisten, und eine heilige Scheu haben wir davor, uns ins Gebiet der Phrase zu verlieren. Man braucht nur einen Blick auf die Zustände des alten Vaterlandes zu werfen, um von der Ueberzeugung durchdrungen zu sein, daß am deutschen Nationalcharakter viel auszusetzen ist; denn all das politische und sociale Elend, welches dort herrscht, läßt sich doch wohl nicht den Fürsten, dem Adel und den Pfaffen zur Last legen, sondern dem Volke, welches nicht nur die Unterdrücker duldet, sondern sich obendrein noch zu ihren Werkzeugen hergiebt. Eine Fremdherrschaft besteht in keinem Theile Deutschlands. Preußen, Oesterreicher, Baiern, Hessen, Mecklenburger, Alle werden mit der Geißel gezüchtigt, die sie sich selbst winden; das ist traurig genug, und es giebt außerordentlich viel, was geeignet ist, uns als Deutsche vor der Gefahr des Uebermuths zu bewahren. Aber die Asche, welche drüben der Deutsche sich aufs Haupt streut, wird bei der Auswanderung abgeschüttelt, das Büßerhemd, in das er sich hüllte, fortgeworfen, und ist der Unterthan mit allen seinen Schwächen beseitigt, so giebt es Nichts mehr, was wir am Deutschen vermissen möchten. Fort mit den Schlacken der Knechtschaft; hell und freudig aber lodere die Flamme der deutschen Liebe zum Guten, des deutschen Glaubens an die Freiheit, der deutschen Bildung und Sitte! Nicht das Geringste darf davon verloren gehen! Es ist unsere heilige Pflicht, es zu erhalten, mitzutheilen und unter dem Schutze bürgerlicher Freiheit konsequenter in die That überzuführen, als es bis jetzt drüben geschehen konnte. Es bietet sich hier das große Problem, ein Volk aus vielen Völkern, eine Kultur aus den verschiedensten Kulturelementen, zu bilden. Die Vorzüge aller Racen und Nationen sollen hier vereinigt werden und ein Gemeinwesen herstellen, wie es noch keins gegeben. Und dabei sollten wir Deutschen nur die Empfangenden, nicht die Gebenden sein? Wir sollten dem großen Haushalt nur als Holzhacker und Wasserträger angehören, sollten in der Gesammtheit untergehen und nur durch unsern Faulungsprozeß zur allgemeinen Befruchtung beitragen? Wir stellen uns die Bestimmung der Deutschen in Amerika anders vor.

Der Amerikaner hat, wenn er vom Nutzen der Einwanderung spricht, ein Exempel zur Hand, das sich durch seine Einfachheit empfiehlt. Aus den statistischen Angaben sucht er sich ein Urtheil über die Summe zu bilden, welche durchschnittlich jeder Ankömmling an baarem Gelde mitbringt. Dann schlägt er für jedes Individuum 1000 Dollars — den ungefähren Preis eines ge-






sunden Negersklaven — hinzu, multiplicirt die Summe mit der Zahl der Arrivirten, und sagt: So und so viel haben wir dies Jahr wieder profitirt. So weit die physischen Leistungen in Betracht kommen, mag dies Verfahren einigermaßen gerechtfertigt sein; aber es strömen durch die Emigration auch noch Schätze ins Land, die sich nicht nach Dollars und Centen berechnen lassen, und von diesen liefert Deutschland den unverhältnißmäßig größten Theil. Wenn wir von der Einwanderung sprechen, haben wir es mit den beiden Haupt-Faktoren — Irländern und Deutschen — zu thun. Der Werth der Erstern läßt sich in der Regel nur nach ihrer physischen Kraft abschätzen; man erwartet nicht, daß sie etwas Anderes mit sich bringen als gesunde Muskeln und Lust zu deren Gebrauch. Laßt Irland heute vom Erdboden verschwinden, und auf dem Gebiet des geistigen Lebens wird keine bemerkbare Lücke entstehen. Wir Deutschen aber sind, vom Ersten bis zum Letzten — Einer mehr, der Andere weniger — die Repräsentanten einer Kultur und Gesittung, welche in ihrer Art einzig dasteht, die von uns mehr als von Andern erwarten läßt und uns Pflichten auferlegt. So verwahrlos't ist kein Deutscher, daß nicht etwas von den Geistes- und Seelenblüthen Germaniens auch auf ihn übergegangen. Denkt Euch Deutschland mit Allem, was es seit tausend, ja nur seit fünfhundert Jahren der Menschheit gegeben, fort — und es wird auf der Erde wüst und leer.

Der deutsche Geist, die deutsche Sitte. Es ist so viel von ihnen gesprochen und geschrieben, sie sind so oft gepriesen und besungen worden, daß wir uns eine Lobrede auf sie füglich ersparen können. Aber machen wir uns wenigstens klar, worin sie bestehen. Dem Deutschen ist von Natur eine unendliche Liebe zur Freiheit eigen, und er will sie nicht nur für sich selbst, sondern für alle Menschen. Der aufrichtige Enthusiasmus für das Gute und Schöne wo es sich blicken läßt, ist eine vorzugsweise deutsche Eigenschaft, nnd sie wurzelt in dem ganzen Geistes- und Seelenleben der Nation. Deutschland wird das Land der Denker genannt; aber das Denken unserer Geisteskolosse ist stets der Befreiung der Geister und der Beglückung aller Menschen gewidmet gewesen. Die Richtung des deutschen Gemüths ist eine durch und durch poetische, und nicht nur vermag die Literatur keines andern Volkes einen so reichen poetischen Schatz aufzuweisen, sondern die größten Dichter anderer Nationen werden in Deutschland mehr gewürdigt und tiefer erfaßt als unter ihrem eigenen Volke. Der deutsche Geist umfängt mit Liebe die ganze Menschheit und macht sich Alles zu eigen, was auf der weiten Erde an großen und herrlichen Geistesschöpfungen zum Vorschein kommt. Möge Niemand der deutschen Gelehrsamkeit spotten; sie sorgt dafür, daß nichts Gutes, was jemals existirte, der Welt verloren geht, daß von Jahr zu Jahr das geistige Kapital der Menschheit sich anhäuft, daß Alles erhalten bleibt, was des Erhaltens werth ist, Habt Achtung vor der deutschen Kritik! Sie sondert das Gute vom Schlechten, das Schöne vom Unschönen, das Edle vom Gemeinen, das Wahre vom Falschen. Die unablässige Arbeit der Denker und der Dichter,








der Gelehrten und der Künstler übt aber ihren direkten Einfluß auf das ganze deutsche Volk und legt die Grundlage zu der Gesittung, welche die Deutschen vor allen andern Nationen auszeichnet. Es herrscht unter uns ein innigeres Familienleben, eine richtigere Auffassung des Verhältnisses der Menschen zu einander, ein vollkommneres Gleichgewicht zwischen Arbeit und Genuß, ein feineres sittliches Gefühl, als unter andern Völkern. Die Richtung des deutschen Geistes ist universell. Stelle man sich vor, daß der Angelsachse hier allein den Ton angeben, daß er in jeder Hinsicht allein bestimmend wirken sollte. Man brauchte nicht zu befürchten, daß die Republik sich in eine Monarchie verwandle, aber sie würde dermaßen in Einseitigkeit verknöchern und verkümmern, daß der Aufenthalt in ihr unerträglich und daß der Name Amerikaner zum Abscheu würde. Die Republik zu humanisiren, sie liebenswürdig, die Freiheit in ihr zur erquickenden, rein menschlichen Wahrheit zu machen, das ist der Beruf der Deutschen.

Und um diesem Beruf zu genügen, müssen wir eben im edelsten Sinne deutsch bleiben. Unmöglich können wir das Andern geben, was wir nicht in uns selbst konserviren, was wir selbst nicht mehr besitzen. Amerika kann mit Recht von uns verlangen, daß wir Amerikaner werden. Aber damit ist nicht gesagt, daß wir aufhören müssen, Deutsche zu sein, weil, wie schon nachgewiesen, kein Element für seine Art und Weise hier ein Privilegium beanspruchen kann. Wir werden Amerikaner, aber keine Angelsachsen. Wir sagen uns vom politischen, nicht aber vom geistigen Verbande der alten Heimath los. Wir vermögen uns schlechterdings nicht vorzustellen, woher eine kulturgeschichtliche Bedeutung der deutschen Einwanderung kommen soll, wenn der Deutsche, sobald er den Boden Amerikas betritt, nur daran denkt, sich alles dessen zu entäußern, was ihn als Deutschen kennzeichnet. Der bloße Gedanke hieran hat schon etwas Empörendes. Der Franzose bleibt noch in der zehnten Generation Franzos, der Engländer ist, wo er sich auch befinden mag, stolz auf sein Vaterland, der Irländer hält mit glühender Liebe fest an seiner grünen Insel; und der Deutsche, mit heiligeren Banden an die alte Heimath geknüpft als alle Andern, sollte das, was er von seinem Volke empfangen, abwerfen wie ein zerlumptes Gewand? Unter allen Völkern sollten wir am wenigsten Ehrgefühl besitzen? Alles Lebende hat den Trieb der Selbsterhaltung; und die Angehörigen des größten Kulturvolkes sollten sich selbst das Todesurtheil sprechen, sich selbst der nationalen Vernichtung weihen?

Wir haben uns Amerika nicht lediglich zur Heimath gewählt um unsere materielle Lage zu verbessern, sondern vorzugsweise um im Schutze der Freiheit eines edlern Daseins zu genießen, um uns frei bewegen, ungehindert unsere Kräfte entfalten zu können. Der Freiheitstrieb hat mit der Wanderlust der Deutschen mindestens ebenso viel zu thun wie der Erwerbssinn. Wir fühlen das Bedürfniß, vorwärts zu schreiten, uns zu veredeln, indem wir anerzogene Schwächen ablegen und dafür Besseres in uns aufnehmen. Verlieren wir aber








unser Deutschthum, so liegt darin ein gewaltiger Rückschritt; wir steigen abanstatt aufwärts. Keiner braucht weit zu suchen, um hierfür lebende Beweise zu finden. Es giebt leider noch immer Deutsche, welche sich alle erdenkliche Mühe geben, nach ihrer Weise Amerikaner zu werden. Ihr Erfolg ist ein sehr zweifelhafter; sie bringen es höchstens zu einem Zwitterthum, welches Niemanden täuscht. Sie werden lediglich schlechte Amerikaner, während Die, von denen sie sich lossagen, sich ihrer schämen müssen. Der in solchem Sinn amerikanisirte Deutsche gehört erfahrungsmäßig nicht zu den besten Bürgern der Republik. Vor sich selbst erniedrigt, fühlt er sich nur zum Niedrigen hingezogen. Auf die Schätze des deutschen Wesens verzichtend, nimmt er von dem Angelsachsen nur die Schwächen und Fehler, nicht die besseren Eigenschaften an, und handelt es sich um einen Kampf für die Freiheit, so zeigt seine Parteinahme, daß er unter der Freiheit nur die Rohheit, die Intoleranz, das Recht zur Unterdrückung Anderer, versteht. Eine Nationalität läßt sich nicht so ohne Weiteres mit einer andern vertauschen, und wer den Versuch macht, geht darüber moralisch zu Grunde.

Unser Bestreben muß vor allen Dingen auf die Erhaltung der deutschen Sprache in ihrer Reinheit gerichtet sein. Redet Englisch wo Ihr's müßt und so gut Ihr's könnt; aber unter einander haltet fest am Deutschen, und überliefert es unverfälscht Euren Kindern! Die Sprache ist das Produkt des Denk- und Gefühlsprozesses eines ganzen Volkes, die Offenbarung und das Organ seines Geistes- und Gemüthslebens, der treueste Spiegel seiner Eigenthümlichkeit. Niemand kann seine Sprache wechseln ohne ein anderer Mensch zu werden, und wahrlich, durch den Verzicht auf die deutsche Sprache wird man kein besserer Mensch. Kürzlich wurde in der Presse die Frage aufgeworfen: „Würde die deutsche Sprache sich hier ohne die Einwanderung erhalten?" und leider hat diese Frage ihre Berechtigung, denn gewiß ist es, daß die aufwachsende Generation sich mit Vorliebe der bequemeren englischen Sprache zuwendet und die schwerere deutsche nur ungern spricht. Denkt man an die Folgen, so könnte man allerdings an der Zukunft des Deutschthums in Amerika verzweifeln. Mit der Sprache gehen alle die Kleinodien verloren, welche den Stolz unseres Volkes bilden. Wahrhaft grauenerregend ist der Gedanke, daß die Frucht der geistigen Arbeit eines Jahrtausends hier von uns ruchloser Weise verzettelt werden sollte, daß dem Abkömmling des deutschen Einwanderers schon in der ersten Generation das, was die Elite des geistig am höchsten stehenden Volkes Generation auf Generation geschaffen, nur auf dem Wege der Uebersetzung zugänglich sein, daß er davon nur das Wenige behalten soll, was, des ursprünglichen Zaubers entkleidet, in die englische Literatur übergeht. Nicht zu ertragen ist die Vorstellung, daß der dem Deutschen eigene Bildungstrieb mit der Sprache verloren gehen soll. Was würde als Ersatz gewonnen? Welche Schätze hat die englische Literatur, welche nicht dem Deutschen zugänglich sind ohne daß er seine Muttersprache opfert? Läßt sich nicht bei Denen, welche vom deutschen Idiom nur ein Zerrbild behalten oder, von







deutschen Eltern abstammend, sich desselben am liebsten gar nicht mehr bedienen, sehr deutlich der Rückschritt in jeder Beziehung erkennen? Man kann diesem Gedanken nicht nachhängen ohne von bittern Gefühlen übermannt zu werden. Kommt es so weit, daß deutsche Kinder an Deutschland nur noch wie an ein fremdes Land denken, daß sie mit dem Lande ihrer Väter in gar keiner geistigen Gemeinschaft mehr stehen, dann ist das Nächste, daß sie sich ihrer eigenen Eltern schämen, und wir sehen einen Zustand der Erniedrigung vor uns, welcher uns das Recht giebt, der Stunde zu fluchen, in welcher zum ersten Mal ein deutscher Fuß den Boden Amerikas betrat.

Das Deutschthum muß hier nicht nur erhalten werden, sondern auch als eingebürgerte Pflanze wachsen und gedeihen. Hierfür zu sorgen, sind wir uns selbst, dem alten und dem neuen Vaterlande schuldig. Diesem Bewußtsein entsprang der rege Eifer, mit welchem man sich, spät, aber doch nicht zu spät, im letzten Jahrzehnt der Entwicklung des deutschen Volksschul- und Vereinswesens in Amerika gewidmet. Hoch zu preisen sind die Männer und Frauen, welche ihre Thätigkeit auf dies Gebiet geworfen, freudig anzuerkennen die Fortschritte, welche gemacht worden sind. Die deutsche Kultur muß gleichmäßig in beiden Welttheilen sich fortentwickeln. Wir müssen mit dem alten Vaterlande in stetiger geistiger Verbindung bleiben, und dort darf man nicht wie bisher vergessen, daß es jenseits des Oceans Millionen von Deutschen giebt, welche, vom gleichen Streben beseelt, als der schwächere Theil im geistigen Ringen des Beistandes bedürfen. Vom Uebel wäre in jeder Beziehung eine Absonderung des deutschen Elements in Amerika, welche die Wechselwirkung ausschließen und statt des Fortschritts nur eine Beschränkung zu Wege bringen würde. Wer aber von uns verlangt, daß wir bei der Ankunft in Amerika aufhören, Deutsche zu sein, der muthet uns eine Entwürdigung zu, denn eine Schande ohne Gleichen ist es, sich selbst zu verlieren!

Je mehr das Deutschthum sich in Amerika geltend macht, desto besser wird es für die Republik sein, denn die Deutschen bringen gerade alle die Eigenschaften hinzu, welche sonst hier fehlen würden. Heilsam ist es, wenn wir etwas von der amerikanischen Rührigkeit annehmen; die Beständigkeit aber sollen wir dem amerikanischen Volkscharakter verleihen. Der träumende deutsche Hamlet mag sich hier, auf dem Boden praktischen Strebens, aufrütteln lassen; aber das Gemüth, ohne welches der Mensch eben kein ächter Mensch ist, erwartet seine Pflege von der deutschen Sitte. Lassen wir uns hier in der Praxis der Selbstregierung unterrichten; die Achtung vor den Rechten Aller wird aber nur der Einfluß der Deutschen zu Wege bringen.

Seid gute Amerikaner, aber bleibt gute Deutsche! Hängt mit Liebe am neuen, aber auch am alten Vaterlande! Nehmt an was Euch fehlt, aber behaltet was Ihr habt! Schließt Euch den Mitbürgern anderer Nationalität an, aber haltet unter einander fest zusammen! Erzieht Eure Kinder zu geistigen







Bürgern zweier Welten! Vergeßt nie, daß Ihr Landsleute eines Kepler und Humboldt, eines Kant und Fichte, eines Göthe und Schiller, eines Mozart und Beethoven, eines Luther und Gutenberg seid! Bedenkt, daß Euch eine Mission obliegt, und werdet ihr gerecht! Betrachtet Euch als das verbindende Glied zwischen zwei Nationen, welche vollkommen sein werden wenn jede der andern das mittheilt, was sie vor ihr voraus hat! Durch Euch giebt Deutschland dem schönen Amerika seine geistigen Schätze, und durch Eure Vermittlung wird das von Deutschland herrührende Dogma der Freiheit und Selbstregierung als praktische Wahrheit dem Mutterlande zurückgegeben. Ein freies Deutschland als Schwester eines freien Amerika — das sei auf dem stürmischen Meere des amerikanischen Lebens unser leitender Stern.

Die Religions-Philosophie Göthe's,

erläutert am 2ten Theile des Faust.

Von **Dr. G. Blöde.**

(Schluß.)

Zu dem nun folgenden merkwürdigen Abschnitte des Dramas macht Mephistopheles den Uebergang, indem er das letzte Wort des Chors, „Vorbei", auffaßt, und folgende vernichtende Kritik dieses Schiboleths des Materialismus giebt:

„Vorbei! Ein dummes Wort.
Warum vorbei?
Vorbei und reines Nichts, vollkommnes Einerlei.
Was soll uns denn das ewige Schaffen,
Geschaffenes zu Nichts hinwegzuraffen?
„Da ist's vorbei!" Was ist daran zu lesen?
Es ist so gut als wär' es nicht gewesen,
Und treibt sich doch im Kreis als wenn es wäre.
Ich liebe mir dafür das Ewigleere!"

Mephisto, der in den folgenden Scenen wieder vollständig zum Teufel des alten deutschen Volksglaubens und Volksmährchens wird, ist mit dem Leib— der „leeren Schaale" — nichts gedient. Er will den „Kern", die Seele.

„Der Körper liegt, und will der Geist entfliehn,
Ich zeig' ihm rasch den blutgeschriebnen Titel."

Mit ächt diabolischem Humor klagt er, daß es jetzt so viele Mittel gebe, „dem Teufel Seelen zu entziehen".

Er ruft deshalb Helfershelfer herbei:







„Die Herrn vom graden, Herrn vom krummen Horne,
Von altem Teufels „Schrot und Korne",

die ihm auf das Entweichen der Seele aufpassen und zugleich den „Höllenrachen" mit bringen sollen. „Der gräuliche Höllenrachen thut sich links auf", und Mephisto beschreibt die Schrecknisse in seinem Innern. Der Dichter identifizirt sich hier — wie er bekanntlich schon im ersten Theil gethan — noch einmal mit Mephistopheles, indem er die Forschungen und Theorieen der Gelehrten über den Sitz und die Natur der Seele persiflirt. Dieser ruft den „Dickteufeln" zu:

Hier unten lauert, ob's wie Phosphor gleißt:
Das ist d's Seelchen, Psyche mit den Flügeln;
Die rupft ihr aus, so ist's ein garst'ger Wurm!
Stoßt auf die niedern Regionen,
Ihr Schläuche! das ist eure Pflicht!
Ob's ihr beliebte, da zu wohnen,
So accurat weiß man das nicht.
Im Nebel ist sie gern zu Haus;
Nehmt es in Acht, sie wischt euch dort heraus!

Aus dieser und ähnlichen Stellen schließen zu wollen, daß Göthe damit und mit den Ganzen, den Glauben an eine unsterbliche Seele und ihre Trennung vom Körper überhaupt verspotten wollte, würde wenig Kritik verrathen, weil eine solche Annahme durch den weiteren Fortgang des Gedichtes vollständig widerlegt wird, das sich bald darauf wieder zu den schönsten Versen und zu dem erhabenen Schwunge der Poesie des Prologs im Himmel (im ersten Theile) erhebt. Das Gedicht vertieft sich mehr und mehr in die christliche, ja selbst katholische Mystik, die nächsten Scenen versinnbildlichen den Kampf zwischen Himmel und Hölle, dem guten und dem bösen Prinzip, welches zum Siege des Guten mit Hülfe der Liebe ausschlägt, die selbst Mephisto und seine Schaaren aus dem Felde schlägt. Dies ist der Sinn der folgenden Scenen; seine Ausführung wird phantastisch-allegorisch, aber voll Erhabenheit und zum Theil lieblicher Poesie.

In einer „Glorie von Oben" naht sich eine „himmlische Heerschaar" mit einem Gesange, dessen „garstiges Geklimper" Mephisto kritisirt. Er nennt die himmlischen Heerschaaren auch „Teufel, und verkappt", die ihn „mit seinen eigenen Waffen bekriegen", und kommen „ihm die Seelen wegzuschnappen!" Ein Chor der Engel streut Rosen, die „dem Ruhenden Paradiese hintragen" sollen. Mephisto weis't die Satane, „die sich ducken und zucken" an, die Rosen anzupusten", damit sie „verschrumpfen". Sie „blasen zu stark", die Rosen bräunen sich, dorren, und schlagen selbst in „giftig klaren Flammen" aus — und Mephisto ruft:

„Die Kraft erlischt! dahin ist aller Muth!
Die Teufel wittern fremde Schmeichelgluth!"







Die Helfershelfer Mephisto's sind besiegt; „die Teufel stehen auf den Köpfen", „schlagen Rad auf Rad",

„umstürzen ärschlings in die Hölle".

Unter den „Rosen", welche die Engelsschaar streut, bestimmt, „dem Ruhenden Paradiese zu bringen", mag eine in's Einzelne gehende Erklärung „Thaten der Liebe" verstehen —

„Blüthen, die seligen,
Flammen, die fröhlichen,
Liebe verbreiten sie,
Wonne bereiten sie ꝛc." —

welche das „böse Princip" mit seinem Gifthauch zu vernichten strebt, wodurch sie sich aber nur in verzehrendes Feuer verwandeln, vor dem das Böse selbst die Flucht ergreift — gewiß eine Allegorie, ebenso poetisch=schön wie tief!

Aber der Herr der Teufel hält noch aus, er „schlägt sich mit den schwebenden Rosen herum". Aber allmälig packen auch ihn die Liebesgluthen, jedoch in seiner Weise (die Liebe ist der Mensch selbst, und wie seine Liebe ist, ist auch er!) er fängt an, die Engel — die sich mehr und mehr um ihn herandrängen — mit sinnlich verliebten Blicken anzusehen und verliebte Reden an sie zu richten. Die Engel dringen auf ihn ein, und „nehmen den ganzen Raum ein". — Mephisto wird in's Proscenium gedrängt, er schilt die Engel die „wahren Hexenmeister, die Mann und Weib verführen" — er fühlt, „wie sein ganzer Körper in Feuer steht", seine lüsterne Liebesgluth wächs't, er meint, die Engel könnten „anständig nackter gehen, das lange Faltenhemd ist übersittlich".

Unter dem bedeutungsvollen Gesange der Engel:

Wendet zur Klarheit
Euch, liebende Flammen!
Die sich verdammen,
Heile die Wahrheit,
Daß sie vom Bösen
Froh sich erlösen,
Um in dem Allverein
Selig zu sein!

„faßt sich" Mephisto, er ruft:

Wie wird mir! Hiobsartig, Beul an Beule
Der ganze Kerl —
Der Liebesspuk, er wirft sich auf die Haut,
Gerettet sind die edlen Teufelstheile;
Schon ausgebrannt sind die verruchten Flammen,
Und, wie es sich gehört, fluch ich euch allzusammen!

Wir haben es hier wieder mit einer tiefen, aber ziemlich schweren Allegorie zu thun. Sie scheint die nur oberflächliche („der Liebesspuk wirft sich auf die







Haut"), das Zimmer nicht reinigende Wirkung der sinnlichen Liebe des Bösen erläutern zu sollen, die, nachdem sie „ausgebrannt", wie Mephisto köstlich von sich selber sagt, „die edlen Teufelstheile" unversehrt läßt.

Unter dem schönen Chorgesange:

„Heilige Gluthen!
Wen sie umschweben,
Fühlt sich im Leben
Selig mit Guten.
Alle vereinigt,
Hebt euch und preis't!
Luft ist gereinigt,
Athme der Geist!

erheben sich die Engel, „Fausten's Unsterbliches entführend".

Mephistopheles hat das leere Nachsehen! er klagt:

Mir ist ein großer, einz'ger Schatz entwendet.
Die hohe Seele, die sich mir verpfändet,
Die haben sie mir pfiffig weggehascht!

und beschuldigt das „gemeine Gelüst, die absurde Liebschaft", die „den ausgepichten Teufel angewandelt".

Der wilde Teufelsspuk ist vorbei, aber obgleich die Engel „Fausten's Unsterbliches" himmelwärts „entführt" haben, hat der Dichter seine Aufgabe noch nicht erschöpft. Die nächsten Scenen führen uns in eine „Einöde mit Bergschluchten, Wald und Fels", „heilige Anachoreten", „Gebirgauf vertheilt, gelagert zwischen Klüften." Chor- und Einzelgesang der Anachoreten. Pater ecstaticus („auf- und abschwebend"), Pater profundus („tiefe Region"), singen Hymnen auf die „ewige, allmächtige Liebe", die Alles bildet, Alles hegt." Pater seraphicus („mittlere Region") sieht, wie

„Ein Morgenwölkchen schwebet
Durch der Tannen schwankend Haar!"

Es ist ein Chor „seliger Knaben". Der Pater preis't sie glücklich, daß sie „von schroffen Erdenwegen keine Spur haben", und leih't ihnen

„seiner Augen welt- und erdgemäß Organ",

um sich die Gegend anzuschauen. Aber die Knaben „schüttelt es mit Schreck und Grauen", und Pater Seraphicus weis't sie zu „höheren Kreisen" hinan, wo sie immer „unvermerkt wachsen" würden, von Gottes Gegenwart verstärkt,

„Denn das ist der Geister Nahrung,
„Die im frei'sten Aether waltet,
Ew'gen Liebens Offenbarung,
Die zur Seligkeit entfaltet."

Engel erscheinen „schwebend in der höheren Atmosphäre, Fausten's Unsterbliches tragend", und singen:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen!







Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die L i e b e gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen."

In einem Wechselgesange der „jüngeren Engel", der vollendetern Engel" und der „seligen Knaben" triumphiren Jene über ihren Sieg über die Hölle mit Hülfe der Rosen, die „vollendeteren Engel, sprechen aus, daß es ihnen „peinlich" sei, „einen Erdenrest zu tragen."

„Und wär' er von Asbest,
Er ist nicht reinlich."
„Wenn starke Geisteskraft
D i e E l e m e n t e
A n s i c h h e r a n g e r a f f t"

so vermöge kein Engel „die innige Zwienatur der Beiden zu trennen",

„Die e w i g e L i e b e nur
V e r m a g' s z u s c h e i d e n."

Worauf die jüngeren Engel Faust's „Uusterbliches" der sich nahenden „Schaar seliger Knaben" übergeben, die „diesen in Puppenstand" freudig empfangen und singen:

„Löset die Flocken los,
Die ihn umgeben!
Schon ist er, schön und groß,
Von heiligem Leben."

Die „göttliche Komödie" nähert sich ihrer Spitze. Doctor Marianus „in der höchsten, reinlichsten Zelle", „wo die Aussicht frei" und „der Geist erhaben", sieht „nach oben schwebend, Frauen vorbeiziehen",

„Die Herrliche mittenin,
Im Sternenkranze
Die Himmelskönigin."

Er stimmt „entzückt" eine Hymne auf die „höchste Herrscherin der Welt" an, die

„Jungfrau, rein, im höchsten Sinn,
Mutter, ehrenwürdig."

Sie erscheint von einem „Völkchen" umgeben. „Büßerinneu"

„Um ihre Kniee
Den Aether schlürfend,
Gnade bedürfend",

denn ihr,

„Der Unberührbaren,
Ist es nicht benommen,







Daß die Leichtverführbaren
Treulich zu dir kommen."
„Wer zerreißt aus eigner Kraft
Der Gelüste Ketten?" u. s. w.

Die „Mater gloriosa" schwebt empor, umgeben vom Chor der Büßerinnen, von denen drei, erst Jede einzeln in einer schönen achtzeiligen Stanze, dann alle drei zusammen in einem Chorgesange, die „Himmelskönigin" um Verzeihung für eine Vierte anflehen. Die drei sind: die Magna peccatrix (die Sünderin aus Lucas VII. 36 folg.), welche Christus beim Mahle die Füße wusch und mit ihrem Haar trocknete, die Mulier Samaritana, die Samariterin, welche nach Evang. Johann. IV. Christus Wasser schöpfte und zu trinken gab, und die Maria Aegyptiaca, welche nach den Actis Sanctorum 40 Jahre lang in der ägyptischen Wüste lebte. Die Drei bitten für Una Poenitentium, „sonst Gretchen genannt",

„Die sich einmal nur vergessen,
Die nicht ahnte, daß sie fehle."

Dann erscheint Gretchen selbst als Flehende. Ihr Gebet ist ein Seitenstück zu dem ergreifenden „Ach neige, du Schmerzensreiche", des ersten Theiles, aber verschieden von diesem wie Himmelsglück von Erdennoth! Sie spricht:

„Neige, neige,
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück!"

Die „seligen Knaben, in Kreisbewegung sich nähernd, sehen Faust bereits sie „überwachsen" „an mächtigen Gliedern", und erblicken schon ihren künftigen Lehrer in ihm. Gretchen schildert des „früh Geliebten" Zustand wie den Zustand Dessen, der sich eines Neuen allmälig bewußt wird; sie sieht, wie er jedem Erdenbande,

„Der alten Hülle sich entrafft,
Und aus ätherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft!"

Sie erbittet von der „Mater gloriosa":

„Vergönne mir, ihn zu belehren!
Noch blendet ihn der neue Tag."

Die Antwort lautet bedeutungsvoll:

„Komm! hebe dich zu höhern Sphären,
Wenn er dich ahnet, folgt er nach!"

Nach einem kurzen Gebete des Doctor Marianus, der auf dem Angesichte anbetet, schließt das Ganze mit dem Gesange des Chorus mysticus, der in acht inhaltschweren Zeilen die Grundessenz der gesammten Religions-Philosophie







des Dichters wie in einem Brennpunkt zusammenfaßt. Die denkwürdigen Zeilen, vielleicht das wichtigste Vermächtniß des großen Dichter- und Denker-Genius, lauten:

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereigniß;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist's gethan.
Das Ewigweibliche
Zieht uns hinan!"

Ehe wir diesen „mystischen Chor" näher in's Auge fassen, wollen wir zuvor noch der schönen Wechselbeziehung und Ergänzung gedenken, in welcher dieser Schluß des zweiten Theiles zu dem des ersten steht. In diesem erblicken wir bekanntlich Gretchen im Gefängniß, nach dem Ausspruche des Mephistopheles „gerichtet". Aber schon dort deutet „eine Stimme von oben" an, daß sie „gerettet" ist (gerettet, weil ihr vor ihrem Geliebten „graut"), und Gretchens Ruf: „Heinrich! Heinrich!" nachdem Faust bereits mit Mephisto verschwunden, deutet weiter an, daß sie den Geliebten nicht aufgiebt, sondern zu sich ruft und nach sich zieht, eine Andeutung, die im Schlusse des zweiten Theiles ihre Erfüllung findet, wo wir Gretchen in seligem Glücke treffen über die Rückkehr des Geliebten, „nicht mehr Getrübten", und wo sie ihn „zu höheren Sphären" nach sich zieht.

So gestaltet sich das Ganze zu einem erhabenen dramatischen Hymnus auf die Liebe, die Liebe im höchsten Sinne des Wortes. Sie erscheint uns im ersten Theile, in der natürlichen Welt des Erdenlebens, zunächst in dem Dualismus der Liebe, zwischen Mann und Weib verkörpert, in welcher sie der Schuld verfällt, aber schon mit Andeutung ihrer Erhebung zum höheren Charakter der Mutterliebe und des Mutterschmerzes; auch hier wird ihre reinigende und rettende Kraft, wie wir gesehen haben, in der Schlußscene angedeutet. Im zweiten Theile tritt in den mystischen „Müttern", bei welchen Faust die Helena findet, dem Verhältniß zwischen diesen und ihrem Sohne Euphonion, die Form der Gatten- und Elternliebe in den Vordergrund; wir treffen dort unter Anderem auf folgende schöne Verherrlichung dieser idealeren Phase der irdischen Liebe:

Helena:

Liebe, menschlich zu beglücken,
Nähert sie ein edles Zwei,
Doch zu göttlichem Entzücken
Bildet sie ein köstlich Drei.

Faust:

Alles ist sodann gefunden:
Ich bin dein und du bist mein:







Und so stehen wir verbunden,
Durft' es doch nicht anders sein!

Chor:

Wohlgefallen vieler Jahre
In des Knaben mildem Schein
Sammelt sich auf diesem Paare.
O, wie rührt mich der Verein!

Im fünften Acte erweitert sich, wie wir gesehen haben, Faust's Liebe zur liebevollen, segensreichen Thätigkeit zum Besten der Menschheit,

(„Auf freiem Grund mit freiem Volke stehen" ꝛc.)

der höchsten Form, welche die irdische Liebe annehmen kann, die von der Selbstsucht freigewordene Menschenliebe, die Grundidee des Christenthums. Aber als solche ist sie nicht an die Grenzen der irdischen, natürlichen Welt gebunden, sie wird zum Gesetze des Weltalls, sie wird zur versöhnenden, alle Schuld ausgleichenden, immer nach Oben ziehenden Liebe erhöht. Sie ist in dieser Erhöhung zugleich Gesetz und Gewähr des ewigen Lebens des Individuums, das sich selbst in dem zerstörenden Prinzip der Natur ausspricht — man vergleiche die schöne Strophe des Pater profundus der „in der tiefen Region" von diesem Prinzip noch erschreckt, um Erleuchtung fleht — und dessen Gewißheit im Glauben uns der Dichter in „Faust's Unsterblichem" giebt, das zum Himmel getragen und durch die Liebe rasch entwickelt und zu „höheren Sphären" gezogen wird.

Wenn der Chorus mysticus singt:

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß",

so wird uns dies, sowie das Folgende, nach dem eben Vorausgeschickten verständlicher sein. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß. Wessen? Des Unvergänglichen, oder mit andern Worten: das Zeitliche, Natürliche ist nur ein Spiegelbild des Ewigen, Uebernatürlichen (aber darum nicht Unnatürlichen). Dieser Satz, wie anderes noch zu Erwähnendes, machen es gewiß, daß Göthe den Ideen Swedenborgs eine nähere Beachtung gewidmet hatte. Wer mit dessen Lehre von der „Correspondenz" aller natürlichen Form mit einer geistigen bekannt ist, der wird diese in jenem ersten Satze des mystischen Chores wiederfinden.

Der nächste Satz bringt uns eine weitere Erläuterung und Erweiterung des Ersten:

„Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereigniß."

Daß das „Unzulängliche" wieder eine Bezeichnung des an Raum und Zeit gebundenen „Natürlichen" ist, versteht sich leicht; aber im Gegensatz zu den ersten Zeilen, in welchen das Natürliche nur als ein „Gleichniß", eine Abspiegelung eines anderen Wirklichen aufgefaßt ist, wird hier von







ihm gesagt, daß es „hier“ zum Ereigniß, d. h. selbst einem Wirklichen, wird. Auf das Wort „hier“ ist besonderer Nachdruck zu legen. Der Chor singt „hier“, und wir fragen natürlich: wo ist dieses hier? wohin hat uns der Dichter geführt? Wir befinden uns, wie wir früher gesehen, in „höheren Regionen“, in „Sphären“, in einer Welt, die außerhalb und oberhalb der natürlichen Welt liegt, aber ebenso wirklich ist wie diese, die nur ihr „Gleichniß“ ist. Hier, in dieser Welt, wird aber das „Unzulängliche“ (die vergängliche, irdische Form) zugleich zum Ereigniß, d. h. zum wirklich Geschehenen, zur Thatsache; hier wird es klar, daß die vergängliche irdische Form Ausdruck, Repräsentant eines in ihr enthaltenen Geistigen ist, daß die natürlichen Formen in der Geisterwelt ihre correspondentia finden, daß diese, wie sie Abspielungen des Geistigen sind, auch wieder dessen eigene Form bedingen, daß Geist und Form identisch sind, eine Idee, die in der Lehre des schwedischen Religions-Philosophen die consequenteste und ausgesprochenste Entwickelung gefunden hat, der die menschliche Gestalt selbst als Nothwendigkeit für alle geistigen Existenzen im Einzelnen, und in den ihm eigenthümlichen Genossenschaften, sowie für das Ganze des Weltalls selbst nachweis't. Mit den Worten: „Das Unzulängliche, hier wird's Ereigniß“, giebt uns der Dichter das Bekenntniß seines Glaubens an die Unzerstörbarkeit des geistigen Individuums, dessen auf Erden „unzulängliche“, d. h. vergängliche, Form „dort“ zum Ereigniß, zur Thatsache wird, d. h. zur unvergänglichen Gestaltung.

Die nächste Strophe des Chor's

„Das Unbeschreibliche,
Hier ist's gethan.“

enthält eine weitere Bestätigung des Uebersinnlichen. Denn das „Unbeschreibliche“ ist eben das Uebersinnliche, denn beschreiben kann der Mensch nur, was er mit seinen Sinnen wahrnehmen kann. Zu dem Unbeschreiblichen gehört namentlich auch die Verbindung der Seele mit dem Leibe, und die dieser entsprechende Trennung Beider, welche nach der tiefsinnigen Andeutung im Chore der „vollendetern Engel“, die wir oben mittheilten, nur durch die Liebe vor sich geht, als schöner Gegensatz dazu, daß auch die Vereinigung von Leib und Seele eine That der Liebe ist! Aber hier — im Reiche des Uebersinnlichen — sagt uns der Dichter, hier ist das Unbeschreibliche gethan, hier wird das Unbeschreibliche zur Thatsache, zur Wirklichkeit, das Wunder der Trennung des Geistes vom Stoffe — übrigens kein größeres als das der Vereinigung Beider — das Wunder der Fortdauer des Geistes in derselben Form wird hier erfüllt. Und durch wen wird das Unbeschreibliche gethan? das Wunder erfüllt? Wie uns schon jener Engelchor gesagt: „die ewige Liebe“, so schließt der Dichter hier sein ganzes erhabenes Werk mit den inhaltschweren Worten:

„Das Ewig Weibliche
Zieht uns hinan!“

Denn das Ewig Weibliche ist nichts Anderes als die Liebe, oder, noch







allgemeiner gefaßt, wie es nach einer von Düntzer angeführten Aeußerung Göthe selbst aufgefaßt sehen wollte, der dem (höheren) Menschen eingeborene „Zug zum Höheren."

„Das ewig Weibliche ist das, was ewig unveränderlich den innersten Kern des Weibes bildet, die sich hingebende aufopfernde Liebe, welche die Weiblichkeit selbst ist. Hier aber bezeichnet es in leichter Uebertragung auf das ganze Streben des Menschen jenen in ihm liegenden Drang nach Oben, jenen begeisterten Zug zum Höheren, der das Beste, der Gott selbst im Menschen ist."

Wer uns bis hierher gefolgt ist, der wird uns wohl Recht geben, daß die Annahme einer Mystification durch den zweiten Theil des Faust eine des großen Dichters und Menschen unwürdige ist, daß es Göthe mit dieser vollendeten Tragödie des Faust heiliger Ernst war, und daß er darin die letzten Resultate seines Dichtens und Denkens niederlegen wollte. In dieser Ansicht werden wir befestigt wenn wir uns erinnern, wie diese Faust-Idee sich durch des Dichters ganzes Leben zieht, ihn schon in seiner ersten Periode erfaßt, dann in langen Zwischenräumen stückweise sich entwickelt, lange liegen bleibt, wie er die Unzulänglichkeit des ersten Theiles und die Nothwendigkeit einer Ergänzung und Vollendung erkennt, wie er das Werk im hohen Alter wieder aufnimmt, und kurze Zeit vor seinem Tode vollendet. Alles dies berechtigt uns, es für die Quintessenz seiner Ideen über menschliche und göttliche Dinge, für sein poetisch-philosophisches Testament zu erklären. Und was sagt uns dieses Testament des umfassendsten und schaffendsten Geistes, den der deutsche Genius geboren? Daß der große Erblasser weder ein Heide noch ein Materialist im modernen Sinne war, daß seine Anschauung über göttliche Dinge und individuelle Fortdauer die transcendental-christliche war, und daß, die spezielle Form dieser Anschauung anlangend, diese der Swedenborg's sehr nahe stand, wie wir alsbald noch näher darlegen werden.

Wer die Liebe nicht nur zum leitenden Prinzipe des Menschenlebens macht — Faust, der seine schönste Stunde gekommen sieht in dem Erfolge der werkthätigen Arbeit für „ein freies Volk auf freiem Grund" —, sondern die Liebe als allgemeines Weltgesetz erkennt,

„So ist es die allmächtige Liebe,
Die Alles bildet, Alles hegt."

Pater Profundus.

als die Macht, welche selbst noch „das böse Prinzip" zu Liebesregungen seiner Art zwingt, wer, wenn auch in dunkler mystischer Weise, die „Mütter" feiert, die vergebende Liebe in der von Büßerinnen umschwebten Mater gloriosa, die veredelnde Liebe in dem Ewig Weiblichen, welches den Faust „hinanzieht", verherrlicht, von dem kann man wohl mit Fug und Recht behaupten, daß er das innerste Wesen des Christenthums er-







kannt und dargestellt habe. Noch spezifisch christlicher spricht sich Göthe selbst darüber an einer von Düntzer citirten Stelle aus, wo es heißt:

„Im Faust selber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende, und von Oben die ihm zu Hülfe kommende ewige Liebe. Es ist dies mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade.

Göthe's Glaube an die Unsterblichkeit der Seele mit individueller Fortdauer im Allgemeinen, ist noch durch andere Stellen aus seinen Werken und Briefen außer Zweifel gestellt. Wir wollen nur eine solche anführen. Am 19. März 1827 (also nur 5 Jahre vor seinem Tode) schreibt Göthe an Zelter, der seinen Sohn verloren hatte:

„Wirken wir fort, bis wir, vor oder nach einander, vom Weltgeiste berufen, in den Aether zurückkehren. Möge dann der Ewiglebende uns neue Thätigkeiten, denen analog, in denen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon gewollt und geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiß nur um desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen."

Diese interessante Stelle — übrigens noch dadurch höchst charakterisch, daß Göthe das blutende Vaterherz des Freundes an den Trost „rastloser Thätigkeit" verweis't — stellt den Gläuben an individuelle Fortdauer außer Zweifel. Wenn ein Göthe im 78. Jahre vom „Weltgeiste", der uns abberuft, von der Rückkehr in „den Aether" und der Hoffnung „neuer Thätigkeiten" mit Erinnerung" und „Nachgefühl des Rechten und Guten" schreibt, so sind das keine Phrasen, sondern tiefste Ueberzeugungen. Ueber seine speziellen Vorstellungen aber von der Form dieser Fortdauer erhalten wir eben in dem von uns besprochenen 2. Theile des Faust nähere interessante Andeutungen, auf die wir noch einige Blicke werfen wollen.

Göthe war in seiner Philosophie offenbar Eclectiker, d. h. er schwur auf keines der besonderen philosophischen Systeme, sondern er eignete aus Allem sich das seinem Wesen Entsprechende an. Wie selbst die christlichen Kirchenväter und die Acta Sanctorum sein Denken nährten, wie die religiöse Poesie der Italiener und Spanier seine Ideen wesentlich beeinflußte, so weisen die letzten Scenen des Faust auf seine Vertrautheit mit den Ideen Swedenborg's hin. Die merkwürdigste Stelle in dieser Beziehung ist der „Chor der seligen Knaben", welche vom Pater Seraphicus aufgefordert werden, sich seiner Augen zu bedienen, um natürliche Dinge zu sehen:

„Steigt herab in meiner Augen
Welt- und erdgemäß Organ!
Könnt sie als die Euren brauchen;
Schaut euch diese Gegend an."

Düntzer, der neueste vollständigste Faust-Commentator, bemerkt hierzu (S. 780):







„Dem Dichter schwebte hierbei der bekannte schwedische Naturforscher und Geisterseher Emanuel Swedenborg (geadelt als von Swedenborg) (1689—1772) vor (Göthe Band 39. S. 359), der behauptete, mit Geistern aller Himmels- und Welträume in Verbindung zu stehen, die sich, um die irdischen Dinge zu sehen, seiner Augen bedienten, auch in seinen Kopf und andere Theile seines Körpers übergingen, um auf irdische Weise zu fühlen."

Sollte Jemand nach allem bisher Gesagten vielleicht noch die Ansicht vertheidigen wollen, daß es Göthe mit seinem zweiten Theile des Faust zwar Ernst gewesen sei, allein daß er damit nichts weiter gethan, als seinem poetischen Schaffenstriebe genügt, und ihn ansprechenden Ideen eine dichterische Form verliehen habe, so könnten wir diese Annahme nicht für haltbar erklären. Es steht ihr Folgendes entgegen. Obgleich der Drang zu poetischem Schaffen und die Fähigkeit dazu — als Parallele des körperlichen Zeugungstriebes — wie die Erfahrung lehrt, bei einzelnen bevorzugten Geistern sich bis in das hohe Greisenalter hinauf erhält, so erleidet doch dessen Bethätigung eine der Entwickelung des Individuums selbst entsprechende Veränderung. Die Poesie und das poetische Produkt ist dem greisen Dichter nicht mehr Haupt- und Selbstzweck, sondern sie wird ihm Mittel für die Darstellung des Gedankens, Form für die Aufnahme der Ideen, die seinen Geist bewegen, mit anderen Worten: die Tendenz tritt in den Vordergrund, der philosophische Gedanke gewinnt die Oberhand über den poetischen, der Poet verkörpert mehr sein Gedachtes als sein Gefühltes. So wollte auch Göthe uns im zweiten Theile des Faust nicht die Vollendung eines dramatischen Kunstwerks geben, sondern er gebrauchte denselben als die poetische Form, in welche er die Ideen goß, die die letzten Jahre seines rastlos schaffenden Geistes erfüllten. Der große Dichter und Denker lüftet uns den Vorhang, der das Diesseits vom Jenseits trennt, er führt uns an der Hand der Poesie in das Leben nach dem Tode ein — ein deutscher Dante an der Hand der Beatrice Poesie — weil sein Dichten und Trachten selbst diesem Leben zustrebte, weil sein Glaube daran — auf der Grundlage des Christenthums — feststand, und seine philosophische Ueberzeugung davon — an die Ideen bestimmter Denker sich anlehnend — seinem innersten Wesen nach eine poetische Gestaltung annahm. Düntzer sagt darüber Folgendes:

„Das Wagniß, uns in das andere Leben selbst hinüberzuführen, konnte nur einem Dichter gelingen, der mit tiefsinniger Erschauung der Natur in ihrem ganzen Wirken und Schaffen so viele sinnliche Klarheit, und ein so reines, tiefes Gemüth verband, wie unser dem jenseitigen Lichte mit stiller, vertrauensvoller Ruhe, in stetem, frohem Fortwirken auf der ihm angewiesenen Bahn entgegenharrender Göthe, in dessen Faust wir in höherem Sinne als Italien in seinem Dante eine Divina comedia besitzen, die uns durch die mannichfaltigsten menschlichen Strebungen und Regungen hindurch zur höheren Heimath, in welcher das was hier „unzulänglich" war, sich erfüllen soll, ahnungsvoll emporhebt.

Wir kennen die Leute sehr wohl, die für alles dies nur eine anmaßend-







hohnlächelnde Abfertigung bereit haben, die Leute, die den zweiten Theil des Faust nur für ein Ausscheidungsprodukt eines alternden, im Rückgange begriffenen Gehirns erklären werden; allein sie beirren uns nicht in unserer Ueberzeugung von der unzerstörbaren Existenz des geistigen Individuums, nicht in unserer Ueberzeugung von dem naturgemäßen grenzenlosen Fortschritt, dem unser großer Dichter selbst nur das Ziel im Aufgehen in der ewigen Liebe anweis't:

„Und nun bring' ich aller Orten
Leichter durch die ew'gen Kreise,
Die durchdrungen sind von Worten
Gottes, rein-lebend'ger Weise.

Ungehemmt, mit heißem Triebe
Läßt sich da kein Ende finden,
Bis im Anschau'n ew'ger Liebe
Wir verschweben, wir verschwinden!

Göthe, Westöstlicher Divan IV. 149.

Eine deutsche Nordfahrt.

Von Theodor Pösche.

Das neunzehnte Jahrhundert scheint sich unter andern die Aufgabe gestellt zu haben, die Geographie der Erde vollständig in's Reine zu bringen, keinen Fußbreit Landes oder Wassers seinem Nachfolger zur Erforschung übrig zu lassen. Noch ist das zweite Drittel des Jahrhunderts nicht abgelaufen, und welche massenhafte geographische Arbeit ist darin schon vollbracht! Ein Blick auf die heutigen Karten von Amerika, Afrika, Asien und Australien und eine Vergleichung mit den Karten im Anfang des Jahrhunderts giebt den beredtesten Beweis für das Gesagte. Aber es ist noch mehr geschehen: die Geographie ist zur wahren Wissenschafft geworden durch unsern Karl Ritter, wir sind für ewig befreit von dem mechanischen Conglomerat von Länder-, Fluß- und Bergnamen, das Detail ist verdaut, und wir schauen auf die Erde als auf ein organisches Gebilde. In Deutschland allein konnte diese große Geistesthat vollzogen werden, und die Deutschen hätten vielleicht Recht, sich mit dem Ruhm zu begnügen, die Theorie der Erdkunde geschaffen zu haben. Sie sind jedoch anderer Meinung und bestreben sich, ihren vollen Antheil an den praktischen Erforschungen und Entdeckungen der Erdoberfläche zu nehmen. Der Anfang des Jahrhunderts sah Humboldt in den Wäldern des Orinoko seinen beschwerlichen Entdeckungen nachgehen. In Rußland war eine große Anzahl Deutscher stetig beschäftigt, die Grenzen unserer Kenntniß nach Asien zu erweitern, bis sie endlich in den letzten

18







Jahren den Amur hinunter am Stillen Meer ankamen. Das umfassende Werk über die riesige Himalayakette verdanken wir drei deutschen Brüdern, deren einer — Adolf Schlagintweit — sein Leben für die Lösung der Aufgabe hingab. In Australien opferte Leichardt sein Leben, nachdem er schon die wichtigsten Entdeckungen auf dem so unbekannten Continent gemacht hatte. Nachdem schon eine ganze Reihe von deutschen Forschern nach Afrika gegangen war, wurde die Erforschung Ostafrikas geradezu zu einer Nationalsache gemacht, und wir sahen vor wenigen Jahren eine Expedition auf Kosten der Nation dorthin gehen. Im Augenblick ist nun eine ähnliche Expedition zur Nationalsache geworden, über die ich im Folgenden einen kurzen Bericht zu geben beabsichtige.

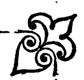
Es handelt sich jetzt um eine Fahrt nach dem Nordpol, um ein wirkliches Erreichen des Nordpols, nicht um traurige, monatelange Schlittenfahrten in der Nähe des 80. Breitengrades. Als wenn die Deutschen ihr Fehlen bei den großen geographischen Entdeckungen des 15ten und 16ten Jahrhunderts gut machen wollten, bemühen sie sich jetzt, den noch übrigen größten geographischen Preis zu gewinnen.

Als vor einem Jahr mehrere englische Seeoffiziere eine neue Fahrt nach dem Nordpol auf dem alten Weg zwischen Grönland und Amerika anregten, schrieb Dr. A. Petermann, der ausgezeichnete Chef von Perthes' geographischer Anstalt in Gotha, an die Londoner geographische Gesellschaft, und schlug den Weg über Spitzbergen vor, der ungleich mehr verspricht. Die alten holländischen Wallfischfänger wollen auf diesem Wege bis zum Pol gekommen sein, und man hat kein Recht, ihre Angabe zu bezweifeln. Dort giebt es nach allen Berichten ein offenes Meer, nur wenig Eis, das für einen Schraubendampfer gar kein Hinderniß, und gar keine Eisberge. Dieser letztere Umstand ist in doppelter Beziehung wichtig. Erstens fällt damit ein großes Hinderniß der Schifffahrt hinweg, und zweitens wird damit bewiesen, daß kein Land zwischen Spitzbergen und dem Pol liegt. Eisberge sind bekanntlich Stücke von Gletschern, die in's Meer hinabgestürzt sind; wenn sie in hohen Breiten fehlen, so deutet dies natürlich auf Abwesenheit von Landmassen. In England war nur eine Minorität für Petermann's Plan, und so beschloß dieser mit gerechtem Stolz, denselben deutschen Seeleuten zur Ausführung zu übergeben.

Der Plan der Expedition ist nun folgender. Man will zwei kleine Schraubendampfer anschaffen, und mit diesen zeitig im Frühjahr von Hamburg oder Bremen aus nach dem Norden aufbrechen. In Spitzbergen finden sich Lager von guten Steinkohlen, durch die man die bis dorthin aufgebrauchten Vorräthe zu ersetzen gedenkt, und dann soll es von Spitzbergen aus getrosten Muthes nach dem Pol gehen. Treibeis ist für Schraubendampfer kein Hinderniß, wie schon oft erprobt wurde, und andere Hindernisse sind nicht bekannt. Der alte deutsch-russische Admiral Lütke, die höchste lebende Autorität auf diesem Gebiet, giebt dem Plan seine vollständigste Billigung; er selber war vor 40 Jahren in jenen Gegenden und wurde von Treibeis an weiterem Vordrin-







gen gehindert. „Jetzt, sagt er, mit der Hülfe des Dampfes, könnt und werdet Ihr Jüngern weiter kommen, als ich damals; mein Steckenbleiben beweis't Nichts." Der erste deutsche Seemann, Commodore Wüllerstorf, der Commandant der Novaraexpedition, schreibt mit dem Enthusiasmus der Jugend an Petermann: „Ich würde mich überaus glücklich schätzen, meine Kräfte, so weit sie reichen mögen, einer Unternehmung wie die von Ihnen angeregte, widmen zu können, und ich möchte mit Stolz und Freude die Führung derselben, wenn sie mir anvertraut würde, übernehmen. Thätigkeit und guter Wille, dem deutschen Namen Ehre zu machen, dürften mir nicht abgesprochen werden; ich setze mit Freuden mein Leben dafür ein." Unterdessen wurde Commodore Wüllerstorf österreichischer Handelsminister, und mußte daher auf alle Pläne der persönlichen Theilnahme verzichten. Der talentvolle preußische Capitän Werner hat sich mit dem Eifer eines feurigen Herzens die Ausführung des schönen Planes zum Ziel gesteckt und wird jedenfalls die Führung der Expedition übernehmen. Als es sich im Herbste vorigen Jahres um eine vorläufige Recognoscirungsfahrt handelte, gab er das Geld aus eigenen Mitteln her, freilich nur um die Pläne des edelsten deutschen Enthusiasmus auf schändliche Weise durch englische Falschheit zu nichte gemacht zu sehen. Man muß in dem Extraheft von Petermann's Mittheilungen, dem wir alles hier Mitgetheilte entnehmen, selber nachlesen, wie die Engländer sich für ein gemiethetes Schiff im Voraus bezahlen lassen, und dann die Maschine desselben absichtlich zerbrechen, um auf kürzerem und leichterem Wege zu dem Geld zu kommen, damit man verstehe, wie groß der Enthusiasmus sei, der durch solche Schurkereien nicht zu erkälten war. Die Deutschen wissen, was am Nordpol für sie zu holen ist, und sie werden alle Hindernisse zu überwinden wissen.

Es handelt sich allerdings in erster Reihe um wissenschaftliche Erforschungen, aber daran knüpfen sich weitgreifende praktische Folgen. Es war sehr verdient, als der vortreffliche Sturz vor ein paar Jahren den Deutschen zurief: „Ihr sprecht immer hochmüthig von den faulen, verkommenen Spaniern und Portugiesen, die die Schätze ihres Landes nicht zu heben wissen, aber mit Euch steht es noch schlechter. Ihr habt die reichste Fundgrube in den Fischereien des Nordens vor Eurer Thür, und Ihr beutet sie nicht aus. Ihr verschmäht, die offen daliegenden Schätze zu heben und Eurem Seevolk die hohe Schule der Schifffahrt zu eröffnen." In Petermann's Plan wird die Wiederbelebung des deutschen Wallfischfanges sehr stark betont, und außerdem noch auf eine andere reiche Mine hingewiesen, welche die nördlichen Breiten bergen. Dies sind die Lager von Elfenbein, die riesigen Zähne vorweltlicher Elephanten, welche an der Küste Sibiriens, in Schnee und Eis gebettet, für eine späte Nachwelt aufbewahrt worden sind. Petermann sagt: „Bekanntlich wird im nördlichen Sibirien, aber ganz besonders an der Eismeerküste und auf allen derselben vorliegenden Inseln, wie auf den Neu-sibirischen Inseln, also gerade im Gebiete der vorgeschlagenen Nordfahrt, eine ganz erstaunliche Masse von Ueberresten vorweltlicher Mammuth- und anderer Riesenthiere gefunden, darunter vollständige, mit ihren







Weichtheilen, mit Haut und Haar erhaltene kolossale Körper dieser wunderbaren Thiere. Manche Oertlichkeiten scheinen ganz aus Knochen und Elfenbein zu bestehen und bilden die wichtigsten und reichsten, allem Anschein nach unerschöpflichen Elfenbeinlager der Welt. (Von kundiger Seite wird versichert, daß dieses Elfenbein auch das vorzüglichste zur Bearbeitung sei. D. V.) Diese merkwürdigen Naturschätze sind zwar schon seit langer Zeit materiell nnd wissenschaftlich ausgebeutet worden und bilden besonders seit 200 Jahren einen bedeutenden Industrie- und Handelszweig; allein die Ausbeutung ist nie in irgend einer Beziehung systematisch geschehen, — das war schon bei der großen Entfernung zu Lande und bei dem halb wilden Zustande der Sibirischen Küstengebiete ein Ding der Unmöglichkeit." Sollte es daher möglich sein, einen bequemen Seeweg nach jenen Gegenden zu öffnen, so würde damit eine neue Quelle für deutschen Handel und deutsche Schifffahrt gewonnen sein. Aber welche großen Entdeckungen über die Urgeschichte unseres Planeten, über die ersten lebenden Wesen knüpfen sich vielleicht an die ausgedehntere und genauere Untersuchung jener Mammuth-Ueberreste! Das Mammuth steht bekanntlich zoologisch dem jetzt lebenden Elephanten ganz nahe; dieser aber vermag seiner Natur nach nur in tropischen und subtropischen Ländern zu leben. Die ungeheure Masse der in Sibirien gefundenen Ueberreste, und vielleicht noch mehr der Zustand einiger (man konnte bei dem berühmten nach Petersburg gebrachten Mammuth noch die Regenbogenhaut des Auges unterscheiden) scheinen auf den Fundort als wahrscheinliches Vaterland zu deuten. Was für ein in die Augen fallender Beweis wäre das für die großen Veränderungen, die auf unserm Planeten im langen Lauf der Zeiten stattgefunden haben! Nummer 7 des genannten Hefts der Petermann'schen Mittheilungen enthält die wunderbare Hypothese des Dr. G. Jäger, Direktors des Thiergartens in Wien, daß das Paradies, d. h. der erste Wohnplatz der Thiere und Menschen, am Nordpol gewesen sei. Wen bei der ersten Ankündigung dieser Hypothese friert, den verweisen wir zunächst auf die Mammuthüberreste Sibiriens und auf die Kohlenformation Spitzbergens, die doch wohl beide für ein viel wärmeres früheres Klima Zeugniß ablegen. Dr. Jäger kann sich die jetzige Verbreitung der Thiere aller Erdtheile nur dadurch erklären, daß dieselben früher um ein „polar gelegenes See-Becken" wohnten, und von dort bei dem Kälterwerden des Klimas dem Bedürfniß ihrer Natur gemäß sich dem Aequator näherten. Um diese Idee wahrscheinlich zu machen, hat er eine neue Projection der Erdoberfläche entworfen, die in der That vorzüglich ist, und auch schon die verdiente Anerkennung der Geographen von Fach erhalten hat. Der Zoolog löst hier eine Aufgabe des Geographen nach dem alten Gesetz, demgemäß der Erfinder gewöhnlich einem ganz andern Lebenskreise angehört als seine Erfindung, wonach also z. B. neue Bomben von Predigern erfunden werden u. s. w.

Nun aber zur Projection des Dr. Jäger. Auf einer Karte ist bekanntlich die schwierige Aufgabe zu lösen, einen Theil einer Kugeloberfläche, oder die







ganze Kugeloberfläche, in einer Ebene darzustellen. Dies ist natürlich nur annähernd möglich, und man kann verschiedene Wege einschlagen, von denen jeder eigenthümliche Vortheile bieten mag. Die gewöhnlichste Projection ist die Mercator'sche, welche die Gegenden um den Aequator verhältnißmäßig richtig wiedergiebt, die Polargegenden aber ungebührlich ausdehnt. Die Jäger'sche Projection besteht nun darin, daß die nördliche Erdhälfte in bekannter Polarprojection, d. h. mit dem Pol als Mittelpunkt, dargestellt wird, die südliche Erdhälfte aber sich in der Gestalt von 8 Strahlen eines Sterns anschließt. Die 8 keilförmigen Strahlen sind aber so placirt, daß die 3 Continente beinahe ganz continuirlich von Norden nach Süden verlaufen. Man wird vielleicht verwundert fragen, seit wann es drei Continente gebe. Ein Blick auf die neue Karte unterstützt die schon öfters aufgestellte Ansicht, daß man eigentlich 3 Continente annehmen müsse, die, alle mit ihrer Basis um den Nordpol gelagert, von dort über den Aequator hinaus sich in südliche Spitzen verlaufen: Amerika, Europa-Afrika, Asien-Australien.

Neben dieser zoologischen Hypothese erwartet eine rein geographische von der Expedition ihre Lösung. Dr. Petermann glaubt nach Vergleichung aller Nachrichten über Land und Wasser in der Nähe des Nordpols zu finden, daß Grönland eine ungeheure Insel sei, die sich bis zur Beringstraße erstrecke. Als er die erste Zeichnung der hypothetischen Figur Grönlands veröffentlicht hatte, erhielt er zu seinem Erstaunen das Schreiben eines deutschen Astronomen, der aus rein astronomischen Gründen, durch Beobachtung der Variation des Erdschwerpunktes, zu genau demselben Resultat gelangt war. — So reichten sich Erd- und Himmelswissenschaft die Hände, von Neuem ein Zeugniß dafür ablegend, daß es nur eine, freilich vielfach gegliederte, Wissenschaft gebe. Geographie und Astronomie, Zoologie und Botanik, Physik, Chemie und Meteorologie, alle können bestimmt auf größere Bereicherung durch eine solche Expedition rechnen. Ja, es steht noch ein anderes Resultat in gewisser Aussicht. Die vorliegenden Aktenstücke zeigen, wie Deutsche aller Staaten sich an der Ausführung betheiligen; wir finden da als thätige Beförderer und Theilnehmer den österreichischen Commodore Wüllerstorf neben dem preußischen Capitän Werner, und neben dem wackern Bremer Capitän Hagemann. Eine Expedition nach dem Nordpol, in wahrhaft nationalem Geist unternommen, und nach dem Bisherigen zu urtheilen, in demselben Geist ausgeführt, kann nicht verfehlen, einen günstigen Einfluß auf die Vereinigung der so lange getrennten Glieder des deutschen Volkes auszuüben. Obgleich von unmittelbarer Theilnahme ausgeschlossen, werden wir auf der Westseite des Atlantischen Oceans wohnenden Deutschen mit kaum geringerem Interesse die deutsche Nordfahrt begleiten, als die im alten Vaterland gebliebenen. Der Ruhm der Unternehmung mag der Nation angehören, der Nutzen derselben gehört sicher der Menschheit. (Neuesten Nachrichten zufolge hat die preußische Regierung die Sache in die Hand genommen und 60,000 Thaler aus Staatsmitteln dafür bestimmt. D. R.)







Literarisch-artistisches Feuilleton.

Von J. W.

Zur Vervollständigung unserer Rundschau der neueren deutschen dramatischen Literatur haben wir noch das Lustspiel in's Auge zu fassen. Das Lustspiel, welches hauptsächlich Gesellschaftsbilder aus dem täglichen Leben liefern, Charaktere, Stimmungen und Verhältnisse vorführen soll, wie sie die wechselnden Strömungen der Zeit an die Oberfläche treiben, ist von jeher und bei allen Nationen sehr wesentlich von den öffentlichen Zuständen im Allgemeinen, ganz besonders aber von dem herrschenden politischen System beeinflußt worden. Wie ungerecht also, den deutschen Dichtern ewig vorzuwerfen, daß sie keine Lustspiele nach Art der auf diesem Gebiet allerdings ganz besonders bewanderten Franzosen liefern, da sie doch eben deutsche und nicht französische Zustände zu schildern haben. Das deutsche Lustspiel an und für sich steht an innerem Gehalt dem anderer Nationen ganz gewiß nicht nach; die Mängel, welche ihm ankleben, sind nicht auf Rechnung der Dichter, sondern auf die der gesellschaftlichen und politischen Zustände des Landes zu setzen. Das deutsche Gesellschafts-, Erwerbs- und Verkehrsleben hat seit dem Jahre 1848 einen mächtigen Umschwung erfahren und eine ungleich höhere Stufe der Entwickelung erreicht; das deutsche Lustspiel hat diesen Umgestaltungsprozeß Schritt vor Schritt getreulich mitgemacht, es nimmt schon heute eine ganz andere Stellung ein als vor 20 Jahren. Wenn Deutschland erst in politischer Beziehung das geworden, was es zu sein offenbar berufen ist, dann wird auch die deutsche Schaubühne sich von den jetzt noch sie umstrickenden Banden frei machen, und ganz besonders wird das deutsche Lustspiel jenen hohen Grad der Vollkommenheit erreichen, den es nur bei einer in intellectueller, sittlicher und politischer Beziehung freien Nation zu erreichen im Stande ist.

Bietet die vielgepriesene französische Komödie der Gegenwart größere Mannigfaltigkeit, zeigt sie sich pikanter, einschneidender, prickelnder als unser deutsches Lustspiel, so wollen wir sie um jene Vorzüge nicht allzu sehr beneiden; — erstrecken sich dieselben doch vorzugsweise auf Gebiete von mehr als zweifelhaftem Charakter. Das Lorettenthum in seinen vielfältigen Schattirungen, die Geheimnisse eines verfehlten ehelichen Lebens, der Zersetzungsprozeß im Schooß der Familie und ähnliche pikante Themen werden von unseren deutschen Lustspieldichtern nicht mit solcher Vorliebe und virtuoser Geschicklichkeit behandelt, wie von den französischen, weil es ihnen eben an den Vorbildern dazu gebricht, weil unser deutsches Volksleben gottlob noch zu gesund ist, um solche krankhafte Erscheinungen anders denn vereinzelt und sporadisch auftreten zu lassen. Das deutsche Lustspiel ist vielleicht nicht so geistreich, nicht so prickelnd und kitzelnd, aber es ist harmlos, erheiternd und von fleckenloser Moralität.

Von älteren bekannten Dichtern, die hin und wieder noch immer selbst-







schöpferisch in die Gegenwart hereinragen, haben wir Töpfer, Holtey und Bauernfeld zu nennen. Ersterer läßt sich nur sehr selten vernehmen; der Zweite bringt der deutschen Bühne, für die er so wacker gearbeitet, zuweilen noch eine kleine Gabe; der Dritte allein behauptet als rüstiger Streiter das Feld, auf dem er schon seit mehr als drei Jahrzehnten manchen Lorbeer errungen. Unter den neuen Lustspieldichtern nimmt Roderich Benedix den ersten Rang ein. Sein Auftreten datirt vom Ende der dreißiger Jahre. Eine glückliche Combinations- und Gestaltungsgabe erlaubte ihm, ohne gerade mit hohem Flug der Phantasie oder ungewöhnlichem Reichthum der Ideen ausgestattet zu sein, im Verlauf eines Vierteljahrhunderts eine gewaltig lange Reihe von Werken zu schaffen, die meist dem poetischen Bühnenbedürfniß vortrefflich angepaßt waren und sich daher fast sammt und sonders zu brauchbaren Repertoirstücken gestalteten. Erst gegen das Ende dieses langen Zeitraums schien die Kraft des Autors, der sich in einem zu beschränkten Kreise bewegte, einigermaßen zu erlahmen. Nicht an Fruchtbarkeit, wohl aber an Erfindungsgabe drastischer Scenen und Figuren, an unwiderstehlicher vis comica wetteiferte der gleichfalls sehr beliebte Feldmann mit dem Beherrscher des deutschen Lustspiels der Gegenwart. Sein „Sohn auf Reisen", „Das Portrait der Geliebten", „Der Rechnungsrath und seine Töchter" sind wahre Musterlustspiele, die sich dem Besten anreihen, was die deutsche Bühne überhaupt aufzuweisen hat, und deutsche Theatervorstände würden nur in ihrem eigensten Interesse handeln, wenn sie diese gewissermaßen klassischen Lustspiele fort und fort auf dem Repertoir erhielten. In den letzten Jahren hat sich zu den beiden Genannten als Dritter im Bunde Görner gesellt. Wie Benedix von Hause aus selbst praktischer Schauspieler, kennt er die Bedürfnisse der Bühne und alle die zahlreichen kleinen Vortheile, die der Lustspieldichter in Requisition setzen mag, wenn ihm höhere poetische Begabung abgeht. Görner ist noch mehr als seine beiden genannten Collegen ein Mann der Praxis und der Routine. Dabei schreibt er einen fließenden, mitunter witzigen Dialog, und versteht, neben Hervorhebung aller komischen Momente, einen gemüthlichen, anheimelnden Ton anzuschlagen, der auf den Theaterbesucher jederzeit seine Wirkung äußert.

Die Zahl der deutschen Lustspieldichter ist überaus groß. Wir können hier nur die wirklich Bedeutenderen namhaft machen. Ganz besondere Berücksichtigung verdient Hackländer, dem nur etwas von der Fruchtbarkeit der oben genannten Autoren zu wünschen wäre. Sein „Geheimer Agent" ist ein sehr artiges Lustspiel, das die Feuerprobe bereits an vielen Bühnen bestanden hat, und auch nach längeren Zwischenräumen immer wieder gern gesehen wird. Andere Lustspiele desselben Verfassers waren nicht von so entschiedenem Erfolg begleitet. Moritz Heydrich hat einige Lustspiele und Possen geschrieben, unter denen „Prinz Lieschen" am bekanntesten wurde. Warum? Ja, das wissen wir wahrlich nicht zu sagen, denn das Stück glänzt weder durch Witz noch durch Verstand. Auch auf dem Gebiet des höheren Dramas hat der Verfasser debutirt. Er schrieb einen „Tiberius Gracchus", der wenigstens den Nutzen







stiftete, den dem Verfasser befreundeten Dichter Otto Ludwig zu einer gleichen Schöpfung anzuspornen, die uns als Fragment aus seiner Hinterlassenschaft mitgetheilt werden soll. In glücklichster Weise debutirte Hermann Hersch mit seiner „Anna-Liese", obwohl wir gestehen, daß uns der Succeß dieses mehr als einfachen, nach keiner Richtung hin bedeutenden Stückchens immer sehr räthselhaft vorkam. Hersch versuchte sich noch auf verschiedenen anderen Gebieten, so im Schauspiel und Volksdrama, und auch hier nicht ohne einigen Erfolg. Besseres als er bisher geleistet, ist wohl unter keinen Umständen von ihm zu erwarten.

Ein hübsches Talent für Kleinigkeiten legt Moser an den Tag, der das Bühnenrepertoir mit einigen allerliebsten einaktigen Lustspielen bereichert hat. Auch R. Hahn verdient in dieser Hinsicht wenigstens genannt zu werden. Otto Roquette, der Lyriker, bearbeitet seit Kurzem das Feld des Tendenzlustspiels, doch bis jetzt kaum mit sonderlichem Erfolg. Sympathischere Saiten schlägt Germamer (H. Börnstein) an, der seit Verwaltung seines Bremer Consulats die früher in Paris begonnene Thätigkeit für die deutsche Bühne wieder aufnahm und bereits einzelne ganz brauchbare Sachen lieferte. Ein sehr anmuthiges Talent für das kleinere Lustspiel besitzt Feodor Wehl, dem die deutsche Bühne eine Anzahl niedlicher Sächelchen verdankt. Leider schafft auch er nicht viel Neues. Otto Horn ist ein nicht unbegabter Lustspieldichter, dessen neuestes Produkt: „Wer die Welt regiert" allerdings bei der jüngst stattgehabten Aufführung in Berlin nur einen sehr mäßigen Erfolg gehabt zu haben scheint. O. Girndt und E. Dohm in Berlin erscheinen gelegentlich einmal auf dem Repertoir der dortigen Bühnen. Das jüngste Berliner Talent für das Lustspiel ist S. Haber, dessen Bluetten: „Ein Stündchen auf dem Comptoir" und „Ein Augenblick des Glückes" außerordentliches Glück machten. In Oesterreich hat das Lustspiel von jeher eifrige Pflege gefunden. Außer mehreren der bereits genannten Schriftsteller waren es in der vormärzlichen Zeit hauptsächlich Castelli, Adami, Bäuerle und manche Andere, die unaufhörlich ganze Bände von größeren und kleineren Lustspielen in die Welt sandten. Auch in diesem Augenblick fehlt es dort nicht an Dichtern, die dem Lustspiel ihre vorzugsweise Thätigkeit zuwenden. Julius Rosen hat eine Anzahl erfolgreicher Arbeiten geliefert. Lederer schuf früher einige brauchbare Lustspiele, und hat sich auch neuerdings wieder auf diesem Felde versucht. Schlesinger, der geistreiche Feuilletonist und Kritiker, schreibt allerliebste einaktige Bluetten, die an Duft und Grazie den feinsten Pariser Mustern nicht nachstehen. Ein in der Entwickelung begriffenes Talent ist Sacher-Mosach, Verfasser mehrerer interessanter Romane, dessen historisches Lustspiel: „Die Verse Friedrichs des Großen" ganz außerordentlich gerühmt wird.

Der Vollständigkeit halber dürfen wir endlich auch die sogenannten Bücher-Dramatiker nicht ganz übersehen, d. h. diejenigen dramatischen Dichter, die nicht müde werden, dicke Bände ihrer Werke erscheinen zu lassen, ohne daß auch nur je eines derselben das Licht der Lampen erblickte. Das Geschlecht der Pe-







ter Lohmänner ist noch nicht ausgestorben und wird auch so leicht nicht aussterben. Dabei haben die Nachfolger jenes fruchtbaren Berliner Autors, der gegen zwölf Bände, jeder zu drei Dramen, in die Welt schickte, noch bei weitem nicht immer die respektable Gediegenheit ihres leuchtenden Vorbildes. Es wird viel dramatischer Schund gedruckt, zu welchem Zweck, ist schwer abzusehen, da sich für derartige Bücher kaum Leser finden. Doch fehlt es natürlich auch nicht an tüchtigen Erscheinungen auf diesem Gebiet der Literatur. Friedrich Rotter's erst unlängst im Druck erschienenes Drama: „Die Johanniter" möchte sich am Ende auch zur Aufführung eignen, wollte sich ein tüchtiger Regisseur der Mühe unterziehen, es für die Bühne einzurichten. Ferdinand v. Saar's Dramen aus der deutschen Geschichte zeugen von ungewöhnlicher Begabung, und würden, etwas compakter gefaßt, sogar eine Zierde des deutschen Bühnenrepertoirs bilden. Auch Wilhelm Hosäus wäre wohl im Stande, ein brauchbares Bühnenstück zu liefern, wenn auch seine jüngste Dichtung: „Prinz Louis Ferdinand" noch etwas zu doktrinär und breitspurig gehalten ist. Die deutschen Dramen von Robert Gieseke stehen den Saar'schen entschieden nach. Das novellistische Element waltet in ihnen vor, und es ist schwer zu sagen, weshalb der Verfasser seinen Stoff nicht gleich zu historischen Erzählungen gestaltete, da die in schwerfälliger Weise gehandhabte dramatische Form gewiß nicht dazu beiträgt, diese Arbeiten populärer zu machen. Auch Richard Weiland läßt es sich nicht verdrießen, deutsche Geschichte in dramatischer Form vorzutragen. Erst kürzlich erschien von ihm: „Kaiser und Papst", ein Drama, dessen Helden natürlich wieder Heinrich IV. und Gregor VII. sind. Endlich gehört noch zu diesen bekannteren Bücher-Dramatikern Ludwig Schneegans, der sich durch Weilen's „Tristan und Isolde" nicht abschrecken ließ, abermals einen „Tristan" in die Welt zu setzen.

So hätten wir denn, mit alleiniger Ausnahme der nur noch in Wien von Langer, Berg und einigen Andern mit Glück cultivirten, in Berlin jedoch offenbar im Aussterben begriffenen Lokalposse, das Gesammtgebiet der deutschen dramatischen Dichtung der Gegenwart flüchtig durchwandert und die hervorragendsten der auf demselben thätigen Kräfte kennen gelernt. Wenden wir uns nunmehr für die Folge zu den einzelnen Erscheinungen, wie sie im Laufe der Zeit zu Tage treten.

Die Bevölkerung von Paris ist bekannt wegen ihrer außerordentlichen Vorliebe für dramatische Unterhaltungen; wir New-Yorker befinden uns inzwischen auf dem besten Wege, es auch in dieser Beziehung, wie in so mancher anderen, unseren transatlantischen Vorbildern völlig gleich, mit der Zeit wohl noch gar zuvor zu thun. Wenn man nur ein einziges Jahrzehnt zurückblickt, und die Stellung, welche damals die amerikanische Schaubühne einnahm, mit ihrer heutigen vergleicht, so muß man staunen über den wunderbaren Fort-







schritt. Als zu Anfang der fünfziger Jahre ein berühmter Kanzelredner und großes Kirchenlicht sein Anathema gegen den Komiker Burton — beiläufig gesagt, der größte Künstler seines Faches, den Amerika bis jetzt hervorgebracht — schleuderte, weil derselbe in dem Lustspiel: "The Serious Family" (auf der deutschen Bühne bekannt unter dem Titel: „Er muß auf's Land") das Muckerthum und die religiöse Scheinheiligkeit so unsterblich lächerlich gemacht, bedauerte der Schauspieler, daß er nicht ein Vierteljahrhundert später zur Welt gekommen, um den Tag erleben zu können, an welchem die Bühne der Kanzel als ebenbürtige Macht gegenüberstehe. Dieser Tag scheint viel früher anzubrechen, als Burton damals dachte. Hätte ihn der Tod nicht in den kräftigsten Mannesjahren weggerafft, er würde ihn ganz sicher erlebt haben. Das Vorurtheil gegen Theaterwesen und dramatische Kunst, welches noch vor einem Jahrzehnt so mächtig war, schwindet mehr und mehr; in immer weiteren Kreisen erkennt man die Bühne als das, was sie in Wahrheit sein soll: die wirksamste und nützlichste Schule des Volkes, welche Hand in Hand mit anderen Bildungs- und Aufklärungsmitteln an der Erziehung der Menschheit zu arbeiten berufen ist. Freilich mag es noch eine geraume Weile dauern, bis die amerikanische Bühne diesen Beruf wirklich erfüllt; ihn richtig erkannt zu haben, ist jedoch der erste vorbereitende Schritt dazu.

Seit Beginn des laufenden Jahres sind in New-York bereits zwei neue englische Schauspielbühnen eingeweiht worden: Miß Lucie Rushtons kleines Theater am Broadway, ehemals unter dem Namen Athenäum ein bekanntes Lokal für Vorlesungen und Schaustellungen, das in der unglaublich kurzen Frist von nicht ganz drei Wochen in einen vollständigen Musentempel umgewandelt wurde, und Wood's Theater, früher eine sogenannte Minstrelbühne, auf der angeschwärzte Weiße ihre komischen Gesänge und grotesken Tänze aufführten, nunmehr aber dem legitimen Drama, allerdings mit gelegentlicher Beimischung von Pantomimen, gymnastischen Kunststücken u. dergl. gewidmet. Keine dieser neuen Bühnen nimmt bis jetzt in künstlerischer Beziehung einen besonders hohen Rang ein; allein ihr bloßes Entstehen beweis't doch, wie das Bedürfniß nach besserer dramatischer Unterhaltung fortwährend im Wachsen begriffen ist. Die laufende Saison hat den New-Yorker Theaterfreunden viele Koryphäen der englisch-amerikanischen Schauspielkunst vorgeführt. Nachdem die Keans mit ihrer englischen Schauspielergesellschaft ein sehr erfolgreiches Gastspiel beendigt, übte der unverwüstliche Forrest seine bewährte Anziehungskraft. Der Wilhelm Kunst der amerikanischen Schaubühne gleicht auch darin seinem deutschen Kunstgenossen, daß die durch die vorgerückten Jahre bedingte Abschwächung seiner physischen Kräfte, bis jetzt allerdings keine sehr bedeutende, seinen künstlerischen Erfolg nicht beeinträchtigt, im Grunde sogar noch erhöht. Der Forrest von heute gefällt uns besser als der vor 12 — 15 Jahren; er ist etwas ruhiger, haushälterischer mit seinen Mitteln geworden, und läßt somit mehr den Künstler hervortreten. Im Wintergarden hat das mit dem neuen Jahre begonnene und noch immer fortgesetzte Gastspiel Edwin Booth's enormen Erfolg







gehabt, ein Erfolg, der diesmal freilich zur guten Hälfte auf Rechnung der seit verwichenem Jahre für viele Leute plötzlich so interessant gewordenen Persönlichkeit zu setzen ist. Ob Booth den Hamlet, den Richelieu oder sonst was spielte, galt den meisten Theaterbesuchern gleich; sie wollten eben nur Booth und Nichts als Booth sehen. Edwin Booth ist übrigens, zum Unterschied von Forrest, der in seiner Auffassung durchaus stationär bleibt, ein wacker vorwärtsstrebender Künstler, und die längere Zurückgezogenheit von der Bühne ist von ihm zu tüchtigen Studien benutzt worden. Sein „Hamlet" war anders und entschieden besser als im verwichenen Jahre, wo er ihn den entzückten New-Yorkern nnd namentlich den ganz davon bezauberten Ladies hundertmal vorspielte, und noch mit der hundertsten Aufführung, seiner Benefizvorstellung, ein übervolles Haus erzielte. Booth scheint die ausführlichen Besprechungen, welche englische Blätter dem Fechter'schen „Hamlet" widmeten, fleißig studirt, und seinen eigenen Dänenprinzen, der bis dahin den gang und gäben amerikanischen Zuschnitt trug, danach umgemodelt zu haben. Auch mag der Bandmann'sche Hamlet nicht ganz ohne Einfluß auf ihn gewesen sein, obwohl er das so wenig eingestehen wird wie die englisch-amerikanische Presse, die Jenen nicht genug verketzern konnte, Diesen aber sofort in den Himmel erhob. Auffallend unparteiisch und vorurtheilsfrei hat sich diese Presse im Falle der Miß Kate Bateman bewiesen, die zu einem kurzen Gastspiel aus England herüberkam und mit ihrer „Leah" wieder hübsches Kapital machte, ohne jedoch von der Kritik so übertrieben gehätschelt zu werden, wie sie es selber wohl erwartet hatte. Amerika will an den hohen Kunstberuf der ihm von England aufoctroyirten „Rachel" nicht recht glauben und thut sehr wohl daran, denn zu einem amerikanischen Seitenstück der einstigen Beherrscherin des Theatre français gehört doch am Ende etwas mehr als die gelungene Darstellung einer einzelnen, dem Naturell der Darstellerin zufällig in hohem Grade entsprechenden Rolle. Käthchen Bateman ist mit ihrer in England vergötterten „Leah", die übrigens auch einzelne bewährte deutsche Kunstrichter ganz hingerissen, doch am Ende nichts weiter als eine interessante Spezialität, die auf die amerikanische Schaubühne überhaupt ohne nachhaltigen Einfluß bleiben wird.

Unser deutsches Stadttheater hat seit Beendigung des Genéegastspiels, wovon uns jedoch für den April eine zweite Auflage in Aussicht steht, in der Vorführung namhafter Novitäten eine nicht genug anzuerkennende Regsamkeit entfaltet. Es ist das Bestreben der Direktion, jedes in Deutschland mit Beifall aufgenommene Stück dem hiesigen Publikum so rasch wie möglich vorzuführen, wobei es freilich dann nicht ihre Schuld ist, wenn diese Novitäten nicht gerade in allen Fällen dem ihnen vorausgegangenen Rufe entsprechen. In der Auswahl älterer Stücke, welche hier neu sind, sollte allerdings mit größerer Sorgfalt zu Werke gegangen, und nichts vorgeführt werden, was sich überlebt hat und dem Geist der Zeit nicht mehr angemessen ist. So war die Einstudirung von Dingelstedts selbst in Deutschland vergessener, conservativ-monarchischer Tragödie: „Das Haus der Barneveldt" ein Mißgriff, und die







darauf verwendete Mühe und Zeit würde sich in anderer Weise besser gelohnt haben. Will man uns mit einem älteren gediegenen Drama bekannt machen, so klopfe man lieber bei Gutzkow, Laube, Hebbel, Ludwig, Mosen u. s. w. an, unter deren dramatischen Werken sich noch manches befindet, was eine Zierde unseres Bühnenrepertoirs bilden würde. Von durchgreifendem Erfolg war dagegen die Vorführung der neuesten Mosenthal'schen Tragödie: „Pietra", einer dramatischen Dichtung von hohem Werth und seltener Kraft. Fräul. Rohde, die jugendliche Heldin und Liebhaberin, legte mit der Titelrolle alle Ehre ein. Diese junge Dame mit ihren seltenen Mitteln für das hochtragische Fach könnte mit der Zeit eine Künstlerin ersten Ranges werden, wenn sie unter competente Leitung käme, und ihre schönen Kräfte nicht an solchem Schund, wie z. B. die Rolle des Jack Sheppard in dem Spitzbubenstück: „Die Ritter des Nebels" zu versplittern genöthigt wäre. Mit der Aufführung der in Scene gesetzten Novitäten konnte man durchgängig zufrieden sein, obwohl die Rollenvertheilung nicht immer die zweckmäßigste war. Letzteres hatte wohl seinen Grund in allerlei Differenzen und Streitigkeiten uuter den Mitgliedern, die natürlich dem Ensemble immer nachtheilig sein müssen. Eine beklagenswerthe Folge dieser inneren Mißhelligkeiten mag wohl auch das bereits stattgehabte gänzliche Ausscheiden von Herrn und Frau Hoym aus dem hiesigen Bühnenverband sein. In ihnen verliert das Theater nicht nur zwei schwer zu ersetzende Mitglieder, sondern auch gewissermaßen seine Schöpfer und langjährigen erfolgreichen Leiter. Frau Hoym ist eine vielseitig gebildete Künstlerin, die jederzeit mit seltener Selbstverleugnung und Aufopferung ihre Kräfte dem Ganzen widmete; ihrer Energie, ihrem praktischen Scharfblick hatte die Bühne zum nicht geringen Theil ihr Emporblühen zu danken. Herr Hoym war als Schauspieler beim Publikum immer in hohem Grade beliebt, und diese Beliebtheit ist sicher keine ganz unverdiente; sein umgängliches und stets gentiles Wesen erwarb ihm innerhalb und außerhalb der Theaterkreise zahlreiche Freunde und erleichterte ihm ganz wesentlich die sonst so schwierige Stellung eines Bühnendirektors. Wie wichtig er für das Institut war, mit dem er sich in so hohem Grade identifizirt hatte, wird man vielleicht erst nach seinem Abgang inne werden. Die herzlichsten Wünsche des gesammten theaterliebenden Publikums folgen dem scheidenden Künstlerpaare, und wenn es zu irgend einer späteren Zeit, wie wir uns fast der Hoffnung hingeben, auf den Schauplatz seines früheren Wirkens zurückkehren sollte, wird es an einem freudigen Willkommen sicher nicht fehlen. Als Ersatz für Herrn Hoym ist der von verwichener Saison so vortheilhaft bekannte Herr Härting dem Personal des Stadttheaters einverleibt worden, eine Wahl, die uns allerdings für das fernere Gedeihen des Instituts das Beste hoffen läßt.







Musikalische Revue.

Von Th. Hagen.

Vor einigen dreißig Jahren tauchte in der musikalischen Welt ein Mann auf, der viel von sich reden machte. Aber leider war dies nicht immer im guten Sinne; im Gegentheil, er wurde nicht wenig verhöhnt und ausgelacht, und seine Kompositionen bezeichnete man als die Ausgeburt einer ungeheuerlichen Phantasie, einer krankhaften Seele. Namentlich war es seine erste Symphonie, die keine Gnade vor dem Publikum fand. In dieser Symphonie hatte er die Liebesleiden eines Malers zu schildern versucht. Derselbe will sich aus Verzweiflung umbringen, aber vorher tödtet er seine Geliebte. Glücklicherweise stellt sich am Schlusse das Ganze als ein Traum heraus. Leider war es aber kein Traum für Die, welche zuhören mußten. War man auch schon damals in Paris gewohnt, sich die Nerven an der Lektüre allerlei gräßlicher Romane zu reizen, in der Musik verlangte man doch damals wie jetzt etwas Anderes. In der großen Oper wurde zwar dann und wann auch etwas musikalisch Fratzenhaftes zur Aufführung gebracht; aber man ließ sich das einzig und allein in Betreff der Zugabe der Scenerie und des Ballets gefallen. In der Symphonie hielt man sich an Beethoven, der in dem alten Conservatorium-Saal von Hubeneck und seinen Genossen recht gut interpretirt wurde. Und daher fand denn auch Berlioz gar keine Gnade vor den Parisern, und kein Komponist mußte größeren Spott erdulden als er.

Nun, dieselbe Symphonie, die damals so arg mitgenommen wurde, kam im letzten Philharmonischen Conzert zur Aufführung. Und wie war die Aufnahme? Gelacht hat man nicht, verhöhnt hat man den Meister nicht; denn er hat sich seit seinem ersten Auftreten mindestens Achtung erzwungen. Aber gefallen hat das Werk deshalb doch nicht. Eine Episode aus dem Leben eines Künstlers in die Symphonieform zu zwängen, widerspricht auch heute noch dem gebildeten Geschmack, wie es vor einigen dreißig Jahren der Fall war. Wir stoßen uns weniger an die krassen Modulationen, wir verwerfen nicht das Prinzip der musikalischen Illustration; aber wir wollen nicht solche Bilder, wie Berlioz sie uns vorführt. Ueberdies haben wir vom rein musikalischen Gesichtspunkt aus manche Bedenken gegen das Werk. Man hört demselben an, daß der Verfasser, als er es schrieb, sich noch nicht lange in großen Formen bewegt hat. Es klingt steif und hart. Auch das Melodische ist unbedeutend, und dies stempelt die Symphonie mehr als irgend etwas Anderes als ein Erstlingswerk. Je mehr man komponirt hat, desto leichter und abgerundeter gestalten sich die Melodieen. Der Schüler wird mehr Schwierigkeit haben, eine langathmige Melodie zu finden, als der Meister, vorausgesetzt daß dieser noch in seiner vollen Manneskraft ist. Aber was dem Berlioz'schen Werke vor allen Dingen fehlt, ist Wärme, Gemüth, wirkliche Leidenschaft, wirkliches Gefühlsleben. Alles darin ist kalt und gemacht. Und wenn irgend Etwas, so ist es dieser allerdings große






Mangel, welcher auf wenig wirkliche musikalische Begabung in dem Komponisten hindeutet. Die großartige Willenskraft dieses in mancher Beziehung merkwürdigen Franzosen, seine Ambition, sein nicht unbedeutendes Wissen (musikalisches sowohl wie auch anderes) haben allerdings dem ihm verliehenen ursprünglichen, spröden Material manches hervorragende Kunstwerk abgezwungen; aber jedem einzelnen sieht man den Krampf an, und jedes einzelne ruft uns zu: „Hier ist Alles, nur kein Genie; hier ist Alles, nur keine Musik!" — Auch Beethoven wurde im Anfange angefochten; aber es bedurfte nur weniger Jahre, um alle seine Gegner zum Schweigen zu bringen. Auch Schumann wurde verhöhnt; aber wer wagt es jetzt noch zu thun? Wie anders mit Berlioz! Nach dreißig Jahren unausgesetzten Kampfes ist er als Komponist heute noch so wenig allseitig anerkannt, wie er's damals war. Man achtet ihn als musikalischen Schriftsteller, man erkennt das Verdienst seiner Instrumentationslehre an, man bewundert einige reizende Kombinationen der Klangfarbe und kühne Gedankenblitze in seiner Harold-Symphonie, in seiner Reine Mab, in seinem Carneval Romain; aber man fühlt sich von dem Ganzen heute so wenig erregt und ergriffen, wie man es im Anfange seiner Carriere war, und es giebt auch heute noch Hunderte und Tausende, die ihm das Prädikat eines großen Komponisten versagen.

In demselben Conzerte hörten wir auch eine Symphonie, welche eine ganz andere Wirung hatte. Dies war die weniger bekannte, welche Mozart ohne Menuett geschrieben hat (im Jahre 1786). Welches heitere Gemüthsleben trat uns aus diesem Werke entgegen, welcher Fluß der Melodie! (selbst wenn diese auch nicht immer bedeutend genannt werden kann). Namentlich zeichnet sich das Andante durch ein inniges und schönes Motiv aus, dem zwar nicht die Beethoven'sche Mannigfaltigkeit der Ausarbeitung abgewonnen ist, das aber bis zum Schlusse in den verschiedenartigsten Gestalten sprudelt. Die Symphonie wurde vortrefflich gespielt; weniger gut war die Ausführung der bekannten Melusinenouvertüre von Mendelssohn.

Herr Wehli, der bekannte Klaviervirtuos, machte einen betrübenden Eindruck mit seinem Vortrage des einst sehr populären Capriccio von Mendelssohn. Etwas Tonloseres und Unbedeutenderes haben wir lange nicht gehört. Auch die Technik war mangelhaft. Ja, freilich, ein Mendelssohn'sches Musikstück verlangt eine andere Ausbildung der Finger, als das Passagenwerk der heutigen Salonmusik. Uebrigens versteht Herr Wehli das Letztere recht gut zu handhaben.

Die Herren Mason und Thomas setzen das gute Werk zur Bildung des Geschmacks für die Kammermusik mit gewohntem Eifer fort. Ihre zweite Soiree bot das folgende Programm:

Streich-Sextett in C op. 14 .... Spohr.
Trio für Piano, Violine und Violoncello in G-moll .... Schumann.
Quartett Es-dur op. 74 .... Beethoven.

Dies war ein den Romantikern gewidmeter Abend. Zwar dürfte Spohr








nur bedingungsweise Romantiker genannt werden, da sich sehr oft zwischen dem romantischen Inhalte seiner Musik und dessen klassischer Ausdrucksweise ein Zwiespalt herausstellt; aber seinem musikalischen Wesen nach muß Spohr doch wohl zu den Romantikern gezählt werden. Vielleicht ist dieser eben berührte Zwiespalt die Ursache, weshalb seine Erscheinung doch von nur vorübergehender Bedeutung war. Seine Musik hat nie die Gemüther tief ergriffen; denn er war nie selbst stark erregt. Er liebte die glatte, gemessene Ausdrucksweise, welche eine leidenschaftliche Erregtheit ausschließt. Er empfand nie tief, und konnte deshalb auch seine Zuschauer nie tief empfinden machen. Als Componist wird die Popularität seines Namens bald ihre Grenze erreichen, wenn er auch in seiner Violinschule noch lange fortleben wird. Das Sextett, welches an diesem Abend gespielt wurde, konnte unsere Meinung über diesen Komponisten nur bekräftigen. Es hat Fluß und schöne Sprache, wie man es von einem solchen Meister nur erwarten kann, aber es spricht sehr oft dasselbe. Trotz mancher fesselnden Momente ist der Eindruck des Ganzen doch ein ermüdender. Nicht so der des Trio von Schumann, welches ihm folgte. Das kommt von einem ächten Romantiker von Gottes Gnaden. An Tiefe des Gefühls steht dieser Componist auch nicht den größten Meistern aller Zeiten nach. Selbst in diesem Trio in G-moll mußte sich dies offenbaren, trotzdem daß es nur wenige Jahre vor seinem Tode geschrieben ist, zu einer Zeit, wo seine Seele schon mit dem Dämon kämpfte, der ihn später überwältigte. Es werden in diesem Trio Saiten angeschlagen, die noch lange in der Seele eines jeden nur einigermaßen empfänglichen Zuhörers nachtönen müssen.

Das freundliche Es-dur-Quartett Beethoven's beschloß auf würdige Weise diese im Ganzen sehr interessante Soiree.

In der dritten Symphonie-Soiree des Herrn Theodor Thomas waren es zwei Neuigkeiten, freilich höchst verschiedenen Charakters, welche unser Interesse in Anspruch nahmen. Die eine war das Conzert in Es-dur für zwei Klaviere von Mozart, hier noch nie gespielt, und die Introduction von „Tristan und Isolde" von Richard Wagner, hier ebenfalls neu, und wahrscheinlich auch nur in zwei oder drei Städten Deutschlands gehört. Dem Conzerte wurde von den Herren Mills und Mason gute Rechnung getragen, und es machte einen freundlichen Eindruck, wenn man sich auch nicht verhehlen kann, daß diese Art von Klaviermusik sich doch überlebt hat. Seit 1786, in welchem Jahre Mozart dieses Werk komponirt, hat die Klavierliteratur so immense Fortschritte in technischer wie auch in geistiger Beziehung gemacht, daß die Werke der damaligen Zeit doch nur ein historisches Interesse für uns haben können.

Während das Conzert zu alt ist, dürfte das Vorspiel Wagner's für Manche zu neu sein, obgleich wir auch fur diese Art Musik schon lange vorbereitet worden sind. Wagner wiederholt in dem Stücke, was er uns bereits in seiner Introduction zu „Lohengrin" geboten hat. Es ist ein lang ausgesponnenes kleines Motiv, das nie zum Abschluß kommt. Merkwürdig bleibt die Raffinerie, mit der dieses Kunststück zu Tage gebracht wird. Oft glaubt man, der






Componist sei am Ende, er müsse abschließen; doch plötzlich mit einer kleinen Wendung weiß er dem Motive noch eine neue, und manchmal sogar eine recht melodische Seite abzugewinnen. Ueberhaupt klingt das Stück gefällig, es ist populärer gehalten als das Vorspiel zum „Lohengrin". Köstlich instrumentirt, hat es auf uns einen angenehmen, wenn auch keinen tiefen Eindruck gemacht. Vielleicht würde sich dieser übrigens ganz anders gestalten, wenn man das Nachspiel, die eigentliche Oper, gleich danach hörte. Im Grunde sollten beide auch nicht getrennt werden.

Was sonst noch in dem Conzerte gegeben wurde, ist eben nicht neu, aber doch etwas, was man zum Besten aller Zeiten rechnen kann. Wir schließen selbst die Manfred-Ouvertüre von Schumann nicht aus, die, wenn man sich einmal mit der Auffassung einverstanden erklären kann, gewiß ein Meisterwerk genannt werden muß. Natürlich überragte auch diesmal wieder Beethoven alles Andere, zumal da er zu uns in seiner großartigen C-moll-Symphonie sprach.

Wir müssen noch des Fräulein Adelaide Phillips gedenken, welche in dem Vortrage einer Arie aus Händel's „Samson" und des bekannten "Che voi sapete" aus „Figaro's Hochzeit" eine ehrenwerthe Künstlerschaft bewies.

Die neue Saison der italienischen Oper bietet vor der Hand nur Altes. Sie wurde mit einer eben nicht sehr guten Vorstellung der Meyerbeer'schen „Afrikanerin" eröffnet. Das Werk übt nach wie vor große Anziehungskraft aus, selbst für den Musiker, der immer neue Kombinationen herausfindet. In der komischen Oper "Il Crispino e la Comare" vertrat Herr Bellini die Stelle des verstorbenen Buffos Rovere. Er füllte seinen Platz besser aus als Herr Fossati, der seine Rolle übernommen hatte und damit nur wenig effektuiren konnte. Von den übrigen Opern, die noch gegeben wurden, nennen wir „Faust" und die „Puritaner". In der Erstern ist denn doch eine größere schöpferische Kraft als in der „Afrikanerin". Ob „der Nordstern" wieder aufgeführt werden wird, wie es heißt, muß die Zeit lehren. Man sollte lieber „die Hugenotten" geben, die auch heute noch die beste Oper Meyerbeer's bleiben.

Von Conzerten müssen wir noch dasjenige der Herren Gebrüder Poznanski und das zu Gunsten des deutschen Hospitals erwähnen. Das Letztere hatte wenigstens ein pekuniäres Resultat, und alle Diejenigen, welche dazu beigetragen haben, verdienen Dank und Ehre. Ob nicht ein gleich günstiges künstlerisches Resultat damit hätte vereinigt werden können, ist eine andere Frage, die wir hier nicht weiter untersuchen wollen. Wir können jedoch nicht umhin, zu bemerken, daß der Schlachtgesang von Rietz nachgerade genug gesungen worden ist.

Was nun die Gebrüder Poznanski anbetrifft, so stehen ihre Leistungen bis jetzt noch auf einer höchst mäßigen Stufe künstlerischer Ausbildung. Die Technik des Pianisten wie auch die des Violinisten ist durchaus nicht frei von Schwächen, und von Geist kann vor der Hand noch wenig die Rede sein. Auch







könnte ihr Ton kräftiger sein. Auf der anderen Seite haben wir in ihren Leistungen hier und da Momente gefunden, die auf Talent hindeuten. Dieses, verbunden mit tüchtiger Selbstkritik, muß auch bei ihnen zu günstigen Resultaten führen.

New-Yorker Correspondenz.

New-York, im Februar. Groß ist der heilige Patricius, denn zu seinen Ehren, oder wenigstens zu Ehren seiner Jünger, die ihm am Patrickstage in einer endlosen, gewöhnlich durch die reichsten Freudenthränen des Himmels verherrlichten Promenade zu huldigen pflegen, soll in New-York eine partielle Straßenreinigung vorgenommen werden, welches Wunder dem Heiligen von einer dankbaren Bevölkerung hoch angerechnet wird. Größer aber ist der Prinz Karneval, denn er hat während eines ganzen Monats das prosaische New-York in festlichem Taumel erhalten und selbst den ehrbarsten Manhattanesen auf Augenblicke zu seiner närrischen Fahne bekehrt. Der Kultus ging eigentlich nur von den Deutschen aus; aber immer mehr betheiligen sich an ihm auch die Amerikaner, wenn freilich nur als staunende, neugierige, erst bedenklich den Kopf schüttelnde, dann wider Willen hingerissene, lachende und jauchzende Zuschauer.

Jede Gelegenheit zum herzlichen Lachen ist in Amerika eine wahre Himmelssendung, und von jedem anständigen Vergnügen kann mit Recht gesagt werden, daß es einem dringend gefühlten Bedürfniß abhilft. Das Leben ist hier viel zu ernst, viel zu prosaisch; es macht Einen zum Erbarmen vernünftig. Darum willkommen, edler Prinz, der du deinen Unterthanen die Narrenkappe aufs Haupt drückst; willkommen das fröhliche Geklingel deiner Schellen; willkommen dein neckischer Uebermuth!

Die Amerikaner, und speciell die New-Yorker, sind in ihren Vergnügungen eigene Käuze. Wollen sie andere Leute oder sich selbst ehren, so veranstalten sie einen Ball. Aber soll es etwas recht Großartiges geben, so wird daraus eine großartige Dummheit, soll es recht fein hergehen, so wird es recht knotig, und wollen sie sich amüsiren wie nie zuvor, so bringen sie eine entsetzliche Langeweile zu Stande. Was haben wir da nicht Alles erlebt! Der Ball des Prinzen von Wales, der Japanesenball, der Russenball — Die, zu deren Verherrlichung diese kostbaren Festivitäten arrangirt wurden, müssen die New-Yorker für Barbaren halten, und diese selbst können nur mit Schauder daran zurückdenken. Die Quintessenz von Allem sollte der Ball des 7ten Regiments sein; die früher begangenen Schwabenstreiche wurden tief empfunden und sollten diesmal ganz bestimmt vermieden werden. Es sollte kein Gedränge entstehen, Jeder sollte ohne Schwierigkeit sich seiner Oberkleider entledigen und sie wieder






in Empfang nehmen, Jeder ohne Lebensgefahr in den Speisesaal gelangen und dort wirklich etwas bekommen können. Aber eben weil man diesen exemplarischen Willen hatte, wurde es noch ärger als je zuvor. Leser, warst du jemals auf einem solchen amerikanischen Ball zugegen? Zur Bereicherung deiner Menschen- und Landeskenntniß solltest du dich wenigstens einmal in die Gefahr begeben. Ein Gedränge ohne Maß und Ziel, ein Stoßen und Reißen, eine förmliche Prügelei um Speise und Trank, zerrissene Atlaskleider, mit Brühe oder edlem Wein übergossene Roben, Heulen, Kreischen, Wehklagen, Flüche, allgemeines Entsetzen und zuletzt allgemeine Flucht — das ist ein Ball der New-Yorker haute volée, das ein amerikanisches Vergnügen der allerfeinsten Art.

Der Prinz Karneval hat seine Sache besser gemacht. Wer sein Gast war, ging nicht getäuscht und degoutirt, sondern reich beschenkt nach Haus, und jetzt, da die Faschingszeit hinter uns liegt, freuen wir uns schon auf das nächste Schellengeklingel. Aber Nichts ist vollkommen, und je wärmer wir Se. Hoheit verehren, desto mehr fühlen wir uns berechtigt, einige allgemeine Regeln aufzustellen, welche bei seinem Kultus unabänderlich beobachtet werden sollten.

Da hier dem europäischen Fasching erst Bahn gebrochen werden muß, ist es sehr löblich, daß man dabei auf möglichst imposante Weise zu Werke geht. Nur das Kolossale macht hier Effekt, und kolossal waren die Maskenbälle. Erst genügte für sie eine Räumlichkeit von bescheidenen Dimensionen; jetzt werden nur die größten in Anspruch genommen, und auch sie entsprechen nicht mehr dem Bedürfniß. Die Eintrittspreise waren zum Theil extravagant; aber es wurde auch etwas dafür geboten, und die Frequenz zeigte, daß sie nicht abschreckend wirkten. Auf die Dekorationen nnd Maskenzüge war diesmal außerordentlich viel verwendet, und sehr zweifelhaft ist es, ob New-York darin von europäischen Städten überboten wurde. In diesem Betreff möchten jedoch einige Bemerkungen angebracht sein.

Das Wesen des Faschingstreibens ist Witz, Scherz, Laune, Humor, Schelmerei. Alles dies aber muß unmittelbar wirken, es muß sich seine Gegenstände aus dem täglichen Leben schöpfen und die Pointe sofort verständlich sein; sonst ist der Effekt verfehlt und die darauf verwendete Mühe verloren. Ein witziges Wort muß zünden wie der Blitz; soll man erst über die Bedeutung nachdenken, so ist es eben kein Witz. Noch mehr gilt dies von Versuchen, auf andere Weise die Lachmuskeln in Bewegung zu setzen. Die Dekoration eines Saales mag noch so sinnreich sein; muß man sie sich erst erklären lassen, oder Mythologie, Sage und Geschichte in Requisition setzen um sie sich selbst zu erklären, so geht die Wirkung verloren, denn im Gewimmel des Mummenschanzes hat man zu einem solchen geistigen Spaziergang weder Muße, noch Lust. Jede Anspielung muß so direkt sein, daß man sie im Moment versteht; sonst geht sie spurlos vorüber, oder verstimmt wohl gar wegen ihrer Unverständlichkeit, was durch ein Beispiel illustrirt werden möge. Auf einer Säule sehen wir dort, gleich einem büßenden Anachoreten, ein Individuum sitzen,







welches sich durch Nichts in der Lektüre einer Zeitung stören läßt. Der Unglückliche ist verurtheilt, die N. Y. Staatszeitung zu lesen, und das Publikum hätte die Schwere des muthmaßlichen Verbrechens sowohl wie die Härte der Strafe vollkommen zu würdigen gewußt, wenn zum warnenden Exempel für Jedermann der Urtheilsspruch durch Säulenanschlag verkündet worden wäre. Das hatte man aber leider versäumt, und so ging der Scherz verloren.

Der Witz muß nicht nur direkt treffend, sondern auch harmlos sein, so harmlos, daß der Getroffene selbst gezwungen ist, darüber zu lachen. Niemand hat das Recht, sich durch den Maskenscherz beleidigt zu fühlen; die Maske nimmt unbedingte Freiheit für sich in Anspruch. Gerade deshalb darf sie aber auch ihre souveraine Gewalt nicht mißbrauchen. Eben wegen dieser Nothwendigkeit der Beschränkung ist der Karneval überhaupt nur unter Leuten angebracht, die einerseits Spaß verstehen, andererseits von Herzen gutmüthiger Natur sind. Es dürfen Schläge ausgetheilt, aber es darf keine Wunde geschlagen, Schwächen dürfen berührt, aber keine wirkliche Schmerzen verursacht werden. Wird die Linie des sittlich Erlaubten und ästhetisch Berechtigten überschritten, so entsteht in den Anwesenden ein Unbehagen, eine Verstimmung, welche wie ein störender Kobold durch die Festesfreude fährt. Man darf deshalb auch nur die Thorheit, nie das Verbrechen zum Gegenstand des Maskenscherzes wählen; denn über Verabscheuungswürdiges kann man unmöglich lachen, an das positiv Schlechte, Niederträchtige, darf da, wo die Freude allein walten soll, gar nicht gedacht werden. Durchaus am Platz ist auf Maskenbällen ein gewisser Uebermuth; aber auch dieser muß sich innerhalb genau abgemessener Schranken halten, damit er nicht lästig wird. Der Harlekin mag seine Pritsche schwingen, bis er merkt, daß es genug ist; akrobatische Kunststücke im gedrängten Saal, welche die freie Bewegung hemmen und Schrecken um sich her verbreiten, sind aber gewiß nicht angebracht. Ohne Neckereien keine Maskerade; aber man muß sich nicht über gespielte Possen ärgern können. Wenn z. B., wie es in der Nähe New-Yorks geschehen, über die ahnungslose Gesellschaft ein Sack Mehl ausgeschüttet wird, um ihr etwas weiß zu machen, so finden wir das weder geistreich, noch hübsch, denn man ärgert sich mit Recht über die zerstörten Toiletten und andere damit verbundene unangenehme Folgen.

Alles muß seine Abwechselung haben. Eine ernste Gesellschaft läßt sich gern einmal durch tolle Streiche aus ihrer Ruhe rütteln; ebenso sehr aber sehnt man sich im tollen Treiben nach einer Erholung, und ein gut ausgedachtes Programm wird hierauf Bedacht nehmen. Sehr zweckmäßig ist es, wenn auf einer Maskerade für einen Ruhepunkt gesorgt wird, für irgend eine Vorstellung, oder ein hübsches Tableau, um welches sich für eine Weile die Gesellschaft gruppiren kann. Zweckmäßig möchte es auch sein, die Frage in Erwägung zu ziehen, ob es nicht von sämmtlichen Besuchern einer Maskerade verlangt werden sollte, daß sie sich maskiren oder doch im Kostüm—wenn auch nur im Domino—erscheinen. Der Effekt wird gar sehr gestört, wenn ein großer Theil der im Saal







Anwesenden nur gekommen ist um die Maskerade zu sehen, nicht um sich an ihr zu betheiligen. Die Zuschauer könnten sich eben auf die Gallerie oder die Logen beschränken. Und schließlich noch eine Andeutung. Der Witz ist eine angeborne Himmelsgabe, die sich nicht mittheilen läßt. Wer diese Himmelsgabe besitzt, hat in ihr einen Schatz, um den wir ihn herzlich beneiden und den er nach Kräften verwerthen möge; wer sie aber nicht hat, der finde sich resignirt in sein Schicksal; er ist darum nicht schlechter. Mancher glaubt witzig zu sein, und irrt sich darin. Niemand darf ihn deshalb tadeln, denn auch die Selbsterkenntniß ist nicht Jedem gegeben. Wen aber die Natur in dieser Hinsicht nicht bevorzugt, wem sie keinen gesunden, sprudelnden Humor verliehen hat, der sollte auch nicht mit der Abfassung witziger Programme, die obendrein für die Oeffentlichkeit bestimmt sind, beauftragt werden.

Und nun nach diesen allgemeinen Bemerkungen zu einer übersichtlichen Schilderung der drei bedeutendsten Maskeraden, welche diese Saison uns gebracht hat — derjenigen des Arion, des Teutonia Männerchors und des Liederkranzes. Alle in Betracht zu ziehen, ist einfach unmöglich, denn die Monatshefte würden keinen Raum dafür haben; die drei genannten mögen als Vertreter des Ganzen hingenommen werden. Zuvor aber sei noch auf die wöchentlichen „Narrenabende" des Arion hingewiesen, welche gleich nach Neujahr beginnen und andauern bis in der großen Maskerade der Kulminationspunkt erreicht wird. Da vereinigt sich wirklich Alles, was New-York, „die dritte deutsche Stadt", wie es zuweilen von der englischen Presse genannt wird, an genialen Tollheiten aufzuweisen hat; die Witze fliegen wie Raketen und Leuchtkugeln umher, und ist einmal einer nicht gerathen, so kommt das ja auch bei den Feuerwerken der berühmtesten Pyrotechniker vor und stört nicht den Gesammt-Eindruck. Mit Freuden ist anzuerkennen, daß diese „Narrenabende", bei denen jeder Besucher die Schellenkappe aufsetzen muß, von Jahr zu Jahr angenehmer werden, daß das Treiben auf ihnen sich fortwährend läutert, daß man immer mehr das Unpassende vom Passenden sondern lernt. Das Faschingstreiben kann für die Kritik des öffentlichen Lebens — delikate Privatverhältnisse darf es nie berühren — gerade so werthvoll sein wie die humoristische Literatur, welche hier noch immer nicht gedeihen will, und vielleicht kann das Eine dem Andern Bahn brechen. Ein ächter Faschingsnarr muß bei sich selbst anfangen, und schon dadurch seine Harmlosigkeit bekunden. Das hat der Arion erkannt und handelt danach.

Den Reigen unserer großen Karnevalsbälle eröffnete also, wie gewöhnlich, Arion, der Töne und des Witzes Meister. Die erste Ueberraschung, welche dem Besucher des Balles beim Eintritt in den bekannten prächtigen Saal der Academy bereitet wurde, war die wirklich pompöse Dekoration. Arion und Liederkranz, bei deren rühmlichem Wetteifer um die Palme künstlerischer Leistungen und geselliger Unterhaltung das Publikum stets der gewinnende Theil ist, haben mit ihrer diesjährigen Ausschmückung des Ballokals förmlich eine neue Aera angebahnt. Bisher war man hier bei der Dekorirung eines Ballsaals







stets auf dem dilettantischen Standpunkt stehen geblieben; diesmal schwang man sich zum künstlerischen empor. Und solche Ausschmückung des Saales ist nicht etwa Nebensache oder gar läppische Spielerei, wie manchmal behauptet wird. Man erinnere sich doch, wie es bei unserem sonst so gelungenen New-Yorker Sängerfest des verwichenen Sommers den Eindruck unangenehmster Enttäuschung machte, als man beim Eintritt in den zur Abhaltung der Festconzerte bestimmten Saal kahle, schmucklose Wände erblickte, ohne jedwede Embleme oder sonstige auf das Fest bezügliche Verzierungen. Das Auge verlangt nun einmal bei solchen Gelegenheiten sein Recht, und wo man es ihm verkürzt, wird die rechte Feststimmung nie Platz greifen. Der Charakter der Saaldekoration auf dem Arionball war der der gediegenen Pracht; das Auge war förmlich geblendet, vielleicht etwas zu sehr geblendet, von dem bunten Farbenschimmer; doch blieb der Totaleindruck ein durchaus harmonischer, und die Anordnung aller Details zeugte vom feinsten künstlerischen Geschmack. Nicola Meister — nomen et omen! — hatte in der unglaublich kurzen Frist vou 24 Stunden (noch am Abend vorher war Opernvorstellung gewesen) ein wahres Meisterwerk geschaffen. Von prachtvoller Wirkung war ein in der Kuppel des Saales schwebender riesiger Stern, in bunten Farben schillernd, von dessen Spitzen grüne Laubguirlanden nach den Gallerieen hinüber liefen. Die Logenbrüstungen waren sammt und sonders mit bunten Draperieen behangen, worauf Verzierungen im japanischen Styl angebracht waren; da sich dieselben gleichmäßig über die drei Logenreihen des mächtigen Hauses erstreckten, war der Totaleffekt ein äußerst imposanter. An den beiden unteren Gallerieen zogen sich überaus geschmackvoll gewundene Festons von grünem Laube hin, deren Enden jedesmal durch Körbchen mit prächtigen lebenden Blumen verbunden waren und nach unten durch schwere Goldquasten ihren Abschluß erhielten. Die Bühne war, wie gewöhnlich, zeltartig arrangirt. Im Vordergrunde schwebten zwei burleske Figuren in der Luft, die, zeitweilig in Bewegung gesetzt, ihre komischen Sprünge machten. Im Hintergrund der Bühne erblickte man einen hübsch nachgemachten Eisenbahnwagen der Dritten-Avenue-Compagnie, dessen spezielle Bedeutung allerdings etwas unklar blieb; sein Dach bildete das Podium einer kleinen Schaubühne, auf der einige Harlekins gelegentlich ihr Wesen trieben. Rechts und links quollen aus kleinen Bassins wohlriechende Wasser und erfüllten die Luft mit ihrem köstlichen Arom. Die Schaale mit Eau de Cologne — wirklich ächtem Johann Maria Farina vom Jülichsplatz — war unablässig vou Damen umdrängt, die ihre Tücher in das köstliche Naß tauchten. Dicht dahinter befanden sich noch zwei größere Fontainen mit Springbrunnen, allerliebst verziert mit blühenden Callas und üppig grünen Wasserpflanzen.

Was Maskenscherze, witzig zusammengestellte Züge ꝛc. anlangt, genießen die Carnevalsbälle des Arion einen wohlverdienten Ruf. Auch diesmal ward derselbe nicht zu Schanden. Punkt zwölf Uhr setzte sich die große Prozession in Bewegung. Dieselbe bestand aus zwei Hauptabtheilungen, Krieg und Frieden darstellend. Römische Soldaten, Mars und Bellona geleitend, eröffneten Erstere; General Grant, die unentbehrliche Cigarre im Mund, wurde auf einem kleinen Triumphwagen umhergeführt; andere Generale, sowie verschiedene Waffengattungen der Bundestruppen folgten. Little Mac — wirklich verschwindend little! — wiegte sich stolz auf seinem schwarzen Streithengst, einem niedlichen Schaukelpferdchen. Verschiedene Errungenschaften des Krieges, als Gold und Bounty-Broker, Patentbierfabrikanten ꝛc. fehlten gleichfalls nicht. Die Friedensabtheilung eröffnete Columbia, umgeben von sämmtlichen Staaten der

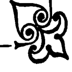






Union. Damen, welche Blumen darstellten, was freilich schwer zu erkennen war, schlossen sich an. Mit schallendem Gelächter ward unser auf einem colossalen Ziegenbock thronender Reconstruktor begrüßt, der unermüdlich mit gewaltiger Schneiderscheere seine Pardonzettelchen abschnitt, und in edler Freigebigkeit Gott und alle Welt damit überschüttete. Dicht hinter ihm folgten verschiedene Gruppen, die den Reconstruktionsprozeß in drastischer Weise veranschaulichten. Nicht mindere Heiterkeit erregten die nun folgenden Vertreter der irischen Republik, ein Haufen Bassermann'scher Gestalten, die für die Zukunft der befreiten Smaragdinsel das Beste hoffen ließen. Schließlich waren auch unsere deutschen Friedensbestrebungen nicht vergessen. Das Sängerfest des verwichenen Sommers, die proviantbeladen nach Bremen ziehenden Schützen — alles das war berücksichtigt. Der wirklich colossale Zug reichte, dicht an einander geschlossen, gerade um den ganzen Saal herum. Er machte zweimal die Runde, worauf er sich auflös'te, um den Tanzlustigen wieder den nöthigen Spielraum zu geben. Obwohl das Haus in allen seinen Theilen vollkommen gefüllt war, herrschte doch diesmal im Saal selbst kein solches Gedränge, daß das Tanzvergnügen darunter gelitten hätte.

Der Teutonia Männerchor folgte zunächst in der Reihe. Als Balllokal hatte er sich die City Assembly Rooms am Broadway auserſehen, welche leider unmittelbar darauf abbrennen sollten. Die Bälle dieses strebsamen Vereins erfreuen sich schon seit lange eines guten Rufes, den sie durch taktvolles Arrangement verdienen. Sehr nachahmungswerth scheint uns z. B. der Grundsatz der Teutonia, bei den Aufzügen ihrer Karnevalsbälle jedesmal einen in sich abgeschlossenen Gegenstand, eine bestimmte Idee zur Anschauung zu bringen, diese aber auch ganz consequent, erschöpfend und in gemein verständlicher Weise durchzuführen. So ward auf dem diesjährigen Balle ein Zigeunerlager dargestellt. Die vollständig ausgerüstete Zigeunerbande marschirte unter den Klängen eines fröhlichen Marsches in den Saal: voran der Zigeunerhauptmann mit den Musikanten, dann die verwegenen Gestalten der Kesselflicker und Landstreicher, die alten wahrsagenden Zigeunermütter am Krückstock, die Frauen mit den hoffnungsvollen Sprößlingen in den Armen, das junge Volk der braunen Bursche und gluthäugigen Dirnen; sogar die mit Hunden bespannten Wägelchen zum Transport der wenigen Habseligkeiten fehlten nicht. Im Mittelpunkt des Saales, wo ein freier Raum in Bereitschaft gehalten war, ward Halt gemacht, und unter charakteristischen Gesängen zum Aufschlagen des Lagers, zum Anzünden der Feuer und zur Bereitung des Nachtmahls geschritten. Der prächtige Chor: „Die Sonn' erwacht!" begrüßte den herannahenden Morgen. Das junge Zigeunervolk führte seine Spiele und Tänze auf, während die Alten umherlagerten und zuschauten, oder sich an ihre gewohnten Tagesarbeiten machten. Bengalische Flammen beleuchteten zu wiederholten Malen die trefflich arrangirten Gruppen. Unter entsprechender Musikbegleitung folgte schließlich der Aufbruch des Lagers und der Abmarsch der Bande. Das Ganze, trefflich eingeübt und ohne die geringste Stockung oder Störung von statten gehend, machte einen sehr befriedigenden Eindruck. Ließen sich zu solchen und ähnlichen Arrangements, was am Ende nicht allzu schwer sein würde, hin und wieder Sujets finden, die mehr in das uns zunächst umgebende National- und Volksleben eingreifen und witzige Anspielungen auf bekannte Tagesereignisse gestatten, so könnten sie sicherlich als in ihrer Art vollendete Maskenscherze gelten, die zur Belebung und künstlerischen Ausschmückung unserer Karnevalsbälle ganz wesentlich beitragen würden. Der größte Fehler, in den derartige Unterhaltungen leicht verfallen, der der Monotonie und Einförmigkeit, würde dadurch gewiß am wirksamsten vermieden.




Der Ball der Teutonia zeichnete sich auch durch eine verhältnißmäßig große Zahl gut ausgeführter Charaktermasken und eleganter Kostüme aus. Die drei Arm in Arm wandelnden Damen, jede in eine der Farben der Union gekleidet und zusammen das nationale Roth, Weiß und Blau repräsentirend; ein spanischer Ritter in silberschimmerndem Ueberwurf — diese und andere Trachten nahmen sich sehr gut aus und verliehen dem Balle Glanz und Mannigfaltigkeit.

Der glänzende Ball des Liederkranzes bildete einen würdigen Abschluß unserer diesmal so imposanten Maskenfeste. Die Saaldekoration auf dem Liederkranzball hatte sich die hochpoetische und eines der Kunst geweihten Vereins ausnehmend würdige Aufgabe gestellt, in symbolischer Weise gewisse, zu dem Fest in naher Beziehung stehende Ideen zu veranschaulichen. Daß dieser in so großartigem Maßstabe angelegte Versuch in der Hauptsache wenigstens als ein ziemlich gelungener bezeichnet werden darf, gereicht dem ausführenden Künstler, Herrn Ertle, zum nicht geringen Ruhme, da die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten gewiß sehr bedeutend sind. Die Brüstungen der unteren Logenreihen waren mit Draperieen geschmückt, welche carmoisinrothe und goldene Felder zeigten. Neun mächtige Säulen, in recht kunstreicher, wenn auch vielleicht etwas zu massiver Weise aufgebaut, erhoben sich zum hohen Dom des Saales; ihre Farbe war meergrün mit goldenen Feldern, die Capitäler wurden von den colossalen Masken mythologischer Figuren gebildet. Riesige Doppelschwäne, reich vergoldet, deren verschlungene Hälse eine Lyra bildeten, schwebten über den Figuren. Eine reiche Fülle allegorischer Verzierungen, riesige Lilien, groteske Figuren, Muscheln &c., durch Blumengewinde und Guirlanden verbunden, füllten die Räume zwischen den großen Hauptsäulen; doch bedurfte es längerer Betrachtung oder selbst einer besonderen Erläuterung, um den Sinn derselben zu fassen. Ein künstliches Netzwerk von golddurchwirkten Stricken, das jedoch von unten gesehen bei weitem nicht den Eindruck machte, den man davon erwartet, überspannte die Kuppel des Saales. In der Mitte schwebte ein riesiger Ballon mit allerlei Verzierungen, namentlich einer Darstellung der bekannten Ballonhochzeit des speculativen Aeronauten Professor Lowe. Dieser Ballon war der schwächste Theil der Dekoration, behinderte den freien Ueberblick und ließ einen Theil der übrigen Ausschmückungen unbedeutender erscheinen, als sie in der That waren. Die Bühne war in ähnlicher Weise hergerichtet wie auf dem Ball des Arion. Von der Decke herab hing ein fliegendes Trapez, an welchem gymnastische Künstler ihre Geschicklichkeit zeigten. Zwei Fontainen mit Springbrunnen und Muschelverzierung waren recht geschmackvoll aufgebaut; aber das angebliche Rosenwasser, welches in ihnen spielte, führte Niemanden in Versuchung, sein etwas verdächtiges Parfüm im Schnupftuch von dannen zu tragen.

Der Saal wogte von Menschen, alle Gallerieen waren überfüllt. Reiche und geschmackvolle Toiletten, hübsche Kostüme im Ueberfluß, aber auch sehr viele nicht maskirte, befrackte und berockte Gentlemen, die zwar zur Füllung, nicht aber zur Verschönerung beitrugen. Die Musik war vortrefflich; nur sollten bei zwei Musikchören nicht so lange Pausen vorkommen. Auf eine eigentliche Maskenprozession hatte man verzichtet; dagegen fehlte es nicht an kleineren Aufzügen, geschmackvollen Tänzen und Maskenscherzen. Uncas.




ST. LOUIS, MO.

Ländereien in Missouri.

Cultivirte, Mineral- und andere Ländereien in Missouri, so wie im Westen überhaupt, werden gekauft und verkauft.

Die Locirung von Ländereien, nach den wirklichen Vermessungen, zu Regierungspreisen, wird in allen westlichen Staaten durch ansässige Agenten besorgt; Landwarrants werden gekauft, verkauft und locirt; Steuern bezahlt; Karten und Vermessungen angefertigt und Berichte über Mineralschätze ausgearbeitet; Besitztitel vervollständigt; Patente von der Vereinigten Staaten Regierung und alle in das Grundeigenthum und allgemeine Landgeschäft einschlagende Arbeiten besorgt.

Der Unterzeichnete, einer der am längsten etablirten Landagenten im Westen, hat viel Zeit und Mühe darauf verwendet, um jede auf dieses Geschäft bezügliche Auskunft zu sammeln, und er versichert aus Ueberzeugung, daß Alle, welche werthvolle Farm- oder Mineral-Ländereien im Westen kaufen wollen, nichts Besseres thun können, als sich zu wenden an

R. W. Dunstan,

No. 44 PINE STREET, ST. LOUIS, MISSOURI.

Die porösen Pflaster des Dr. Allcock.

Diese Pflaster werden jeden Tag mehr und mehr bekannt. Jedermann, der Schmerzen im Rücken oder in der Brust hat, wird nach Anwendung eines solchen sofort geheilt.

Ein Herr kam heute in die Office und erzählt, daß er mit vielen Schmerzen in der Brust geplagt war und mit einem einzigen Pflaster vollkommen geheilt wurde. Ein Anderer sagte dasselbe von Rheumatismus in seiner Schulter. Der letztere Herr kann in No. 15 Beekmann Street, New-York, obenauf, gesehen werden. Wir besitzen Zeugnisse von Tausenden von Doktoren, welche alle voll Lobes sind.

Heilung einer zerquetschten Brust.

Den 7. Mai 1865.

Meine Herren! — Im Dezember 1863 wurde mein Brustknochen von einem schwerem Riegel zerquetscht und schlimm verwundet. Ich wurde besinnungslos nach Hause geschafft, wo ich einige Wochen dem Tode nahe lag. Meine Aerzte konnten sehr wenig für mich thun und ich mußte unendliche Schmerzen leiden. Der Arzt dachte, daß das Nasenpflaster, auf die Brust gelegt, mir helfen würde, ich dachte aber, dafür eins von Allcock's porösen Pflastern zu versuchen. Ich legte eins auf meine Brust und Seite, und von da an fühlte ich besser und war in einer Woche gesund, frei von Schmerzen und fähig, mein Geschäft wieder zu besorgen. Jedermann kann kommen und meine Brust sehen, und ich will ihm ein neues Wunder von Heilnng zeigen. J. K. Buck, No. 2 South Fifth Street, Williamsburg, N. Y., Thos. Allcock & Co., No. 4 Unoin Sqnare. Hauptoffice Brandreth Building, New-York. Zu verkaufen in No. 4 Union Square bei allen Händlern und jedem respektablen Druggist.

Dupré & Kretz,

No. 28 Broad-Street, Ecke von Exchange-Place,

New-York.

Makler in Gold- und Petroleum-Aktien.

Gouvernements-Bonds und Vereinigte Staaten Sicherheiten werden in Commission gekauft und verkauft.

Laflin, Butler & Co.,

Fabrikanten und Händler in

Schreib-, Druck- und Pack-Papier,

Bindfaden und Papier-Säcken aller Art,

No. 42 und 44 State-Straße, gegenüber dem „City-Hotel,“

CHICAGO, ILL.

☞ Für Lumpen wird der höchste Marktpreis baar bezahlt. ☜




Deutsch-Amerikanische Monatshefte

für

Literatur, Kunst, Wissenschaft und öffentliches Leben.

Redigirt von

Rudolph Lexow.

III. Jahrgang. I. Band. 1866. April-Heft.

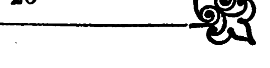
Spanische Silhouetten.

Von * * *

Königin Isabella II. ist 35 Jahre alt, über Mittelgröße, von lichtbraunem Haar, hat kleine, runde, wasserblaue Augen, eine leicht aufgestülpte Nase, hübsch geformten Mund, ein Bourbonisches Doppelkinn, kolossale Büste und Arme; ist, wenn in Toilette, eine imposante Figur, und macht, namentlich wenn sie lächelt oder lebhaft spricht, einen durchaus angenehmen Eindruck. Trotz ihrer Größe und ihres Gewichts ist sie doch kränklich, leidet an einem oft quälenden Flechtenausschlag, der sich häufig an den Armen zeigt und sich hartnäckig allen Heilungsversuchen widersetzt hat. Sie erscheint vortheilhafter wenn sie sitzt oder steht, als wenn sie geht, denn sie hat den hin und her wiegenden Gang, den man Ludwig XVI. zuschrieb.

Eine Tochter Ferdinands VII., wohl eines der verworfensten Menschen, die je regiert, und dessen Charakter kaum selbst von Adolph Stahr zu rehabilitiren versucht werden wird, war ihre Mutter Christine, Tochter des Re Bomba. Christine war 23 Jahre alt, als sie den fast sechszigjährigen spanischen König, der schon drei Gemahlinnen begraben hatte, heirathete. Sie war 26jährige Wittwe, als Ferdinand 1833 starb, oder, wie die Spanier sagten, bei lebendigem Leibe verfaulte.

Die europäische Moralität von Groß und Klein hat sich zur Zeit entsetzt über die Fehltritte der königlichen Wittwe. Die Tagesblätter an der Spree, der Themse und der Seine überströmten von Entrüstung und Satyre über Christine und ihren Gardisten Munnoz. Doch man bedenke! Christine war Wittwe eines Königs, Regentin einer Monarchie, beides fast unübersteigliche Hindernisse für eine neue ebenbürtige Vermählung. Sie war eine neapolitanische Prinzessin, in jugendlicher Kraft. Sie war zudem mit Sennor Munnoz (jetzt Herzog von Riansarez) kirchlich, obwohl heimlich, getraut, wie das eben nicht gut anders ging. Wer will da den ersten Stein aufheben? Aber für ihre beiden Kinder, Isabella und Maria Louise, jetzt Herzogin von Montpensier, war dies Verhältniß der Mutter eine Quelle großen Uebels. Vor dem Richterstuhle, der Ver-




nunft und dem der Moralität vielleicht gerechtfertigt, war es gerade nach Außen hin ein Skandal.

Die Kinder waren eigentlich vom Tode des Vaters an doppelt verwaist. Als Isabella zehn Jahre alt war, wurde ihre Mutter vertrieben. Espartero wurde Regent. Der berühmte Redner und Patriot Arguelles und die Wittwe des Generals Mina wurden ihr zu Erziehern gegeben. Schon nach zwei Jahren wurde die Regentschaft gestürzt, Isabella, kaum 13 Jahre alt, für volljährig erklärt. Christine kehrte zurück. Ihr Onkel Francisco, ein grauer Sünder, der erst vor einem Jahre starb, soll geflissentlich Alles aufgeboten haben, die jungen Mädchen moralisch zu verderben. Dies mag Madrider Skandal sein, allein er ist dort sehr verbreitet.

Im 16ten Jahre wurde Isabella durch die bekannten Intriguen Louis Philipp's und ihrer Mutter an ihren jetzigen Gemahl verhandelt, durchaus gegen ihren Willen. Sie bat, sie flehte, sie ras'te, es half Nichts. Sie blieb ihm nicht treu, so sagt die Welt. Ohne Vater, ohne Freunde, verrathen hier, verrathen dort, die Mutter in öffentlichem Skandal lebend, abwesend in der Verbannung gerade zur Zeit, als das Kind zur Jungfrau reifte, der Gegenstand von Intriguen der Höfe und der Geistlichkeit, von den eigenen Verwandten auf Irrwege geleitet, Gegenstand politischer und militärischer Complotte, so daß sie nie einen Minister hatte, der nicht schon einmal gegen ihr Leben und ihre Krone conspirirt, wer wagt es, möchte man wieder fragen, den ersten Stein auf sie zu werfen? Aber sie ist nicht nur ihrem Gemahl nicht treu, so klagt man, sie ist auch falsch. Sie hält es mit allen Parteien und mit keiner, wirft man ihr vor. Und wie wäre dies anders möglich? In zarter Jugend unter den Händen der Christinos, wird sie im 13ten Jahre zur Königin erklärt. Zuerst von einem progressistischen Ministerium umgeben, muß sie alle Schattirungen der Parteien in verschiedenen Ministerien durchmachen, bis im Jahre 1854 Espartero und O'Donnell das Ministerium Sartorius stürzen, und ihre Mutter nach längerer Belagerung im Palast von Neuem die Flucht nach Frankreich ergreifen muß. Sie wird von einem Ministerium umgeben, welches ihre Mutter schimpflich aus dem Lande getrieben hatte. O'Donnell, das eigentliche Haupt der Verschwörung, verdrängt Espartero, der sie durch seinen Namen sanktionirt hatte, und wird wieder von Narvaez verdrängt. Narvaez macht O'Donnell wieder Platz, dieser, nach manchen Uebergangs-Ministerien, wird wieder von Narvaez verdrängt, und steht jetzt wieder an der Spitze der Regierung. Dies sind nur die extremen Nuancirungen der verschiedenen Kabinette, seitdem Isabella dem Namen nach regiert. Die mehr temporären Wechsel sind fast unzählbar gewesen. Seit dem Frühjahr 1863 allein gab es ein Ministerium O'Donnell, Miraflores, Arrayola, Mon-Pacheco, Narvaez und wiederum O'Donnell. Alle diese verschiedenen Chefs stehen sich, wenigstens zeitweise, erbittert gegenüber, das Schwert fast immer halb aus der Scheide gezogen. Und wie hier beim Präsidentenwechsel, treten die Freunde der gefallenen Minister, die in hohen Staatsämtern stehen, fast Alle zurück mit dem





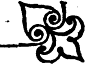


Sturz ihres Chefs. Sie warten gar nicht bis man sie aus ihren Stellen stößt, und zeichnen sich in dieser Hinsicht sehr vortheilhaft von unsern republikanischen Staatsmännern aus.

Nur die eigentlichen Hofchargen sind permanent, obgleich selbst da oft diktatorische Befehle des jeweilig herrschenden Ministeriums ausgeführt werden können. Und unter solchen Verhältnissen soll eine schwache Frau treu, ehrlich und aufrichtig bleiben! Sie weiß, daß mit ganz wenigen Ausnahmen einiger alten Hofleute, alle diese Generäle, wie O'Donnell, Narvaez, Serrano, Dulce, die beiden Conchas, Echaque, Zabala, Ros d'Olano, Prim, Lersundi, diese Politiker wie Bravo Murillo, Gonzalez Bravo, Pacheco, Mon, Pasada Herrera, sie keinen Augenblick länger halten, als es ihr Ehrgeiz wünschenswerth macht. Mit einem Wort, sie weiß, daß sie verrathen und verkauft ist. Es ist ein Wunder, daß sie das noch ist, was sie ist. Natürlichen Scharfsinn hat sie von Vater und Mutter her. Sie soll gelegentlich sehr scharfe und treffende Bemerkungen machen, wenn nicht über Sachen, doch über Personen. Sie hat nicht die beste Meinung von der Welt und den Menschen — und wie sollte sie auch! Und dennoch ist sie gutmüthig, sie kann fast Nichts abschlagen, und läßt sich, wie man sagt, von Jedermann, die hohe Aristokratie nicht ausgenommen, Alles abbetteln. Selten unterzeichnet sie ein Todesurtheil, nie wohnt sie einem Stiergefecht bei, was ihr die spanische "Fancy" und der Plebs kaum verzeihen. Sie ist fromm bis zum Aberglauben, und nicht hoch gebildet. Das rührt von ihrer Erziehung her. Sie hat Muth. Als ihr im Corridor des Schlosses ein geistesverwirrter Priester den Dolch in die Seite stieß, behauptete sie die größte Geistesgegenwart. Sie geht unter das Volk zu jeder Zeit, und ist Jedem zugänglich. Dabei ist sie frei von aller Affectation, wie fast alle Spanierinnen, und leutselig im höchsten Grade. Begegnet ihr der Priester mit dem Viaticum, so steigt sie aus und läßt ihn fahren, und oft geht sie mit ihm drei, vier hohe Treppen hinauf, zum Kranken selbst, in die ärmlichste Dachstube, und wohnt den letzten Gebeten auf den Knieen bei.

Und doch ist sie unter dem Volke nicht populär. Das Publikum ist gänzlich indifferent, wenigstens in der Hauptstadt. Und wie könnte sie auch populär sein! Sie muß jedem Wink der Majorität des Cortes gehorchen, und ihr Ministerium demgemäß ändern. Freilich sollte sie dann auch nicht verantwortlich sein für die Sünden dieser Ministerien. Aber das Volk macht diese constitutionelle Unterscheidung nicht. Jedes Ministerium, und wäre es aus Engeln zusammengesetzt, wird aber gleich unpopulär. Der Spanier ist geborener Frondeur — zudem strikter Parteimann. Für das Gute, was ein Ministerium thut, erhält es keinen Dank, oder wenn es geschieht, macht der kleinste Fehler wieder Alles vergessen. Die Königin muß zuletzt für Alles herhalten. Es ist noch ein Wunder, daß sie nicht schon längst unter der Sündenlast ihrer zahllosen Ministerien zusammengebrochen ist.

Am Könige hat sie keine Stütze. Er ist ihr doppelter Cousin ersten Grades. Klein und sehr schwächlich, sind seine Gesichtszüge regelmäßig, Hautfarbe dunkel,




Haar, Bart und Augen schwarz. Er spricht im feinsten Diskant. Fast zehn Jahre älter als die Königin, sieht er doch, trotz häufiger schwerer Krankheitsanfälle, jugendlich und gut erhalten aus. Theilweise im College de France erzogen, hat er eine gewisse Bildung, und interessirt sich für Kunst, Landwirthschaft 2c. Er ist blos König dem Titel nach, und hat als solcher keinen constitutionellen Einfluß. Ob er hier und da auf die Königin einwirkt, ist eine Streitfrage. Im Volke hat er nicht den geringsten Halt, ebenso wenig in der Armee. Er soll noch devoter als die Königin sein, und noch mehr unter dem Einfluß der Priester stehen.

O'Donnell, Herzog von Tetuan, ist jetzt wieder Chef des Ministeriums. Er ist sechzig Jahre alt und sieht durchaus nicht wie ein Spanier aus, obgleich seine Familie schon seit dem spanischen Erbfolgekrieg sich im Lande niedergelassen haben soll. Er ist sehr kräftigen Körperbaus, obgleich er anfängt ein wenig gebeugt zu gehen, über sechs Fuß hoch, mit graublauen Augen und einer hellen Gesichtsfarbe. Sein Haar ist blond, fängt aber an bedeutend zu ergrauen. Seine Nase ist stumpf, und durch irgend einen Unfall ein wenig nach der einen Seite gedrückt. Er ist eine sehr imposante Figur. Er hat sich stets in der Gewalt, und obgleich kein Mann von Genie, hat er doch gesunden Menschenverstand, und seine Ruhe giebt ihm großen Vortheil über das impulsive und wankelmüthige Temperament der Spanier. Seinen Freunden ist er treu, und gegen Gegner nicht unversöhnlich, Eigenschaften, die fast immer im politischen Leben einen Erfolg sichern.

Er ist jedenfalls, ohne bestimmte politische Ueberzeugungen zu haben, monarchisch, und es ist möglich, daß er Isabella für unmöglich hält. Er würde aber dann für den Prinz von Asturien sein, mit einer Regentschaft, die nur ihm zufallen müßte. Er ist auch wohl der beste Mann, um in Spanien zu regieren. Eigentlich populär ist er auch nicht unter dem Volke. Er ist eben der Stifter der Juste-Milieu-Partei, der Union Liberal, zusammengesetzt aus den Moderirten und Halben aller Parteien, und zusammengehalten durch das Interesse der Leute. Er ist nicht für extreme Maßregeln, sucht Spanien hauptsächlich materiell zu verbessern, und die Mittelklassen sind so ziemlich für ihn. Die Spaltungen der andern Parteien werden seine eigene immer in der Mehrheit lassen.

Die reaktionäre Partei ist gespalten in die Ultramontan-Priesterlichen und in die eigentlichen Moderados, die wohl auch für Thron und Altar sind, aber doch dem Jahrhundert Rechnung tragen, und dem Volke eine beschränkte Summe von Freiheit zugestehen wollen. Die Progressisten, eine allerdings sehr zahlreiche und intelligente Partei, zerfallen in constitutionelle Monarchisten, welche allerdings das Königthum sehr einschränken wollen, aber keinen Wechsel der Dynastie wünschen, und in Solche, die diesen Wechsel wünschen, mit dem weiteren Plan bei Vielen, eine Vereinigung Spaniens und Portugals, ein Iberien, zu Stande zu bringen. Espartero ist das Haupt der moderirten Progressisten, oder vielmehr ihre Fahne. Er ist eine Art spanischer Lafayette. Seine Uneigennützigkeit, seine politische Consequenz,







seine Charakter-Reinheit und militärische Tüchtigkeit haben ihm, dem Herzog von Victoria, einen großen Einfluß im Volke verschafft. Er hat sich freilich überlebt, aber das weiß das Volk nicht oder will es nicht wissen. Mehrere Versuche, ihn von der Spitze der Partei zu verdrängen, sind mißglückt.

Die avancirte Partei der Progressisten ist vertreten, was das Gehirn anbetrifft, durch Olozaga, Redner und Staatsmann von großer Bedeutung. Das Schwert dieser Fraktion ist General Prim.

Don Juan Prim y Prato, Conde de Reus, Visconde del Bruch, Marques de los Castillegis, ist der Sohn armer Eltern, und verdankt Alles, was er ist, wie die meisten bedeutenden Männer Spaniens, seinem Muth und seinem Talent. Seine erste Sporen erwarb er sich gegen die Karlisten — besondern Ruhm im Feldzug gegen Marokko (1859), europäischen Ruf in der mexikanischen Expedition, oder vielmehr im Aufgeben derselben. Er ist Abentheurer in des Wortes edelster und auch verwegenster Bedeutung. Fast fünfzig Jahre alt, ist er mittlerer Größe, starkschultrig und breit über die Brust, und doch schlank wie fast alle Spanier. Sehr blaß oder vielmehr olivenfarbig, ist sein Haar und Bart blauschwarz. Nase etwas breit, Mund groß, und ein gutmüthiger, man möchte fast sagen fideler, Ausdruck zeigt sich auf seinem Gesicht. Er ist sehr muthig, und schreckt vor Nichts zurück, wenn es seinen Ehrgeiz gilt. Er ist, aber das sind fast alle Spanier, guter Redner, und seine Rede im Senat, die mehrere Tage durchdauerte, und worin er seine Handlungsweise in Mexiko rechtfertigte, dem Kaiser Napoleon (dessen Freund er früher war, und der ihm aus einer gewissen Sympathie für Abentheurer zum Kommando der spanischen Streitmacht verholfen hatte) kühn den Handschuh in's Gesicht warf, die Vereinigten Staaten als das größte und mächtigste Volk hinstellte, welches die Monroe-Doktrin trotz der jetzigen Wirren (es war im Jahre 1863) vindiciren und die Franzosen aus dem Land treiben würde, war in vieler Hinsicht ein Meisterstück. Sie klärte zwar nicht viel auf, namentlich verhüllte sie eher Prim's eigene hochfahrende Pläne, aber das war wohl eben ihr Zweck. Er sprach, mit Hülfe von nur geringen Notizen, mit Ruhe und Fassung, hier und da mit Humor und Ironie. Unterbrechungen schienen ihm erwünscht, und er beantwortete sie meist scherzhaft und nur leicht hin. Seine Bewegungen beim Reden waren leicht und graziös. Er erschien in elegantem Morgen-Anzug, wie das hier üblich in den öffentlichen Versammlungen, seine kleinen Hände mit den untadelhaftesten Glacé-Handschuhen bekleidet, die um keinen Preis während des Redens ausgezogen werden dürfen. In der spanischen Gesetzgebung kann schon aus diesem Grunde nicht leicht eine Boxerei stattfinden, wie das anderwärts wohl schon vorgekommen ist.

Prim nahm in den letzten Jahren eine rückhaltende Stellung gegen die Hof- und diplomatischen Kreise ein. Er erschien selten bei den Aufwartungen, nahm wenige Einladungen an, und empfing Niemanden in seinem Hause, als seine Parteigenossen. Nichtsdestoweniger sah er die Königin oft und stand hoch in ihrer Gunst. Noch vor zwei Jahren stand sie Pathe für sein jüngstes

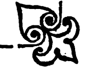



Kind, was sie sonst nur ihren Verwandten gegenüber thut, und die Taufe wurde mit großer Pracht im Palast selbst abgehalten. Natürlich regnete es reichlich Geschenke.

In den Blättern machte dagegen der General viel von sich reden. Jede seiner Bewegungen wurde dem Publikum mitgetheilt. Er ist ein großer Jäger, und alle seine Jagdpartieen in den Gebirgen von Toledo, wo er hauptsächlich den Wildschweinen nachstellte, wurden in gehöriger Form von den Journalen registrirt. Er selbst spricht fast nie öffentlich, oder schreibt, ohne zu verstehen zu geben, daß ihm sein Jagen in den Sierras höher stehe als alle Politik und jedes Amt. — Ein dickes Buch, mit einer Masse von Holzschnitten versehen, im Jahre 1862 erschienen, erzählt die Fahrten und Thaten des Don Juan Prim. Es ist durchaus im Styl unserer amerikanischen "electioneering documents" gehalten. Bei Partei-Demonstrationen, Banketten u. s. w. fehlt er natürlich nie. Als von ihm im Jahre 1864 längere Zeit keine Rede war, publicirte er plötzlich einige Briefe in dem Hauptorgan der Progressisten, Iberia, über seinen Aufenthalt in Amerika, die Potomac-Armee u. s. w., welche natürlich wieder das Aufsehen auf ihn lenkten. Seltsame Reisen und plötzliche Erscheinungen hier und dort, die man mit einem Aufstandsversuch eines Regiments in Valencia in Verbindung brachte, veranlaßten eine Ausweisung von Seiten des Narvaez, im Jahre 1865, die indessen O'Donnell, als er an Narvaez Stelle trat, wieder aufhob.

Seine jetzige Schilderhebung ist bekannt genug. Was will Prim? wird man fragen. Er will obenan sein, das ist ungefähr Alles was man und w er selbst weiß. Erhebt sich ein bedeutender Theil des Volkes für ihn, so muß ihn die Königin ins Ministerium rufen; will das Volk nicht vor dem Thron der Königin stehen bleiben, so wird er die Regentschaft ambitioniren. An eine Republik denkt er nicht, und er ist zu gescheit, um den Traum eines Iberien zur Wahrheit machen zu wollen. Die Spanier würden zwar gern Portugal annexiren, vielleicht selbst unter Beibehaltung der portugiesischen Dynastie. Aber die Portugiesen wollen durchaus nicht von Spanien verschluckt sein. Der Spanier haßt und verachtet den Portugiesen, der Portugiese haßt und fürchtet den Spanier. Ein solches Iberien würde Frankreich ohnehin nicht dulden; es hat gerade schon an einem starken Italien genug. England würde vielleicht, um Frankreich zu schwächen, seine Einwilligung geben, aber doch nur ungern, da Portugal fast nur englische Colonie ist, und das Königreich Iberien als erste Morgengabe Gibraltar verlangen würde.

Prim's Aufstand wird wohl mißglücken. Daß O'Donnell, Zavala und Serrano vielleicht mit Prim in Einverständniß treten könnten, ist möglich; denn da in Spanien, wie schon Wellington sagte, zwei und zwei durchaus nicht vier macht, ist dort Alles möglich. Doch wahrscheinlich ist es durchaus nicht. — Serrano, Duque de la Torre, hat selbst eine große Zukunft. Er steht hoch in Gunst bei der Königin, ist ein Mann von sehr glänzenden Manieren, guter Soldat, und man sagt, unermeßlich reich. Seine Frau, eine der glänzendsten




Schönheiten Spaniens, hilft seiner Popularität. Er ist bis zu einem gewissen Grade liberal, namentlich interessirt er sich für das Wohl der Colonieen. Er ist ein feiner Kopf, und rücksichtslos wenn es sein muß.

Wenn man von spanischen Größen der Neuzeit spricht, so darf man die beiden Conchas nicht vergessen. In Buenos Ayres geboren, sind sie noch gewandter und glätter als die Spanier selbst. Manuel, der Aeltere, Marques de Duero, ist guter Soldat und durchaus talentvoller Politiker; er ist lange Präsident des Senats gewesen. José, der jüngere Bruder, Marques de la Habana, obgleich auch Militär, hat keine große Reputation als solcher. Er war früher General-Kapitain von Cuba und ist ein sehr gewandter und schlauer Kopf. Ihre Lebensbeschreibungen sind spannende Romane, wie es denn überhaupt in Spanien fast keinen bedeutenden Staatsmann oder Schriftsteller giebt, der nicht Stoff liefern könnte zu den interessantesten Sensationsnovellen. Fast Alle waren schon ein halbes Dutzend Mal zum Tode verurtheilt. Fast Keiner, der nicht wochenlang in Schluchten oder in Kellern versteckt zugebracht, oder seine Flucht aus Kerkern und über die Dächer genommen hätte. Heute Minister und General, morgen verkleideter Flüchtling. Alle haben mehr oder weniger in der Verbannung gelebt. Wer nicht gleich in den ersten Tagen eines Aufstandes der siegenden Partei in die Hände fällt, und dann selbstverständlich in 24 Stunden erschossen wird, hat die besten Aussichten auf eine Ministerstelle. — Posada Herrena, Salaveria, bedeutender Finanzmann, Bermudez de Castro, Calderon Collantes, fast vier Jahre Minister des Auswärtigen unter O'Donnell's erster Administration, Rios Rosas, ein Redner erster Klasse, Alexander Mon, waren die Parlamentsgrößen der Union Liberal. Die beiden Letzteren, sowie die Conchas, waren aber zuletzt mit O'Donnell zerfallen und hatten eine Unterschattirung der Partei gebildet.

Die ultra-montane Partei hat gar keinen Halt in der Armee, ebenso wenig in den Städten, kaum noch auf dem Lande. Die Geistlichkeit in Spanien ist ohne Mittel, ihre Güter sind alle eingezogen, und die fungirenden Priester sind schlechtbesoldete Staatsdiener. Alle Mönchsklöster und fast alle Nonnenklöster sind aufgehoben; die Kirche sucht noch in den Lehranstalten und Schulen zu wirken, allein die sehr in Blüthe gekommenen Freischulen entziehen sich der Natur der Sache nach ihrem Einfluß. Eigentliche Staatsmänner zählen nur sehr wenige zu dieser Partei. Die Erzbischöfe und Bischöfe, die kraft ihres Amtes im Senate sitzen, repräsentiren fast allein diese Reaction. Die Führer der Moderados, wie Narvaez, Lersundi, Viluma, sind viel zu modern liberal, um ihr die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Bei Hofe hingegen ist diese kirchliche Partei immer noch stark. Der päpstliche Nuntius, Lorenzo Barili, ist die leitende Seele der Kamarilla. Er ist ein vielgereis'ter, feiner Mann, der lange in Südamerika als Bischof gelebt hat, von einnehmenden Manieren. Er führt die beste Tafel in Madrid, und ist bei den Damen sehr beliebt. Der Beichtvater der Königin, der alle ihre Sünden zu vergeben hat, ist ein verschmitzter Pfaffe, mit einem sehr vulgären, sinnlichen Gesichte, und überhaupt von unan-



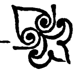




genehmem Aeußern. Er soll großen Einfluß auf die Königin haben. Ihm zur Seite steht Thomas Iglesias, der Titular-Patriarch von Indien, der indeß ein feiner Welt- und Hofmann ist. Der Cardinal-Erzbischof von Toledo, (der berühmte Fratre Cisillo karlistischen Andenkens) und der Cardinal-Erzbischof von Burgos, seit Kurzem Erzieher des Prinzen von Asturien, eines schwächlichen Knaben von 8 Jahren, sind das schwere Geschütz der Kirche. Daß aber selbst diese Kamarilla bei Hofe nicht mehr allmächtig ist, hat die Anerkennung des Königreichs Italien bewiesen. Wenn man von dieser Kamarilla spricht, darf man die Schwester Patrocinio nicht vergessen. Sie lebt in einem Kloster in Aranjuez, und obgleich früher schon einmal von den Gerichten wegen angeblicher Wunderthätigkeit bestraft, steht sie doch noch im Geruch der Heiligkeit. Sie behauptet die Wundenmale Christi (stigmata), wie der heilige Franciskus, an sich zu tragen. Die Königin hält große Stücke auf sie und soll sie sehr häufig um geistlichen Rath befragen. Als in Aranjuez eines der Regimenter kürzlich revoltirte, flüchtete sie eiligst nach Madrid. Das Volkt haßt und verspottet sie. Es giebt die pikantesten Karrikaturen auf diese Nonne, sowie auf den königlichen Beichtvater, die sehr verbreitet sein müssen, da sie photographirt sind.

Wie stark die republikanische oder demokratische Partei in Spanien ist, läßt sich nicht leicht ermitteln. Der großen Mehrzahl nach besteht sie aus Nichtwählern, denn nur Bürger, welche 20 Dollars direkte Steuer zahlen, sind Wähler. Es steht also kaum in ihrer Macht, wenige Bezirke ausgenommen, sich Repräsentanten in den Cortes zu verschaffen. Zudem haben seit den letzten drei Jahren die Progressisten sowohl als die Demokraten sich, den Beschlüssen ihrer Central-Committeen gemäß, aller Abstimmungen enthalten. Von je gab es starke demokratische Elemente in Spanien, besonders in Arragonien, Catalonien und den baskischen Provinzen. Die Communal-Freiheiten waren immer bedeutend, und nie hat Spanien den Druck einer eigentlichen centralen Bureaukratie so gefühlt, wie Frankreich und mehrere Staaten Deutschlands. Die Constitution vom Jahre 12, obgleich sie eine monarchische Spitze hatte, war demokratischer als die vieler Republiken. Die neue spanische Demokratie datirt indessen von der französischen Februar-Revolution, und wurzelt nicht in den alten Fueros (Privilegien) des Volkes und der Communen. Sie ist socialistisch-communistisch, und hat deshalb ihre Stärke in der Arbeiterbevölkerung der großen Fabrikstädte, besonders in Catalonien. Sie lebt in Theorieen und Programmen, und hat wohl wenig praktische Lebensfähigkeit. In den Castilien (Madrid ausgenommen) und in Süd-Spanien oder Andalusien, hat sie wenig Anhänger. Nur in der Provinz Granada hat der Socialismus, verbunden mit Protestantismus, wie wenigstens die Regierung behauptet, eine Stätte gefunden. Der republikanische Aufstand von Loja, nahe bei der Stadt Granada, vor einigen Jahren, an dem viele Landbewohner Theil nahmen, gab den Beweis davon.

Seit einigen Jahren indessen strebt die Demokratie, sich zu einer mehr






praktisch-politischen Partei zu machen. Eine Spaltung war die Folge. In der Hauptstadt repräsentirt die Discussion und El Clamor Publico die socialistische Tendenz, unter Führung des sehr geist- und talentvollen Ribero. Die politische wird durch die Democracia vertreten, redigirt von dem ebenso geistvollen Redner und Schriftsteller Emilio Castelar. Castelar ist Professor der Literatur und alten Sprachen an der Madrider Universität, von allen Studenten, die fast Alle zur demokratischen Partei gehören, vergöttert.

Eine Serenade, die man ihm im April letzten Jahres bringen wollte, gab bekanntlich Veranlassung zu dem Straßen-Tumult in Madrid. Die Regierung schritt gegen ihre Gewohnheit brutal ein, und unschuldiges Blut wurde vergossen. Der Sturz des Narvaez-Ministeriums war die Folge dieser Unbesonnenheit, an der indeß Narvaez persönlich keinen Theil gehabt haben soll.

Emilio Castelar hat eine große Zukunft. Spanien geht allerdings einer großen Revolution entgegen; es wird aber mehr eine Revolution des Geistes sein. Militär-Emeuten und Militär-Diktatur werden nicht mehr lange in Spanien die Geschicke des Landes bedingen. Ihre Zeit ist vorüber. Ein Land von Eisenbahnen durchschnitten, wie es Spanien jetzt ist, in dem die Industrie in den letzten Jahren einen fabelhaften Aufschwung genommen hat, dessen Mittelklasse sich zu Wohlhabenheit und Reichthum täglich mehr emporhebt; ein Land endlich, in welchem eine solche aktive Presse ihre Thätigkeit entwickelt (in Madrid allein erscheinen dreißig tägliche politische Zeitungen, und an 90 wissenschaftliche und gewerbliche Journale), in dem in den letzten Jahren das Elementar-Schulensystem sich über alle Städte und Städtchen verbreitet hat, mag wohl den Tummelplatz großer parlamentarischer Kämpfe, kann aber nimmermehr den Schauplatz von gelungenen Kasernen-Verschwörungen abgeben.

General Prim wird dies wohl schon jetzt erfahren haben. — Diese letzten Zeilen waren eben geschrieben als die Nachricht eintraf, daß Prim mit einigen hundert Mann die Waffen niedergelegt und die portugiesische Grenze überschritten habe. Damit ist seine Erhebung am Ende. Es tauchen Gerüchte auf, er werde alsbald sein Erscheinen in Arragonien oder Catalonien machen, und dort gewiß mehr Erfolg haben. Dies ist sehr zu bezweifeln. Prim konnte ebenso gut in Catalonien oder Arragonien mit einigen Bataillonen den Aufstand beginnen, als in den Castilien. Er mußte wohl überzeugt sein, daß das Terrain im Norden nicht für ihn günstig war. Ohne Espartero kann er die große Mehrheit der Progressisten außerhalb des Heeres nicht mit sich fortreißen. In Catalonien ist zudem das demokratische Element vorherrschend, und die Demokraten wollen Nichts von Säbelwirthschaft wissen. Obgleich die spanische Demokratie dem Hof und der Regierung entschieden opponirt, hat sie bis jetzt noch nie mit den Progressisten fraternisirt. Sie verträgt sich besser mit der äußersten Reaktion als mit den dynastisch-constitutionellen Liberalen, die sie nur halb ehrlich und für gefährlicher hält als selbst den Ultramontanismus. Wie überall, berühren sich auch in Spanien die Extreme. Warum Prim in Arran-







juez und Avila, beides Orte, durch Eisenbahnen, das erste nach Süden, das zweite nach Norden, nur 1 oder 2 Stunden von Madrid entfernt, zur Schilderhebung erwählte, kann nur dadurch erklärt werden, daß er auf einen Aufstand in der Hauptstadt zählte. Aus demselben Grunde zog er sich, um Zeit zu geben, in die Gebirge von Toledo zurück, welche nur wenig entfernt von den Eisenbahnlinien nach Madrid liegen. Hätte er auf Catalonien rechnen können, oder Arragonien, so konnte er leicht von Arranjuez aus über Alta la die Eisenbahnlinien nach Sarragossa und Barcelona erreichen. In Andalusien und Estramadura, das wußte er wohl, war kein Feld für ihn. Die Königin ist populärer dort als irgend sonstwo in Spanien, und die südspanische Bevölkerung hat ohnehin das Zeug in sich, einer Revolution zu widerstehen. Die gegen Prim geschickten Generäle operirten daher ganz zweckmäßig, indem sie hauptsächlich die Möglichkeit verhindern wollten, daß sich die Insurrektion nach Norden werfe. Sie waren sicher, daß wenn Madrid, oder Sarragossa und Barcelona nicht für Prim aufständen, keine Gefahr in Granada, Cordova, Sevilla oder Cadiz drohe. Prim in die Enge zu treiben und gefangen zu nehmen, lag nicht in ihrem Plan. Die spanische Regierung ist nicht naiv genug, sich einen Jefferson Davis auf den Hals zu laden.

Die Schlacht auf dem Eise.

(1572.)

Von Caspar Butz.

Mit schwerem Schlag pocht Albas Eisenfaust
An jedes Stadtthor nun in Donnertone,
Und eine Zinne nach der andern zaus't
Er aus Batavias alter Mauerkrone.
So lückenhaft ist schon der Zackenkranz,
Und Alba fliegt von Siegen noch zu Siegen;
Am Boden läßt er stolz die Trümmer liegen,
Von Rauch geschwärzt, von Blut begossen ganz.

Von Naarden's Todtenfeld ist schon verklungen
Der Lobgesang zu des Allmächt'gen Preise;
Daß durch Verrath die Feste ward bezwungen,
Giebt höh're Weihe nur der alten Weise;
Denn über Leichenhaufen Lobgesang,
Ist der Geschichte altgewohnter Klang,
Der ja noch heute nicht ganz ausgesungen.







Schon huldigt Amsterdam des Siegers Macht,
Der Bürgerfreiheit künft'ge Metropole.
Drei Monde Sommer noch, kein Wind vom Pole,
Und Albas Riesenwerk, es ist vollbracht!

Doch, wer du bist, und läg der Erdkreis schon
Fast überwunden dir zu Füßen,
Und klängen auch in aller Zungen Ton
Die Lieder, die als Sieger dich begrüßen,
Doch keinen Tag ringst der Natur du ab,
Wie keinen Stern dem hohen Firmamente.
Zwei Dinge spotten deiner Macht: das Grab
Und, stolz auf ihre Macht, die Elemente!

Der Wind Nordost! ein größ'rer Sieger hält,
Der Winter, den Triumphzug durch die Lande;
Die gegen das Jahrhundert sich gestellt,
Selbst Albas Macht schlägt er in eis'ge Bande.
Wild tobt der Sturm; von Lenas fernem Eise
Und von Sibiriens eis'gen Wanderblöcken,
Pfeift er ein seltsam Lied in scharfer Weise
Durch Hollands öde, rauhe Sandesstrecken.
Kein Lied wie es in schwüler Mitternacht,
Das Herz berauschend, durch die Lüfte zieht,
Ein Lied der Edda, das in Nordscheinspracht
In kalten Strahlen so verzehrend glüht,
Die, Eisespfeile, tödten und verderben,
Der Erde endlich Schicksal schon ansagend,
Vorboten schon, in Sturmaccorden klagend,
Daß alle Erdenflammen endlich sterben,
Daß auf der Menschheit Scheitel, den nicht mehr
Umkränzen, ach! ambrosisch weiche Locken,
Sich endlich senken weiße Eisesflocken,
Bis kalt die Herzen wie das Nordlandsmeer,
Und die Verjüngungskräfte ewig stocken.

Auf Albas Heer fällt grimm der kalte Nord,
Doch grimmer noch ist seines Busens Grollen.
Nicht in Granadas Luft, der blüthenvollen,
Klang herrischer je sein Commandowort.
Der Geusen Flotte liegt, umstreut von Eise,
Gefesselt, nah' am Strand in engem Bande;
Kein Segel führt hinweg sie mehr vom Lande,







Das still geword'ne Meer verbot die Reise.
Zum Sturme ruft die spanische Trompete,
Die Hellebarde sei der Enterhaken,
Gefesselt auf gefrornem Segellaken
Der Meeresfalke zerrt der Kette Drähte;
Des Südens Krieger lechzen nach den Leben,
Die hier der Nord in ihre Hand gegeben!

Sie stürmen an, Santiago! tönts im Heer,
Fast ist erreicht die erste Schiffesplanke;
Wer hält die Reihen an auf eis'gem Meer?
Dem Herzog scheint's, als ob die Phalanx wanke.
Sie stehen still nach erstem Anlauf schon,
Ein breiter Graben zieht sich um die Flotte;
Castiliens Hector ist das Wild entflohn,
Ein Ajax jeder Geuse, ihm zum Spotte!
Ein schmaler Eisweg, den kein Geusenbeil
Zerhaun, der einz'ge Weg zu diesen Borden.
Doch drauf heran, schon stürzt der Schlachtenkeil
Der todeskühnen Männer aus dem Norden.
Schnell wie der Wind, in ihrer Winterrüstung,
Die Eisen angeschnallt, drauf schnell sie gleiten,
Verlassen Sie der Schiffe sich're Brüstung,
Schnell wie der Tod auf glatter Flur zu schreiten.
Die nicht gebebt in San Domingos Wäldern,
Bei Mühlberg trotzten scharfen deutschen Speeren,
In Tunis standen fest auf blut'gen Feldern,
Die Conquistadors beider Hemisphären:
Ein wilder Ansturm — und gebrochen sind
Die Reihen, Spaniens Heldenschaaren weichen,
Zu Eise frieren ihre blut'gen Leichen,
Zu scharf blies heut' des Nordens Geusenwind!

Ueber die Popularisirung der medicinischen Wissenschaft.

Von Dr. * * * (New-York.)

—

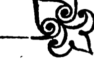
Wenn wir die wissenschaftliche Thätigkeit unserer Zeit mit der der früheren Jahrhunderte vergleichen, so fällt uns eine Erscheinung alsbald in die Augen, die demokratische Tendenz der Wissenschaft, das Streben, die Resultate aller Wissenszweige zum Gemeingut Aller zu machen. Das Individuum soll mög-






lichst frei sein, im möglichsten Genuß alles Angenehmen, alles Schönen, aller Errungenschaften des Menschengeschlechts. Solche Bestrebungen, Reformationen, wurden von jeher von der einen Seite verketzert, von der anderen überschätzt. Luther machte die Bibel zum Gemeingut des deutschen Volkes, und seit dieser Zeit hat sich die Popularisationstendenz in geometrischer Reihe gesteigert, so daß jetzt solche Bestrebungen keiner Befürwortung mehr bedürfen. Im Gegentheil, es wird bald die Zeit kommen oder ist vielleicht schon gekommen, wo man ihre Grenzen bestimmen, wo man vor den Gefahren warnen muß, die gerade das Streben, alles Wissen Allen zum Eigenthum zu machen, der Entwickelung der Menschheit zur Freiheit bringen kann. Das Popularisiren fördert den Dilettantismus, dessen Gefahren ja genügend bekannt sind.

In keinem Zweige unseres Wissens wird wohl mehr popularisirt und mehr dilettirt als in der Medizin, in der Wissenschaft, die am innigsten mit dem menschlichen Wohl und Weh verknüpft ist, die täglich für die moderne Civilisation eine größere Wichtigkeit erringt und bald ihre gewichtige Stimme im Rathe der Völker wird erschallen lassen. Die Medizin war in ihren Anfängen eine volksthümliche. Jeder Familienvater curirte seine ganze Familie, seine Rinder, Schaafe und Pferde nach alten Familientraditionen, nach herrschenden religiösen Ansichten. Nach und nach zeichnete sich Dieser oder Jener besonders in manuellen Hülfsleistungen bei Krankheiten aus; es bildeten sich Hebammen und Chirurgen, die natürlich auch die innere Medizin versahen. Mehr oder weniger war die Ausübung der Heilkunst mit der Religion, mit den Stützen derselben verbunden; bei allen Völkern sind die Priester Träger medizinischer Erfahrungen gewesen oder haben dafür gegolten. Im weiteren Verlauf der Zeit treten die Aerzte mehr selbstständig auf, und unser Jahrhundert sieht die Heilkunst, die sich jetzt mit Riesenkraft zu einer Wissenschaft emporarbeitet, im offenen Kampfe mit den Traditionen der Kirche und deren Vertreter. Doch das Heilen ruht immer noch zum großen Theil in den Händen des Familienvaters und der sorgenden Mutter, die je nach ihrem Bildungsstande die Gaben der **Hygiaea** zum Wohl oder Wehe der Ihrigen verwenden. Die Wissenschaft, rastlos und rücksichtslos fortschreitend, mußte für eine kurze Zeit scheinbar das Heilen als Nebensache behandeln; es galt, eine sichere Basis für die Heiloperationen zu gewinnen, sichere Wege für die Erkennung der Krankheiten aufzufinden. In solchen Zeiten ist natürlich dem Halbwissen, dem Dilettiren fast etwas Berechtigung gegeben, sich geltend zu machen, und unsere Zeit hat darin Großartiges geleistet. Hahnemann führte unter der Fahne der verwässerten Dosen Tausende von Gläubigen zum Siege; die Homöpathie errang sich sogar einen Lehrstuhl an einer deutschen Universität. Prießnitz schwemmte alle Krankheiten aus Alt und Jung, Reich und Arm mit kaltem Wasser heraus. Dem Bauer Schroth war dies ein zu kaltes Vergnügen, er substituirte das warme Wasser. Arthur Lutze, preußischer Postexpedient außer Diensten und Besitzer großer Heilanstalten in der Weltstadt Köthen, streicht Magnetismus, den wunderbaren, unbegreifbar unantastbaren, aus seinem Barte in seine Zuckerpülverchen,




hält durch seinen Willen Eisenbahnzüge im schnellsten Fahren still und bildet einen magnetischen Pol für Kupfer, Silber und Goldmünzen aus allen deutschen Gauen. In der alten Kaiserstadt Goslar, mit ihren geheimnißvollen, unergründlichen uralten Bergwerken, wo Kobolde und Zwerge ihr heimliches Wesen treiben, haus't der jetzige Königl. Hannov. Geheime Medizinalrath, Ritter v. Lange, früher ein Schusterlein, aber von Gott mit wunderbarer Einsicht in die Geheimnisse der Natur begnadigt. Einsam wandelt er an den alten Halden und sucht zu heiligen Zeiten die heilsamen Wunderkräutlein, braut in stiller Mitternacht unter Beten und Fasten den Gesundheitstrank, und spendet des Morgens in seinem Kurgarten die Flasche zu einem preußischen Thaler den durstigen Kurgästen. Der Baumscheidt'sche Lebenswecker weckt die Leichtgläubigkeit des leidenden Menschengeschlechts, das Journal für Baumscheidtismus giebt „wissenschaftliche Begründung" der Lebensweckerei, und Baumscheidt fährt, von vier Schimmeln gezogen, lächelnd an den Universitätsgebäuden, an den klinischen Anstalten Bonn's vorüber. Soll ich von Amerika sprechen? Ein Blick in die Zeitungen wird mir die Schilderung hiesiger Heilkünstler verwandter Art ersparen. Der Unterschied zwischen alter und neuer Welt ist nur der, daß die nackte Prosa der neuen in der alten noch von einem poetischen Hauch umgeben ist.

Eine so allgemein verbreitete Erscheinung, eine so allgemeine Krankheit verdient wohl Beachtung, da sie tief in der menschlichen Natur begründet sein muß. Es ist die Neigung des Menschen, das ihm Außergewöhnliche höher zu stellen als das, was sich ihm alltäglich bietet; je sonderbarer, je fremder es sich seiner Individualität entgegenstellt, desto geneigter ist er, es zu schätzen. Ich brauche nur an die Geschichte der verschiedenen Religionen zu erinnern, um eine unendliche Reihe der treffendsten Beispiele vor die geistigen Augen zu führen. Jetzt, wo nach und nach der Zweifel an den positiven Glaubenssätzen immer weiter verbreitet wird, tritt an die Stelle einer positiven Religion etwas wirklich Positives, die Wissenschaft von der Natur. Ueberall ihre Riesenarme hin ausbreitend, fast fremd dem gewöhnlichen Bildungsgang gegenüber stehend, bietet sie für viele Zweifler an der positiven Religion das Material zum Glauben an unbegründete Phantasieen und Spielereien, die zum Theil unbewußte Wiederholungen von Anschauungen früherer Jahrhunderte sind. Die Wissenschaft hat die Gesetze der Bewegung und gegenseitigen Einwirkung der Himmelskörper erkannt und berechnet; der Glaubensstoff suchende Zweifler an den positiven Religionen lebt in astrologischen Träumereien. Die Wissenschaft hat es als sicher bewiesen, daß bestimmte Theile des Gehirns bestimmten Thätigkeiten desselben zum Sitz dienen. Die Phrenologie ergeht sich in den abentheuerlichsten und kühnsten Spekulationen über die Bedeutung der verschiedenen Knochenvorsprünge am Schädel, die meistens nur als Muskelansätze von Bedeutung sind. Die Wissenschaft hat mit Erfolg den elektrischen Strom bei verschiedenen Leiden des menschlichen Organismus angewandt; der durch das reiche Material über Elektricität und Magnetismus verwirrte Dilettant schwärmt







für thierischen Magnetismus, für Somnambulismus, Spiritualismus und andere Ismen ähnlicher Art.

Doch bekennen wir es frei, nicht diese Neigungen des menschlichen Geistes allein begünstigen Dilettiren und Charlatanerie in der Heilwissenschaft. Ein großer Theil der Schuld liegt an Denen, die die Wissenschaft ausüben, an den praktischen Aerzten. Jeder frage seine eigene Erfahrung, besonders hier in Amerika, und er wird leicht die Antwort finden. Nur vollständige Tüchtigkeit und Hingebung des Arztes an seinen Beruf, vollständige Wahrheit über das, was die Wissenschaft vermag und was sie bis jetzt noch nicht leisten kann, wird Licht und Fortschritt schaffen, und wird dem wirklich gebildeten Arzt eine Stellung geben, die das Aufkommen jeder Charlatanerie unmöglich macht. Aber auch die Gründer und Träger unserer medicinischen Wissenschaft sind nicht ganz frei von Tadel zu sprechen. Sie verschmähten, durch ihren Einfluß, ihre Autorität den Errungenschaften ihrer Forschungen auch unter den Laien Heimath zu geben, zum Theil allerdings in dem begründeten Bewußtsein, daß sie wenig vorbereiteten Boden finden würden, denn die medicinischen Errungenschaften sind nur Dem verständlich, dem die naturwissenschaftlichen Resultate nicht fremd sind, und gerade die Anwendung der physikalischen und chemischen Gesetze und Untersuchungsmethoden, die Anwendung der naturwissenschaftlichen Beobachtung im weitesten Sinne des Wortes, die Beobachtung des gesunden und kranken Menschen als ein naturwissenschaftliches Object, wie jedes Andere in der unendlichen Formenreihe der Organismen, haben die Medizin auf den Weg gebracht, der schon jetzt die schönsten Ziele erblicken läßt.

Während auf dem Gebiete der popularisirenden Naturwissenschaften Namen wie Liebig, Vogt, Burmeister, Moleschott, Schleiden in dem Munde Aller leben, hat auf dem engeren Gebiete der Medizin einen allgemeinen bekannten Namen sich vorzüglich Bock errungen, und sein Buch über die gesunden und kranken Menschen wird gelesen und um Rath gefragt in aller Herren Ländern. Verdient dieses Buch eine solche Bedeutung, erfüllt es den Zweck, den Laien mit den Errungenschaften der medicinischen Wissenschaft vertraut zu machen? Ich glaube nicht. Man denke nicht, daß ich aus ärztlichem Interesse ein solches Buch, das zum Theil als Stellvertreter des Arztes dienen will, tadele. Alle solche Bücher, die dem Laien den Arzt entbehrlich machen wollen, arbeiten demselben nur in die Hände. In unberufener Hand müssen sehr oft die Heilungsversuche Verderbungsversuche werden. Doch was soll ich weiter einen solchen unwürdigen Einwurf widerlegen? Bock's Buch enthält viel Wahres, aber auch viel Halbwahres, viele persönliche Ansichten, mit denen er so ziemlich allein in der wissenschaftlichen Welt stehen möchte. Nicht die Erfahrung eines Einzelnen, sondern die Erfahrung Aller bildet eine Wissenschaft. Das möge man auch bei der Beurtheilung des Bock'schen Buches festhalten. Bock trägt Alles im Dogmenton vor, und darunter Manches, worüber die Untersuchungen kaum begonnen haben. Dadurch bekommt der Laie ganz falsche Ansichten. Er vergißt, daß die Medicin in ihrer jetzigen naturwissenschaftlichen







Richtung eine sehr junge ist, daß überall noch große Lücken auszufüllen sind, und tritt dem Wirken des Arztes, dessen höchstes Streben es sein muß, jeden einzelnen Krankheitsfall zu individualisiren, mit diesen Dogmen, die bei ihm Glaubenssätze geworden sind, hemmend in den Weg. Bock selbst behauptet in seiner Schlußbemerkung, daß nur wenige Krankheiten mit Sicherheit zu erkennen seien. Ich möchte das nicht als wahr zugeben. Ein großer Theil von Krankheiten ist jetzt mit Sicherheit zu erkennen; aber freilich nur mit Aufbietung aller Hülfsmittel, und nur von einem tüchtig geübten und gebildeten Arzte. Wenn es aber nach Bock so schwierig ist, Krankheiten zu erkennen, wie kann er da glauben, daß es dem Laien möglich sein werde, dies mit Hülfe seiner kurzen und ungenauen Angaben zu thun, wie kann er denselben verleiten, eigener Einsicht zu vertrauen? Unbedeutend erscheinende Symptome können für den erfahrenen Arzt sichere Anzeichen einer gefahrdrohenden Krankheit sein, können ihn befähigen, derselben vorzubeugen. Wie will der Nichtarzt wissen, wann diese Symptome wirklich unbedeutend, wann sie bedeutend sind? Nun, da wartet er einige Tage, bis er den Arzt ruft. Dieses einige Tage warten kann über Leben und Tod entscheiden. Doch eine eingehende Kritik des Bock'schen Buches zu schreiben, liegt nicht im Plan dieser Betrachtung. Mögen diese wenigen Bemerkungen genügen, um zum eigenen Nachdenken über dieses vielgelesene Werk anzuregen, das, ich wiederhole es noch einmal, unstreitig viel Verdienstliches enthält.

Ja, dann soll wohl der Laie überhaupt Fremdling bleiben in der medicinischen Wissenschaft! — Durchaus nicht. Er soll vielmehr darin recht bewandert werden, aber nicht mit den Einzelheiten, sondern mit den Hauptsachen, mit den leitenden Gedanken. Unser Wissen mehrt sich täglich so ungemein, besonders in den positiven Naturwissenschaften und der Medicin, daß das reiche Material schon jetzt nur mit Mühe von einem Einzelnen beherrscht werden kann. Daher das Auftreten der zahlreichen Specialisten für Augenkrankheiten, elektrische Behandlung u. s. w., eine Erscheinung, die zum ernsten Nachdenken auffordert, da sie zeigt, wie schwierig es selbst für den Fachmann ist, sich alles medicinische Wissen anzueignen. Und doch muß er es; denn nur der Arzt, der mit den Heilerfolgen und Heilverfahren in allen einzelnen Specialfächern der Medicin vertraut ist, wird im Stande sein, eine gegebene Krankheit richtig und allseitig aufzufassen in allen ihren verschiedenen Beziehungen zu dem complicirten menschlichen Organismus, zu den diesen Organismus umgebenden Agentien. Die Aufgabe der Medicin, des Arztes, ist eine großartige. Es gilt, die Resultate aller Forschungen auf dem gesammten Gebiete der Naturwissenschaften im weitesten Sinne des Wortes auf den menschlichen Organismus anzuwenden, zu dem Zwecke ihn möglichst tüchtig, möglichst vollkommen zu machen und zu erhalten. In solchem Thun muß der Arzt von dem Laien unterstützt werden, und um dies zu ermöglichen, muß dem Laien ein Verständniß gegeben werden von der Berechtigung, von der Gesetzmäßigkeit solcher Anschauungen. Er muß vertraut gemacht werden mit den ewigen, unwandelbaren Gesetzen, die





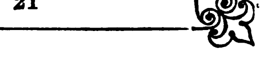


in der ganzen Schöpfung ihre Geltung haben; er muß durchdrungen werden von dem Gedanken, daß der menschliche Organismus keine Ausnahme von der allgemeinen Regel bildet. In großen Zügen müssen ihm solche Thatsachen mitgetheilt werden, nicht in ermüdenden Aufzählungen von Einzelheiten. Am Krankenbette kann dann immer der Arzt versuchen, die Anwendung der allgemeinen Gesetze im einzelnen Fall zu zeigen. Die populären medicinischen Thatsachen sollen den Arzt nicht entbehrlich, sondern unentbehrlich machen, sollen das Vertrauen, den Glauben einflößen, den früher die Apostel für die ewige Seligkeit anregten, sollen die heitere Ruhe eines wissenden Menschen geben, die bis jetzt noch keine positive Religion gegeben hat. Diese Gedanken, die jetzt überall zur lebendigen That werden, sollen mich leiten, wenn ich es in einigen nachfolgenden Aufsätzen versuchen werde, den Nichtarzt etwas mit der medicinischen Wissenschaft vertraut zu machen, wenn ich zeige, mit welchen unendlichen Schwierigkeiten die medicinische Forschung zu kämpfen hat, wenn ich endlich auch einen Blick in die hoffnungsvolle Zukunft unserer herrlichen Wissenschaft thun lasse.

Skizzen aus Missouri.

Von **Friedrich Münch.** (Missouri.)

Missouri ist eine Welt für sich, mit einer größeren Mannigfaltigkeit der Scenerie, des Bodens und seiner Erzeugnisse, als vielleicht in irgend einem anderen unserer Staaten zu finden ist. Der kleinere Theil nördlich vom Missouri ist gleichartiger und bildet, die Flußniederungen (bottoms) und die hügeligen Höhenzüge (bluffs) in der Nähe der Ströme abgerechnet, im Ganzen eine wellenförmige Ebene mit ungefähr halb Wald- und halb Prärie-Grund, vom Mississippi bis zur Grenze von Kansas und Nebraska, wobei jedoch Tiefe und Güte des Bodens im Allgemeinen von Osten nach Westen hin stetig zunehmen. Aus Mangel an Verkehrsmitteln wird jetzt noch der größte Theil des trefflichen Bodens, der namentlich ungeheure Kornernten zu liefern im Stande ist, als Viehweide benutzt. Doch dies wird bald anders und besser werden. Sobald die Nord-Missouri-Bahn fertig ist, wird ein Zweig derselben (die Thalbahn), hinlaufend zwischen dem nördlichen Ufer des Missouri und der Hannibal-St. Joseph-Bahn, bis zur Grenze von Kansas gebaut werden, und später muß zwischen der zuletzt genannten Bahn und der Iowa-Grenze, von Osten nach Westen laufend, eine Bahn angelegt werden, welche so leicht zu machen sein wird wie die Illinois-Bahnen, da der ganze Boden eine nur von Bächen durchschnittene mäßige Hochebene bildet. Alles, was Iowa Vorzügliches bietet, findet sich auch hier — nur um ein paar Grade südlicher, was die Winter kürzer macht. — Die Counties am nördlichen Ufer des Missouri sind trefflich bewaldet, haben mehr oder minder reichen Boden und eine Menge der besten Lagen für Obst- und Weinbau.




Von ganz ähnlicher Beschaffenheit wie am linken Ufer des Missouri sind auch die Counties am rechten oder südlichen, wobei jedoch von der Mitte des Staates an die Bodengüte sichtlich nach Westen hin zunimmt. Das Innere des südlichen Theiles unterscheidet sich dagegen von dem nördlichen wesentlich, indem es fast durchgehens Gebirgsland ist, auch deutliche Spuren des vulkanischen Ursprunges zeigt. Freilich muß man auf Alles verzichten, was etwa an die Alpen erinnern könnte; es giebt keinen Berggipfel, der mehr als 1000 Fuß höher wäre als die Stelle, wo St. Louis liegt, und gerade der weite Rücken des Gebirges (des Ozark-Gebirges) ist eine großentheils fruchtbare und zum Anbau einladende Hochebene. Höhlen so groß wie die Mammuthhöhle in Kentucky, Riesenquellen, wie es wenige in der Welt giebt, prächtige Bergströme, weithin sich streckende Granit-Riffe, einzelne wunderbare Bergkegel (wie die bekannten Eisenberge), wilde Schluchten — besonders an den südlichen Gebirgsabhängen —, entzückend schöne, parkartig von Waldstreifen durchzogene Prärieen im Westen, auch anmuthige unbewaldete kleine Thäler, von Erlenbächen durchflossen, und verschiedene andere erregen das Interesse des Wanderers. Der Mineralog sieht Spuren verborgener oder auch offen daliegender Schätze fast überall, während der nach einer Heimstätte Suchende von manchem rauhen Hügelrücken das Auge wegwendet, bis er in einem geschützten Thale oder auf der Hochebene das Gesuchte findet. Dicht kann in vielen diesen Gegenden die Bevölkerung nur dann werden, wenn Landbau, mit Obst- und Weinbau verbunden, mit Bergbau und Fabrikwesen zusammen gehen. Die unerläßliche Bedingung dazu ist die Vollendung der Südwest-Bahn, mit welcher später andere Verkehrswege in Verbindung zu bringen sind. Hoffentlich kommt es dazu recht bald.

Unter den von der Südseite dem Missouri zufließenden Gewässern sind hauptsächlich der Gasconade und Osage zu nennen. Der Erstere hat seine Quellen im Ozark-Gebirge und durchfließt fast durchweg eine Gebirgsgegend, weshalb sein Wasser krystallhell ist, mit meistens starker Strömung und engem Thalgrunde. Der Gasconade ist nicht schiffbar, es werden auf demselben jedoch im Frühling Fichtenbretter in großer Menge zu Thale gebracht. — Die Quellen des Osage befinden sich viel weiter westlich im Indianer-Gebiete; er nimmt aber einen großen Theil der Ozark-Gebirgswasser auf und beherrscht zwischen dem Gebirge und dem Missouri ein nicht unbeträchtliches Gebiet, in welchem Ländereien von allen Abstufungen des Bodenwerthes sich finden, ähnlich wie am Maine, den er jedoch an Größe übertrifft. Dieser Fluß ist für mehrere Monate des Jahres einige hundert Meilen weit schiffbar.

Von der Südseite des Gebirges strömen alle Gewässer entweder dem St. Francis, oder dem White-River (meistens), oder dem Arkansas zu, und auf diese Ströme sind die Bewohner jener Gegend hinsichtlich ihres Verkehres bis jetzt hauptsächlich angewiesen. — Die südöstliche Ecke des Staates besteht schon aus Alluvialland, im Verlaufe der Jahrtausende vom Mississippi dorthin getragen — zur Ausfüllung des ungeheuren Meerbusens, welcher vor unsäglicher







Zeit zwischen den Ausläufen des Ozark- und des Cumberland-Gebirges bis an die Grenze von Missouri sich erstreckte. Weiter nach Westen hin hebt sich das Land auf hohem Grunde, indem Höhenzüge vom Kamme des Ozark-Gebirges aus sich weit nach Arkansas hin verzweigen, so daß die Grenzlinie zwischen beiden Staaten nicht eine von der Natur gemachte, sondern ganz nach Willkür gezogene ist.

Auch dieser Theil des Staates ist reich an Mineralien, namentlich Eisen, Blei und Kupfer, hat mitunter herrliche Fichtenwaldungen, dabei viel unwirthbares Land, felsige Höhenzüge mit tiefen Schluchten, aber auch schöne, trefflich bewässerte Thalgründe, deren Bewohner, weil die Bergrücken Schutz gegen die Nordwinde gewähren und doch die Lage hoch genug ist, sich eines beneidenswerthen Klimas erfreuen. Die Winter sind meistens so mild, daß die weidenden Thiere kaum Wochen lang des Fütterns bedürfen, und die Erhaltung des Lebens wenig angestrengten Fleiß erfordert.

In diesen Gegenden — und ebenso im nördlichen und westlichen Arkansas — wohnte bis zum Anfang der Rebellion eine eigenthümliche Art von Menschen. Man kann sie die Besseren der in den älteren Sklavenstaaten aufgezogenen Armen und Unwissenden nennen, die sich eben noch so viel Energie bewahrt und so viele Mittel errungen hatten, um in der westlichen Wildniß eine glücklichere Heimstätte zu suchen. An sehr begünstigten Stellen ließ wohl auch ein Pennsylvanier, oder sogar ein Sklavenhalter sich nieder; aber zu einer Aristokratie, wie in den Plantagen-Staaten, konnte es hier nicht kommen. Ein Blockhaus ist bald errichtet, ein paar Acker Landes sind schnell geklärt; die wilde Weide nährt die Thiere fast das ganze Jahr hindurch, die Schweine mästen sich an den Eicheln, und die Landgrenze eines Jeden ist fast so weit wie er sie haben will, denn das an das Thal stoßende Gebirgsland kauft Niemand. Die Jagd versorgt nicht nur die Küche, sondern die Wildhäute sind auch der Hauptstoff für die Männerkleidung und dabei der wichtigste Artikel für den Tauschhandel. Die nöthigste Kenntniß der Gerberei besitzen die meisten Männer, während die Frauen die selbstgezogene Baumwolle spinnen und entweder allein, oder mit Wollengarn zusammen zu verschiedenartigem Tuche weben. Auch das nöthigste Schuhzeug wird im Hause gemacht. Ist eine größere Geldausgabe nöthig, so thun sich einige Männer zusammen, schlagen Fichtenstämme und flößen diese auf dem White River oder seinen Nebenflüssen bis zu den Sägemühlen; die besser Eingerichteten erziehen sich dagegen nach und nach einen Viehstand an, und senden mit beträchtlichem Gewinn (weil das Erziehen fast keine Kosten macht) ihre Maulthiere nach den Plantagen-Staaten, und ihre Rinder und Stiere nach St. Louis und anderen Großstädten.

Freilich wird Alles, was von Kaufmannsgütern gebraucht wird, theuer durch den weiten Transport, doch nicht gerade übertrieben. Im Herbste, wenn die Wege trockner sind, wird ein Wagen mit drei Joch Ochsen bespannt und zum bequemsten Handelsplatze 100 bis 200 Meilen hin gefahren. Der Zeitaufwand wird wenig in Anschlag gebracht, denn man macht eine Vergnügungs-







reise. Die Thiere unterhalten sich selbst, indem man sie Nachts weiden läßt. Die Männer zünden ihr Lagerfeuer an und erquicken sich an Speck, Brod und Kaffee, was wenig kostet. Noch ehe es eine Eisenbahn in Missouri gab, machte ich eine Reise nach Springfield (180 Meilen südwestlich von St. Louis), und fand, daß Kaffee dort gerade nur um einen Cent das Pfund theurer war, als wo ich ihn kaufte.

Als die Rebellion ausbrach, waren die Bewohner jener Gegenden in ihrer politischen Gesinnung gleich getheilt, und es ist begreiflich, daß der Streit von diesen Naturmenschen von Anfang mit erbitterter Leidenschaft geführt wurde. Jeder der beiden Parteien galt es darum, die andere zu vernichten, und dabei verfuhr man mit ebenso wenig Rücksicht, als in der Regel in den Kämpfen zwischen Weißen und Indianern genommen wird. Die Männer schossen einander nieder wo sie nur immer sich treffen konnten, brannten zugleich die Häuser der Feinde ab und zwangen die Familien zur Flucht. Die Rebellen-Familien flohen südwärts, die loyalen nach Norden hin, und in den Wäldern bleichten die Gebeine der Erwürgten, wo sie noch jetzt in Menge zu finden sind. Ein Mitglied unseres Repräsentantenhauses aus jener Gegend hat mir gesagt, daß, nachdem man seine eigenen Angehörigen ermordet hatte, er 165 Rebellen dafür habe büßen lassen, Alle einzeln im Busche erlegt. Die Zahl der auf beiden Seiten Gefallenen mag ungefähr gleich sein. Während jedoch die Unionsstreiter mit dem schnellen Abthun ihrer Feinde sich begnügten, bedienten sich die Letztern in vielen Fällen der grausamsten und von völlig entmenschtem Sinne zeugenden Mittel, um ihre wilde Rache auszuüben. Kein Wunder, wenn weite Bezirke auf solche Weise fast völlig menschenleer geworden sind. Bei einer neulichen Wahl in einem jener Counties siegte der eine Kandidat dadurch, daß er 2 Stimmen mehr als sein Gegner, nämlich 8 im Ganzen, erhielt. Die County-Orte und andere Städtchen wurden ganz niedergebrannt, ebenso die Umzäunungen der Felder, kurz Alles zerstört.

Dennoch beginnt auch in jenen Gegenden schon jetzt wieder neues Leben sich zu regen. Die Geflüchteten sind meistens zurückgekehrt, und auch an neuem Zuzuge wird es nicht fehlen. Jene Gegenden werden nicht für immer eine Art von Wildniß bleiben; bieten sie doch nicht wenig des Anziehenden für Tausende, die in viel weniger günstigen Verhältnissen leben, als die man dort sich schaffen kann, während dort noch für längere Zeit Land zu den niedrigsten Preisen sich erwerben läßt. Ich möchte dort nicht als Einzelner mein Heil versuchen; wenn aber mehrere befreundete Familien zu gemeinsamer Niederlassung sich vereinigen, so mögen sie sich ein kleines Paradies schaffen. Außer den gewöhnlichen Feldfrüchten und Gartengewächsen gedeihen dort Taback und Baumwolle, sowie auch alle Obstarten, besonders Pfirsiche, zu hoher Vollkommenheit, und am allerbedeutendsten Erfolge des Weinbaues ist nicht im Geringsten zu zweifeln; hat doch sichtlich die Natur diese Gegenden zur Heimath der Reben gemacht. Bevor der Weinberg die edlere Frucht liefert, kann man aus der wilden einen Labetrank in beliebiger Menge gewinnen, indem im Herbste all-







jährlich die Gipfel des Unterholzes auf weite Strecken mit einem blauen Dache von Trauben ganz bedeckt sind, so daß man in kurzer Zeit Wagenladungen sammeln kann. Im Ganzen sind die Beeren etwas zu dickschalig und trocken, und der Most enthält mehr Würze und Weinsäure als er haben sollte. Diesem Allen wird durch das sog. Gallisiren abgeholfen; indem man dem Moste die doppelte Menge Wasser mit 2 Pfund Zucker auf jede Gallone zusetzt, kann man einen trefflichen Wein gewinnen. Hin und wieder finden sich auch wilde Trauben von so großer Vorzüglichkeit, daß es rathsam ist, die Stöcke in den Weinberg zu verpflanzen; noch manches werthvolle Neue mag auf diese Weise entdeckt werden. — Der baare Erlös muß noch für längere Zeit durch Viehzucht (Pferde, Maulthiere, Rinder und Schaafe) gewonnen werden, und dazu ist viel weniger Mühe und Kapital erforderlich, als der Landwirth in den kultivirteren Gegenden aufzuwenden hat. Der Letztere hat theuren Grundbesitz und theure Gebäude zu verzinsen, hohen Arbeitslohn zu zahlen, entbehrt die wilde Weide meistens ganz, und kann deshalb Zug- und Schlachtvieh mit Vortheil nur bei hoch stehenden Preisen erziehen. In jenen entlegeneren Gegenden erzieht man 6 Fohlen, Rinder, Schaafe &c. mit weniger Kosten als bei uns eines dieser Thiere. Die Händler begeben sich oft bis in jene Gegenden, kaufen gern die 3- und 4jährigen Stiere auf und führen die fettesten sogleich den Schlächtern in St. Louis zu, während die übrigen an die großen Kornpächter in den reichen Niederungen und Prärieen verkauft werden, welche sie dann nach hiesiger Art mästen. Wie in unsern Großstädten der Verbrauch des Fleisches steigt, wie Wolle und Arbeitsthiere mehr gesucht werden, verbessert sich die Lage jener Viehzüchter immer mehr, während der Naturbeschaffenheit des Landes wegen eine den Bodenwerth bedeutend steigernde Kultur ihnen nicht zu nahe rücken kann.

Ein ganz anderes Bild stellen die Gegenden dar, welche durch den Ausbau unserer Eisenbahnen jetzt mit einem Male in den großen Weltverkehr gezogen werden. Welch reges Geschäftsleben entfaltet sich besonders an der nun den ganzen Staat durchlaufenden Pacificbahn! Während neue Gewerbs- und Handelsplätze in Menge entstehen und das anliegende Land auf die höchste Stufe der Kultur gebracht wird, bildet sich besonders am westlichsten Endpunkte der Bahn, in und um Kansas City, ein wichtiger neuer Mittelpunkt für Geschäftsbetrieb aller Art. Die genannte Stadt muß ihrer Lage nach die zweite des Staates, die nächste nach St. Louis, werden. Am Zusammenflusse des Kansas und des Missouri gelegen (gerade hier ist auch der Missouri leicht zu überbrücken), von einer weithin fruchtbaren und reizenden Gegend umgeben, den Verkehr von allen Seiten zu sich heranziehend, scheint Kansas City dazu bestimmt, der wichtigste Ort zwischen St. Louis und San Francisco zu werden, wie denn überhaupt die in dieser Breite vom Stillen Meere bis zum Atlantischen Ocean hin laufenden Bahnen für den großen Weltverkehr eine höhere Wichtigkeit erlangen werden als irgend andere, die angelegt sind oder noch gebaut werden mögen. Durch das Herz der Union, mitten durch Missouri, muß







nothwendig dieser Verkehr gehen, und derselbe muß alle Bewohner des auch außerdem so begünstigten Staates zur höchsten Thätigkeit und zu allseitigem Fortschritte für immer anspornen.

Mögen die Leser diese Skizzen, welche ich, mit vielen andern ernsten Dingen (Gesetzgebungsarbeiten) beschäftigt, jetzt nicht weiter ausführen kann, freundlich aufnehmen.

Indianische Legenden.

Von Dr. Waldheim. (Michigan.)

„Die ihr liebt der Völker Sagen,
Liebt die Lieder eines Volkes,
Die wie Stimmen aus der Ferne
Lauschend stillzustehn uns rufen,
Deren Ton so schlicht und kindlich,
Daß das Ohr kaum unterscheidet,
Ob Gesang sie sind, ob Rede: —
Lauscht auf diese Rothhautsagen,
Auf den Sang von Hiawatha!"

Es sind jetzt ungefähr elf Jahre, daß Longfellow zuerst den Sagenkreis der Indianer durch seinen prachtvollen Hiawathasang dem größeren Publikum etwas näher rückte und ihm dadurch zu gleicher Zeit einiges Interesse für die Wünsche, das Dichten, Trachten, Hoffen und Meinen, jener von den Civilisation gehetzten Schatten abgewann, die man bis dahin nur als wandernde Vögel betrachtete und allenfalls von ihren Gräuelthaten, Rauben, Morden und Skalpiren zu erzählen wußte, ein Gemüthsleben ihnen aber durchaus nicht zutraute. Was uns Longfellow nnd sein Hiawatha mittheilt, sind nur solche Momente, die dem Dichter aus dem reichen Legendencomplex, der sich um jenen Namen rankt, am poesiereichsten vorkamen. Die gelehrten Kenner des Indianervolkes, Catlin und Schoolcraft, die Beide mehrere Jahre bei den Rothhäuten zubrachten, hatten schon früher eine Masse davon gesammelt und ihren verschiedenen Werken incorporirt, die aber nur einen sehr beschränkten Lesecirkel fanden. Durch den Erfolg des „Hiawatha" ermuthigt, stellte der Letztere sämmtliche darauf einschlagende Geschichten unter dem Titel „The myth of Hiawatha and other legends" zusammen und widmete diese Collection dem glücklichen Poeten.

Die deutsche Ausgabe des Longfellow'schen Gedichtes, die Freiligrath in aller Eile besorgte, haben Verfasser wie Verleger sehr wenig Glück gebracht. Obgleich die literarische Phrase den Ersteren gewöhnlich als Meister des Uebersetzens bezeichnet, so müssen doch selbst seine aufrichtigsten Anhänger






gestehen, daß er sich durch jene Bearbeitung nur compromittirt hat. Er hielt sich dabei viel zu viel an den englischen Text, übersetzte daher stets zu wörtlich, und die Folge davon war, daß er auf solche ungangbare Worte und Satzbildung verfiel und dabei dennoch sich so häufig gegen das Metrum verstieß, daß diese Uebertragung unmöglich geeignet sein kann, dem des Englischen unkundigen Leser nur eine entfernte Idee von der Schönheit des Originals beizubringen. Hauptsächlich trifft ihn dieser Vorwurf in der prachtvollen Episode „Minnehaha's Tod".

Das Longfellow'sche Gedicht war aber dem größeren Publikum nicht allein des Inhalts, sondern der Form wegen neu, die bekanntlich den finnischen Runen entlehnt ist, deren vierfüßige Trochäen mit zuweiliger Anwendung der Alliteration dem ganzen Sang einen solchen anmuthigen Reiz verleihen, daß wir Freiligrath gern Recht geben, wenn er vom Dichter sagt, daß Finden in diesem Falle so gut wie Erfinden sei.

Die religiösen Ansichten der Indianer waren der Masse bisher noch ein versiegeltes Buch; wenn man sie selbst fragte, wußten sie gar nicht, was unter diesem Worte überhaupt zu verstehen sei. Es waren dies Sachen, über die sie selbst nur im Winter nachdachten, um die Zeit zu vertreiben, wenn rundum Alles in Schnee und Eis lag, ein alter Baumstamm im Wigwam glomm und „Pauppuk-keewis seine Ernte heimſ'te". Dann ging's wie in den deutschen Spinnstuben am Rhein, wo irgend ein alter Bauer mit der großen Klammbrille auf der Nase aus Horn's gleichnamigem Buche vorkaut, das natürlich bei dem Indianer Gedächtniß und Fantasie ersetzen. Da werden denn allerlei Mährchen und Schnurren aufgetischt, von Manito's, Silfiden, Najaden, Ungeheuern, Drachen und Riesen. Diese Erzählungen zeigen uns nun den Mann der Steppe in einem ganz andern Lichte; sie sind der einzige Spiegel seines Glaubens, Sehnens, seiner Hoffnungen und Ideale und dessen, was er nach dem Tode erwartet. Sie führen ihn uns vor als Jäger, Quacksalber, Arzneier, Paladin, Don Juan, Nekromant, Kriegsmann, Deklamator, Supernaturalist und Sänger, der Watasee, der Feuerfliege, sein Lob spendend. Denn der Indianer hat Alles, was wir haben, seinen Hauptherrgott Gitche Manito, den Meister des Lebens, der einst seine Völker zusammen rief und ihnen einen Messias, den Hiawatha, schickte; er hat sein Paradies so gut wie das der Christen, und mit demselben Hauptcharacter; jenes „Wohnland des Nachdiesem" wo

„Labor is not known — that thorn
Pricks not there at night and morn."

Hiawatha figurirt seit seinem Heimgange daselbst als Petrus.

Der Indianer besitzt außerdem seine Puck-Wudj-Ininees oder Däumlinge, welche einem Riesen die Biberschwänze stehlen; er hat seine Helden mit Meilenstiefeln und magischen Booten, die Alles durchsegeln, sogar den Gummisee, von dem auch schon ein alter Naturforscher eine Ahnung zu haben







scheint, wie aus dem vor 400 Jahren gedruckten Werke „Ortus sanitatis“ hervorgeht.

Mit dem Münchhausen ist uns der Indianer auch schon verschiedene Jahre voraus. Jagoo hatte viele curiose Dinge erlebt und inspicirt. Er sah einst eine Schlange mit Menschenhörnern und Pferdefüßen, eine so große Wasserlilie, daß ein Blatt derselben zu Unterröcken für seine Frau und Töchter ausreichte, und fing einen Muskito von solcher Größe, daß er einen Flügel davon als Segel brauchen konnte.

Die Indianer sind geborene Spiritualisten, denn Manitos verspüren sie überall.

In whatever's dark or new,
And my senses cannot view,
Complex work, appearance strange,
Art's advance, or nature's change,
Fearful e'en of hurt or woe,
I behold a Manito.“

Diese Geister waren von verschiedener Qualität, und führten meist muthwillige und bösartige Streiche aus; selten, daß sie etwas Gutes verübten. Als Lokalspirits hatten sie specielle Namen; so hießen z. B. die Geister von Lake Superior Puck Wudj Ininees oder Däumlinge. Jeder Indianer hat seinen bestimmten Mahito, unter dessen besonderer Aufsicht er steht. Die Stürme waren Operationen dieser Geister, ebenso auch die Wolkenbilder. Nur die hochfliegenden Thiere konnten mit ihnen direkt verkehren.

Das Pendant zum biblischen Simson liefert Kwasind, der die Steine aus dem Kriege zwischen Hiawatha und seinem Vater aus dem Wege räumt, und mit Ersterem die Wasser von Pauwating reinigt.

Die Erde dachte sich der Indianer als ein Quadrat, dessen Ecken die vier Winde commandirten. Mudjekeewis oder Kabeyun, Hiawatha's Vater, repräsentirte den Westwind; er hatte früher den großen Bär erschlagen und ihm den großen Wampumgürtel abgenommen, woher sich das Kriegsgeschrei der Alten: „Ehre sei dem Mudjekeewis!“ datirt. Wabur, Gatte des Morgensterns, der in einer schönen Gegend wohnte, stellte den Ostwind dar. Der Nordwind hieß Kabinokka; er haus'te im Lande des Schnees und Weißkaninchens, färbte die Blätter gelb und ließ Seen und Flüsse erstarren. Shawondasee war der Südwind; er lustwandelte im schläfrig träumerischem Sonnenschein; er brachte Trauben, Melonen und galt als Vater des Indianersommers. Sein Bruder, der Nordwind, hatte ihm einst seine Liebste weggefischt, weshalb er sich stets als schwermüthiger und schwärmerischer Charakter zeigte.

Die Hauptlegenden der Indianer sind bekanntlich die von Hiawatha und Paupuckkeewis, die wir daher dem Leser etwas ausführlicher mittheilen wollen.

Hiawatha, den die Alonquins Manabozho nennen, und der auch unter







den Namen Jgnigorio, Yoskika und Micabo figurirte, war, wie vorher gesagt, der indianische Messias; er war Lehrer der Künste und Wissenschaften:

„Lehrt' und unterwies den Menschen,
Lehrte den Gebrauch der Kräuter,
Wies das Gegengift für Gifte
Und die Heilung aller Krankheit."

Er war Philosoph und Prophet, ein Bote des großen Geistes. Er glich den meisten aller übrigen Indianer; er wuchs als Kind unter ihnen auf, baute seine Hütte, nahm sein Weib, jagte, fischte, sang seine Kriegslieder, hatte Freunde und Feinde, Kummer und Elend wie jeder Andere. Aber er konnte Wunder thun, er besaß seine Meilenstiefel und sein magisches Canoe, und eine solche Riesenstärke, daß er bald die Erde von Drachen und feurigen Schlangen gesäubert hatte.

Die Geschichte Hiawatha's fängt mit der Geburt der großen Friedenspfeife an, durch deren Rauch Gitche Manito die Völkerschaften zusammenrief, die alte Erbfeindschaften getrennt hielten. Zuerst hielt er ihnen nun wegen ihres gegenseitigen Benehmens eine derbe Philippika und fährt dann fort:

„Müde bin ich eurer Fehden,
Müde eures Blutvergießens,
Müde eures Flehns um Rache,
Eures Haders, eurer Zwiste.
Eure Stärke ist die Eintracht;
Was euch fährdet, ist die Zwietracht;
Haltet Friede drum von nun an,
Und als Brüder lebt zusammen!"

„Will euch senden einen Seher,
Einen, der die Völker rettet,
Der euch führen soll und lehren,
Für euch schaffen, mit euch leiden.
Wenn ihr hört auf seinen Rathschlag,
Sollt ihr fruchtbar sein und glücklich;
Wenn sein Warnwort ihr nicht achtet,
Schwinden sollt ihr und zu Grund gehn!"

Darauf vergruben die Indianer ihre Keulen, machten sich Pfeifen aus Rothstein, welche sie durch das Rohr des Flusses rauchten, worauf sie vergnügt heimwärts zogen.

Kurz darauf fiel die Frau Nokomis vom Monde herab, wo sie auf einer Rebenschaukel gesessen, die von einem eifersüchtigen Bekannten abgeschnitten worden war. Sie gebar bald eine Tochter, die, als sie erwachsen war, vom Westwinde verführt wurde. Bei der Geburt Hiawatha's starb sie. Nokomis pflegte den Knaben sehr sorgsam und bewachte ihn auf Weg und Steg, „damit ihn der weiße Bär nicht hole."






Hiawatha erlernte bald alle Sprachen der Thiere, und übertraf Alle an Weisheit und Schlauheit. Wenn es die Umstände erforderten, spielte er auch den Hans Simpel, und ließ sich von seinen Kameraden zur Zielscheibe ihres Spottes benutzen. Er konnte jede Gestalt annehmen, sogar als Manito erscheinen. Er lief so schnell, daß er einen abgeschossenen Pfeil wieder einholte; mit seinen Zauberhandschuhen konnte er die härtesten Felsen zerschlagen. Seine Jugendfreunde waren die Sänger Chibiabos und der Jäger Jagoo, der ihm den ersten Bogen machte, womit er einen so großen Hirsch schoß, daß sich das ganze Dorf daran sättigen konnte.

Als ihm der Umstand, daß er weder Vater noch Mutter hatte, einigen Gram verursachte, erzählte ihm seine Großmama zur Beruhigung, daß sein Vater, der Westwind, noch lebe, und zwar in der weitentfernten Gegend von Ningabiun wohne. Dies freute ihn so sehr, daß er augenblicklich beschloß, den Tod seiner Mutter an ihm zu rächen, obgleich derselbe ebenfalls von bedeutender Stärke sein sollte:

„Also reis't' er westwärts, westwärts,
Lief voran dem schnellsten Hirsche
Lief dem Elenn vor, dem Bison;
Ueberschritt den Esconawbaw,
Ueberschritt den Mississippi,
Ueberschritt die Höhn der Steppe,
Zog durch's Land der Kräh'n und Füchse,
Zog durch's Wohngebiet der Schwarzfüß',
Kam dann zu den Felsenbergen,
Kam in's Königreich des Westwinds,
Wo auf den umwehten Gipfeln
Saß der alte Mudjekeewis,
Herrscher er der Himmelswinde.“

Auf einem hohen Berge begegneten sie sich. Der Vater rieb sich vor Vergnügen die Hände, das Ebenbild seiner Wenonah wiederzusehen. Beide verlebten mehrere Tage in Lust und Freude. Da fragte eines Abends Hiawatha seinen Vater, wovor er sich überhaupt auf der Welt fürchte. „Vor nichts Anderem als vor jenem schwarzen Steine, dem Wawbeck, der mich tödtlich verwunden würde, wenn mich Jemand damit schlüge.“ Darauf holte sich der Sohn, trotz der Lamentationen seines Vaters, ein Stück davon. Der Vater suchte sich nun auch ein Stück der Apukwa-Wurzel, des einzigen Dinges unter der Sonne, das Hiawatha Respekt einflößte, wie ihm derselbe aber nur pro forma gestanden hatte. Dies gab ihm dann die erwünschte Veranlassung zum Streite. Er fragte ihn, ob er die Ursache des Todes seiner Mutter gewesen sei, was der Vater auch bejahte, worauf sich dann der fürchterliche Kampf entspann. Sie schleuderten sich gegenseitig Bäume und Felsen an die Köpfe, wovon der Jäger noch die Spuren sieht. „Halt!“ rief da Mudjekeewis, „es ist unmöglich mich umzubringen, geh lieber zurück und wende deine Kräfte anderweitig an.“








„Geh zurück zu deinem Volke,
Lebe mit ihm, schaffe mit ihm!
Rein von Allem, was sie schädigt,
Mache du, mein Sohn, die Erde!
Kläre Strom und kläre Fischgrund,
Tödte Ungeheu'r und Zaubrer,
Alle Schlangen, die Kenabeeks,
Wie ich selbst den Mishe-Nukwa
Tödtete, den großen Bären!"

Hiawatha nahm dann diesen Rath auch an und ging zurück zur Nokomis, die ihn mit allerlei Medicinen wieder herstellte. Bei der Heimreise machte er auch die Bekanntschaft von Minnehaha, der Tochter eines Pfeilschmiedes in Dacotah, dem Lande der schönen Weiber.

Um seiner Großmutter Oel und Fett für ihr ausfallendes Haar zu verschaffen, ging er einstens fischen. Er rief nach dem Königsfische, der aber Anfangs nicht kommen wollte, sondern ihn durch einige seiner Trabanten chicaniren ließ und ihn zuletzt mit seinem Kahne verschlang. Glücklicherweise hatte Hiawatha Pfeil und Bogen in demselben, womit er das Herz des Fisches tödtlich verwundete. Einige Möven hackten darauf von außen ein Loch in den Rücken, wofür sie Hiawatha mit dem Namen Kayoshk oder Kratzer belegte. Der Königsfisch wurde dann glücklich an's Land gebracht, und Nokomis fehlte es nun nicht mehr an Oel und Fett.

Danach präparirte sich Hiawatha zu einem Kriege mit Megissagwon oder Perlfeder, dem Manito des Reichthums, der ihm gegenüber wohnte. Er sollte früher seinen Urgroßvater getödtet haben.

Hiawatha machte sich also eine Masse Pfeile und fing an zu fasten. Von diesem Fasten hing nämlich früher bei den Indianern das Kriegsglück ab. Es bildete den Wendepunkt des Lebens; Keiner begann seine Laufbahn ohne diesem Ritus Rechnung getragen zu haben. Das Maximum waren sieben Tage. Die Imaginationen des Geistes wurden dabei als Inspirationen angesehen. Hiawatha rang dabei mit Nondamin, dem Freunde der Menschen, der ihn segnete und mit fürchterlicher Stärke ausstattete, und sich dann zuletzt von ihm erschlagen ließ. Aus seinem Grabe wuchs der Mais. Da Hiawatha seine Fastenzeit außerhalb der Hütte abhielt, wollte er gern einmal sehen, was eigentlich seine Großmutter während dieser Zeit treibe. Er schlich sich also einmal herbei und sah dann zu seiner größten Verwunderung, daß sie von ihrem Schatze, einem Bären, besucht wurde, der allerlei Liebeleien mit ihr trieb. Um demselben einen Possen zu spielen, legte er einige Kohlen über die Thür, woran sich der Bär dann ganz gehörig das Fell verbrannte.

Nachdem also Hiawatha die Fastenzeit überstanden, seine Kriegslieder gesungen, gehörig getrommelt und spectakelt hatte, setzte er sich in sein Canoe um den alten Wampumherrscher zu erschlagen. Zuerst kam er da zu den feurigen







Schlangen, welche die Thür des Manito's behüteten. Da ihn Jene nicht passiren ließen, erschoß er sie auf eine schlaue Weise. So kam er dann zum Hause Perlfeders. Hiawatha kommandirte als habe er die ganze Potomac-armee hinter sich. Die Schlacht begann. Ein vorbeifliegender Specht verrieth ihm die Achillesferse seines Gegners, dessen Stärke wie bei Simson in den Locken lag. Diese schoß nun Hiawatha mit seinen drei letzten Pfeilen herab, und färbte dann die Kopffedern des Spechtes mit dem Blute des Ungeheuers. Er nahm ihm den Wampumgürtel ab, scalpirte ihn und ging dann zurück zur alten Nokomis.

Kurz danach fing Hiawatha einen Fisch von solcher Größe, daß er zu dessen Verspeisung alle Thiere in der Umgegend einladen konnte. Der Bär kam zuerst, dann das Opossum u. s. w., weshalb diese Thiere auch so fett sind; Hase und Marder kamen zuletzt, was uns deren Magerkeit erklärt. Als Beschluß dieser Festivität sollte ein allgemeiner Tanz aufgeführt werden. Hiawatha schlug die Trommel dazu. Sämmtliche Thiere hatten sich in eine Reihe zu stellen und mit geschlossenen Augen an ihm vorbei zn marschiren. Da wurde dann eins nach dem andern geköpft. Eine Ente merkte dies und allarmirte die ganze Gesellschaft. Hiawatha lief ihr nach und gab ihr solchen Schlag auf den Rücken, daß der ganze Körper der Ente heute noch platt gedrückt ist. Die andern Thiere hatten sich inzwischen unsichtbar gemacht.

Auf einer Reise begegnete Hiawatha einst einem Magier in Gestalt eines Wolfes, der sechs Junge bei sich hatte. Er äußerte den Wunsch, auch solche Figur zu haben, worin ihm der alte Zauberer auch willfahrte und ihn ebenfalls zu einem Wolf changirte. Als sie sich nun zusammen ihre Winterquartiere ausgesucht hatten, fraß der Alte eines Tages die Knochen eines Elennthieres, wobei Hiawatha die Augen zuzumachen hatte, damit ihm kein Stück davon hineinflog. Hiawatha schielte jedoch und das Wort des Magiers traf ein. Um sich dafür nun zu revanchiren, aß er ebenfalls einen Knochen, und als der Alte dabei die Augen geschlossen hatte, schlug er ihn lederweich. Darauf trennten sich die Wölfe mit Ausnahme eines jungen von ihm. Derselbe ging eines Tages auf's Eis und brach bis tief in die Wohnungen der Schlangen hinein, wo er augenblicklich als Gefährte Hiawatha's erkannt wurde, und deshalb gemordet werden sollte.

Hiawatha stimmte deshalb lange Jeremiaden an und ging ihn aufzusuchen. Ein Vogel sagte ihm, wo sein Liebling war. Darauf verwandelte er sich da, wo gewöhnlich die Schlangen ihre geheimen Concilien abhielten, in einen Baumstamm, um den sie sich dann auch glücklicherweise nach Beendigung ihrer Geschäfte schlafen legten. Darauf erschoß er den König davon und ergriff, von den übrigen verfolgt, das Hasenpanier. Da ihn die Schlangen nicht einholen konnten, ließen sie eine mächtige Sündfluth kommen, um ihn zu ersäufen, was Hiawatha nöthigte, schnell eine neue Welt zu schaffen und diese als sein Asyl zu wählen. Daselbst begegnete ihm jedoch sehr bald die klagende Mutter des Schlangenkönigs, die er ebenfalls mit List tödtete und dann in







Wolfsgestalt wieder nach Hause eilte, wobei ihn sein Vater, der Westwind, tüchtig unterstützte.

Dort heirathete er nun die Tochter des Pfeilschmiedes, die ihm früher so ausgezeichnete Spitzen geliefert hatte. Bald aber verließ ihn sein guter Geist; seine Pfeile trafen nicht mehr; er wurde sehr arm und war genöthigt, sein Brod aus fremder Hand zu essen. Als er so einst bei einer mitleidigen Seele anklopfte, nahm der Indianer ein Messer und schnitt damit seiner Frau ein großes Stück Fleisch aus dem Rücken. Dies reichte er dem hungrigen Hiawatha hin und sagte: „Sieh, das ist Alles, womit wir im Winter leben.“ Darauf legte er ein Pflästerchen auf die Wunde, was dieselbe augenblicklich wieder heilte. Hiawatha wollte danach die gleiche Operation an seiner Minnehaha versuchen, tödtete sie jedoch beinahe.

Danach zeigte sich übrigens sein guter Geist wieder; er hatte wieder Fleisch in Hülle und Fülle und gab seinen Freunden ein äußerst splendides Gastmahl, nach welchem er sie Alle in Eichhörnchen verwandelte. Sein wichtigstes nachheriges Abentheuer bleibt nun sein Streit mit Paup-puck-keewis, der in den indianischen Legenden häufig mit ihm verwechselt wird. Sein Zelt stand nahe am Gitchiguma, dem großen Flusse, der ihm im Winter Säcke voll Fische lieferte. Paup-puck-keewis ist das Seitenstück zu Hiawatha, und erschlug, wie er, die Riesen, Drachen und Schlangen der Umgegend. Einst sah er mehrere Biber an einem See und ließ sich augenblicklich ebenfalls zu einem solchen Thiere umschaffen; doch war er hundertmal größer als die andern, die ihn deshalb zu ihrem Oberhaupte wählten. Kurz danach kamen aber einige Indianer, und da er wegen seiner Corpulenz nicht fliehen konnte, ward er ergriffen und todt geschlagen. Als man ihm das Fell abzog, wischte seine Seele wieder heraus. In Gestalt eines Elennthieres passirte ihm dasselbe Schicksal. Als eine wilde Gans endete er in einem hohlen Baume sein Leben, und seine Seele oder Jeebi erschien danach wieder in menschlicher Form. Da kam er einst auf einer Reise in einen Wigwam, worin zwei alte Männer wohnten, die er um den Weg fragte. Sie zeigten ihm denselben, Er ging fort und kam zuletzt wieder an die nämliche Hütte. Er war also im Kreis herum gegangen. Doch die Indianer gaben vor, Fremde zu sein. Er ging und kam wieder zu derselben Stelle. Da er sich vorher eine Ecke aus der Thür geschnitten hatte, war er sicher, daß er nur zum Narren gehalten worden war. Er gab also dem Einen einen derben Tritt und dem Andern eine gründliche Ohrfeige, worauf beide Manitoes starben. Nach verschiedenen ähnlichen Streichen kam er an die Wohnung Hiawatha's, der er früher stets ausgewichen war. Da Hiawatha gerade nicht anwesend war, zerstörte er Alles in seiner Hütte, warf alles Geschirr durch einander und brachte alle Vögel um.

„Packt' er um den Hals den Raben,
Schwang ihn rund wie eine Rassel,
Rund wie einen Arzeneisack,







Würgte Kahgelhopee den Raben,
Ließ vom Giebelpfahl des Wigwams
Nieder hängen seinen Leichnam,
Als 'nen Schimpf für seinen Meister,
Eine Schmach für Hiawatha.
Trat er ein verstohl'nen Schrittes,
Warf den Hausrath durch einander,
Rings durch's Haus in wildem Wirrwarr,
Häuft' empor in krausem Stapel
Holzgeschirr und ird'ne Kessel,
Büffelkleider, Biberkleider,
Fell von Otter, Luchs und Wiesel,
Als 'nen Schimpf für die Nokomis,
Eine Schmach für Minnahaha."

Einige Vögel brachten Hiawatha bald die Nachricht hiervon, und bald war er an Ort und Stelle und die Verfolgung ging los. Er jagte ihn durch die halbe Welt, über Felsen, Berge, Seen und Wälder, und als er ihn endlich am Kragen hatte, verwandelte er sich schnell in einen hohlen Baum und ließ seine Seele in Gestalt einer Schnecke herausfliegen. Ein Blitz zerschlug sie aber und sie wurde wieder zum Menschen. Paup-puck-keewis retirirte darauf in die Höhle eines Berges, worin ein alter Manito haus'te, der schnell alle Thüren sorgfältig verrammelte und Hiawatha draußen stehen ließ. Dieser requirirte nun Donner und Blitz, und Beide wurden in ihren wahren Gestalten erschlagen, so daß sie nicht mehr leben konnten.

Hiawatha's Abentheuer endigen hiermit aber noch nicht; es ist kaum ein Berg in Nordamerika, an den die Indianer nicht weitere Heldenthaten knüpfen. Als er seine vermeintliche Aufgabe gelös't hatte, erschien ein weißer Vogel vom Himmel, der ihn ermahnte, daß seine Uhr hienieden abgelaufen sei, worauf er sich dann in sein magisches Canoe setzte und unter Klängen nie ähnlich gehörter Musik abfuhr. Nach seinem Tode soll er die nordwestlichen Stämme regieren und den Seelen der Indianer die Himmelspforte öffnen. Sie glauben, er werde wieder erscheinen und sein unglückliches Volk zu neuer Glorie bringen.

Etwas komisch nimmt sich da der Schluß des Lonfellow'schen Gedichtes aus, wo Hiawatha zuletzt den fremden Missionären sein Wigwam öffnet, die Friedenspfeife mit ihnen raucht, sich bekehrt, Proselyten für das Christenthum zu werben sucht und dann beim Abschiede die Blaßgesichter seinem ganzen Volke als heilige Ambassadoren des großen Geistes empfiehlt.







Das verklagte Deutschland.

Von Carl Rümelin. (Heilbronn.)

Es giebt Menschen, und oft sehr gute Menschen, deren Lebensweise jeder Bube das Recht zu haben glaubt, vor das Forum der Oeffentlichkeit zu ziehen, selbst wenn ihre Handlungen sich gar nicht auf das Oeffentliche beziehen, und so giebt es auch Völker, über die andere Nationen sich wiederholt ein vorschnelles Urtheil anmaßen, ohne sich die Mühe zu nehmen, die Lage derselben näher zu prüfen. Und wie das polnische einstens ein solches Volk war, so ist das deutsche es jetzt. So sehr sich jedoch unser Innerstes gegen die Lieblosigkeit des Auslandes empören sollte, so regt sich doch unwillkürlich die Frage: Sind wir nicht selbst schuld an dieser oberflächlichen Verurtheilung unseres Vaterlandes? Haben wir dasselbe nicht selbst ohne nähere Prüfung verklagt? Werfen nicht wir selbst die meisten Steine auf dasselbe? Diese Fragen stellte ich mir oft, nachdem ich Franzosen, Engländern, Amerikanern (mehrmals Deutsch-Amerikanern), ja auch Schweizern gegenüber Deutschland vertheidigt hatte, und da mußte ich denn bekennen, daß, ungerecht wie Ausländer gegen Germanien sind, wir Deutschen es ebenso und oft noch mehr sind. Und so entstand in mir der Gedanke, Deutschlands Zustände selbst genau, und vergleichend mit andern Völkern, zu untersuchen, dabei meine Gedanken niederzuschreiben und die gewonnenen Ansichten einem deutschen Leserkreis mitzutheilen. Wo aber könnte ich meine Ketzereien besser anbringen, als in den Deutsch-amerikanischen Monats-Heften? Nur da ist man ja liberal genug, auch Ketzer zuzulassen! Und so folgt hiermit der wesentliche Theil dieser meiner Ansichten, mit dem Zweck, auch bei Anderen ein tieferes Eingehen in die Verhältnisse unseres Vaterlandes zu bewirken, und Deutsche zu veranlassen, Gerechtigkeit zu üben gegen ihr eigenes Heimathland.

Und worin bestehen denn die Beschuldigungen, die man Deutschland macht? Man kann sie alle auf die wenigen Worte reduziren: *Dasselbe besitzt dem Auslande gegenüber nicht die ihm gebührende Nationalkraft, und es entwickelt im Innern nicht den gehörigen Fortschritt.* Beiden Umständen soll durch die Errichtung einer *Central-Gewalt* abgeholfen werden, die nach Außen *imponirt* und nach Innen *reformirt*. So hätten wir die *Krankheit* und auch die vorgeschriebene *Kur-Methode*!

Erkundigt man sich jedoch nun vor allen Dingen nach dem Maßstab der Beurtheilung, welcher obigen Vorwürfen zu Grunde liegt, so zeigt sich meistens eine Unklarheit darüber, *was* und *wie* man es will. Frankreichs Nationalkraft schwebt wohl Manchem als Vorbild vor, Manchem England, Andern wieder Amerika. Aber schon der erste Blick belehrt uns, daß diese Nationen schlechterdings nicht als nachzuahmende Beispiele für Deutschland dienen können. Anders ist deren geographische Lage, und total verschieden sind die politischen Zwecke dieser Völker. Frankreich treibt seine jetzige große Politik, um zu Hause







die Napoleonische Dynastie zu befestigen. England zittert unter seiner colossalen Seemacht, weil es Völker beherrschen muß, die es längst beraubt hat, und Amerika trägt sich mit Begriffen über ein nationales Wachsthum, welche nur im ganzen Continent ihre Grenze erkennen. — Ueberall Angriffs= neben Vertheidigungszwecken, während in Deutschland (ist es sich selbst und Andern gerecht) nur Letztere in Betracht zu ziehen sind.

Ein ähnliches Ergebniß stellt sich heraus wenn wir die Art und Weise des Fortschritts prüfen wollen, den man von Deutschland verlangt. Einer weis't auf Amerika, ein Anderer auf Frankreich, ein Dritter auf England. Bei näherer Betrachtung ergiebt sich Amerika's Fortschritt als Folge der Fruchtbarkeit seines Bodens, verbunden mit einer den Reichthum an liegenden Gütern steigernden Einwanderung und den dieser Wanderlust gebotenen unerschöpflichen Verdienstquellen; denjenigen Frankreichs finden wir als Resultat einer reichern Natur und eines größeren Kunstsinnes, und Englands darin, daß es in seinen Kohlen und seinen Colonieen spezielle Hülfsquellen hat. Amerika ist nothgedrungen erfinderisch in Arbeit ersparenden und erleichternden Maschinen, und eine ähnliche Nothwendigkeit drängt England zur Vervielfachung seiner Produktivität, Frankreich zur Steigerung seiner Kunst. Wie ganz anders ist's in Deutschland! Es hat keine neuen Landgüter für jedes neugeborene Kind, seine Natur ist keineswegs üppig zu nennen, es beutet andere Völker nur durch ehrlichen Handel aus. Es ist mehr als alle die andern genannten Völker auf sich selbst angewiesen, und sein Fortschritt liegt in seiner eigenen Ausbildung. Und von diesem Standpunkte aus, mit billiger Erwägung der Anspornungen, aber auch der Hindernisse, unter denen die verschiedenen oben angeführten Länder sich ausbildeten, frage ich hier mein Vaterland: Welches Volk hat am meisten geleistet?

In der Beantwortung dieser Frage muß vor Allem daran erinnert werden, daß allen jenen Ländern, deren größerer Fortschritt Deutschland zum Vorwurf gereichen soll, deutsche Kräfte in bedeutendem Maße zugute kamen, so daß wir daraus annähernd schließen können, was unser Vaterland geworden wäre, wenn es diese Kräfte hätte verwenden können. Wenn auch für die alte Heimath einiger Vorwurf darin liegt, daß überhaupt diese ihre Söhne und Töchter auswandern mußten, so vergesse man nicht, daß seit undenklichen Zeiten in unseren Landeskindern die Wanderlust steckte, und daß nicht immer Noth, sondern ein unbewußter Wandertrieb die Auswanderung veranlaßte. Wie Wenige von uns denken daran, daß unser Weggehen und Wegbleiben ein stehender Vorwurf für das Heimathland und ein starkes Vorzugszeugniß für den neuen Wohnsitz ist! „Warum seid ihr hier?" „Warum geht ihr nicht nach Hause?" fragt barsch der Amerikaner, und er vergißt, daß auf ihn ebenso, wie auf uns Lenau's Worte passen:

„Töne, Wander=Melodie,
Durch die öden Straßen.
Wie so leicht einander doch
Menschen sich verlassen!"







Deutsche leisten mehr im Ausland, als zu Hause; aber daraus gegen das Vaterland Schlüsse zu ziehen, das ihnen alle ihre Fähigkeiten gab, wäre doch etwas stark. Warum es nicht in den Umgebungen und Anreizungen suchen, die, anders als in der Heimath, sie umschließen? Gern böte ihnen diese ihr Vaterland, aber ist es möglich? Wer gerecht ist, der wird sagen, daß in sehr vielen Fällen es unmöglich war. In Deutschland fehlt, wer sieht es nicht, der Sporn, der in ungemessenen Wirkungskreisen für den Menschen liegt; aber ist das Heimathland deshalb zu verdammen? Kann es bei allem Willen bieten was Amerika, England oder Frankreich bietet? Die Frage beantwortet sich selbst.

Allein um ganz gerecht zu sein, müssen wir auch (im Wesentlichen wenigstens) die Hindernisse aufführen, die unserem Vaterlande eine Entwickelung erschweren, wie wir solche ihm als Gesammtvolk, wie auch in seinen staatlichen Verhältnissen, wünschen. Und zuerst von denen, welche nationell derselben im Wege stehen.

Läßt man zur Orientirung den Seelenblick schweifen über den Ländercomplex, der einst Deutschland bildete, und dann denjenigen, der jetzt für Deutschland gilt, so muß es doch Jedem gleich auffallen, daß demselben an der westlichen und südwestlichen Grenze Völker entzogen worden sind, die eigentlich zu Deutschland gehören, daß denselben aber an der östlichen Seite Völkerschaften einverleibt wurden, die deutschem Leben mehr als halb fremd sind. Die Lothringer, Elsäßer und Schweizer fehlen, und die Böhmen, Mähren und Polen sollen sie ersetzen. Auch dürfte es am Platze sein, zu erwähnen, daß ein großer Theil Ostpreußens ursprünglich nicht germanisch war, und erst später dem deutschen Reiche unterworfen wurde; von Hermann an gerechnet, verlebte das deutsche Volk den größern Theil seiner Reichsgeschichte ohne sie. — Vergesse man nun nicht, daß die Einverleibung dieser Völkerschaften in erster Linie an die beiden deutschen Großmächte geschah, und daß sie noch immer nicht recht deutsch dastehen. Durch diese Verluste an der Westgrenze und Zunahme an der Ostgrenze ist Deutschlands politisches Leben ein ganz anderes geworden. Die beiden Großmächte bestimmen die Reichs- oder Bundespolitik, und diese Regierungen wieder erhalten die ihrige in der Hauptsache durch Beweggründe, die aus diesen neudeutschen Ländern hervorgehen; und so kann man wohl sagen, daß rein deutsche Rücksichten aufgehört haben, das Schicksal Deutschlands zu bestimmen. Ich weiß recht wohl, daß in jenen Ländern fortwährend Germanisirungsprocesse im Gange sind; ich weiß aber auch, daß solchen mit Zähigkeit entgegengearbeitet wird, und daß in diesem Streben und Widerstreben viel deutsche und slavische Geisteskraft verbraucht wird, die der allgemeinen Verbesserung verloren geht. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß im Elsaß und Lothringen ein ähnliches Schwinden natürlicher Entwickelung stattfindet, weil eben dort der deutsche Geist sich nicht recht in die gallische Uniform findet, und sich selbst und Deutschland verloren geht.

Aber nicht allein in politischer, sondern auch in volkswirthschaftlicher Bezie-







hung ist die obenerwähnte Thatsache von großer Wichtigkeit. Es gäbe gewiß jetzt eine volle Zolleinigung in Deutschland, wenn die Schweiz, Elsaß und Lothringen im deutschen Bunde, und die andern genannten östlichen außerhalb desselben wären, und der Eintritt der deutschen Nation in die große Familie der handelsfreien Völker wäre dann längst schon vollendete Thatsache.

Gewiß ist, wie Humboldt im Cosmos andeutet, Amerika die hauptsächlichste Ursache der Steigerung alles modernen Volkslebens, und es wird Jedem einleuchten, daß das Verschieben Deutschlands auf Hunderte von Stunden in östlicher Richtung vielfach daran schuld ist, daß unsere Volkswirthschaft die magnetische Kraft der neuen Welt in so beschränktem Maße empfand. — Alle Bestrebungen Deutschlands, auch seinen Theil des so unermeßlich vergrößerten Völkerverkehrs zu erhalten, wurden erschwert durch diese östlichen Anhängsel. Deutschlands Wachsthum fällt deswegen proportionell klein aus, wenn man ganz Deutschland mit andern Nationen vergleicht. Glücklicherweise konnten Bremen und Hamburg unbeirrt von Hemmschuhen, die ihnen das übrige Deutschland gewiß bereitet hätte, ihren Handel ausbilden, und die deutsche Ehre retten; denn wenn man diese Handelsstädte als Basis des Vergleichs wählt, so zeigen sie einen ebenso großen Aufschwung, wie andere maritime Länder.

Es war aber stets meine Ueberzeugung, daß die ökonomische Handels- und Verkehrs-Einigung der politischen vorausgehen und sie begleiten muß, und es ist doch viel leichter, eine solche Einigung in Altdeutschland ins Werk zu setzen, als in dem deutschen Bunde, wie ihn der Wiener Congreß aufstellte. Diese Erkenntniß scheint uns nun absolut nothwendig, um Deutschland gerecht zu sein.

Deutsche Zeitungen wimmeln von politischen Armuthszeugnissen für das deutsche Volk, und die Journale des Auslandes schreiben es ihnen nach. Der Deutsche will eben ein- für allemal Politik nicht der Politik zu Liebe treiben, was denselben jedoch nach meiner Ansicht nicht zum politisch unfähigen Menschen stempelt, sondern blos zum politisch unthätigen. Und warum ist der Deutsche in Deutschland politisch unthätig? Er ist es nicht in Amerika! Einfach weil er nichts für sich zu thun findet! Wiederholt hat er sich enthusiastisch erhoben, wo immer sich eine praktische Frage zeigte, wie noch kürzlich in der Schleswig-Holsteinischen Frage; aber was ist dem Deutschen immer zuletzt geblieben? Nichts als eine politische Phrase! Er hat nun gefunden, daß Die, die ihn führen wollen, noch blinder sind als er, und daß auch sie nicht wissen, wo hinaus und wohin. Weitzman, der schwäbische Volksdichter, sagt von solcher Politik, sie wolle

„Obenaus und nie voran.“

Es fehlt den Deutschen nicht an Einigkeitssinn. Betrachtet die verschiedenen Volksfeste! Man frißt sich dort ja schier vor Liebe! Leset die deutschen Zeitungen! Sie strömen über von Einigkeits-Patriotismus! Und doch ist Deutschland kein Einheits-, und nicht einmal ein Bundes-Staat geworden!







Warum nicht? Weil eben Freiheits=, Einheits= und sonstiger bloßer Phrasen=Dusel noch nie die großen Fragen eines Volkes gelös't hat! Auch in Amerika küßten 1860 noch die Repräsentanten der Staaten Tennessee, Kentucky, Indiana und Ohio sich als liebende Bundesbrüder, und schrieen sich heiser in Versicherungen der gegenseitigen Treue! Ein Jahr nachher standen sie sich als Feinde gegenüber! Wie kam das? Weil man geflissentlich die Augen schloß, und Träumereien für Wahrheit nahm. In gewissem Sinne ist das deutsche Volk ein einiges, in einem andern ein uneiniges, und eine Kriegserklärung Frankreichs würde das Erste zu Tage bringen, ein Krieg zwischen Oesterreich und Preußen das Andere. Warum sich verschweigen, daß nicht mehr Deutschland als solches seine Geschicke in der Hand hält, und daß das Bestehen zweier Großmächte (Preußen und Oesterreich) jede Einigung, in der es gleichberechtigte Staaten giebt, zum Voraus negirt? Gleiches ehrliches Recht besteht blos, wo Gleichheit der Kraft einigermaßen die Waage hält. Europa wacht, mit oft lächerlicher Uebertreibung, aber in der Hauptsache mit Recht, über sein politisches Gleichgewicht. Braucht Deutschland gar nichts der Art? Gewiß! Und wo soll es sein Gleichgewicht hernehmen Oesterreich und Preußen gegenüber?

Die Geschichte lehrt uns, daß Einheitsstaaten, wie z. B. Preußen und Frankreich, nur auf dem Wege der Gewalt oder der großen Politik, wie Bismarck sie jetzt treibt, geschaffen werden, daß andererseits freie Staaten nie freiwillig in einen Einheitsstaat aufgehen. Verbinden solche sich für einen gemeinsamen Zweck, so ist Wahrung der eigenen Selbstständigkeit (Autonomie) erstes und letztes Ziel. Bei Einheitsstaaten ist Unterwerfung, Verschmelzung und staatliches Aufhören Vorbedingung, bei einer Bundesregierung ist Gleichberechtigung das erste Prinzip. Wie nun soll Deutschland einig werden? Dem Einheits=Staate ist das Bestehen von Königreichen wie Baiern und Preußen und eines Kaiserreichs wie Oesterreich zuwider, denn keines davon ist auf die Länge der Zeit nnterwerf= oder verschmelzbar, und einem Bundesreiche steht die Thatsache entgegen, daß das übrige Deutschland nicht stark genug ist, entweder Oesterreich oder Preußen zum Gehorsam gegen Verordnungen zu zwingen, welche dem Einen oder dem Andern mißfallen. An ein Unterwerfen der Großmächte unter das Reich ist also nicht zn denken, und eine Unterwerfung deutscher Staaten entweder unter Oesterreich oder Preußen hoffentlich ebenso undenkbar. Aus diesen Gründen mißlangen alle Versuche, Deutschland mehr staatlich zu einigen. Wird es immer so bleiben? Nein! Bismarck wartet auf Zustände, wo die alten Rechtsbegriffe in den Hintergrund treten. Er weiß, was er will! Er will den Einheitsstaat! Er weiß auch, wie er ihn will! Durch Annexation und Verschmelzung. Das deutsche Volk und seine Führer sollten sich auch klar werden, was sie wollen, und wie sie es wollen. Sie müssen das Bundesreich wollen auf dem Wege der Freiheit! Man verständige sich hierüber zum Voraus, und die nächste große oder kleine Welle der Staatsumwälzungen finde







Deutschlands Volk, und nicht seine Regenten allein, klar über die Bedürfnisse des großen Vaterlandes. Ich meine damit nicht die erwartete große Pariser Revolution, als ob wir Deutschen immer unseren Messias von jenseits des Rheins bekommen müßten. Nein, es giebt ein deutsches Verfassungsleben, das wahr zu machen unsere Pflicht ist.

Der Zollverein ist eine Anstalt, an der das deutsche Volk lernen kann, wie man frei sich einigt. Es geht auf diese Weise ein wenig langsam! Wohlan, man dränge auf die Beschleunigung und Ausdehnung desselben über ganz Deutschland und breche dem Streben Preußens die Spitze ab, Oesterreich daraus fern zu halten. Die Zolleinigung bringt andere, wie kürzlich noch die Gewichts-Einigung, und bei den jetzigen Verkehrsmitteln werden dann bald die Einigungspunkte sich mehren, die Entzweiungen sich mindern. Hebt sich der Handel auf dem Mittelmeer, und wird dieses wieder der große Handelsweg nach Ostindien, so wird das südöstliche Deutschland, das Manche jetzt über die Achsel ansehen, von selbst den andern Staaten wichtiger, und dadurch werden die Vereinigungsgründe und Vereinigungsbande stärker.

(Schluß folgt.)

Der Briefkasten der Madonna.

Von Julian Werner.

(Fortsetzung.)

Endlich schien die Pächterin mit ihrer Arbeit zu Stande gekommen; das feine Linnen war sammt und sonders geplättet und sorgfältig zu einzelnen Stößen zusammengelegt. Nun war es der guten Alten wohl nicht länger mögich, den Strom der Gedanken, der während der Arbeit durch ihren Kopf gegangen, gewaltsam in sich zu verschließen; sie kannte wohl die Einsilbigkeit ihres Gefährten, aber wenn er ihr auch oft die Antwort schuldig blieb, fühlte sie sich schon wesentlich erleichtert, sobald sie nur selber ihren Gefühlen Luft machen konnte.

„So, da wäre nun das Bettzeug im Stande, und so blüthenweiß und weich, wie es die junge Sennora daheim bei der gestrengen Frau Mama wohl niemals schöner gehabt hat. Das Himmelbett ist frisch mit Eiderdaunen gefüllt . . . . diese prächtigen Laken übergebreitet — ach, es muß sich darauf schlafen wie im Himmel! Freilich — um's Schlafen wird's der jungen gnädigen Sennora nicht zu thun sein — por dios, weiß ich doch überhaupt nicht, um was es ihr eigentlich hier in unserer einsamen Effannica*), wo sie außer uns Beiden und den Knechten nur mit der Gesellschaft von Stieren und Ziegen vorlieb

*) Viehwirthschaft.







wird nehmen müssen, zu thun sein könnte. Ich behaupte auch, es ist gar nicht ihr Wille, hier heraus zu kommen, sie würde viel lieber in ihrem prächtigen Palast in der Stadt bleiben, wo sie junge schöne Herren und feine Damen so viele sie will zur Gesellschaft haben kann—aber ihr Gemahl, Don Escovedo, dem paßt es besser, wenn sie sich hier in der Einsamkeit langweilt, wo ihm sein mühsam erworbenes Kleinod sicher ist, wo er nicht zu fürchten braucht, daß ihm ein jüngerer und schönerer Nebenbuhler bei seinem reizenden Weibchen den Rang abläuft.... Ja, ja, es thut niemals gut mit dem gar zu verschiedenen Alter bei Eheleuten; Alt und Jung zusammengeschmiedet, Eis und Sonnengluth an einem Tage — das ist gegen die Regeln der Natur. Ich will nicht sagen, daß zwischen Mann und Weib im Alter gar kein Unterschied bestehen dürfe, o nein, aber es darf nicht so sein, daß das Eine schon im Schritt marschirt oder gar am warmen Ofen verschnaufen möchte, während das Andere noch im Galopp durch die Welt jagt; es muß so sein wie bei uns, Toribo, der Mann ein halb Dutzend Jährchen mehr als die Frau, das giebt dann im Alter die beste Harmonie und Einigkeit."

„Deiner Zunge merkt man jedenfalls an, daß sie jünger ist als die meinige, Ventura", sagte der Mann, nachdem die Redseligkeit der Frau endlich einen kurzen Haltepunkt gefunden; „aus dem Uebrigen würde sich das wohl sehr schwer schließen lassen."

„Was? Das soll wohl gar heißen, ich wäre eine alte häßliche Hexe, während der Mann da mit seinen weißen Haaren sich noch für einen Jüngling ausgeben könnte? Nein, über diese Unverschämtheit, diese Undankbarkeit der Männer! Wenn ich alt bin, wo bin ich's denn geworden? In Deiner langweiligen Gesellschaft, bei der harten Arbeit, zu der ich verurtheilt wurde, als ich vor zwanzig Jahren so thöricht war, Dich zum Manne zu nehmen!"

„Sachte, sachte, Alte, wir haben ja immer wacker zusammengearbeitet, und sind in den zwanzig Jahren auch so erträglich mit einander ausgekommen", versetzte der Mann besänftigend.

„Sie erkennen es nicht an, was man für sie gethan, sie machen Einem am Ende gar noch Vorwürfe darüber", fuhr die Duenga, wenn auch noch grollend, doch schon viel besänftigter fort. „Deshalb hat vielleicht Donna Leontica gar nicht so übel gethan, einen alten Mann zu nehmen, der ihr doch nicht allzu lange mehr Vorwürfe machen kann. Ja, was ich von der jungen gnädigen Donna sagen wollte: — thu nur einmal den Mund auf, Toribio, und laß ein Wörtchen verlauten, was Du von diesem seltsamen Besuch hier auf der einsamen Hacienda in den Pampas hältst?"

„Caramba, Alte, was soll ich davon halten, als daß uns die Sache Arbeit macht!"

„Arbeit; wenn es damit gethan wäre! Der Mensch ist zum Arbeiten auf der Welt, obwohl es natürlich besser ist, er arbeitet für sich als ewig für Andere. Was mich mehr drückt als die gethane und noch zu thuende Arbeit, das ist der geheimnißvolle Grund, der diesen Besuch veranlaßt. Zwanzig Jahre lang hat







Don Escovedo kaum hin und wieder einmal auf der Hacienda übernachtet, und nun, da er eine junge schöne Frau hat, trägt er plötzlich Verlangen, hier für längere Zeit zu wohnen."

„Er wird die Landluft genießen wollen."

„Ach was, das kann er mit mehr Bequemlichkeit auf seinen prächtigen Haciendas nahe bei der Stadt haben; dazu braucht er nicht in die entlegenen Pampas zu kommen."

„Vielleicht haben ihm die Aerzte gesagt, daß die Luft hier noch zuträglicher sei."

„Paperlapap, er ist ein kerngesunder Mann, der nicht nach der Luft zu fragen hat."

„Aber Donna Leontica soll unmittelbar nach der Hochzeit einige Wochen recht bedenklich krank gewesen sein."

„Krank, ja, heilige Mutter Gottes, das weiß man schon, was solche Krankheit bei einer jungen Frau, die einen alten Mann nur um seines Reichthums willen geheirathet, zu bedeuten hat! Die Krankheit wird nicht weit her gewesen sein, aber das arme Kind hat wahrscheinlich Reue empfunden über seinen übereilten Schritt.... der Herr Gemahl mag sich über ihre Kälte und Zurückhaltung geärgert haben.... die Eifersucht wird bei ihm rege geworden sein und ihn auf den Gedanken gebracht haben, es sei doch besser, die schöne junge Frau an einen einsamen Ort zu schaffen, wo sie gegen alle Versuchungen der Welt gesichert sei, bis sie sich erst an das neue Verhältniß gewöhnt, bis ihr aus purer Langeweile in der schrecklichen Einsamkeit die Gesellschaft ihres bejahrten Ehegemahls angenehm und unentbehrlich geworden."

„Ach, was! Weibergeschwätz!" brummte der alte Toribio.

„Ja wohl, Weibergeschwätz! Was sollte denn aus euch Männern werden, wenn wir Frauen euch nicht erst in allen Dingen das rechte Licht aufsteckten, euch den Kopf zurecht setzten, damit ihr dann so erträglich euren Weg einher zu stolpern vermögt? Was ich sage, ist wohl erwogen und aus sicheren Quellen entnommen. Hat uns der Kammerdiener Jose, als er gestern den Besuch der Herrschaft ankündigte, nicht deutlich genug zu verstehen gegeben, wie sich die ganze Sache eigentlich verhält? Donna Leontica, obwohl sie wenig bemittelt, ihr Gemahl aber ein Millionär ist, hat in die Verbindung nur auf das dringende Zureden ihrer Mutter gewilligt; sie liebte früher einen Anderen, einen Carcaman*), der aber nach der alten Welt gegangen und die Verbindung mit ihr abgebrochen hatte. Dieser Liebhaber ist plötzlich zurückgekehrt; sie sah ihn unmittelbar nach ihrer Hochzeit und ward durch seinen Anblick so heftig erregt, daß man sie mehrere Wochen für gefährlich krank hielt. Der Aufenthalt auf unserer Hacienda soll sie nun auf andere Gedanken bringen. Das arme junge Ding — wie sie mich von Grund des Herzens dauert!"

„Ich glaube gar, Alte, Du wärst im Stande, Dich zur Zuträgerin herzu-

*) Spottname der Europäer.







geben, der Sennora Deine Vermittlung zum Verkehr mit ihrem Buhlen anzubieten."

„Meinst du, Toribio? Und thät' ich etwa damit ein so großes Unrecht? Ich sage Dir, Don Escovedo hat schlecht gehandelt, daß er seinen Reichthum benutzte, um die alte Dame zu blenden und dem unerfahrenen Kinde das Jawort abzupressen."

„Caramba, halt' Deine Zunge im Zaum! Solche Reden könnten gefährlich werden."

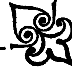
„Einerlei! Ich rede die Wahrheit, und daran soll mich Niemand hindern. Ein Mann in Don Escovedos Jahren und Verhältnissen braucht sich nicht mehr mit Freiersgedanken zu tragen. Er war seit fünf Jahren Wittwer und hätte es bleiben können. Es würde seinem Herzen viel mehr Ehre gemacht haben, wenn er sich bemüht hätte, die schwere Sünde früherer Jahre zu sühnen, was ihm bei Lebzeiten seiner ersten Gattin unmöglich war. Statt dessen fügt er ein neues Unrecht hinzu, trennt zwei liebende Herzen und zwingt ein junges, unerfahrenes Mädchen zu verhaßtem Ehebunde. Pfui, über solchen Eigennutz, solche Gewissenlosigkeit!"

„Weib, Du wirst uns noch um Haus und Hof reden!" rief der alte Mann halb aufgebracht, halb ängstlich. „Wir schulden Don Escovedo ein hübsches Sümmchen; wenn er es einforderte und uns den Pacht kündigte, wären wir ruinirte Leute!"

„Ei, das fehlte noch! Er von uns eine Schuld eintreiben? Er uns den Pacht kündigen? So wahr ich in der heiligen Taufe den Namen Ventura empfing, das sollte dem stolzen Manne schlecht bekommen! Hab' ich mich etwa deshalb zum Werkzeug seiner verbrecherischen Thaten hergegeben, daß er mir jetzt so lohnen dürfte? Hab' ich mich deshalb zu der schweren Sünde verleiten lassen, sein Kind, sein eigen Fleisch und Blut, in der Wildniß des Gebirges auszusetzen, wo es im nächsten Augenblick die Beute eines gierigen Raubvogels wurde, der es zur Atzung seiner Jungen hoch durch die Lüfte auf unzugängliche Gletscher entführte, um jetzt in meinen alten Tagen von ihm der Armuth und Noth überantwortet zu werden? Nein, Toribio, so haben wir nicht gewettet. Ich könnte ihm Alles, was ich soeben zu Dir gesprochen, dreist in's Gesicht sagen, und er würde es nicht wagen, mir auch nur ein Haar deshalb zu krümmen. Ich habe ihm auf's Sakrament Verschwiegenheit zuschwören müssen, — diesen Schwur will ich halten; er aber hat dagegen gelobt, für meine Zukunft zu sorgen und bis an's Ende meiner Tage mich vor Mangel zu schützen — ich sage Dir, er soll dieses Gelöbnisses auch eingedenk sein!"

„Laß das Geschehene ruhen, Ventura. Mutter und Kind sind todt; was nutzt es, ihre Geister herauf zu beschwören? Don Escovedo that wohl, das Andenken an jene dunklen Begebenheiten durch eine fröhliche Hochzeit auszulöschen. Die Todten könnte er mit all seinen Reichthümern nicht wieder zum Leben erwecken."

„Das Kind ist todt", sagte die alte Frau ernst und düster; „was aus der




Mutter geworden, weiß wohl nur Don Escovedo allein. Er will sichere Nachricht von ihrem Tode empfangen haben; — ich glaube nicht daran. Ein dunkles Gerücht behauptete, die unglückliche Innocentia sei in ein Kloster gegangen. Der reiche Escovedo hat sich leicht mit seinem Gewissen abgefunden; die arme Ventura kann es ihm nicht gleich thun. Mir sitzt der Stachel tief im Herzen, und keine Reue, keine Buße wird die schwere Blutschuld von meinem Haupte nehmen. Nicht einmal in der heiligen Beichte durfte ich sie bekennen, um mir aus dem Munde des Priesters Absolution zu verschaffen; mein Eid verbot es mir. Jetzt endlich bietet sich eine Gelegenheit, mein seit beinah zwanzig Jahren schwer bedrücktes Gewissen zu erleichtern. Die frommen Väter von de la compania haben Frauen und Mädchen aufgefordert, ihre Herzen der heiligen Mutter Gottes schriftlich auszuschütten, und sich bei der Gebenedeiten Raths zu erholen in aller Noth und Kümmerniß. Das ist ein Fingerzeig des Himmels; mein Herz sagt mir, daß auch für mich der Augenblick der Vergebung endlich heran naht."

„Bist Du toll, Ventura?" fuhr der Alte auf. „Du wirst nichts von jenen Ereignissen der Vergangenheit dem Papiere anvertrauen — es hieße unser Eigenthum und Leben auf's Spiel setzen!"

„Madonna ist verschwiegen; sie wird das Geheimniß in ihrem jungfräulichen Busen treu bewahren und mich in meiner Verzweiflung mit süßem Himmelstrost erquicken."

„Ich sage Dir, Weib", rief Toribio mit einer Heftigkeit, die zu seiner bisherigen Gelassenheit in schneidendem Contraste stand, „Du wirst diese Schreiberei unterlassen, oder — —"

Der Briefbote.

Ein heftiger Donnerschlag erschütterte das Haus; zugleich vernahm man draußen das gellende Wiehern eines Pferdes.

„Was ist das?" fragte Toribio, plötzlich in seiner Drohung abbrechend. „Es war keins von unseren Thieren, die sind alle sicher drüben im Stalle verwahrt. Wer sollte in diesem Unwetter noch so spät durch die Pampas kommen?"

„Heilige Mutter Gottes, sei uns gnädig!" rief Donna Ventura erschreckt. „Es könnten Räuber sein, sie hörten vielleicht von Don Escovedos Absicht hierher zu kommen, und haben sich eingestellt, ihn zu berauben."

„Warum nicht gar, die Gegend ist sicher. Man hat lange nichts von Räuberunthaten gehört."

Ein kräftiges Pochen an die Thür setzte die beiden alten Leute in noch größere Verlegenheit.

„Es könnte der leibhaftige Gottseibeiuns sein, Toribio", flüsterte die geängstigte Frau sich bekreuzigend. „Der Böse soll in solchem Wetter umherschleichen, um seine Opfer zu suchen."







„Dann könnte er bei uns nur angeklopft haben um Dich zu holen, Alte, und das wäre eigentlich gar kein so übler Einfall," versetzte Toribio ärgerlich und schob dabei den schweren Riegel von der auf die Veranda führenden Thür zurück.

Als die Thür aufging, stand draußen eine schwarz vermumte, vom Regen triefende Gestalt.

„Ave Maria!" grüßte der Fremde mit klangvoller Stimme.

„Sin peccado concebida",*) antwortete der Pächter.

„Ihr guten Leute, möchtet ihr wohl einem Diener der Kirche und seinem Begleiter, dem Meßner, ein Obdach für die Nacht gewähren? Wir sind heute mit Tagesanbruch vom Kloster de la Recoleta oben in den Bergen aufgebrochen und wollten auf der Estancia übernachten, um morgen unsern Weg nach der Stadt fortzusetzen. Der Gewittersturm überraschte uns in den Pampas; wir müssen wohl vom rechten Wege abgekommen sein, denn die Estancia, die wir schon vor einer Stunde hätten erreichen sollen, will sich nirgends zeigen. Die Nacht ist zu unwirthlich und unsere Thiere sind zu ermüdet, um das Umherstreifen durch die sumpfreichen Pampas noch länger fortsetzen zu können. Gebt uns ein Nachtquartier, ihr guten Leute; Madonna de la compania wird es euch vergelten."

„Toribio weis't keinen Gast von seiner Schwelle, am wenigsten einen Diener unserer heiligen Kirche", versetzte der Alte, sich vor dem Fremden ehrfurchtsvoll verneigend. „Legt Eure durchnäßten Gewänder ab, ehrwürdiger Herr, und setzt Euch dort zum Feuer. Donna Ventura wird zu Eurer Bedienung gern bereit sein. Ich selber gehe, um Eurem Begleiter die Thiere in den Stall bringen zu helfen."

Die Pächterin kam mit größter Freundlichkeit herbeigeknixt und half dem Fremden, sich seines Mantels und der gleichfalls durchnäßten Obergewänder zu entledigen. Er stand jetzt in dem bis zu den Knöcheln herniederreichenden, schlichten Ueberwurf, um die Taille mit einer schwarzen Schnur gehalten, wie ihn die Priester im Hause oder bei einfachen kirchlichen Verrichtungen zu tragen pflegen. Er war ein junger Mann von höchstens 25 Jahren; das Gesicht war auffallend blaß und hatte einen leidenden Ausdruck, aus den Augen aber, die wirklich schön und ausdrucksvoll zu nennen waren, blitzte zuweilen noch jugendliches Feuer. Donna Ventura legte behend einige frische Scheite in's Kamin, schob dann den gepolsterten Lehnsessel dicht davor und nöthigte den Gast, auf demselben Platz zu nehmen.

„Madonna hat sichtbar über Euch gewacht, ehrwürdiger Herr, indem sie die Schritte Eurer Thiere gerade nach unserer Hacienda lenkte", sagte die Frau, sich zugleich anschickend, für die Bewirthung ihrer Gäste durch Herbeischaffung der nöthigen Küchengeräthe Sorge zu tragen. „Weder in der Estan-

*) „Ohne Sünde empfangen" — eine Redensart, die zur Bewillkommnung eines Geistes gebraucht wird.







cia, die Ihr allerdings verfehlt habt, da sie zwei Leguas weiter östlich liegt, noch sonst wo auf zehn Leguas in der Runde, hättet Ihr heute ein besseres Nachtquartier finden können, als gerade bei uns. Don Escovedo, der Eigenthümer dieser Hacienda, hat gestern ankündigen lassen, daß er mit seiner jungen Frau für längere Zeit zum Besuch hierher kommen werde, und wir Beide, mein Alter und ich, haben seitdem unablässig gearbeitet, um zum Empfang der Herrschaft Alles in gehörigen Stand zu setzen. Das Gastzimmer ist bereit, die Betten sind hergerichtet — Ihr werdet Euch selber überzeugen, Ehrwürdigster, daß wir es an nichts fehlen ließen. Die Knechte sind heute Morgen mit beiden Wagen zur Stadt gefahren, um an Vorräthen und Geräthschaften noch herbei zu schaffen, was uns hier fehlt. Solche vornehme Herrschaften haben ja doch gar manche Bedürfnisse, die auf der einsamen Hacienda ohne besondere Vorkehrungen nicht zu befriedigen sind."

„Don Escovedo ist der Eigenthümer dieser Hacienda?" fragte der junge Priester überrascht.

„Don Escovedo, der reichste Mann in Santiago — Ihr kennt ihn ganz gewiß, Ehrwürden."

„Er ist ein treuer Sohn der Kirche, ein würdiges Glied unserer Gemeinde Madonna de la compania."

„Ach, Ehrwürden gehören zu der Gesellschaft frommer Väter, die unserer heiligen Muttergottes-Kirche zu Santiago so viel Ruhm und Glanz verleihen, deren gottselige Beredtsamkeit die im Glauben Starken entzückt und die Wankelmüthigen auf den rechten Weg leitet — — welche Ehre, welches Glück für unser Haus, einen solchen Gast unter seinem Dache aufzunehmen!"

Donna Ventura kniete nieder und küßte die Hand des Priesters, während ihr dieser seinen Segen spendete.

„Steht auf, steht auf, gute Frau! Vor dem Erlöser und seiner göttlichen Mutter, unserer gnadenreichen Jungfrau, kniet nieder, nicht vor deren unwürdigem Diener. Don Escovedo wird mit seiner Gattin in diesem Hause wohnen, sagtet ihr nicht so?"

„Wir erwarten ihn schon in den nächsten Tagen."

„Ein recht einsamer Aufenthalt, wie mich deucht, für eine an die Freuden des Lebens gewöhnte junge Dame."

„Ach ja, ehrwürdiger Herr, ich fürchte auch, daß es der jungen schönen Sennora hier in unseren Pampas nicht sonderlich behagen wird. Wir Beide, mein Alter und ich, haben uns schon recht die Köpfe zerbrochen, was wohl den Herrn bewegen mag, gerade hier bei uns seine Flitterwochen zu verbringen."

„Don Escovedo hat aus wahrer Neigung geheirathet; er wird nichts unternehmen, was nicht die Zustimmung seiner Gattin hätte. Seid Ihr mit Donna Leontica bekannt?"

„Ich habe sie gesehen, Ehrwürden, natürlich, man wird ja doch die größte Schönheit Santiago's gesehen haben, die zugleich von aller Welt als Muster







der Sittsamkeit und Frömmigkeit gepriesen wird — aber kennen? nein, Ehrwürden, wie sollte wohl eine Frau meines Standes dazu kommen, mit einer so vornehmen Dame bekannt zu sein? Vor zwanzig Jahren, als Donna Ximena, Don Escovedo's erste Gattin, noch lebte, und ich in seinem Hause als Kammerzofe diente — ja, da war es anders, da bin ich wohl mit manchen vornehmen Herrschaften in Berührung gekommen, da habe ich die schönsten Damen Santiago's gekannt, weil sie täglich bei uns ein und aus gingen. Zu damaliger Zeit hätte ich wohl auch manche gute Partie machen können; angesehene Männer warben um meine Hand — nun, es hat einmal so sein sollen, daß ich den armen Toribio nahm, der durch meine Vermittelung von Don Escovedo diese Hacienda in den Pampas zu billigem Pacht erhielt, und mit dem ich einen zwar recht stillen und einförmigen, aber doch im Ganzen zufriedenen Ehestand führe."

Der Geistliche wollte das Gespräch, welches für ihn eine interessante Wendung genommen, gern fortsetzen, brach aber doch rasch ab, als Toribio mit dem gleichfalls ganz durchnäßten Meßner ins Zimmer trat und die Meldung machte, daß die Thiere ins Trockene gebracht und für die Nacht versorgt seien. Der junge Priester sagte ihm seinen Dank, während der Meßner sich's am Feuer bequem machte und von dem Pächter mit trockener Fußbekleidung und einem warmen Poncho versehen wurde. Donna Ventura trippelte behende hin und her und traf ihre Vorbereitungen zum Abendmahle. In der Pfanne über dem Feuer brodelten schon die ausgeschlagenen Eier, und in zierlichen Glasschüsselchen wurden eingemachte Früchte und Tomatoes bereit gestellt. Ueber den großen runden Tisch deckte sie ein feines Leintuch und schleppte dann aus einer anstoßenden Kammer Teller und Schüsseln aus feinem weißem Porzellan herbei, die gewiß nur bei feierlichen Gelegenheiten benutzt wurden, und deren altmodische Form auf ein sehr respektables Alter schließen ließ.

„Ich bedaure, gute Frau, daß Ihr Euch um unseretwillen so große Mühe macht", sagte der junge Priester. „Der einfachste Imbiß, einige Brodschnitte und ein Schluck Maté, würde unserem Bedürfniß völlig genügt haben."

„Keine Mühe, ehrwürdiger Herr!" versetzte die Duenga. „Wir betrachten es als ein unverdientes Glück, als eine hohe Gunst Madonna's, daß ihre treuen Diener die Schwelle dieses Hauses überschritten und unsere Gastfreundschaft in Anspruch genommen. Gern thäten wir mehr, wenn es unsere schwachen Mittel erlaubten; nehmt deshalb den guten Willen für die That und verschmäht nicht das Wenige, was wir Euch zu bieten vermögen. Hier sind hueros revueltos con tomatoes*), hier, vom Mittag übrig geblieben, noch einige Stücke osado con caldo**). Vielleicht seid Ihr ein Freund von Süßem — thut mir die Liebe und nehmet etwas von diesen in Zucker gekochten

*) Rühreier mit Tomatoes.

**) Fleisch, am Spieß gebraten, mit Zwiebelsauce — das gewöhnlichste Gericht in den viehreichen Ländern Südamerika's.







durasnos*), die Euch hoffentlich munden werden. Hätte ich ahnen können, welches Glück unserem Hause heute noch beschieden sei, Ihr hättet ein besseres Mahl vorfinden sollen."

„Mehr als zu viel, meine Lieben! Lasset uns dem himmlischen Geber alles Guten Dank sagen für das, was er uns beschieden."

Der Geistliche sprach ein kurzes Gebet, während die Uebrigen die Kniee beugten und in Andacht die Hände falteten. Als das Gebet beendigt war, setzte man sich zu Tische, und die Duenga ließ es sich nicht nehmen, ihren Gästen sogleich die besten Bissen aus allen Schüsseln vorzulegen.

„Darf ich den Herren ein Glas Mendoza-Wein oder unverfälschten Aguardiente anbieten?" fragte Toribio.

„Der Wein ist wirklich ächt, Ehrwürden", schaltete die Frau ein. „Ein Capataz, der mit seinem Ochsengespann vorüber kam, machte uns einige Flaschen zum Geschenk, weil wir ihn einst in einer Krankheit gepflegt. Er hatte den Wein in Copiapo von einem Kaufmann erhalten, der ihn selber über die Cordillere gebracht."

„Ich danke Euch herzlich, Amigos", versetzte der Priester; „doch es geschieht nur selten, daß ich geistige Getränke zu mir nehme, und ein Gelübde verbietet mir gerade jetzt, mich dem Genuß derselben hinzugeben. Auch Bruder Felippe trägt wohl kein Verlangen danach. Wollt Ihr uns aber mit einer Tasse Maté erquicken, so werden wir die Liebesgabe mit unserem herzlichen Danke vergelten."

„Der Maté steht schon bereit — hier die bombillas!**) Bedient Euch, langt zu, ehrwürdige Herren, und gebt mir den Beweis, daß unser frugales Mahl Euren Beifall hat", versetzte Donna Ventura, und schob den Gästen zugleich mit den von dem aromatischen Getränke dampfenden Tassen nochmals die gefüllten Schüsseln zu, um sich daraus zu bedienen.

„Ich hätte heute wahrlich nicht an Eurer Stelle sein mögen, ehrwürdige Herren", nahm Toribio nach einer kurzen Pause, während deren Wirthe und Gäste tüchtig zugegriffen, das Wort. „Der Pampero braus't mit seltener Heftigkeit über die Steppe, und der Himmel scheint alle seine Schleußen geöffnet zu haben. Solche Lachen, wie sie seit ein paar Stunden draußen um unserer Hacienda entstanden, waren hier seit Jahren nicht zu sehen."

„Gott und allen Heiligen Dank, daß wir noch vor völligem Einbruch der Nacht ein schützendes Obdach fanden", entgegnete Bruder Felippe, der Meßner. „So lange ich lebe, soll mir dieser Ritt durch die halb überschwemmten Pampas, in Mitten des wildesten Aufruhrs der Elemente, im Gedächtniß bleiben. Und nicht genug, daß Sturm und Regen uns heimsuchten, hatten wir auch noch in beständiger Furcht vor den Angriffen böser Menschen zu schweben."

*) Pfirsiche.

**) Die Bombilla ist ein feines Metallröhrchen, mit dessen Hülfe der Südamerikaner seine Lieblingsgetränke, namentlich auch den Maté oder Paraguaythee, einzuschlürfen pflegt.






„Wer sollte es wagen, an Geweihte des Herrn die ruchlose Hand zu legen?“ fragte Toribio verwundert.

„Es giebt große Uebelthäter, Amigo, die selbst vor der Schändung des Heiligen nicht zurückschrecken. Im Kloster de la Recoleta warnte man uns vor dem Räuber Pasquale, dessen Bande seit einigen Tagen in der Gegend von Puraca und den Schluchten von los Cruzos ihr Unwesen treibt. Mehrere Reisende sind dort angehalten und ihres Geldes beraubt worden. Im Kloster selber hegt man ernstliche Besorgniß vor einem Ueberfall und hat uns den Auftrag gegeben, die Regierung in Santiago um Absendung einiger Soldaten zum Schutz des Klostereigenthums anzugehen.“

„Der Räuber Pasquale, sagt Ihr?“ wiederholte Toribio erschrocken. „Der wilde Pasquale, der vor zehn Jahren in dieser Gegend sein Wesen getrieben, seitdem aber sich tief in die Cordilleren zurückgezogen, weil es ihm hier unten in der Ebene nicht mehr geheuer vorkam?“

„Derselbe; so erzählte man uns zu la Recoleta.“

„Dann möge Gott und die heilige Jungfrau diese Gegend schützen!“ rief der Pächter entsetzt. „Er ist ein Teufel in Menschengestalt, und vergebens werden die Soldaten der Regierung auf ihn fahnden, denn seine Schlauheit ist fast noch größer als seine Bosheit und Grausamkeit.“

„Der Bösewicht wird der himmlischen Gerechtigkeit nicht entgehen, auch wenn er der irdischen erfolgreich Trotz bieten sollte“, bemerkte der junge Priester. „Inzwischen mag er sich wohl vorsehen. Die Regierung Se. Excellenz unseres gegenwärtigen Präsidenten läßt es sich angelegen sein, Leben und Eigenthum der Bürger zu schützen, und wenn der Räuber heute den Behörden in die Hände fiele, möchte er nicht so leichten Kaufes davon kommen, wie es ihm in früheren Zeiten gelungen sein soll.“

Das Gespräch hatte sich einem Thema zugewandt, in welchem der Pächter sehr bewandert zu sein schien. Er wußte eine Menge Geschichten zu erzählen von den verwegenen Thaten, die der wilde Pasquale in früheren Jahren in den Pampas und auf den nach der Hauptstadt führenden Straßen verübt, wie er den Nachstellungen der Behörden erfolgreich Trotz geboten und mehrmals entkommen, nachdem man ihn wirklich eingefangen, einmal sogar aus dem wohlverwahrten Gefängniß Santiagos, just am Morgen des Tags, an welchem das über ihn verhängte Todesurtheil zur Vollstreckung kommen sollte. Es müsse ein sehr gewichtiger Grund sein, meinte Toribio, der den Räuber gerade jetzt wieder aus seinem sicheren Versteck in den Bergen heraus in's offene Land führe, wo ihm so viel Gefahr drohe.

Unter solchen Unterhaltungen war das Mahl beendigt worden. Der Geistliche sprach den Segen und drückte darauf den Wunsch aus, sich zur Ruhe zu begeben, um am nächsten Morgen noch vor Tagesanbruch den Weg nach der Stadt fortsetzen zu können, die er, dringender Geschäfte halber, am Nachmittag zu erreichen wünsche.

„Dann müßt Ihr Euch allerdings sehr zeitig aufmachen, Ehrwürden“,







versetzte Toribio, „denn es sind fünfzehn Leguas bis nach Santiago, und wenn sich das Wasser in den niederen Pampas noch nicht verlaufen hätte, könntet Ihr noch zu einem Umweg genöthigt sein."

Donna Ventura war inzwischen sehr geschäftig gewesen, das Nachtquartier für die Gäste herzurichten. Sie hatte dem Priester den besten Raum des Hauses, die für Don Escovedo bereit gehaltene Gaststube, zugedacht, während der Meßner mit der Kammer vorlieb nehmen sollte, in welcher sonst die nach der Stadt gefahrenen Knechte schliefen. Der Geistliche that zwar Einsprache dagegen und versicherte, daß er völlig zufrieden sei wenn man ihm ein einfaches Lager in der Küche bereite, mußte aber doch zuletzt den dringenden Bitten der Wirthin nachgeben, die sich auf Don Escovedo berief, der es ihr sicher nie verzeihen würde, einem solchen Gast nicht die gebührende Ehre angethan zu haben.

Toribio erbot sich, den Meßner nach seiner Schlafstätte zu geleiten; Donna Ventura leuchtete voran, um den Priester in das Gastzimmer einzuführen. Sie stiegen an der Hinterwand der Küche einige Stufen empor und betraten dann einen kurzen, engen Corridor, der bis zur Thür des Gastzimmers führte. Es war ein ziemlich geräumiges Gemach, dessen zwar altfränkische, aber doch immerhin sehr elegante Ausstattung einen merkwürdigen Contrast bildete zu der Einfachheit und Schmucklosigkeit des vorderen Raumes der Hacienda. Die Wände bestanden aus grauem getäfeltem Holzwerk, in einzelne Felder abgetheilt, deren erhabene Ränder vergoldet waren. Freskomalereien verzierten die etwas gewölbte Decke, und schwere Damastvorhänge verhüllten die beiden in Nischen angebrachten, ziemlich hohen Fenster, welche nach dem Garten der Hacienda hinaus führten. Freilich waren sowohl Malereien wie Vergoldung schon etwas verblichen, und auch der grüne Seidendamast der Vorhänge mochte das helle Tageslicht nicht mehr so gut vertragen können, wie die Beleuchtung bei Kerzenschein. Ein ehemals gewiß sehr kostbarer Teppich bedeckte den Fußboden; die schmalen Streifen von Binsenmatten, welche darüber gelegt waren, mochten zur Schonung desselben, aber auch zur Verbergung etwaiger schadhafter Stellen dienen. In einer Ecke des Raumes stand ein Himmelbett von so colossalen Dimensionen, daß vier Personen recht bequem und ohne daß die eine von der andern etwas merkte, darin Platz fanden. Die Bettstelle war mit Schnitzarbeiten reich verziert; die vier Eckpfosten wurden von Figuren gebildet, welche einen Baldachin trugen, in dessen Mitte drei zierliche Amoretten schwebten. Ein feiner weißer Seidenstoff, oben durch einen von den Amoretten gehaltenen Ring, in Gestalt eines Kranzes, laufend, hing von dem Himmel hernieder und hüllte das ganze Bett ein, war jedoch vorn in zwei Hälften auseinandergeschlagen, so daß die kostbare Bettstelle und die hoch aufgethürmten, mit blendend weißem, spitzenbesetztem Linnen überzogenen Decken und Federkissen sichtbar blieben. Vor dem Bette ausgebreitet lagen die gestreiften Pumafelle, welche Toribio am Abend gereinigt und ausgebessert.

Donna Ventura setzte den Leuchter mit der Kerze auf das Tischchen, welches neben dem Himmelbette stand, und legte die kleine Reisetasche mit den







Effekten des Priesters, die sie aus dem Wohnzimmer für ihn mitgenommen, behutsam daneben. Dann machte sie sich an den Betten zu schaffen, die sie mit kundiger Hand nochmals aufschüttelte und glättete.

„Ihr müßt eben mit dem Zimmer vorlieb nehmen wie es ist, ehrwürdiger Herr", sagte sie. „Es fehlt noch gar manches an der Einrichtung, weshalb wir die Knechte nach der Stadt geschickt haben, um es aus Don Escovedos im Ueberfluß ausgestatteter Wohnung herbeizuschaffen. Das neu vermählte Paar würde sonst hier manche Bequemlichkeiten vermissen, und auch Ihr müßt heute noch in mancher Beziehung den guten Willen für die That nehmen. Jedenfalls seid Ihr hier besser aufgehoben als auf der Estancia, die gut genug sein mag für Troperos, Maulthiertreiber und wandernde Gauchos, einem geheiligten Diener der Kirche aber kein würdiges Obdach zu bieten vermag."

„Ihr thut zu viel, gute Frau", versetzte der Priester, nachdem er einen Blick durch das Zimmer geworfen, dessen unerwartet glänzende Ausstattung ihn sichtbar überraschte. „Ich bin nicht gewohnt, in Räumen wie dieses zu wohnen, und muß gestehen, daß ich sie in einer einsamen Hacienda der Pampas zu finden nicht erwartet hätte. Freilich — Don Escovedos Eigenthum muß in Uebereinstimmung mit der erhabenen Stellung und dem unermeßlichen Reichthum des Besitzers ausgestattet sein."

„Reich, ja, das ist er; diesseits der Cordillere giebt's gewiß nicht Viele, die sich mit ihm messen können", stimmte die geschwätzige Duenga ein, und setzte dann im Tone überlegenen Wissens hinzu: „Der Herr hat eben Glück gehabt. Es war nicht immer so, daß er im Ueberfluß lebte wie heute."

„Ihr kennt die Verhältnisse Don Escovedos sehr genau?" forschte der Priester, ohne sich jedoch irgendwie den Schein der Neugierde zu geben.

„Ob ich sie kenne, ehrwürdiger Pater! Ich habe schon manchmal gewünscht, weniger davon zu kennen."

„Ihr wollt damit nicht sagen, gute Frau, daß er sich in Bezug auf seine Vergangenheit einen Vorwurf zu machen hätte?"

„Nein, das will ich nicht sagen, Ehrwürdigster! Reiche Leute sind ja immer im Recht, und haben sich nie Vorwürfe zu machen."

„Seine erste Ehe soll nicht die glücklichste gewesen sein."

„Redet man noch heute davon? Nun ja — Donna Ximena war eine stolze, unbeugsame Frau — der Herr ging auch immer seinen eigenen Weg — die Wege Beider liefen auseinander.... Doch was schwatze ich da? Wie viele wirklich glückliche Ehen giebt es denn? Kleine Mißverständnisse, kleine Uneinigkeiten kommen ja immer vor...."

„Die wahrhaft christliche Ehe soll sie vermeiden. Man spricht von einem früheren Verhältniß Don Escovedos, das seiner Gattin viel Kummer gemacht.... Es mag wohl Alles eitel Verleumdung sein, was man dem wackeren Manne nachsagt."

„Dem wackeren Manne! Ja, ja, ein sehr wackerer Mann! O, wer ihn kennt wie ich, der wüßte wohl darüber zu reden", sagte die Alte mit eigenthüm-







licher, fast sarkastischer Betonung, besann sich aber rasch und setzte wie entschuldigend hinzu: „Wir sind ja Alle nur sündige Menschenkinder, der Reiche wie der Arme, und Jeder hat seine Fehler, nicht wahr, Ehrwürden?"

„Gewiß, meine Liebe! Ihr seid eine christlich gesinnte Frau, und es sollte mich freuen, auch ferner mit Euch in Verbindung zu bleiben. Wenn Euch Euer Weg nach der Stadt führt, sollt Ihr mir in unserm Convent herzlich willkommen sein."

„Das wird sich schwer machen, und doch war es schon längst mein innigster Wunsch, den Convent der heiligen Väter von de la compania zu besuchen."

„Wirklich? Wolltet Ihr das? So sollte Euch auch nichts abhalten, der frommen Pflicht Genüge zu leisten. Was könnte Euch wichtiger sein, als das Heil Eurer Seele? Wenn Ihr nach der Stadt kommt und im Convent vorsprecht, so fragt nach Bruder Manuel, und man wird Euch an mich weisen."

„Ihr, Ihr seid Pater Manuel?" rief Donna Ventura überrascht.

„So nennt man mich im Convent."

„Der junge Geistliche, dessen feuriger Beredtsamkeit und heiligem Eifer in Verkündigung des wahren Gotteswortes Keiner zu widerstehen vermag? Jeder fromme Gläubige, der aus der Stadt kommt, ist voll des Ruhmes Eurer segensvollen Thätigkeit. Glückliche Stunde, welche Euch über unsere Schwelle führte!"

Ein flüchtiges Roth färbte die blassen Wangen des Priesters; seine Augen leuchteten.

„Ihr laßt meinem schwachen Verdienst zu große Ehre widerfahren, gute Frau. Ich liege meinem heiligen Beruf mit ganzer Seele ob, und würde mich glücklich schätzen, wenn der in Liebe und Gottvertrauen ausgestreute Saamen seine Früchte trüge. Werde ich Euch in unserm Convent sehen?"

„Wenn es sich thun läßt, ganz gewiß, ehrwürdiger Pater. Der Besuch der Herrschaft wird es freilich wieder ein Weilchen verzögern.... es giebt da alle Hände voll auf der Hacienda zu thun, und ich werde mich am wenigsten entfernen dürfen. Aber zu Aller-Seelen, ja, wenn nichts Besonderes vorfällt, da will ich meinen Willen durchsetzen und zur Stadt kommen, mag auch der Alte brummen so viel es ihm beliebt."

„Euer Gatte wird Euch nicht an der Erfüllung frommer Pflichten hindern."

„Meint Ihr, Ehrwürden? Ja, da kennt Ihr ihn schlecht! O, die Männer sind so tyrannisch; es ist abscheulich, welche Anforderungen sie stellen. Alles nehmen sie für sich allein in Anspruch, und nicht einmal der heiligen Mutter Gottes soll man sein gepreßtes Herz ausschütten dürfen."

„Der Mutter Gottes?"

„Ja, ich habe an sie geschrieben, wie es die frommen Väter von de la compania empfohlen; allein Toribio ...."

„Hat er etwas dagegen?"







„Er verbot es mir auf's Strengste. Es gäbe ein Unglück, wenn er erführe, daß ich seinem Verbote trotze, und trotzen muß ich ihm doch, nicht wahr, Ehrwürden?"

„Gottes Gebot geht über Menschenwillen."

„So denk' ich auch. Mein irdisches Glück hab' ich ihm längst geopfert, an meinem Seelenheil soll er mich wenigstens nicht schädigen. Der Brief soll nach der Stadt, ich weiß nur nicht, wem ich ihn anvertraue. Ich dachte an die Knechte, doch sie stehen auf Seiten ihres Herrn und würden mich verrathen. Heilige Mutter Gottes, da kommt mir ein Gedanke!"

„Was meint Ihr, gute Frau?"

„Das ist ein Fingerzeig von oben — Euch hat die Himmelsmutter selber hierher gesandt! Wollt Ihr mir den Brief besorgen?"

„Von Herzen gern."

„Hier ist er; ich trage ihn bei mir auf der Brust, weil er sonst im Hause nirgends sicher wäre. Wollt Ihr ihn für mich in den Briefkasten Eurer Kirche legen, frommer Pater?"

„Es soll mein erstes Geschäft nach meiner Rückkehr sein."

„Und glaubt Ihr, Ehrwürden, daß Madonna ihre niedere Magd einer Antwort würdigen werde?"

„Wenn Euer Schreiben eine solche erheischt, ganz gewiß. Vor dem Thron der himmlischen Gnade giebt es keinen Unterschied der Person."

„So vergelten Euch Gott und alle Heiligen Eure Liebe! Ruhet sanft unter dem Dache unserer Hacienda! Ich werde für Euch beten, ehrwürdiger Pater, und der heiligen Jungfrau danken, daß sie Eure Schritte hierher gelenkt."

Die Duenga küßte die Hand des Priesters, der ihr bereitwillig seinen Segen ertheilte. Knixend entfernte sie sich dann, nachdem sie ihrem Gast nochmals wohl zu ruhen gewünscht, und von diesem ersucht worden, ihn und seinen Begleiter unfehlbar eine Stunde vor Tagesanbruch zu wecken, da sie mit dem ersten Morgengrauen aufbrechen und ihre Thiere tüchtig in Trab erhalten müßten, um bis zum Mittag die Stadt zu erreichen.

Als die Alte das Zimmer verlassen hatte, stand Pater Manuel einige Augenblicke mit verschränkten Armen und wie in tiefes Nachsinnen versunken. Dann ging er nach der Thür und verriegelte dieselbe. Eine leichte Röthe bedeckte noch immer sein zartes, durchsichtiges Antlitz, und aus seinen ausdrucksvollen Zügen sprach eine mehr als bloß vorübergehende Erregung.

„Ich werde alle Ursache haben, mit dem Sturm, der mich gerade hierher führte, sehr zufrieden zu sein", murmelte er vor sich hin, indem er mit hastigen Schritten das Zimmer durchmaß. Die Bekanntschaft dieser guten, strenggläubigen Frau, die von Don Escovedo's Vergangenheit mehr weiß als sie jetzt noch verrathen mag, könnte für mich unter Umständen überaus werthvoll werden. Gelänge es mir, den Schleier zu lüften, der jetzt noch gewisse Geheimnisse bedeckt, vermöchte ich das Dunkel zu durchschauen, in welches das frühere Leben








des Millionärs gehüllt ist, so wäre ich damit meinem Ziel, Leontica zu gewinnen, um einen mächtigen Schritt näher gerückt. Leontica....ha, wie alle meine Pulse schlagen, wie sich meine Sinne verwirren beim Gedanken an dies göttliche Weib! Der Zufall, nein, ein günstiges Geschick führt mich in das Haus, den Raum, der zu ihrer Aufnahme bereit ist....ich athme die Luft, welche sie athmen wird....rings um mich her sehe ich die Gegenstände, die schon morgen, übermorgen zu ihrem Gebrauche dienen....ich berühre das Lager, dessen schwellende Kissen ihre reizenden Glieder umfangen werden — — o Herr, mein Gott! es ist zu viel für einen schwachen Erdensohn, dem du ein warm empfindendes Herz, ein feurigwallendes Blut verliehen! Führe uns nicht in Versuchung, beten wir zu dir — lässest du aber dennoch die Versuchung an uns herantreten, wer giebt deinem schwachen Geschöpf die Kraft, ihr zu widerstehen?....“

Der junge Priester war vor dem Lager in die Kniee gesunken; das schneeige Linnen kühlte seine heiße Stirn; er athmete rasch und tief, und seine Lippen preßten sich krampfhaft auf das zu Häupten liegende Pfühl....

Wohl zehn Minuten verharrte er in dieser Stellung; plötzlich erhob er sich — seine Züge hatten die frühere Ruhe, den Ausdruck der Milde und reiflichen Ueberlegung wieder gewonnen; aus seinem Auge sprach eine feste Entschlossenheit.

„Dein Weg ist voller Gefahren und Abgründe, Manuel“, sprach er mit gedämpfter Stimme — „er führt nach einem herrlichen, erhabenen Ziel, doch ein einziger Fehltritt, und es ist um dich geschehen! Jetzt thut Fassung, ruhige Ueberlegung Noth; wenn der Erfolg das Werk gekrönt, dann mag die Leidenschaft walten, dann will ich schwelgen im Genuß! Ugarte glaubte die Sache sehr fein eingefädelt zu haben, als er diese Verbindung zu Stande brachte — hm, der Meister wird vielleicht noch Veranlassung haben, von dem Schüler zu lernen. Die jugendlich schöne Braut war der Köder, um den alten Thoren zu fangen, seine ungezählten Schätze zum höheren Ruhme Gottes der Kirche zuzuführen. So gern ich das arme Opferlamm gerettet, ich durfte es nicht, ohne meine eigene Stellung, alle meine Aussichten für die Zukunft zu gefährden; am Ende war ja auch diese Verbindung das zweckdienlichste Mittel, des verhaßten Deutschen los zu werden, der in Leontica's Herzen allzu festen Halt zu gewinnen drohte. Es bedurfte für sie eines Uebergangsstadiums, um sie meinen Wünschen geneigt zu machen — diese Heirath wirkt als solches. Sie hat mit der Vergangenheit gebrochen, die Zukunft liegt öde und hoffnungslos vor ihr, und nur wenn sie meinen Einflüsterungen Gehör giebt, bleibt ihr noch eine Aussicht, dem Leben angehören zu können. Mag sie sich sträuben, mag sich ihr stolzer Sinn dagegen auflehnen — die Jugend und ein liebedürstendes Herz fordern ihre Rechte. Gelingt es mir erst, ihr den aufgezwungenen Gatten in solchem Lichte darzustellen, daß die Stimme der Pflicht in ihrem Busen verstummt — dann ist sie mein! Dann sollen die Schätze des alten Gecken zum







ersten Mal dem vernünftigen Zweck dienen, einem glücklichen Paare den Himmel auf Erden zu bereiten!"

Manuel rückte einen Sessel an den kleinen Tisch, auf welchem die Kerze brannte, und zog den Brief, welchen ihm vorher Donna Ventura eingehändigt, aus der Tasche seines Gewandes. Er nahm auf dem Sessel Platz und schickte sich an, das mit einem Wachssiegel nicht sehr künstlich verschlossene Couvert zu öffnen.

„Um einen Brief beantworten zu können, muß man ihn vor allen Dingen lesen. Ugarte pflegt sich zwar dieses Geschäft selber vorzubehalten; ich sehe aber nicht ein, weshalb ich ihm nicht gelegentlich meine Unterstützung angedeihen lassen soll.... Ah, welche Zumuthung für Madonna, eine solche Handschrift zu lesen!.... Versuchen wir, das Anliegen der guten Alten zu entziffern .... mit einiger Uebung in dem Geschäft wird es schon gelingen."

Der Priester hielt den entfaltenen Brief dicht hinter das Licht und strengte sich an, den Inhalt heraus zu buchstabiren. Je weiter er las, um so höher stieg seine Aufmerksamkeit.

„Ha, das ist mehr als ich erwartete! Dieser Brief, in frommer Einfalt abgefaßt, enthält ein wichtiges Geständniß und leitet auf eine Spur, deren weitere Verfolgung die überraschendsten Ergebnisse liefern möchte. Die alte Frau klagt sich eines Mordes an.... des Mordes eines Kindes, das sie auf Befehl seines reichen Vaters in der Wildniß ausgesetzt, wo es ein Raubvogel getödtet.... Die Mutter des Kindes, ein tugendhaftes Mädchen aus guter Familie, ist von dem Verführer schnöde verstoßen, vielleicht ermordet worden.... Einmal ging ein Gerücht, sie sei in ein Kloster gebracht worden, wo sie den Verstand verloren.... Die Schreiberin fleht Madonna um Vergebung ihrer schweren Sünde.... wenn die Mutter des Kindes lebt, bittet sie, ihr dieselbe entgegen zu führen, um ihr Alles zu gestehen und auch deren Verzeihung erlangen zu können.... Namen sind nirgends genannt.... hier aber heißt es, daß die Schreiberin schon seit zwanzig Jahren von den Vorwürfen ihres Gewissens gemartert werde.... Zwanzig Jahre? Sagte mir nicht die Frau, daß es so lange her sei, seit sie in Diensten Don Escovedos gestanden?.. Ja, ja, das sagte sie; auch deutete sie an, daß die Vergangenheit ihres ehemaligen Herrn keine makellose sei.... Sollte es unter diesen Umständen besondere Schwierigkeiten haben, den Namen des reichen Verführers, des Mörders seines eigenen Kindes, zu errathen?....

„Die Mutter in ein Kloster gebracht und in Wahnsinn verfallen.... Wie ist mir denn? Habe ich nicht erst gestern von einer Wahnsinnigen gehört, die seit langen Jahren in dem unterirdischen Gewölbe eines Klosters schmachtet?.... Ganz recht, ein Brief an Ugarte.... wo ist doch der Brief, den ich gestern in La Recoleta empfing?.... Sein Inhalt scheint mir plötzlich eine eigenthümliche Bedeutung zu gewinnen...."

Manuel hatte aus der Tasche seines Untergewandes ein zusammengebun-







denes Portefeuille hervorgeholt, das er hastig öffnete. Es enthielt viele Briefe und Papiere. Mit vor Ungeduld zitternden Händen wühlte er in denselben.... plötzlich zog er einen bereits erbrochenen Brief hervor, den er rasch entfaltete und mit fieberhaft glänzendem Auge überflog.

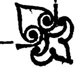
„Verehrungswürdiger Pater und geliebter Bruder in Christo! Eine traurige Botschaft ist es, die ich zu melden habe. Unser altes einsames Kloster San Rosario, ein starker Vorposten des wahren Glaubens in der Wildniß, liegt in Trümmern. Ein Erdbeben hat es von Grund aus zerstört. Leider haben wir den Tod unseres würdigen Priors und des frommen Bruders Mateo zu beklagen. Ich und der Pförtner wurden wie durch ein Wunder gerettet. Auch die kranke Schwester Inez ist unversehrt geblieben. Sie befand sich, Deinem ausdrücklichem Befehl gemäß, in den unterirdischen Gewölben eingeschlossen, die sie während der letzten Jahre selten verließ; sonst würde auch sie dem Verhängniß nicht entronnen sein. Da an dieser unwirthlichen Stätte nicht länger unsers Bleibens ist, werden wir uns gen Süden auf den Weg machen. Das Kloster La Recoleta ist unser Ziel. Dies würde wohl der sicherste Aufbewahrungsort für die unglückliche Schwester sein, die wir wohlbehalten dorthin zu schaffen hoffen. Gieb Du einstweilen Befehl zu ihrer Aufnahme und sicheren Verwahrung. In ihrem geistigen Befinden ist keine Aenderung eingetreten. Die Nacht des Wahnsinns hält sie noch immer umfangen; nicht einmal das schreckliche Ereigniß, welches unsern Brüdern das Leben kostete und uns unseres Obdachs beraubte, schien Eindruck auf sie zu machen; sie lächelte, als wie ihr die Nachricht von unserer baldigen Abreise mittheilten. Möge Gott ihrer umnachteten Seele gnädig sein!

Dein treuer und stets gehorsamer Diener

Pedro."

Der Priester sprang hastig von seinem Sitz empor. „Ja, ja", rief er, sich vergessend, mit überlauter Stimme, „diese wahnsinnige Inez und die verstoßene Geliebte des reichen Mannes, der sein eigenes Kind gemordet, es möchte leicht eine und dieselbe Person sein! Und wenn sie es wäre, dann bin ich einem Geheimniß auf der Spur, das ich mir nicht um alle Schätze Indiens abkaufen ließe. Ugarte glaubt das Spiel gewonnen zu haben — er möge zusehen, daß ich ihm nicht im letzten Augenblick den Trumpf aus den Karten ziehe! Der Brief dieses Pedro war an ihn gerichtet; doch da er als sehr eilig und rasche Erledigung heischend bezeichnet wurde, erlaubte ich mir, ihn zu öffnen. Die Ankömmlinge aus San Rosario werden für's Erste auf meine Anordnung in La Recoleta Aufnahme finden. Was weiter mit ihnen geschehen soll, mag Ugarte bestimmen; doch wird es meine Sorge sein, daß die Wahnsinnige nicht abermals in einem unterirdischen Gewölbe verschwindet, ohne daß ich wüßte, wo sie im Nothfall zu finden sei."

Der Sturm hatte ausgetobt. Tiefe nächtliche Stille herrschte auf den endlosen Pampas; nur zuweilen ließ sich das Gekrächz der Eulen oder der gellende Schrei eines Wasservogels vernehmen. Das dunkle Gewölk hatte sich




zerstreut, und auf Augenblicke fiel sogar der fahle Schein des Mondes hernieder und spiegelte sich in den auf der grasreichen Steppe zurückgebliebenen Lachen. Still und dunkel lag die Hacienda; nur aus den nach dem Garten führenden, dicht verhängten Fenstern des Hinterzimmers drang noch in später Nacht ein matter Lichtschimmer und verlöschte erst nachdem die erste Stunde des neuen Tages bereits angebrochen.

(Fortsetzung folgt).

Andrew Johnson.

Von Rudolph Lexow.

Treason is a crime, and must be made odious.

Andrew Johnson.

Die Besprechung kritischer Momente in dem Leben der Völker gehört zur Aufgabe jeder Zeitschrift. Sie wird zur gebieterischen Pflicht, wenn, wie in einer Republik, die Beseitigung der Gefahr nicht in der Hand des Einzelnen, des Souverains, liegt, sondern von der Consolidirung der öffentlichen Meinung und der Befestigung des Willens der Nation abhängt.

Ein Moment hat für unsere Republik die Bedeutung, welche Jahre für die Völker Europa's besitzen. Einer plötzlichen Initiative folgt eine rasche Entwickelung. Von neuen Ideen gepackt, bringen wir sie zur praktischen Anwendung, und sehen ihre Resultate lange bevor man drüben nur den Verdacht gegen den bloßen Gedanken bemeistert hat, der eine Neuerung anstrebt. Bei dieser Elasticität des Wirkens, diesen unerwarteten Situationswechseln wird oft die klarste Logik, welche die Beurtheilung der nächsten Zukunft auf die Ergebnisse der jüngsten Vergangenheit stützt, zu Schande. Vermessen wäre es daher, wollte sich eine Monatsschrift die Aufgabe stellen, deren Erfüllung selbst der Tagespresse bei diesem steten Wechsel, diesem unaufhaltsamen Drängen der Ereignisse, so schwer wird. Wir begnügen uns daher, eine kurze Schilderung der Thatsachen zu entwerfen, welche dem jetzigen kritischen Moment voran gingen. Sind sie was wir sie nennen, Thatsachen, so wird ihre Beherzigung die politische Atmosphäre von den Irrlichtern zu säubern helfen, mit denen der Parteieifer sie angefüllt, und sie werden eine sichere Prämisse für die Schlußfolgerungen bilden, denen Jeder hier früher, dort später am Stimmkasten Ausdruck zu geben hat.

Treason is a crime, and must be made odious! So sprach Andrew Johnson, als er sich mit der Würde und Verantwortlichkeit der Präsidentur bekleidet sah. Nicht Zufall, wie er so häufig sich ausdrückt, sondern ein entsetzliches Verbrechen hatte ihn zu diesem Posten erhoben. Aus der dunklen, mordbefleckten Nacht, die uns umgab, ging Andrew Johnson, einst geehrt und gefeiert, damals aber von seinen Parteigenossen selbst mit Kälte und Argwohn






betrachtet, von seinen Gegnern aber mit dem Koth der unwürdigsten Lästerung beworfen, bescheiden, ernst, und, wie es schien, geläutert, hervor. Tag auf Tag umringte ihn die Menge patriotischer Männer beider politischen Parteien, um Denjenigen zu sehen und zu hören, dem durch jenes Verbrechen die Mission geworden, die Hinterlassenschaft Lincoln's zu ordnen, die Wunden der Nation zu heilen und die Republik für alle Zukunft mit Schutzmitteln gegen die Wiederholung eines Attentats zu umgeben, dem sie fast unterlegen wäre. Was meinte Andrew Johnson mit jenen Worten, die er in jede seiner damaligen Reden einschaltete und die sich dem Gemüth des Volkes so tief einprägten, daß viele seiner besten Männer mit Besorgniß dem Moment entgegen sahen, wo jener im finstern Ernst gesprochene Satz sich erklären würde?

Schwebten ihm Payne, Atzerodt und Surratt vor Augen, und sollten jene drohende Worte ihnen das Schicksal verkünden, welches ihrer harrte? Nein; ihr Verbrechen war nicht das des Verraths. Sie hatten die Hände in das Blut des Edelsten und des Treuesten unseres Volkes getaucht und mußten dafür die Strafe des Mörders erleiden, wie es auch geschah. Waren seine Worte gegen Jefferson Davis und dessen Genossen, die Vermittler des großen Verraths gerichtet, der unsere nationale Existenz gefährdet hatte? Auch so ließen sie sich nicht auffassen. Jefferson Davis war zur Zeit flüchtig, hatte einen weiten Vorsprung vor seinen Verfolgern, und nur schwache Aussicht war vorhanden, daß man seiner habhaft werde. Nicht auf ihn konnte sich also jene Kundgebung eiserner Strenge beziehen, deren Fassung jede Möglichkeit ausschloß, daß Diejenigen, auf die sie zielte, sich ihr entziehen könnten. Hatte Herr Johnson sich denn die militärischen Führer der Rebellen zum Gegenstand der Sühne auserkoren, die jene ernsten Worte der Nation in Aussicht stellten? Auch das nicht. Grant hatte das Schwert Lee's unter dem Zugeständniß in Empfang genommen, daß der Rebell vom General bis zum Gemeinen von den Bundesbehörden unangefochten bleiben solle, wenn er nicht aufs Neue gegen die Gesetze verstoße, und das Wort, welches noch andere Bundesführer den sich übergebenden Heeresmassen gaben, war uns Allen heilig. War sein Ausspruch denn gegen die übrigen Bewohner des Südens gerichtet, die, wenn auch nicht mit der Waffe in der Hand, doch durch andere Mittel die Insurrektion gefördert und unterstützt hatten? Gewiß nicht. Unsern Heeren war schon während der erbittertsten Stadien des Krieges Schonung anempfohlen worden. Stadt- und Landbewohner genossen sogar des Schutzes der Bundeswaffen gegen unsere eigenen Nachzügler, und mit dem Augenblick, wo die Waffenstreckung den Krieg faktisch beendete, waren unsere Truppen nur noch gut zahlende Gäste in den Staaten, die sie als Feinde betreten und als Sieger durchschritten hatten.

Nein, in jenen feierlichen Momenten, wo Andrew Johnson aus dem sich selbst am 4. März bereiteten Nichts hervorgehend, sich zur höchsten Würde, die ein Mensch tragen kann, berufen sah, in jenen Augenblicken, wo, wie wir gern glauben wollen, die tiefste, aufrichtigste Trauer sich mit der Hoffnung paarte, der Republik das werden zu können, was Lincoln ihr gewesen, regte sich in ihm







nicht der Wunsch nach Rache, dachte er nicht an das politische Schaffot, nicht an das Exil. Seine Gedanken, seine Absichten und Pläne wurden von den Empfindungen getragen, die jene Stunden in ihm wach riefen. Dir, du großes, thatkräftiges Volk, das du dein Alles verloren, indem man dich deines Führers beraubte, soll durch meine Hand eine Schutzmauer errichtet werden wie Abraham Lincoln sie zu errichten gedachte. Dich für immer der Gefahr der Auflösung zu entrücken, für alle Zeiten die Steine des Anstoßes zu beseitigen, die den Bruderkrieg unter dir angefacht, das sei meine Aufgabe, das sei die erhabene Sühne für das Verbrechen, welches mich zur Macht berief.

Das war es, was Andrew Johnson vorschwebte, als er Tag auf Tag die Worte wiederholte: Treason is a crime, and must be made odious.

Hatte er den Willen, so besaß er auch die Macht dazu. Der Süden lag zu den Füßen des Siegers. Er war nicht in der Lage, noch zeigte er das Verlangen, sich den Bedingungen zu widersetzen, die ihm vorgeschrieben werden mochten. Die Entscheidung durch das Schwert war wider ihn ausgefallen, und er sah mit fast stoischer Ruhe den Folgen entgegen. Was mochten unter diesen die nächstliegenden sein? Auch darüber war man sich so ziemlich einig, ja zum großen Theil gleichgültig, so lange man nur Ruhe genoß, um zur Ordnung des Chaos schreiten zu können, daß der Krieg hervorgerufen. Das Institut der Sklaverei war faktisch schon vor dem Ende des Krieges zerfallen. Mit dem Tage, wo man dem Neger die Waffe in die Hand drückte, brach man seine Fesseln und entsagte für immer der Hoffnung, die Zustände der „guten alten Zeit" wieder ins Leben rufen zu können. Schon war man daher auf den Gedanken vorbereitet, durch freiwillige Handlung das Sklaventhum der Form nach zu Grabe zu tragen, und hätten während des ersten Monats, nachdem das Schwert in die Scheide gesteckt, die Legislaturen sämmtlicher abtrünniger Staaten versammelt werden können, so würde man damals schon unaufgefordert das Zugeständniß gemacht haben, welches wir Monate später nur durch gelinden Zwang erzielten. Von dem Prinzip der Staatenrechte, in dem Sinne, wie man sie früher ausgelegt und befürwortet, durfte kaum noch die Erinnerung übrig bleiben. Auch seine Berechtigung war durch das Schwert entschieden. Im Namen der Staatenrechte war die Sezession unternommen, die Kriegsfackel entzündet, und da, wo zuletzt unsere Heere vor denen des Südens standen, da lagen sie begraben. Wie kleinlich, wie haltlos doch diese Rechte gegenüber der Macht, die sie zermalmt hatte! Man brauchte ihnen nicht zu entsagen, denn man hatte sie schon verloren. Doch gegen eine Wiederbehauptung in künftigen, kräftigern Zeiten mußte gesorgt werden — das verstand auch der Süden. Aus dem verheerenden Kampfe, der Nord und Süd bis in's Innerste durchwühlt, durfte kein lose zusammenhängender Staatenbund, keine von dem bloßen Willen jedes einzelnen Theiles umstoßbare Gemeinschaft, sondern eine unauflöslich verbundene Nation, ein untheilbarer Bundesstaat hervorgehen. — Die Schulden, welche die Verräther angehäuft, um den Verrath zu fördern, Schul-







den, die dazu noch in baarer Münze zum Theil nicht ein Tausendstel dessen ausmachten, was sie in Papiergeld und in Obligationen repräsentirten, über sie mußte ein Strich gezogen werden, denn was zur Förderung eines Verbrechens geschehen, hat vor dem Gesetz keine Geltung. Die militärischen und politischen Führer der Rebellion mußten für's Erste der politischen Mündigkeit entsagen, durften an der Staats- oder Kommunalverwaltung nicht Theil nehmen, und mußten gleichsam einer neuen Probezeit unterworfen werden, bevor sie in's öffentliche Leben zurücktraten. — Gab es der Punkte noch mehrere, über deren Vereinigung der Süden sich klar war, und die sich auch Andrew Johnson in der Ausführung seines Vorhabens, dem Lande Frieden und Ruhe wiederzugeben und die Quelle der Streitigkeiten auf immer versiegen zu machen, mächtig aufdrängten? Ja, es war namentlich Einer noch da, um dessen gründliche Erledigung sich Alles drehte. Die dem Neger gegebene Freiheit, wie sollte sie beschützt werden, wie sich Geltung und Achtung schaffen? Das war der schwierigste Punkt von allen. Wenige nur dachten daran, es den Bewohnern des Südens zuzumuthen, sich mit Einem Schlage der Vorurtheile zu entkleiden, in denen sie gewiegt, und die sie so systematisch genährt, daß sie zur zweiten Natur geworden. Schwache Menschen, wie diese Vorurtheile sie zu sein bezeugten, konnte man von ihnen noch weniger fordern, als von dem Starken. Ohne einleitende Vorbereitung eine absolute Gleichstellung der früheren Sklaven mit ihnen als eine Bedingung der ihnen zu verleihenden Selbstständigkeit vorzuschreiben, erschien manchem Patrioten als ein Mißbrauch der Gewalt des Siegers. Dennoch verdiente dieser Punkt vor allen andern die gründlichste Berücksichtigung, denn er war für uns ein Ehrenpunkt, und wir mußten ihn nach den Geboten der Pflicht und Ehre erledigen, selbst wenn wir dabei die Vorurtheile des loyalen Elements des Südens zu bekämpfen hatten, welches leider niemals von Bedeutung war. Auch dies sahen die Rebellen ein. Sie waren darauf gefaßt, daß wir eine Freiheit, um die wir gekämpft, nicht ohne die sichersten Schutzwehren lassen, daß wir die Befreiten, ohne deren Hülfe der Sieg uns noch fern gewesen sein möchte, nicht sich selbst überlassen würden. Feig und ehrlos hätten sie selbst uns genannt, wenn wir Demjenigen, der unserer Fahne gefolgt und sie vertheidigt hatte, nur mit der Freiheit auf dem Papier gelohnt. Sie wußten daher, daß diese Freiheitserklärung von vier Millionen Menschen gewisse Abänderungen unserer organischen Gesetze bedinge; nur über das Wie weit? war man sich nicht klar, oder wagte sich darauf mit Hinblick auf das so verwerfliche, aber doch durch die Zeit nur überwindbare Vorurtheil gegen den Neger keine Antwort darauf zu geben. Der Sieger also mußte für sie antworten, und er that es. Das vollste Maß der Gleichheit vor dem Gesetz, das war es, was er einstimmig für den früheren Sklaven forderte. Ueber das Weitere modelten sich die Forderungen nach denselben Parteigrundsätzen, die schon vor dem Kriege mit Bezug auf den Farbigen gepflegt waren. Hier hieß es, der Neger könne auf nicht mehr als jene sogenannten natürlichen Rechte Anspruch machen, und die politischen wären







in seiner Hand eine gefährliche Waffe; dort, daß die Freiheit ein leeres Wort sei, wenn sie nicht durch das Stimmrecht befestigt, nnd daß man Die, welche für uns gekämpft, auch bedingslos mit dem Wahlzettel betrauen dürfe und müsse. Eine dritte Partei stellte sich in die Mitte der beiden. Sie bestand nicht sofort auf Gewährung des Stimmrechtes an die Befreiten, sondern wollte diese einer Prüfungszeit unterwerfen, ähnlich wie die Einwanderung sich ihr unterziehen muß, ihr Bildungs- oder Eigenthumsqualifikationen vorschreiben, kurz sie war bereit, die politische Gleichstellung des Negers Bedingungen zu unterwerfen, über deren Art und Umfang die Partei sich wiederum in Fraktionen zersplitterte, und nur in so weit fest übereinstimmte, daß wenigstens ein gewisser Zeitpunkt, gleichviel wie fern, und bestimmte Bedingungen, gleichviel wie schwer zu erfüllen, bezeichnet werden müßten, wo der Neger auch der politischen Rechte theilhaftig werden sollte. Und mit dieser Partei, der größten, denn sie beherrschte fast alle Staaten des Nordens, der zu maßgebendem Einfluß berechtigten, denn sie hatte erst kurz zuvor den Präsidentschaftsstuhl besetzt, war Andrew Johnson. Was er von der Freitreppe des Capitols zu Nashville erst vor wenigen Monaten als Gouverneur von Tennessee den Schwarzen zugerufen, das gellte noch in den Ohren der gefallenen Sklavenhalter. Er wollte ihr Moses sein, der sie zur Freiheit führte, er wollte, wenn er die Macht dazu hätte, ihnen schon damals das Stimmrecht in Tennessee geben!

Wir haben die Situation, wie sie am Schluß des Krieges war, in den kürzesten Umrissen zu zeichnen versucht. Die Forderungen, welche an den Süden gestellt wurden, waren nicht die der Leidenschaft; die Worte, in welchen sie sich geltend machten, waren eher die eines nachsichtigen, versöhnlichen Bruders, als die eines Siegers. Die starke Hand der Exekutive gab diesen Forderungen praktische Bedeutung, indem sie die Staatsoberhäupter des insurgirten Theils der Union bei Seite drängte und provisorische Gouverneurs an die Stelle jener setzte; aber selbst in der Wahl dieser Männer wußte sie sich gegen jeden Verdacht zu schützen, daß sie die Unterwerfung der Rebellen durch zwecklose Demüthigungen zu vervollständigen gedenke. Während die Schüchternheit in der Wahl des provisorischen Gouverneurs keinen Anstoß unter der Regierungspartei erregte, gab sie der Opposition Muth zu einer Agitation zu Gunsten des bezwungenen Feindes und zum Nachtheil des Siegers. Die Parteisätze verflossener Jahre paßten nicht mehr für die Gegenwart, und man mußte sich nach andern umsehen, wenn man überhaupt den lose zusammenhängenden Elementen der Gegenpartei Festigkeit, nnd wenn nicht Lebensfähigkeit, doch einen Kitt geben wollte, der für die nächsten Jahre frisch blieb. Daher jene Agitation, die, weil sie unter den früher oder später zur Selbstständigkeit gelangenden Rebellenstaaten Beifall erregen mußte, der Opposition die Hoffnung einhauchte, durch Hülfe der seitherigen Insurgenten wieder zu politischer Macht zu gelangen. Auf den Schwingen dieser Hoffnung gestaltete sich die zuerst in maßvollem Gewande








auftretende Agitation zur Leidenschaft, und die Rekonstruktionsfrage wurde der große Sammelplatz ihrer Kräfte.

Das, um welches man sich vor wenigen Monaten noch einig war, wurde fortan mit ganz andern Blicken beurtheilt. Dem Prinzip der Staatenrechte auf immer entsagen, und statt ihrer die Bundeslegislatur und die Exekutive kräftigen, um für immer die Argumente niederzuschmettern, deren der Süden sich zur Motivirung der Berechtigung zur Sezession bediente, um für ewig die Argumente zu entkräften, welche James Buchanan beanspruchte um die Insurgenten gewähren zu lassen? Schmachvolles Zumuthen, unheiliger Gedanke, die Macht des Siegers so zu mißbrauchen! — Ueber die Schuld der Conföderation einen Strich ziehen? Gefährliches Unterfangen, denn wer wußte, wie bald die so ergriffene Initiative zum Signal eines zweiten Striches über die Bundesschuld verwendet werden könnte? — Politische Unmündigkeit über Diejenigen verhängen, welche die Rebellion mit bewaffneter Hand unterstützt? Unerhörte Grausamkeit, teuflische Erfindung des Radikalismus, dessen Unversöhnlichkeit jene Unmündigerklärten zu neuen rebellischen Bestrebungen anstacheln würde. Die Gewährung politischer Rechte an die Befreiten, gleich oder in ferner Zukunft, bedingungslos oder unter den erschwerendsten Bildungs- oder Eigenthumsqualifikationen? Welch ein Sturm der Indignation bemächtigte sich doch der demokratischen Presse bei dem bloßen Gedanken an eine solche Unthat! Hier ist die Gesetztafel, die Verfassung der Republik, die nicht verbessert werden darf, nicht verbessert werden kann! riefen sie donnernd unter das Volk, auf die wir Euch verweisen, und findet Ihr darin ein einzig Wort, das Euch die Macht giebt, den Einzelstaaten durch den Congreß über die Verleihung des Stimmrechts innerhalb ihrer Grenzen Vorschriften zu machen, so thut es, sonst aber protestiren wir im Namen unserer „verirrten Brüder“.— Ja, diese Constitution, die von den Rebellen mit Füßen getreten, riefen sie zu deren Schutz an, diese Constitution, die sich, wie Buchanan zu beweisen suchte und der Krieg darthat, mangelhaft erwiesen, wollten sie, Verbesserungen und Hinzusätze im Programm der herrschenden Partei witternd, von vornherein gegen solche verwahren.

Nur die nackte, aller Schutzmittel entbehrende Freiheit wollten sie dem Neger gestatten, weil — sie es nicht zu hindern vermochten. Wohl hatten sie sich dagegen gestemmt. Staaten, in welchen die Oppositionspartei die zahlreichste war, hatten das dahin zielende Amendement zurückgewiesen, und bekämpften es noch mit den schneidigsten Waffen, den leidenschaftlichsten Worten. Aber der Strom der öffentlichen Meinung riß sie mit sich fort. Sie mußten nachgeben, mußten das Geschehene und noch Werdende als ein unumstoßbares Urtheil gegen die Sklaverei betrachten. Doch kein Wort zur Sicherung der damit verkündeten Freiheit, kein Schritt, der das große Werk fördern konnte, Denjenigen znm nützlichen Mitgliede der Gesellschaft, zum selbstbewußten Menschen zu machen, dessen Fesseln man gebrochen, wurde von ihr befürwortet. Keine Maßregel, das papierne Edikt zu einem Wahrspruch zu erheben, den Niemand







mißverstehen konnte, dadurch, daß man das Wesen der Sklaverei vertilgte, wie man den Namen aus den Gesetzesbüchern verwischt. Nur die Freiheit, ohne die Segnungen, welche sie allein zur Wahrheit machen konnten, wollte man dem Neger zugestehen.

Wir brauchen die Agitation der Opposition, welche um die Mitte des letzten Sommers begann, nicht weiter zu verfolgen, um die Contraste hervorzuheben, die zwischen ihr und der Partei, die Andrew Johnson in sein hohes Amt berufen, obwalteten. Er schien der ihn umtobenden Agitation, die damals wohl weniger seine persönliche Beeinflussung als die Bildung einer mächtigen Partei, durch die man ihm zu imponiren hoffte und dadurch Zugeständnisse im Interesse des Südens gewinnen zu können glaubte, wenig zu achten. Seine Instruktionen an die provisorischen Gouverneurs waren kurz und unverfänglich. Er legte ihnen zwar nur einen Theil der vorher bezeichneten billigen Forderungen im Namen der Neger an's Herz, und motivirte dies seiner Umgebung gegenüber dadurch, daß man nicht zu viel auf einmal fordern dürfe, um den Süden nicht zu decouragiren. Nahmen manche Loyalisten an der Form seiner Erstlingsschritte in der Reconstruktion Anstoß, so tröstete man sich mit dem Gedanken, daß Lincoln ähnliche eingeschlagen habe. Wenig nur trübte das Vertrauen des Volkes zu ihm, bis er zu gewissen Regimentern verabschiedeter Farbiger sprach. Hier stieß man auf Widerspruch, auf Unfreundlichkeit. Die, welche die Uniform des Bundes tragend, also unter dem besten Leumundszeugniß, vor ihn traten, sprach er als zu einer Race gehörend an, deren Schwächen und Laster notorisch seien. Schwang er sich in einem Moment zu dem Ausruf empor, daß sie seine Landsleute, daß sie freie Männer seien, denen dieser Continent ebenso gut gehöre wie den Weißen, so deutete er im nächsten die Möglichkeit an, daß man ihnen nicht gestatten werde, in unserer Mitte zu bleiben, sondern sie außerhalb des Landes colonisiren werde. Das waren gewichtige Worte, denn waren sie, wie behauptet wird, ohne Vorbereitung gesprochen, so drückten sie um so sicherer Gedanken aus, von denen das Herz voll war. Nur noch eine kurze Spanne Zeit, und der Geist, der jenen Ausspruch durchwehte, äußerte sich auf andere Weise. Andrew Johnson sprach zu einer Deputation aus dem Süden mit einer Brüderlichkeit, die denen des Nordens fremd geblieben war. Seine Amnestie-Documente fanden sich bald in den Taschen hervorragender Rebellen; sein Ohr war ihren Freunden im Norden offener als den Wächtern und den Kämpfern für die Sicherheit des Bundes. Dennoch erregte dies keine sonderliche Befürchtungen. Man hatte ihn im vollen Bewußtsein, daß er im Süden geboren, im Süden erzogen, im Süden endlich zu bedeutender Prominenz gelangt sei, an die Seite Lincoln's gestellt, und man mußte ihm daher schon mehr nachsehen als man es einem Sprößling der Freistaaten gethan haben würde, so lange er nur **treu** blieb. Auch darf man namentlich **einer** Kundgebung von ihm nicht vergessen, welche das Vertrauen zu ihm aufrecht hielt — seines Schreibens an den Gouverneur von Mississippi, in welchem er, seine frühern Instructionen scharf wiederholend, seinen







lebhaften Wunsch zu erkennen gab, daß der Staat seinen Genossen in der Rebellion mit dem guten Beispiel vorangehen möge, gewissen Klassen der Neger das Stimmrecht zu gewähren. Doch bald finden wir auch in dieser Richtung einen Rückschlag. Den inzwischen sich versammelnden Conventen und Legislaturen der insurgirten Staaten war der Kamm geschwollen durch die offene Parteinahme der demokratischen Presse des Nordens für sie. In den Spalten dieser Zeitungen lasen sie das, was von ihren Lippen als „neuer Verrath" gegolten hatte. Warum nicht wenigstens den Versuch machen, diesem Geist, wenn nicht durch Worte, so doch durch Handlungen, als Echo zu dienen? Sie wurden störrisch. Mit der Annahme des Amendements ging es nur langsam, mit der indirekten Entsagung des Prinzips der Staatenrechte durch eine Null- und Nichtigerklärung der Sezession noch langsamer. Ruchlose Hintergedanken spiegelten sich in den wiederholten Versuchen ab, die Gleichberechtigung der Befreiten von dem Gesetz zu hintertreiben und sie als Zeugen in jeder Klagesache, an welcher Weiße betheiligt waren, zu verwerfen. Noch böswilligere Absichten erklärten sich durch den Special-Codex, welchen mehrere der Staaten zur ferneren Beherrschung und Maßregelung der farbigen Race entwarfen. Die Ertheilung politischer Rechte an sie kam kaum zur Sprache, oder wurde, wenn angeregt, verächtlich todtgeschwiegen. Die Repudiation der von den Staaten zum Zweck der Förderung der Rebellion gemachten Schulden fand einen ebenso störrischen Widerstand, und rief verrätherische Aeußerungen hervor, ähnlich denen, die während der Congreßsitzung von 60 auf 61 den Kampf vorbereiteten.

Andrew Johnson war während dieser Periode schweigsam und anscheinend gleichgültig. Die Opposition hatte ihren Zweck erreicht. Durch die gewaltige Agitation für die Herbstwahlen des letzten Jahres hatte sie ihm imponirt, durch ihre erheuchelte Loyalität ihn konfus gemacht. Erst als mit dem Oktober zwei große Staaten ihm durch den Stimmkasten sagten, daß ihr Volk das dünne Gewebe des Verraths durchschaue, mit welchem die Führer der Opposition die Wahlen für sich zu modeln hofften, als diese Staaten im Voraus das Resultat der Abstimmung im November verkündeten, als das Volk der Executive zurief, daß es das auf hundert Schlachtfeldern Erkämpfte nicht durch die List der Demagogen oder die Schlaffheit der Regierung verlieren wolle, da wurde Präsident Johnson von neuem Eifer beseelt, und noch einmal schien aus seinen Kundgebungen hervorzuleuchten, daß die billigen Forderungen des Nordens von ihm auf das kräftigste unterstützt, und daß der Nation die nöthigen Garantieen für ihre künftige Sicherheit von ihm erzwungen werden würden, wenn sie nicht freiwillig dargeboten.

Umsonst suchen wir während des kurzen Zeitraumes, der zwischen jener Periode und der Eröffnung des Congresses lag, nach Ereignissen, die den Einfluß jenes Ausdrucks des Volkswillens auf Andrew Johnson entkräftet haben







könnten. Getragen von seiner auf's Neue in einer Weise gestärkten Partei, wie die politische Geschichte der Republik fast kein zweites Beispiel aufweis't, von einer Partei, die nichts von ihm verlangte, was er nicht schon längst freiwillig versprochen, nichts von ihm wollte, was der nächstliegenden finstern Erklärung eines Ausspruchs: Treason is a crime, and must be made odious glich, lag der Weg geebnet vor ihm, um das zu verwirklichen, was ihm vorgeschwebt hatte. Dennoch war er für diese Zuflüsterungen der Pflicht, diese Mahnungen des Märtyrers, diese wohl schon zu Vorsätzen gereiften Regungen, plötzlich abgestorben. Die Botschaft, welche er dem Congreß bei der Eröffnung seiner Sitzung zusandte, weis't seine erste entschiedene Parteinahme für die Staaten auf, deren Verrath er "odious" zu machen versprochen hatte. Der Honigseim der Bruderliebe für sie floß von seinen Lippen. Was sie gethan, schien ihm der höchsten Anerkennung werth, was sie in Aussicht stellten(!) gab ihm die Hoffnung, bald wieder eine innig vereinte Nation begüßen zu können. Die Berichte unbefangener, scharfsichtiger, von ihm selbst nach dem Süden gesandter Männer über die Zustände und die Stimmung daselbst geflissentlich ignorirend, schilderte er sie als vielversprechend, ja sogar als zu unbedingtem Vertrauen aufmunternd, während er doch erst zwei Tage zuvor dem provisorischen Gouverneur von Nordkarolina den Auftrag gegeben, sein Amt trotz des neugewählten Gouverneurs fortzuführen, weil er mit Nordkarolina nicht zufrieden. Kurz, dieser Theil der Botschaft war nichts als der unverblümte Ausspruch seiner Ueberzeugung und seines Wunsches, daß die von den rebellischen Staaten erwählten Repräsentanten und Senatoren im Congreß Aufnahme finden sollten. In der Bundeslegislatur sollten sie Stimme haben, während man sie in ihren staatlichen Angelegenheiten nicht sich selbst überlassen durfte. Das war der Brennpunkt seines Raisonnements, das die Richtung des ganzen Dokuments. Gab er der Frage diese große Prominenz, so nahm der Congreß sich ihrer mit gebührendem Eifer an. Das Fünfzehner-Committee ging aus ihm hervor, um, wie es üblich und wie die Rücksicht auf die Sicherheit und die Wohlfahrt des Volkes es erheischt, das Für und Dawider nach Maßgabe der ihm unterbreiteten Thatsachen zu erwägen. Aber das paßte Herrn Johnson nicht. Er protestirte und zankte, wenn auch nur in engeren Kreisen, aber diese Worte des Zornes waren himmlische Melodieen für das Ohr der Opposition, die sich ihrer sofort bediente, um ein zartes Netz für den Präsidenten zu spinnen, der mit den Vertretern seiner Partei unzufrieden geworden. Und Andrew Johnson ließ sich in diesem Netz fangen. Der maßvolle Ernst seiner frühern Parteigenossen berührte ihn nicht so angenehm, wie die Schmeichelworte der bisherigen Gegner. Jenen stand er in der Eigenschaft eines Mannes gegenüber, der über die richtig beanspruchten Befugnisse der Volksvertretung unpassende Bemerkungen machte, diesen als die höchste Potenz der edelsten demokratischen Prinzipien. **Mit diesem Augenblick war Andrew Johnson gefallen.** Was dann folgte, war nur die logische Consequenz des einleitenden Schrittes. Eine antagonistische Aeußerung drängte die andere.







Sie wurden mit Stillschweigen von den ihn bisher Befreundeten, mit Jubelruf von den Claqueurs der Opposition aufgenommen. Jeder Tag brachte die Ursachen neuer Verstimmung, neuen Triumphes mit sich. Aus der unerfreulichen Stellung des Präsidenten zum Congreß wurde bald eine feindliche, deren Kundgebungen noch in Jedermanns Erinnerung liegen, und das antagonistische Verhältniß erreichte seinen Höhepunkt an dem Tage, wo er zum niedrigen Volksschmeichler herabsank und fast auf direkte Weise den Pöbel zu Gewaltthätigkeiten gegen die Repräsentanten der Nation anzureizen suchte. An diesem Tage verlor er das Vertrauen, verlor er auch die Achtung Derjenigen, die mit ihm die dunklen Stunden, die Prüfungen des Vaterlandes erlebt hatten, die wie er im Unglück ihre Treue bewahrten, aber auch von dem Glück sich nicht bethören ließen.

Wir sind nur mit kurzen Federzügen über die Entwickelung der von Andrew Johnson eingeschlagenen bedauerlichen Richtung gegangen, weil jedem Leser der Monatshefte die Einzelnheiten dieser Periode bekannt sind. Ein weiterer Grund dafür liegt in der Thatsache, daß der Geist des Präsidenten sich nicht so stark in dem Meinungsconflikt, der zwischen ihm und dem Congreß obwaltete, wie in der Art und Weise, seiner Meinung und seinen Wünschen Geltung zu schaffen, kennzeichnete. So weit es den Zweck unseres Arguments betrifft, bleibe es dahingestellt, ob die von Andrew Johnson bezeichneten Gründe für sein Veto gegen die Freedmen's Bureau Bill ausreichen oder nicht, oder ob die vorgeschlagenen Zusätze zur Bundesverfassung den Forderungen der Situation entsprachen. Es ist der Geist, der seine Entwürfe durchweht, das übermüthige Zurückweisen von Thatsachen, deren Vermittler er selbst war, aber die er jetzt nicht acceptiren kann ohne die Haltlosigkeit seiner Einsprache zu dokumentiren; es ist sein usurpatorisches Gebahren gegenüber den bisher niemals in Frage gestellten Befugnissen der Vertreter des Volkes, und sein geflissentlich herbeigeführtes Zerwürfniß mit den besten Männern der Partei, die ihn mit Macht bekleidete, das ist es, was ihn ebenso deutlich kennzeichnet, wie das zweideutige Verhältniß, welches zwischen ihm und Denjenigen obwaltet, denen vor Jahresfrist erst die Waffe entrissen wurde, mit der sie nach dem Leben der Nation trachteten. Dieser Geist ist es, der Andrew Johnson von den Reihen der Partei trennt, der er ein Bannerträger gewesen und deren bescheidenstes Mitglied jetzt mehr Anspruch auf unsere Achtung hat als er.

Man darf ihn nicht fallen lassen, darf ihn nicht dadurch, daß man ihm den Rücken kehrt, zwingen, sich rückhaltlos Denjenigen hinzugeben, die, um politische Macht zu gewinnen, welche nur die Zulassung des Südens ihnen bringen kann, den Präsidenten in der Reconstruktionsfrage zu jedem Zugeständniß veranlassen würden, hören wir von vielen Seiten sagen. Wir können solche Zweckmäßigkeitsrücksichten nicht befürworten. Johnson ist zu weit gegangen zum Einlenken, hat zu schwer gefehlt, um das Vertrauen wieder gewinnen zu können. Ihn mit der Last, die er selbst sich aufgeladen, zu unterstützen, würde die Freunde der Union, diese große patriotische Phalanx, die in den dunkelsten







Stunden nicht wankte, nicht entmuthigt war, demoralisiren, und ihre Macht brechen. Besser, daß sie der Sachlage gerade in's Antlitz schaut, daß sie noch einmal sich zum Kampfe rüstet, noch einmal für die Erhaltung dessen, was wir schon gewonnen, und für die Sicherung der Zukunft unseres Landes den Sturm der Agitation, ohne die Protektion der Exekutive zu genießen, brausen läßt, als mit derselben. Das Schild, welches die Versuchungen der letzten fünf Jahre ohne Makel ließen, muß auch jetzt rein erhalten werden. So rufen uns auch die Stimmen Hunderttausender zu. Die individuellen Eigenthümlichkeiten des Präsidenten mit hoher Würde ignorirend, halten sie sich an den Zwiespalt, welchen er zwischen sich und dem Kongreß hervorrief, indem er ihn bevormunden wollte. Der Zorn, welcher ihn durchströmt, läßt sie unberührt; aber indem sie durch den Mund ihrer Legislaturen das Benehmen der Vertreter des Volkes gutheißen, sagen sie zu ihm: Du magst mit Denjenigen gehen, die zu Chicago in der Stunde unserer größten Noth den Ruf erhoben: The war is a failure! Doch so lange wir Stimme und Arm erheben können, soll es unsern Vertretern nicht an Stärke mangeln, um die Bresche zu behaupten, in die der Verrath sie gerufen, und dafür zu sorgen, daß die Wiederherstellung unserer Republik nicht in einer failure ende. Wollen nicht auch deutsche Bürger diesem Beispiel nachahmen, statt durch eine schüchterne Parteistellung zu erkennen zu geben, daß man heiliges Recht und ewige Wahrheit nur auf krummen Wegen sichern kann?

Wohl mögen wir mit schwerem Herzen auf das Viele zurückblicken, was von den billigen Forderungen, die wir an die Besiegten stellten, noch unerfüllt bleibt — denn die Periode der Errungenschaften und Reformen ist für lange Zeit als abgeschlossen zu betrachten. Die Freiheit der Schwarzen, so weit das geduldige Papier und die beschränkte Gewalt des jetzigen Freedmens Bureau sie verbürgt, ihre zögernd gewährte und arg verklausulirte Gleichheit vor dem Gesetz, die wiederum durch knechtende Controlle des Indivividuums entwerthet ist; die Null- und Nichtig-Erklärung der Sezession und die Repudiation der zum Zweck der Insurrektion kontrahirten Schulden — alles dies nur in den wenigsten Fällen freiwillig geboten, sondern den Rebellen gleichsam abgezwungen, das ist Alles, was wir für die Opfer eines fünfjährigen Krieges, der uns Sieger ließ, aufzuweisen haben. Fragen wir weiter, so finden wir überall denselben rebellischen Geist sich offenbaren, den Grant vor einem Jahr erst zähmte. Offene und notorische Rebellen haben sich hier und da der Staatsregierungen, fast überall aber der Communalverwaltung, bemächtigt. Wir finden sie in den Legislaturen, den Conventen und den Volksversammlungen eine maßgebende Rolle spielen. Wir finden sie als Commandanten der Miliz, als Friedensrichter, als Stadtoberhäupter, finden sie für das Repräsentantenhaus und für den Senat gewählt, und viele kommen nach Washington mit dem frei ausgesprochenen Vorsatze, den Prüfungs- und Treueid nicht leisten zu wollen, aber doch der Hoffnung lebend, Aufnahme zu finden. Wie vor der Rebellion, so wird auch jetzt der Aufenthalt loyaler Männer an manchen Punkten des Südens un-






erträglich und gefährlich gemacht; die dort unter der Hand der Bürger aus den Freistaaten erblühende Industrie bricht unter dem Gifthauch der rebellischen Umgebung nieder, Bundesbeamte werden verfolgt, mißhandelt und getödtet, die Bundesuniformen verhöhnt, und der Befreite ist der Gegenstand unversöhnlichen Hasses, gegen den er keinen Schutz besitzt, wenn er sich nicht in unmittelbarer Nähe eines Beamten des Freedmens Bureau befindet.

So steht es im Süden. Waren dies die Folgen der Kokketterie Andrew Johnson's mit den Feinden der Rebellen, so darf man daraus füglich schließen, wie sehr sich diese Zustände an Kraßheit steigern werden, wenn es bekannt ist, daß er sich ihnen ganz hingegeben. Aber vielleicht würde gerade dies das Heilmittel sein. Es giebt unter uns Viele, deren Blick erst durch die schroffsten Mittel geklärt werden kann; aber sehen sie einmal, so behalten sie auch das rechte Ziel im Auge. Und selbst der Hülfe dieser bedarf es nicht, um wenn auch erst später das durchzuführen, womit bis jetzt nur der Anfang gemacht worden ist. Mögen nur Diejenigen treu bleiben, die unter schwierigeren Verhältnissen nicht gewankt, mögen sie zusammenhalten, wie sie es thaten als nicht minder kritische Momente denn der jetzige ihre Ausdauer der Feuerprobe unterwarfen. Wenn nur sie sich nicht durch das wirre Geschrei über die Forderungen des Radikalismus bethören, nur sie sich nicht durch die plausibeln Argumente der Gegner hinreißen lassen, so bleibt eine Macht unerschüttert, die selbst dann nichts an entscheidender Stärke verliert, wenn sie sich nicht äußert bis Andrew Johnson von der Bühne getreten ist.

Ueber diesen selbst noch einige Worte. Ungern sieht man sich einem Manne entfremdet, den man geschätzt, geachtet hat; aber man darf der Vergangenheit wegen die Gegenwart nicht anders beurtheilen als sie ist. Auf keinem Sterblichen hat jemals die Verpflichtung, seiner Vergangenheit treu zu bleiben, mit größerer Schwere gelastet als auf Andrew Johnson, und folgte er diesem Gebot nicht, so sollte der Tadel ihn in gleichem Maße treffen. Sucht man nach Entschuldigungen für ihn, so findet man deren vielleicht in den ihm zugeschriebenen Excentricitäten seines Wesens, und giebt es deren, so werden ihre Aeußerungen ihn zu Extremen nach jeder Richtung führen und frühere Freunde nur noch besorglicher machen, neue Freunde mit wohlberechtigtem Argwohn gegen ihn erfüllen. Glaubt er in Denjenigen, denen er sich zugeneigt, die Partei der Zukunft zu erblicken, und beeinflussen, trotz seiner Gegenversicherung, ehrgeizige Hoffnungen seine Handlungen, so ist dennoch seine Zukunft nicht minder dunkel. Wer sich dessen bedienen muß, mag den Verrath gern haben, aber den Verräther liebt er nicht. Dasselbe Dunkel, aus welchem er hervorging, wird Andrew Johnson wieder in sich aufnehmen. Ihm wird man zurufen, was seine Lippen verkündeten, als wir ihn, nur ihn hatten, um uns aus der Nacht zum Licht zu führen: Treason is a crime and must be made odious.








Vittoria.*

Erzählendes Gedicht von M. Westland. (Brooklyn.)

I.

Kämpfe.

Ein ärmlich Stübchen oben unter'm Dach,
„Recht nah dem Himmel", sagen die Poeten.
Ein Schrank, ein Tisch, hier Stuhl und Notenfach,
Zwei glücklich liebende Anachoreten.

Sie strich das Haar ihm von der heißen Stirn,
Drückt' einen leisen Kuß darauf mit Lächeln,
So leise, daß sein traum-umsponnen Hirn
Nicht wußte, war's des Abendwindes Fächeln,
War's der Gedanken geisterhaftes Weh'n....
Doch was es war, sein innerst Herz erquickt' es,
Durchzittert's wie mit innigem Versteh'n;
Sein müdes Auge, auf zum Himmel blickt es,
Indeß er — wie nach einem Schattenbild
Die Arme ausstreckt.... „Ja, du wirst begreifen,
Mein Volk, was mächtig mir im Busen quillt —
Für meines Sang's Verständniß wirst du reifen!"....
....So spricht er zu sich selbst, — o Seligkeit!
Sie lauscht entzückt! o möcht' er Wahrheit reden! ! —
Nicht darum, daß sie darbt — das reiche Kleid
Schon längst vertauschte mit verschoss'nen Fäden —
O nein! gern birgt die eig'ne Schönheit sie
In grauen Wolken — Seiner nur gedenkt sie,
Und in die Werke voller Harmonie,
Die Er erschuf, die Seele ganz versenkt sie.
„O daß er siegen möge überall,
Daß seine Schöpferkraft die Himmelsleiter,
Gewebt aus starkem und aus süßem Schall,
Daran sein Volk einst aufstieg' weit und weiter!"
Gefangen hielt das schöne Hoffen noch
Erinnerung mit mystischen Gewalten.
Ach, all ihr Glück — wie lange war es doch?
Vernichteten dämonische Gestalten....
O schrecklich, zweimal schreckliches Gesicht!

*) Nach einem wahren Motiv: Nach einer italienischen Sitte wird ein musikalischer Künstler, dessen Werk Fiasco gemacht hat, mit Sang und Spiel, doch in Begleitung einer Bahre, nach Hause gebracht; hat er dagegen gesiegt, so verwandelt man die Bahre in einen Thronhimmel. Fackeln und Musik bleiben sich gleich.







In jener Mitternacht — da ängstlich lauschend
Am Fenster sie im hellen Mondenlicht
Gestanden, und die Serenade rauschend
Herangebraus't mit grellem Fackelzug — —
Weh, weh! das Werk des Künstlers auf der Bahre!
Dort kam des Sarkophages Maskentrug —
Verlor'ne Hoffnung und verlor'ne Jahre! —
Nicht darum war's, daß sie in Reichthums Glanz
Fortan gelebt, wenn er errang die Krone —
O nein — nur daß ein grüner Lorbeerkranz
Dem heißen Ringen endlich ward zum Lohne.....
....Mit Schauern starrt sie in die Dämmerung,
Die jetzt sich senkt hernieder auf die Lande —
Ach, damals stockt' ihr Puls — nicht alt, nicht jung,
Verzweifelnd fast am eigenem Verstande —
Sah sie's zum zweiten Mal: mit Sang und Spiel
Gab man ein Spott-Geleit dem ernsten Streben....
„Sie treten in den Staub dein hohes Ziel —
O mein Geliebter! kannst du ferner leben?" —
So träumt sie sich zurück in jene Nacht,
Da schluchzend sie in seinen Arm gesunken,
Im Frühroth noch gebetet und gewacht —
Und er aus ihren Thränen Trost getrunken. —
....Er achtet ihrer nicht — denn sinnend noch
Verweilt sein Auge auf den letzten Zeilen —
Die Feder ruht, — ward es indessen doch
Zu finster, bei der Arbeit zu verweilen.
„Ich hab's, ich hab's!" so ruft er freudig aus,
Zum guten Werk den besten Schluß gefunden! —
Getrost, einst führ' ich dich in's eig'ne Haus,
Und schmücke dich — es heilen alle Wunden.
Bald kommt der Tag, es kommt die heil'ge Nacht,
Da unter prächtig-gold'nem Baldachine
Sie mich zurückgeleiten — du hältst Wacht,
Und flammend strahlt das Glück aus deiner Miene."
Da aber plötzlich tritt der Mond hervor,
Und wirft den fahlen Schein auf ihren Scheitel —
Auf's Neu' erschreckt sie jener Fackelchor —
Und alles frohe Ahnen scheint ihr eitel....
Wie eisig ihre Furcht, wie heiß ihr Schmerz,
Sie sorgt, den bangen Kleinmuth zu verhehlen;
Er reicht ihr seine Hand, zieht sie an's Herz,
In Eins verschmelzen liebend ihre Seelen.






II.

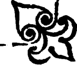
Vorbereitung.

Ja, es gelang ihm, frei sich zu erheben;
Er wirkt und schafft, und sorglich Kräfte wirbt,
Die neue Schöpfung seinem Volk zu geben,
Mit der er leben soll — vielleicht auch stirbt.
Indeß er in der Musen Tempel streitend
Mit ungezählten Feinden Lanzen bricht,
Den Tag des Sieges tapfer vorbereitend
Und trotzend auf der innern Kraft Gewicht, —
Weicht Tag um Tag von seines Weibes Wangen
Der blasse Rosenschimmer mehr und mehr....
Es scheint ihr Geist von trübem Wahn umfangen,
Auf ihrer Braue steh'n gewitterschwer
Gedanken, die der Zukunft Licht verneinen....
Doch nimmer mehr verrieth der stumme Mund,
Die Augen, die nicht lachen und nicht weinen,
Was vorging da auf ihrer Seele Grund.
Zur Nachtzeit nur, auf ihres Lagers Kissen,
Verkündet sie's in fieberischem Traum:
Wie — von der Wogen wilder Wuth zerrissen —
Ihr Herz, ein Wrack — treib' auf des Meeres Schaum.
Wie durch der Wüste Sand sie weit gezogen,
Mit wundem Fuß, von Glühdurst todeskrank,
Wie sie ein köstlich Spiegelbild betrogen
Von Quell und Palmfrucht, — bis sie niedersank....
Und wenn sie auffuhr und die gold'nen Sterne
So glänzend wandeln sah am Himmelszelt,
Webt des Prometheus Wundermähr, die ferne,
Den Spinnweb-Steg zurück zur Schlummerwelt. —
Wohl sah's der Meister, doch nach Mannessitte
Verhüllt' er vor der Sorge das Gesicht;
Auch wußt' er, das kein Wunsch und keine Bitte
Ein schwaches Herz erretten kann, das bricht....
Doch sprach er in der Liebe tiefsten Tönen,
Und sah sie an mit Augen sonnig klar —
Das mochte sie mit ihrem Gram versöhnen,
Und leis gestand sie, daß sie glücklich war.

III.

Entscheidung.

„Welch rauschend Summen? welch ein ferner Ton?
Wie, schon verstummt? und schien doch nah' zu kommen —?"




Gespannten Sinn's lauscht sie seit Stunden schon —
Bald meint sie Licht zu seh'n, bald ist's verglommen....
Sie stützt das müde Haupt auf ihre Hand —
Schon spät ist's in der Nacht, — sie wollte nimmer
— Ob man ihr auch die Sänfte schon gesandt —
Sich selbst berauschen in der Oper Flimmer,
Um dann, entsetzlich Ende! noch vielleicht
Des rohen Trosses Zischen anzuhören,
Zu sehen, wie ihr edler Freund erbleicht,
Wie gift'ge Natternzungen ihn zerstören. —
....Warum, so sinnt sie, schafft der Künstler nicht
In stummer Einsamkeit, vor Gottes Throne —?
Genügt es nicht, wenn nur das Sonnenlicht
Ihn hört und sieht? - des Baumes grüne Krone
Ihm Beifall rauscht —? wenn tief im wilden Wald
Ein flüchtig Reh verweilt, ein Vöglein schweigend
Sich niederläßt, wenn Meisters Sang erschallt,
Das Köpflein — wie das Gras die Halme — neigend —?
O warum muß er stets in eitlem Drang
Ein Echo suchen in der Menschen Seelen?
Und kann sich doch der laut're Himmelsklang
Mit irdisch-trüber Schlacke nicht vermählen —?
Doch muß es also sein, gebt Göttermuth
Dem Genius, soll nicht des Zerrbilds Schrecken,
Das ihm der Spiegel zeigt, des Herzens Gluth
Ersticken, und ihn lähmend niederstrecken. —
Und immer dunkler wird's vor ihrem Blick....
Wie seltsam sich im Geist die Bilder reihen!
Ach, freudlos war, doch herrlich ihr Geschick —
Aus Licht und Schatten webt sie Träumereien.
Wie des Bewußtseins Helle sie verläßt,
Kehrt endlich ihr ein kurzer Frieden wieder —
Das schlummertrunk'ne Auge schließt sich fest,
Des Hauptes Last sinkt auf den Busen nieder. —
....Horch, horch, jetzt kommen sie! kein Zweifel mehr —
Durch's Fenster blickt sie — Fackeln, grelle Lichter!!
Ein Trauermarsch, die Bahre hinterher —
Dort mit verhülltem Angesicht der Dichter!....
Weh — trock'nen Auges starrt sie — hastig ringt
Sie ihre weißen Hände — Fieberschauer
Durchrasen ihr Gehirn — durch's Fenster springt
Sie rasch hinab von schwindelnd-hoher Mauer!....
....O Himmel! wäre wahr der Sel'gen Traum?!



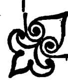
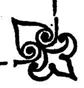




Schon jetzt — kaum streifte sie die Erdenhülle —
Ertönt aus unbegrenztem, lichtem Raum
Der Engel Sang in nie geahnter Fülle! —
Was ist das? ihrer Flügel kühles Weh'n
Fühlt köstlich sie um Brust und Antlitz fächeln —
Sie rafft sich auf — erwacht, und vor sich steh'n
Sieht sie ein menschlich Engelsbild mit Lächeln.
Die Thür flog auf — herein strömt Licht und Glanz.
Ein Knabe spricht, indeß Fanfaren klangen —:
„Signora, nehmt Ihr selbst den Lorbeerkranz,
Der Meister will ihn nur von Euch empfangen, —
Hier kniet er, seht! —“ Evviva! tönt es nach,
Die Menge harrt noch unten in der Straße —
Sie krönt ihn lächelnd — — dann zusammenbrach
Das treue Weib im Glückes-Uebermaaße. —
Das war der Tag, das war die heil'ge Nacht,
Da unter prächtig-gold'nem Baldachine
Das Volk ihn heimgeleitet — Sie hielt Wacht,....
— Noch strahlt Verklärung aus der edlen Miene! —
„Evviva, viva!!“ — Durch die Gassen hallt
Der Ruf, bis fern und ferner er entschwindet,
Und bei der kalten, lieblichen Gestalt
Der Meister sich in Thränen wiederfindet.

Schluß.

Nicht weiß ich ob sie wahr, die dunkle Mähr',
Daß er im Walde tief als Siedler lebte,
Und einsam trug den Kummer bleiernschwer,
Bis seine Seele zu der ihren schwebte. —
Viel lieber folg' ich einer andern Spur,
Denn höher gilt es mir vom Mann und Denker:
Als er geweint am Busen der Natur,
Trieb ihn zurück der Geist, der große Lenker,
Zum Zaubertempel seiner edlen Kunst;
Zu Harmonie verklärt, legt Schmerz und Qualen
Er — unbekümmert um der Menge Gunst —
Fortan auf ihres Altars Opferschaalen!




Ein europäisches Urtheil über die amerikanische Volksschule.

Von Friedrich Lexow.

Beim Gedanken an das Volksschul- und Unterrichtswesen drängt sich uns eine Betrachtung auf, welche sehr nahe liegt und doch wohl selten angestellt wird. Erst im fünfzehnten Jahrhundert sehen wir ein Licht aufflammen, welches eine solche Helle vor sich her wirft, daß Alles, was dahinter liegt, uns in schwarze Nacht gehüllt erscheint. Ueber einer kleinen deutschen Stadt geht eine Sonne auf, welche eine solche Fülle des Lichtes und Segens über die Welt ausströmt, daß wir uns kaum vorzustellen vermögen, wie ohne ihren weckenden, belebenden, wärmenden und befruchtenden Strahl die Menschheit überhaupt existiren konnte. Und doch hat es durch viele Jahrtausende Millionen über Millionen von Menschen gegeben, welche diese Sonne nicht kannten. Völker traten auf den Schauplatz und gingen wieder unter, Reiche entstanden und verschwanden, ohne daß es eine Druckerpresse gab. Nun ja, der Geist lebte wohl auch ohne die Erfindung Gutenbergs. Es gab ein Egypten, ein Griechenland und ein Rom, es gab eine Poesie und eine Geschichtsschreibung, ohne daß die Werke eines Homer, Horaz oder Herodot gedruckt wurden. Im Alterthum mußten Sklaven sie abschreiben, im Mittelalter versahen dies Geschäft die Mönche. Aber auf diese Weise wurde die Kultur nicht zum Eigenthum der Menschheit. Nur Wenige besaßen sie; für die Masse existirte sie nur im kleinen Griechenland, und als dies von der Fluth der Zeit verschlungen wurde, war der Zustand des Volkes, im Vergleich zu dem jetzigen, überall derjenige absoluter Barbarei. Während ungezählter Jahrtausende fehlten den Bewohnern der Erde die unentbehrlichsten Mittel zum allgemeinen Gedankenaustausch, und erst seit vier Jahrhunderten besitzen sie dieselben. Erst seit Gutenbergs Tagen konnte eine Volksbildung entstehen, erst seit jener kurzen Zeit das Licht der Intelligenz in die Masse dringen, das Wissen der Einzelnen zum Gemeingut werden. Und wie klein waren die Anfänge! Mehrerer Decennien bedurfte es, um die Repräsentanten des geistigen Lebens an den Gedanken zu gewöhnen, daß auch das Volk Anspruch auf ihre Gaben habe. Selbst ein Hutten hielt es anfänglich noch nicht für der Mühe werth, ja er war nicht einmal fähig, in einer dem Volke, unter dem er lebte und für das er wirkte, verständlichen Sprache zu schreiben. Er, der Kerndeutsche, mußte für diesen Zweck erst Deutsch schreiben lernen. Und selbst jetzt verspüren wir noch die Nachwehen jener Zeit. Selbst jetzt giebt es noch Leute, die ihre Perlen vor die Säue zu werfen glauben, wenn sie so reden, daß der Ungelehrte sie versteht. Stellen wir uns nun vor, was in dieser kurzen Periode geschehen ist. Vergegenwärtigen wir uns den Abstand zwischen der auf Schweinsleder gemalten Mönchsschrift und der neuesten Vervollkommnung der Druckerpresse — dem elektrischen Telegraphen! Und betrachten wir den innigen Zusammenhang zwischen diesem







Fortschritt und dem radikalen Umschwung, welcher seitdem mit allen Verhältnissen des Lebens vor sich gegangen ist, so tritt uns mit überzeugender Gewalt der Segen der Volksbildung entgegen. Seit das Wort Flügel bekommen, hat sich der Fortschritt mit Windeseile Bahn gebrochen, und was in kurzen vier Jahrhunderten geleistet wurde, läßt uns auf das schließen, was die Jahrtausende bringen werden. Wohl können wir uns froher Zuversicht hingeben, wenn wir sehen, wie in einer verhältnißmäßig kurzen Frist mit dem Wissen die Macht, die Freiheit und das Wohlergehen der Völker sich ununterbrochen gesteigert hat.

Nach dieser allgemeinen Reflexion wenden wir uns dem in der Ueberschrift angedeuteten speciellen Thema zu. Seitdem entschieden ist, daß Amerika fortfahren soll, eine Macht zu sein, widmet man ihm in Europa eine Aufmerksamkeit, von der früher selten die Rede war, und zeigt sich nicht nur geneigt, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sondern sogar von ihm zu lernen. Selten nimmt man eine europäische Zeitschrift zur Hand ohne darin einen Artikel über Amerika zu finden, und namentlich zeichnet sich durch eine zugleich wohlwollende und gerechte Beurtheilung der hiesigen Verhältnisse die Revue des deux mondes aus. Es ist nicht uninteressant und auch nicht ohne Nutzen, die eigenen Zustände im fremden Spiegel zu schauen. Man kommt dadurch zum Bewußtsein dessen, was man hat, und wird an das erinnert, was noch fehlt.

Der Artikel, welcher uns hier vorliegt, handelt von der amerikanischen Volksschule. Der Verfasser sagt, daß es nur vier Länder giebt, von denen behauptet werden darf, daß in ihrem Bereich jeder Bürger lesen kann: Norddeutschland, Norwegen, die Schweiz und die Vereinigten Staaten, wobei natürlich nur vom Norden die Rede sein kann; aber in Letzteren kann nicht nur Jeder lesen, sondern er lies't auch wirklich, um zu lernen, sich zu unterhalten, oder in den öffentlichen Angelegenheiten zu orientiren. Die Statistik ergiebt, daß in Amerika mindestens ein Zeitungs-Abonnement auf jede Familie kommt. Jeder Europäer, welcher Amerika besucht, sieht mit Staunen, wie außerordentlich viel überall und zu jeder Zeit gelesen wird. Kürzlich besuchte unser Autor im Hafen von Antwerpen die Fregatte „Niagara". Alle Matrosen, welche nicht im Dienste waren, hatten ein Buch, eine Revue oder eine Zeitung zur Hand. In Amerika ist die Lektüre eine tägliche Gewohnheit, die Quelle der allgemeinen Prosperität und die wesentliche Bedingung für den Bestand der republikanischen Institutionen.

Die Volksschule ist, wie alle Amerikaner zugestehen, die Grundlage des Staates, der Cement des Bundes. Alle unentgeltlich in sich aufnehmend, bringt sie die socialen Unterschiede in Vergessenheit, erstickt die religiösen Animositäten, entwurzelt die Vorurtheile und Antipathieen, flößt Jedem die Liebe zum Vaterlande und Achtung vor dessen freien Institutionen ein. Wie oft ist nicht während des Krieges vorhergesagt worden, daß die westlichen sich von den atlantischen Staaten trennen und die Staaten am Stillen Meere eine eigene Re-







publik bilden würden! Und in der That konnten sich die Freunde des Nordens dieser Befürchtung nicht erwehren, denn nahe lag die Versuchung, sich auf diese Weise der Lasten des Krieges und der damit verbundenen Nationalschuld zu entledigen. Aber dennoch haben sie kaum daran gedacht. Schon längst hatte die Volksschule den Keim der nationalen Einheit in die Gemüther der aufwachsenden Generation gelegt, und so war sie das unzerreißbare Band, welches das Riesengebäude zusammenhielt. Europa bewundert mit Recht die Energie der jungen Nation, welche in vier Jahren zwei Millionen Soldaten und Milliarden Geldes einer gerechten Sache opferte; noch größere Bewunderung aber verdient es, daß dasselbe Volk, während es tausend bisher unbekannte Abgaben und Lasten auf sich nehmen mußte, die Regierung beibehielt, welche diese Opfer von ihm forderte und noch nicht im Stande war, sich durch den Sieg zu rechtfertigen. Es war dies das Zeichen einer Weisheit und Selbstüberwindung, deren eine unwissende Nation nicht fähig gewesen wäre. In der Schule lag das Heil der amerikanischen Demokratie!

Es freut uns, dies in einer europäischen Zeitschrift anerkannt zu sehen. Wie wahr es ist, zeigt sich am Verhalten des Nordens und des Südens. Wäre in Letzterem die Schule, die Aufklärung, eine solche Macht gewesen wie in Ersterem, so wäre weder der Krieg entstanden, noch hätten jemals die Grundübel sich entwickeln können, die ihn hervorriefen.

Kaum waren die ersten Pilgerväter gelandet, als sie schon an den Unterricht ihrer Kinder dachten. Ein Reglement vom Jahre 1642 bestimmt: Nie soll unter uns die Barbarei geduldet werden, welche darin besteht, daß man die Kinder nicht lesen lehrt und nicht mit den Gesetzen vertraut macht. Der auf diese Weise obligatorisch gewordene Unterricht wurde von Lehrern ertheilt, welche die Familienväter wählten. Sämmtliche nördliche Kolonieen wetteiferten in der Beförderung einer Sache, deren überwiegende Wichtigkeit sie erkannten. Später drängten die Indianerkriege, der Unabhängigkeitskampf, die Gründung einer Nation, die tausendfachen materiellen Bestrebungen, welche nun einmal unausbleiblich mit dem Inslebenrufen einer neuen Welt verbunden sind, die Sorge für den öffentlichen Unterricht einigermaßen in den Hintergrund, und die Unwissenheit gewann immer mehr Terrain. Da erhoben vor etwa 30 Jahren einige helle Köpfe den Warnungsruf, und es erfolgte eine der Erhebungen, von denen man sich in Europa keine Vorstellung machen kann. Ueberall bildeten sich Vereine zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichts, und massenweise erschienen Zeitschriften, welche speziell diesem Gegenstande gewidmet waren. Mehrere der hervorragendsten Männer der Union, Henry Barnard, Horace Mann, die Professoren Stowe und Bache gingen nach Europa, um dort die renommirtesten Systeme zu prüfen. Bei ihrer Rückkehr veröffentlichten sie das Resultat ihrer Nachforschungen und stellten sich an die Spitze der Agitation. Was bei dieser Gelegenheit die individuelle Energie zu Stande brachte, ist wahrhaft bewundernswerth. Henry Barnard, welchen der Staat Rhode Island mit der Betreibung der Reform beauftragt hatte, veröffentlichte in seinem offiziellen Be-







richt die von ihm geleisteten Vorarbeiten. Zweimal besuchte er sämmtliche Commünen des Staates, vierhundert Lehrer vernahm er über ihre Unterrichtsmethode, und die Zöglinge sämmtlicher Schulen wurden von ihm persönlich geprüft. Außerdem richtete er über tausend Briefe an Personen, von denen er eine Belehrung erwarten konnte. In jeder Commüne berief er eine Versammlung, um die Sache mit den Bürgern und Lehrern zu besprechen. Er hielt über fünfhundert Vorträge und gründete überall Lokalvereine zur Betreibung der Agitation. Erst nach diesen ungeheuren Vorarbeiten, nachdem er selbst durch die öffentliche Meinung in mancher Beziehung aufgeklärt war und wieder seinerseits zu ihrer Läuterung beigetragen hatte, trat er mit den Vorschlägen ans Licht, welche von der Legislatur von Rhode Island angenommen wurden. In den übrigen Staaten fand eine ähnliche Bewegung statt, und so kam eine im Wesentlichen übereinstimmende Organisation zu Stande, welche man seitdem Jahr für Jahr zu vervollkommen bemüht ist. — In Europa geht man anders zu Werke. Die Regierung ernennt eine Commission, diese Commission arbeitet im Verborgenen, und ihre Ansichten dürfen bei Leibe nicht in die Oeffentlichkeit dringen. Endlich, nach mehrjährigen, geheimnißvollen Vorarbeiten, wird ein Gesetz erlassen, welches, wie vortrefflich es auch sein mag, keine Früchte tragen kann, weil die öffentliche Meinung nicht darauf vorbereitet ist. In Sachen des öffentlichen Unterrichts ist nur das von Nutzen, was auf der Uebereinstimmung der Bürger beruht.

In sämmtlichen längst von der Sklaverei befreiten oder nie von ihr berührten Staaten der Union übersteigt die Anzahl der Schulen bei weitem Alles, was man sich in Europa (wir möchten doch lieber sagen, in Frankreich) vorstellen kann. Im Jahre 1861 kamen im Staate New-York 11,750 öffentliche Schulen auf 3,880,735 Einwohner, was eine Schule auf ungefähr 300 Seelen ergiebt; in Massachusetts 4,605 Schulen auf 1,231,066 Einwohner, also eine für 270. In den westlichen Staaten ist das Verhältniß ein noch günstigeres. In Ohio zum Beispiel kommt eine Schule auf 160, in Illinois eine auf 190, in Michigan eine auf 150, in Wisconsin eine auf 130 Einwohner. Nach dem letzten statistischen Bericht, im Jahre 1865, zählte Frankreich 38,386 öffentliche Schulen auf 37,382,225 Einwohner, also eine für 984, sieben Mal weniger als in den erst vor einigen Jahren in den Prairieen des fernen Westens gegründeten Staaten. Um Amerika gleich zu kommen, müßte Frankreich 200,000 statt der 38,386 Schulen haben, und wenige europäische Staaten können sich eines bessern Verhältnisses rühmen!

Die Darstellung der innern Organisation der amerikanischen Schule können wir hier übergehen, weil wir sie bei unsern Lesern als bekannt voraussetzen dürfen. Die Einrichtung der Schulhäuser in den größern Städten, namentlich in New-York, wird vom Verfasser hoch gepriesen, und namentlich hervorgehoben, daß letztere Stadt im Jahre 1861 nicht weniger als 6,500 Dollars auf den Ankauf von Pianos für ihre Schulen verwendete. Die Schulbibliotheken des Staates New-York zählen bereits anderthalb Millionen Bände. In neun







Jahren, von 1853 bis 1861, hat die Stadt New-York 1,472,000 Dollars für den Neu- oder Umbau ihrer öffentlichen Schulhäuser ausgegeben.

Hervorgehoben wird die große Anzahl der in den Schulen verwendeten weiblichen Lehrkräfte. In Massachusetts gab es im Jahre 1861 4000 Lehrerinnen neben 1500 Lehrern, im Staat New-York 7,583 Lehrer und 18,915 Lehrerinnen, in Philadelphia 1112 Lehrerinnen und nur 82 Lehrer. In der Stadt New-York kommen unter den Lehrkräften 22 Frauen auf 3 Männer. Das hierüber gefällte Urtheil lautet: „Dies System bietet zahlreiche Vortheile. Zuerst empfiehlt es sich durch seine Billigkeit, denn das Gehalt einer Lehrerin ist um ein Drittheil geringer als das eines Lehrers, und dies ist keine Nebensache, da es in Amerika vier oder fünf Mal mehr Schulen giebt als in Europa. Ueberdies hat es sich ergeben, daß bei gleichen Kenntnissen die Frau das, was sie weiß, den Kindern besser mittheilt als der Mann. Sie ist weniger abstoßend, minder pedantisch, hat mehr Geduld, Einbildungskraft und Sanftmuth. Mit den Instinkten der Mutter begabt, bemächtigt sie sich leicht der Aufmerksamkeit ihrer Hörer, und die gewöhnlich so dürren Anfangsgründe werden zum Spiel. Selbst die weibliche Anmuth verleiht ihrem Unterricht einen geheimen Zauber. Die Schule ist auf diese Weise nicht das von den Kindern gefürchtete, von Strafen und Langerweile angefüllte Gefängniß, sondern mehr eine zweite Häuslichkeit, in welcher der sanfte Familiengeist waltet und wo die ältere Schwester ihre jüngeren Geschwister unterrichtet. Die Lehrerinnen sind fast Alle jung, weil sie selten länger als fünf oder sechs Jahre dem Beruf treu bleiben; fast immer werden sie bald verheirathet. Das ist nun aber die Gewohnheit der Ordnung und Autorität, die Klarheit der Idee verbunden mit der Leichtigkeit ihres Ausdrucks, eine treffliche Vorbereitung auf den Beruf der Familienmutter. Dadurch, daß sie erst die Kinder Anderer erzieht, lernt sie ihre eigenen erziehen." Wir wollen dies Urtheil keiner Kritik unterwerfen und überlassen es den Lesern, dasselbe je nach ihrer Erfahrung zu billigen oder mit ihm zu differiren. Nahe aber liegt es, daß die ungestüme amerikanische Jugend leichter durch Sanftmuth als durch Strenge, leichter durch den Einfluß der Frauen als durch den der Männer zu bändigen ist, auch abgesehen davon, daß schon der im Nationalinstinkt wurzelnde Respekt vor den Frauen diesen eine höhere Autorität verleiht.

Durchaus einverstanden erklärt sich der Verfasser mit der strengen Scheidung, welche in Amerika zwischen Schule und Kirche aufrecht erhalten wird, oder vielmehr mit dem absoluten Ausschluß der Religion von der Schule. Als Beweis dafür, daß dies System den religiösen Trieb des Volkes nicht beeinträchtigt, führt er, da „Zahlen reden", Folgendes an: Die freiwilligen Beiträge für die Besoldung der Geistlichen betragen in den Vereinigten jährlich dreimal so viel als das ganze Budget des geistlichen Departements in Frankreich. Auf diese Weise kann sich die Geistlichkeit allerdings nicht über die Wirkung der bestehenden Praxis beschweren. Das fast von allen nördlichen Staaten angenommene Schul-Reglement von Massachusetts bestimmt Folgendes: „Die Leh-







rer sollen sich bemühen, dem Herzen der ihnen anvertrauten Jugend die Frömmigkeit, die Gerechtigkeit, Achtung vor der Wahrheit, Liebe zum Vaterlande und Wohlwollen gegen alle Menschen, Mäßigkeit, Lust zur Arbeit, Keuschheit, Selbstbeherrschung, Enthaltsamkeit und alle andern Tugenden einzuprägen, welche die Zierde der Gesellschaft und die Basis einer Republik bilden. Sie sollen den Zöglingen an ihrem Begriffsvermögen faßlichen Beispielen zeigen, wie diese Tugenden geeignet sind zur Aufrechthaltung und Entwickelung republikanischer Institutionen, wie sie Allen die unschätzbaren Wohlthaten der Freiheit garantiren, wie sie das Glück eines Jeden befördern, und wie die ihnen entgegengesetzten Laster unfehlbar verderbliche Folgen nach sich ziehen." Schon wegen dieser Bestimmung muß man Massachusetts, mag es auch bis über die Ohren im Puritanismus stecken und vom Morgen bis zum Abend Psalmen singen, verehren. Wie weit werden wir fortgeschritten sein, wenn einmal im deutschen „Staate der Intelligenz" dies Reglement die „Regulative" verdrängt hat!

Als der Bürgerkrieg ausbrach, als in jedem Augenblick das ganze Gebäude zusammenzubrechen drohte und die ungeheuersten Opfer sich thürmten, als der Süden seine öffentlichen Schulen schloß und die ihm gehörenden Gelder in Beschlag nahm, vermehrte New-York, welches ein Regiment nach dem andern organisirte und die Familien der Ausrückenden ernährte, zugleich seine Ausgaben für die Schulen um ein Beträchtliches, und mit gerechtem Stolz konnte Herr Randall, der Superintendent des öffentlichen Uuterrichts für diese Stadt, sagen: „Wir können, besonders in Anbetracht der obwaltenden Umstände, stolz sein auf die Opfer, welche wir für unsere Schulen gebracht haben. Welche andere Nation konnte sich, während sie alle ihre Kraft zur Vertheidigung der heiligsten Rechte, ja ihrer Existenz aufbot, eine zahlreiche Armee unterhalten und die schwersten Lasten tragen mußte, je ähnlicher Leistungen auf dem Gebiet des Volksschulwesens rühmen? Und was konnte uns dazu bewegen, wenn nicht die Ueberzeugung, daß die immer zunehmende Aufklärung unentbehrlich ist zum Bestand freier Institutionen, daß die Bildung Aller die Grundlage der herrlichen Constitution ist, welche die Männer der Revolution uns hinterließen? Das Volk erkannte, daß das einzige Mittel zur Sicherung des endlichen Triumphs der guten Sache nur in der fortschreitenden Aufklärung zu finden sei." Welch schöne Worte — ruft der französische Kritiker aus — welch edles Vertrauen zur Macht der Wahrheit! Zur Besiegung der Sklavenhalter-Rebellion reichte das Schwert allein nicht hin; auch das Buch mußte das Seinige dazu beitragen. Um die Niedertracht zu stürzen, genügte nicht der Zwang allein; es mußte die Aufklärung hinzutreten.

Selten haben wir eine Abhandlung mit solchem Vergnügen gelesen wie die, von welcher wir im Obigen einen Abriß zu geben suchten. Mag dem französischen Enthusiasten auch mancherlei im idealen Licht erscheinen, was uns in prosaischerer Gestalt entgegentritt — wohl verdient das amerikanische System der allgemeinen, unentgeltlichen, in jeder Beziehung freien Volkserzie-







hung, daß man sich dafür begeistert, und wohl kann die Republik stolz darauf sein. Die Hervorhebung dessen, was an den bestehenden Verhältnissen auszusetzen ist, sei Männern von Fach vorbehalten. Dem Laien aber drängt sich die Bemerkung auf, daß das Gebäude der öffentlichen Schule erst dann vollendet sein wird, wenn man zum ursprünglichen System des obligatorischen Unterrichts zurückkehrt, und demselben überall einen nationalen Charakter verleiht. Wären die Volksschulen auch im Süden seit Generationen eine Pflanzstätte des Freiheitssinns und Patriotismus gewesen, so hätte sich dort die Secession als ebenso unmöglich herausgestellt wie in Californien, und der im Congreß aufgetauchte Vorschlag eines nationalen Unterrichtsgesetzes hat daher seine volle Berechtigung.

Zum Schluß noch einige Worte über die amerikanischen Lehrerinnen, wie sie sich uns jetzt in einem Wirkungskreis zeigen, welcher der Aufmerksamkeit des französischen Kritikers entgangen ist. Töchter Neuenglands setzten schon vor dem Kriege ihre Freiheit und ihr Leben daran, die Wohlthaten der Bildung da zu verbreiten, wo sie gesetzlich ausgeschlossen war. Erinnert man sich nicht mehr der kühnen Frauen, welche im Süden Negerkinder unterrichteten und dafür ins Zuchthaus gesteckt oder körperlich mißhandelt und fortgetrieben wurden? Es waren dieser Heldinnen nur Wenige; von Wenigen wurden sie bewundert, von Vielen als Thörinnen betrachtet, von noch Mehreren tödtlich gehaßt. Kaum aber entfaltete sich auf südlichem Boden das Banner der Freiheit, kaum war der Sieg bei Hilton Head erfochten, als schon Neuengländerinnen sich dorthin begaben, und in den von den flüchtigen Sklavenhaltern geräumten Häusern Schulen für die Befreiten einrichteten. Angenehm war das Werk nicht, dem sie sich hingaben. Sie mußten sich Entbehrungen aller Art auferlegen und allen mit dem Kriegsleben verbundenen Gefahren trotzen. Aber ihren Lohn fanden sie in der Erfüllung einer heiligen Pflicht, eines schönen Berufs — in der Erhebung einer systematisch geknechteten und verthierten Race zur Menschenwürde. Und was an der Küste von Südkarolina begonnen wurde, das wiederholte sich überall da, wo das Sternenbanner triumphirte. Es giebt keinen südlichen Staat, in dem nicht der Hochsinn nördlicher Frauen sich in dieser Art entfaltete, und noch jetzt widmen sich unter dem Schutz unserer Truppen Hunderte von ihnen diesem edlen Werke. Giebt es wohl etwas Schöneres und Herzerfrischenderes? Erheben sich die Söhne und Töchter Afrika's mit fast wunderbarer Schnelle aus ihrer Gesunkenheit, entfalten sie einen überraschenden Bildungstrieb, und werden sie sehr bald sich einer Gesittung rühmen können, welche sie in den Stand setzt, auf jedem Gebiet die unveräußerlichen Menschenrechte für sich und Andere zur Geltung zu bringen — dann darf der Dank der Zeitgenossen und aller künftigen Generationen den edlen Frauen nicht vorenthalten werden, welche mit persönlicher Aufopferung, aus reiner Menschenliebe, dem geistig Blinden die Augen öffneten, den Gesunkenen aufrichteten, den Gehaßten und Verachteten mit sanfter Freundeshand in den Zauberkreis humaner Gesittung führten.







Vierzig Acres Stadt.

Von Hermann Raster.

Ein kleines Heimwesen von vierzig Acres Land, das ist ungefähr das bescheidenste Ideal irdischer Glückseligkeit, welches man in der amerikanischen Republik kennt, — so bescheiden, daß die Gesetzgebung des Landes es als Pflicht betrachtet hat, einem Jeden die Verwirklichung desselben zu gewähren. Jeder, der sich ein Heimwesen durch Arbeit gründen will, kann von vierzig bis viermal vierzig Morgen Land dazu umsonst erhalten. Es scheint eine so geringe Gabe! Millionen von Ansiedlern können sie empfangen, ohne daß das Landbesitzthum, über welches die Republik verfügt, erschöpft wird. Wäre es bereits überall in Anwesen von vierzig Morgen getheilt und bewohnt, — wie dicht besiedelt würde es erscheinen! Denn was ist für den Landmann ein Flächenraum von fünfhundert Schritt im Geviert? Wenn er seinen Absatzmarkt sehr nahe hat und Gemüse- und Obstbau mit dem Getreidebau verbinden kann, so mag er mit einem solchen Besitzthum wohlhabend sein, — aber für die weit überwiegende Mehrheit der amerikanischen Landbevölkerung sind vierzig Morgen ein sehr kleines Gütchen, nur eben groß genug, um einer fleißigen Familie, wo nicht ein kümmerliches, doch ein überaus bescheidenes Auskommen zu gewähren. Sie mag sich dabei behaglich fühlen, aber nur wenn sie eine Menge dem Städter zur Nothwendigkeit gewordener Genüsse der Civilisation entweder nicht kennt, oder ohne Bedauern darauf verzichtet.

Dieselben vierzig Morgen Grundfläche, die am Missouri, am Minnesota oder Kansas kaum einer einzigen Familie hinreichenden Ellbogenraum gewähren, müssen da, wo der Hudson sich ins Meer ergießt, einer Bevölkerung Raum bieten, welche zahlreicher als die manches der kleineren deutschen Fürstenthümer ist.

Zu der Zeit, als die Wallstreet die nördliche Grenze von New-York bezeichnete und die Maiden Lane (Jungfernstieg), jetzt der Hauptsitz des Quincaillerie-Geschäfts, ein beliebter Spaziergang vor dem Thore war; — als die West-, Greenwich und Washingtonstreet auf der einen, Theile von Beaver, South, Front und Waterstreet auf der andern Seite der Stadt noch Meeresgrund waren; — also noch lange vor der Zeit, wo das breite, seichte Gewässer, das von der heutigen Centrestreet nach dem Hudson führte, überbaut und zur Canalstreet gemacht ward, floß von dem fünfzig und mehr Fuß tiefen Teich, an dessen Stelle jetzt in Gestalt eines düstern ägyptischen Tempels die New-Yorker Stadtvoigtei steht, ein schmaler, mit Schilfrohr und Binsen halb bedeckter Bach nach dem Meeresarm, den der Sprachgebrauch fälschlich als einen Fluß (East River) bezeichnet. Der Bach durchschnitt ein Landgütchen, von dessen früheren Besitzern dort nur noch der Name in der Rooseveltstreet geblieben ist, während ihre Nachkommen, jetzt den „ältesten und besten Familien“ angehörend, längst ihre Laren und Penaten nach den obern, aristokratischen







Stadttheilen getragen haben. Teich und Bach, Schilf und Binsen, Wiese und Ackerfeld sind längst verschwunden. Wo vor vier Menschenaltern der Pflug seine Furchen zog und Kühe weideten, wo Eine Familie in behäbigem Wohlstande ihr Genügen fand, da hausen jetzt in einem Gewirr enger, mit fußtiefem Koth bedeckter Gassen, in Behausungen, vor deren Unsauberkeit wohl selbst die Schweine und Kühe des alten holländischen Besitzers erschreckt sein würden, mehr als zwanzigtausend menschliche Wesen. Die Vierzig-Acres-Farm ist zu dem geworden, was für Berlin das Voigtland, oder für Hamburg der Berg ist.

Geht man vom Fuße der Wallstreet in der Hafenstraße aufwärts, den Mastenwald zur Rechten, große Thee- und Baumwollen-Speicher, Packhöfe, Segel- und Tau-Niederlagen zur Linken, so gelangt man in fünf- oder sechshundert Schritten nach dem Fuße der Fultonstreet. Kaum vermag sich ein des städtischen Gewühls unkundiger Fußgänger durch das Gewirr von Frachtkarren, Stellwagen, Omnibus, Kutschen und Eisenbahnwagen zu drängen, welches dort von früher Morgen- bis zu später Abendstunde den Fahrweg bedeckt. Wenn die Strömungen der vom Brooklyner Fährboote abfahrenden und der dahin steuernden Fuhrwerke gegen einander branden und dazu noch hochbethürmte Baumwollen-Wagen oder unter betäubendem Geklapper der losen Eisenstangen daherrasselnde Eisen-„Trucks" von Nord und Süd quer in jene Brandung hineinsausen; wenn die Fuhrleute und Kutscher unter gellendem Gekreisch und haarsträubenden Flüchen sich einander die Versicherung ertheilen, daß ihre Mütter vom eindeutigsten Rufe gewesen seien, oder sich der eine Thei bereit erklärt, dem andern sein schwarzes Herz auszuschneiden, jeden Knochen in seinem ungesegneten Körper zu zerbrechen, im Falle des Mißlingens dieser Aufgabe aber selbst verdammt zu sein: — dann kann auch ein richtiges New-Yorker Kind in die Lage kommen, die Hülfe des blauröckigen Lootsen anzurufen, dessen dünne Gerte wie der Dreizack Neptuns das Brausen und Wogen dieser brüllenden Fluth zum Schweigen bringt. Ein Polizeimann steht an der Uebergangsstelle, wo ängstliche Fußgänger mit dem Ausdruck vollkommener Hoffnungslosigkeit auf das Gewühl blicken. Sobald sich ein hübsches Müdchen oder eine stattlich aussehende Frau der Karawane anschließt, aber nicht eher, erhebt der Arm des Gesetzes seine Gerte: — sämmtliche Pferde werden angehalten; zwischen ihren Köpfen und den Vorderwagen drängt sich der Lootse mit der Schönen, und so dicht wie möglich sich an sie schließend folgen die übrigen Fußgänger nach dem sichern Ufer. Unmittelbar hinter ihnen wallt und siedet und brauset und zischt die Fluth wieder in ihrem unsaubern Bette. Wehe Dem, der hier von dem Schaumspritzen der Wogen getroffen wird. Denn der Schaum ist schwarz, als stammte er aus der stygischen Fluth, hat die Dichtigkeit von Melasse und verwandelt sich unter der Einwirkung der Sonne und Luft in Gartenerde, die sich mehr durch Fruchtbarkeit, als durch Wohlgeruch auszeichnet.

Doch wir sind glücklich über die gefährliche Stelle gelangt. Den Fulton-Markt mit seinen berühmten Austernschenken für diesmal links liegen lassend, gelan-







gen wir nach einigen weiteren Schritten auf den Raum, der ehemals das Roosevelt'sche Gut war. Es ist ein längliches Viereck, das sich achthundert Schritt lang und ungefähr halb so breit am East-River entlang erstreckt. Die zur Peck Slip ausgeweiterte Ferrystreet, in welcher kolossale Niederlagen von Leder und Häuten einen für Liebhaber von Ammonium und Tannin höchst befriedigenden Duft ausströmen, bildet die südliche Grenze dieses Viertels. Von alter Zeit her, wo statt der Millionen von Dollars umsetzenden Großgeschäfte in Leder hier nur bescheidene Gerbereien waren, heißt die Gegend noch der swamp (Sumpf). Daraus hat dieselbe phonetische Uebersetzungskunst, die den Broadway in einen Brodweg, die Esserstreet in eine Essigstraße und jede Avenue in eine Ebene verwandelt, einen geheimnißvollen „Schwamm" gemacht. Einsam genug ist es Nachts in diesem „Schwamm", daß die Geister der Zehntausende von Rindern und Schafen, deren Häute hier aufgethürmt sind, spuken gehen könnten, denn das Geschäft hat in der Ferrystreet alle Wohnungen verdrängt. Die Gerbereien sind längst aus der Stadt gewandert und befinden sich jetzt weit oben am Hudson oder an der nach dem Eriesee führenden Eisenbahn, wo Tannen- oder Eichenwälder den Gerbstoff aus erster Hand liefern.

Zwischen der Ferrystreet und Peckslip schwingt sich die Pearlstreet, die, vom Broadway ostwärts ausgehend, einen Kreisabschnitt beschreibt, um eine englische Meile nördlich wieder in denselben Broadway zu münden, nach Nordwesten herum. Diese Straße macht auf ihrem krummen Laufe die verschiedensten Stadien durch. Wo sie den Broadway verläßt, bietet sie zuerst dem Provisionen-, Mehl- und Getreidegeschäft eine Stätte, weiterhin dem Baumwolle- und Wollehandel, dann dem Taback-, Colonialwaaren- und Früchte-Geschäft, dann dem Petroleumhandel. Von da, in der Gegend der Fultonstreet, giebt sie neben dem Handel auch der Fabrikation eine Stelle. Es kommen Lampen- und Laternen-, Glaswaaren- und Bürstenfabriken, auch einige Eisenhandlungen und Ofen-Niederlagen. Dort, wo sich der Bogen nordwestlich wendet, drängt sich die Kleinindustrie immer stärker in die Fabrikation hinein. Es kommen noch einige Möbelfabriken, Lederhandlungen, und es kommt das kolossale, 5 Stock hohe und 150 Fuß breite eiserne Gebäude, in welchem sich die große Harper'sche Verlagsbuchhandlung befindet; aber dazwischen mehren sich die Schuhmacherläden, Kramläden, Schenken, bis endlich, nach einer kurzen Strecke mit billigen Putzwaarengeschäften auf der einen, Möbelhandlungen auf der andern Seite, die Straße sich in einem der elendesten und schmutzigsten Proletarierviertel der Stadt verliert und als verachtete Winkelgasse wieder in die Hauptstraße eintritt, von welcher sie sich als eine mächtige Verkehrsader abgezweigt hatte. In der Nähe des „Schwamms" hat sie auf ihrer rechten Seite schon ein sehr verdächtiges Aussehen. Verfallene, außen und innen mit einer Kruste von Schmutz bedeckte Häuser, — in deren Kellern sich Lumpengeschäfte und Schuhflickereien, in deren Erdgeschoß sich Trödelbuden befinden und deren Obergeschosse Schlafstellen für Matrosen oder Hafenarbeiter bieten, lassen bei Niemandem die Vorstellung aufkommen, daß er sich hier in dem aristokratischen Stadt-







theil von 1780 befindet. Auf den grell colorirten alten Steindrücken, die man in manchen alten Schenken findet und die den Einzug Washingtons in die Stadt New=York vorstellen, bildet ein einfach, aber stattlich und massiv aussehendes braunes Gebäude den Hintergrund. Dieses Gebäude, für damals das, was heute das Lafarge=Hotel, oder das Everett=Haus mit ihren Hunderten von eleganten Gastzimmern und riesigen Sälen sind, es steht noch heute in der Pearlstreet, aber in welcher Verfassung! Ein fünfzig Fuß breiter Backsteinkasten, mit graubrauner Erdfarbe überschmiert, mit völlig erblindeten, theilweise durch alte Zeitungen ersetzten Fensterscheiben, in dem schmutzbedeckten Erdgeschoß ein Laden mit alten Kleidungsstücken: — das ist das alte Walton=House, in welchem vor 83 Jahren der damals mit kaum weniger als fürstlichen Ehren umgebene Präsident der Ver. Staaten residirte. Das Einzige, was es noch vor den anderen verfallenen Baracken voraus hat, ist ein halbes Dutzend grob aus Sandstein gehauener Karyatidenköpfe unter seinem Sims.

Gegenüber dem imposanten Harper'schen Gebäude geht als Tangente von dem Bogen der Pearlstreet die Cherrystreet in nordöstlicher Richtung, parallel mit dem Wasser, ab. Hier endlich sind wir im eigentlichen Voigtland. Es ist das Rechteck zwischen Peckslip und Catherinestreet in der einen, zwischen Cherrystreet und dem Flusse in der andern Richtung.

Wer die Straßen dieses Rechtecks im Februar dieses Jahres durchwandert hat, der hat eine Erinnerung für's ganze Leben erworben, aber eine entsetzliche. In der hyperbolischen Redeweise, die dem Amerikaner eigen ist, ist der unsaubere Zustand von New=York oft genug übertrieben worden. Aber alle Superlative der Sprache sind noch zu schwach, um d e n Zustand zu schildern, in welchem sich jene Straßen befanden. Von Rinnstein zu Rinnstein erhob sich in unregelmäßigen Hügeln und Hochthälern eine schwarze Masse, deren tiefste Stelle immerhin zehn bis zwölf Zoll über dem Straßenpflaster war, während die höchsten Gipfel eine Höhe von drei Fuß und mehr erreichten. Diese Masse bestand aus Straßenkoth als Basis, zehnmal gefrorenem und wieder aufgethautem Schnee, der durch die fortwährende Verdickung mit Koth und Staub das Ansehen von Schlammerde erhalten hatte, aus Kohlenasche und Schlacken, Gemüseabfällen, Kartoffelschalen, Fischgräthen, Scherben und Lumpen. Bei strenger Kälte bot das Ganze den Anblick einer kolossalen Reliefkarte irgend eines großen Gebirgssystems dar, aber sobald es thaute, verwandelte es sich in einen unergründlichen Pestsumpf, der jeden eines solchen Anblicks nicht Gewöhnten mit Schaudern und mit Grauen erfüllte. Wenn man behauptet, daß das Volumen der Kothmasse, welche in der Cherry=, Water=, Front= und South=Street und den sie rechtwinkelig durchschneidenden Oliver=, James= und Roosevelt=Street das Straßenpflaster bedeckte, zweimalhunderttausend Kubikfuß, also ungefähr zehntausend Fuder betragen habe, so bleibt man entschieden innerhalb der Grenzen der Wahrheit.

Welchen Anblick in solchen Straßen die Häuser darbieten, das läßt sich leicht vorstellen. Denn drei Viertel des Koths auf den Straßen stammt aus







den Häusern, ohne daß damit der Vorrath in diesen erschöpft wäre. Außer den von der Uferstraße bis zur Frontstreet hindurch reichenden Eisen-Niederlagen und einigen Waarenspeichern zwischen der Front- und Water-Street giebt es in diesen Straßen nur zwei Sorten von Häusern. Die einen sind niedrige hölzerne Spelunken, nach der Straße zu kaum so viel Front wie ein Blockhaus bietend, aber von beträchtlicher Tiefe; die andern sind von drei bis fünf Stock hohe kasernenartige Gebäude — die berüchtigten tenement houses, gegen deren Greuel und Schrecknisse schon seit vielen Jahren mit Wort und Schrift und Bild erfolglos geeifert worden ist. — Die kleineren, meist mit grellbunten Farben, — himmelblau, smaragdgrün, oder schwefelgelb angestrichenen Holzhäuser, sind Stätten der rohesten und abschreckendsten Form des Lasters. Zu jeder Tageszeit sieht man in den offenen Thüren oder hinter den niedrigen Fenstern derselben Frauenzimmer im saloppsten Anzuge, im Sommer meistens barfuß und mit entblößten Brüsten, die mit frechen Gebehrden und in einer Sprache, bei welcher selbst der mit dem Hafen-Dialekt Vertraute erröthen muß, den Vorübergehenden auffordern, einzutreten. Diese Scheusale Freudenmädchen zu nennen, ist ein Hohn auf die Sprache, denn ihr Anblick flößt Grauen und Ekel, Furcht und Entsetzen ein, statt Freude. Vergeblich wird man in diesen groben, thierischen Zügen, diesen blutunterlaufenen, oft durch die Spuren von Faustschlägen mit blauen und schwarzen Ringen umgebenen Augen, nach einem letzten schwachen Rest jenes geheimnißvollen Zaubers suchen, den als das „ewig Weibliche" der Dichter zu einer den Menschen heiligenden und auch den Verlorenen noch rettenden Macht erhebt. Hier ist Alles stumpfe Bestialität und die sittliche Verwesung längst in das letzte Stadium der fauligen Gährung übergegangen.

Die meisten dieser Lasterhöhlen haben im Hintergrunde einen sogenannten Tanzsaal, d. h. ein schmutziges, niedriges Zimmer, mit rohen hölzernen Bänken an den Wänden, in welchem an jedem Abend die Gäste (in der Regel Matrosen) bei dem Klange einer Fidel und einer Clarinette durch Tanz und Trunk sich in die Stimmung zu versetzen suchen, die Reize der Dirnen zu würdigen, — eine Aufgabe, die selbst sie nicht im nüchternen Zustande lösen könnten. Doch außer den Spelunken, in welchen der Tanz nur als Gehülfe der Prostitution auftritt, giebt es auch andere, in denen der Tanz als Hauptzweck und die Prostitution nur als Beigabe erscheint. Das sind die berüchtigten Tanzhäuser, das Urbild für die Californischen, welche jahrelang immer frische Zufuhren von Mädchen aus den deutschen Rheinlanden bezogen haben und vielleicht heute noch beziehen. Hier werden die Mädchen nicht als Lustdirnen, sondern nur als Tänzerinnen gemiethet. Als solche haben sie die Verpflichtung, mit Jedem, der sie auffordert, zu tanzen. Es versteht sich von selbst, daß die beklagenswerthen Geschöpfe, auch wenn sie — was hie und da vorkommt — nicht zu Opfern der Prostitution werden, sich durch die bloße Körperanstrengung in kurzer Zeit zu Grunde richten. Geschieht das, so wirft sie der Sklavenhalter, denn anders ist der Besitzer des Lokals nicht zu bezeichnen, ohne Gnade auf







die Straße, und rasch von Stufe zu Stufe sinkend, finden sie bald im Spital ein klägliches Ende. Die Besitzer der Häuser aber werden reich, erhalten in der Nachbarschaft großes Ansehen, werden Stadtverordnete, oder gar Polizeirichter, und es ist vorgekommen, daß sich einer der Berüchtigtsten, lange Jahre als König der Cherry=Street bekannt, mit seinem Blutgelde in einem Palast im aristokratischen Stadtviertel zur Ruhe gesetzt hat.

Die Familienhäuser, oder Kasernen, in welchen die Bevölkerung dieser Gegend haus't, sind Rechtecke von 25 Fuß Breite und 50 bis 75 Fuß Tiefe. Jedes ihrer vier oder fünf Stockwerke ist in mindestens vier, zuweilen, wenn das Nebenhaus so niedrig ist, daß an der Seitenwand Fenster angebracht werden können, in sechs bis acht Wohnungen getheilt. Eine solche Wohnung besteht in der Regel aus einem zwölf Fuß im Geviert haltenden Zimmer und einer oder zwei schlecht oder gar nicht erleuchteten Kammern. Allein in Hunderten von Fällen bewohnt eine Familie auch eine solche Wohnung nicht allein, sondern hat noch Aftermiether, oder wenigstens Kostgänger. Ventilation besteht keine. Die schmalen und dunkeln Treppengehäuse gleichen eher Maulwurfsgängen, als Hausfluren. Den Hofraum ersetzt ein sechs bis zehn Fuß breiter Gang. Die Ableitung der Excremente nach der Straßencloake ist bei der Menge der Bewohner und dem geringen Fall, welchen die Cloaken in der Nähe des Wassers haben, so ungenügend, daß Haus= und Hofraum fortwährend von pestilentialischem Geruch erfüllt sind. An heißen Sommertagen auch nur eilig durch diese Straßen gehen zu müssen, ist eine positive Qual und eine Gefahr zugleich. Worüber man zu staunen hat, ist nicht, daß die Sterblichkeit in diesen Brutstätten der Seuche so groß, sondern daß sie so gering ist. Freilich ist hier die Zahl der Todesfälle größer, als die der Geburten; aber daß sie nicht doppelt so groß ist, daß nicht bei ungünstigen Witterungsverhältnissen die Einwohner der Cherry= und Water=, Roosevelt= und Jamesstreet zu Tausenden dahingerafft werden, das ist es, worüber sich zu verwundern man Grund hat. Es legt für die klimatischen Zustände der Stadt das günstigste Zeugniß ab. In der That, Alles, was die Natur hat thun können, um New=York zur gesundesten Stadt Amerikas zu machen, das hat sie gethan, und nur die Menschen selbst sind es, die sie zur ungesundesten machen.

Auch die Kasernen sind noch nicht die allerniedrigste Klasse von menschlichen Behausungen. Tiefer als sie stehen die Kellerwohnungen, deren es eine Menge giebt. Hier hört alle Spur von Menschlichkeit bis auf die Erinnerung auf. Die Troglodyten der Cherry= und Water=Street nisten in Räumen, für die selbst der Name Höhlen fast zu anständig ist. Es sind Löcher, finstere, luft= und lichtlose Löcher, an deren schwarzen Wänden und Decken die Feuchtigkeit herabtrieft, welche der gar nicht oder nur theilweise mit Dielen belegte Erdboden ausdünstet. Die Decke vieler dieser Löcher befindet sich auf gleicher Höhe mit dem Trottoir; wo sie eine Art Fenster haben, da geht es in ein kaum zwei oder drei Fuß breites Loch hinaus, welches dem Trottoir abgewonnen ist; aber viele erhalten ihr Licht nur durch ein kaum drei Fuß hohes und nicht so breites







schmutzbedecktes Fenster, welches in den obern Theil der Thür eingelassen ist. — Und in diesen Löchern wohnen, kochen, essen, schlafen ganze Familien; hier werden Menschen geboren und sterben Menschen; hier giebt es Freude und Leid, wenn auch beide nur aus der Befriedigung oder Nichtbefriedigung der einfachsten und rohesten körperlichen Bedürfnisse entspringen; bis hierhin versinkt zuweilen die unverschuldete Armuth ebenso wohl wie das Laster; von hieraus erhebt sich hie und da, vom Glücke begünstigt, eine kräftige Naturanlage und ausdauernder Wille zu einer Lebensstellung, die, wenn auch an sich bescheiden, doch weiter von dem Ausgangspunkte entfernt ist, als die höchsten Ziele des Ehrgeizes von dem eines Menschen, der seine Jugend in einer menschlicheu Häuslichkeit und unter den wohlthuenden Einwirkungen der Bildung und Gesittung verbracht hat.

Wie die Menschen, die in den Kasernen und Kellerlöchern wohnen, sich alle ernähren, das ist nicht leicht zu sagen. Die meisten Männer sind wohl Arbeiter am Hafen und Matrosen, andere sind als Tagelöhner in Kohlenhöfen oder Holzhöfen beschäftigt, wieder andere Straßenkehrer, Cloakenräumer, Arbeiter in solchen Fabriken, in welchen die Maschine dem Menschen nur noch die einfachste und gedankenloseste Verrichtung übrig läßt, so daß der Arbeitslohn ein Minimum beträgt, endlich Chinesen, die auf öffentlichen Plätzen Cigarren feil halten.. Auf diesen Erwerb von außen her, zu welchem noch die Löhne der ab- und zugehenden Matrosen zu rechnen sind, begründet sich nun die inländische Industrie dieses Proletarierviertels. Da sind arme Schuster, arme Schneider, arme Klempner, die für die ebenso armen Bewohner des Viertels ein wenig flicken und in seltenen Fällen auch etwas Neues machen. Da sind Bäcker und Metzger und Apotheker, die auf der Universität zu Wolkenkuckuksheim promovirt haben und in ihren Erfolgen als Heilkünstler mit dem Dr. Eisenbart wetteifern. Da sind vor allen Dingen Branntweinschenken, in welchen der kärgliche Verdienst verzecht wird.

In denjenigen, die in der Uferstraße liegen, geht es oft sehr wild und toll zu, besonders in den als „Nacht-Salons" bekannten, d. h. in solchen, die während der ganzen Nacht offen sind. Schon mancher Mord ist von da aus begangen worden. Es ist so leicht und die Entdeckung so schwer. Lustige Cumpane, Matrosen mit dem Lohn für eine lange Reise in der Tasche, und Genossen, die sich ihnen angeschlossen haben, zechen zusammen, würfeln, singen und spaßen, boxen und ringen sich im tollen Scherz; — das Geld geht dabei aus der Tasche des Trunkenen in die seines „Freundes" über; ehe er es merkt, taumelt man mitsammen auf die Straße hinaus, nach der Wherfte hinüber, um sich zu erleichtern; man stolpert an dem niedrigen Balken, der das einzige Geländer bildet: — ein Stoß, ein dumpfer Fall ins Wasser, und Alles ist vorbei. Einige Tage später lies't man in der Zeitung: „Ertrunken gefunden ein unbekannter Mann, dem Anschein nach ein Matrose ꝛc." Gelegentlich einmal geschieht es wohl, daß der ins Wasser Geworfene beim Auftauchen hinter die Bretterwandung des Quais in eine der großen Rattenhöhlen unter dem






Straßenpflaster geräth, sich dort eine Zeitlang über Wasser erhält, um Hülfe ruft; daß man außen an der Wandung bis an die Stelle kommt, hinter welcher er sich befindet, mit ihm spricht, von ihm erfährt, daß zwei Kerle ihn ins Wasser geworfen haben, und ihn durch die allmählich bis an die Decke der Höhle steigende Fluth ersäufen lassen muß, weil keine Werkzeuge zur Hand sind, um die Wand zu zertrümmern. Eine solche Verwirklichung eines der grassesten Bilder der Phantasie Eugen Sue's ist vorgekommen. Der dies schreibt, hat selbst später den Leichnam des Ermordeten aus der Rattenhöhle herausziehen lassen und versucht, die Behörde zur Nachforschung nach den Mördern zu bestimmen, doch ohne Erfolg.

Indessen würde man doch zu weit gehen, wenn man, wie es nicht bloß unerfahrene Landleute, sondern auch viele Städter thun, glauben wollte, daß in jenem Proletarierviertel kein „anständiger Mensch" seines Lebens sicher sei. Gerade das Gegentheil ist der Fall. Jene Morde, die dort vorkommen, werden fast immer nur an solchen Leuten verübt, die in den Schenken und Bordellen der Gegend Geld haben sehen lassen, und deren Umstände den Mördern bekannt sind. Eigentliche Raubanfälle auf friedlich ihres Weges gehende Bürger kommen in den „anständigen" Stadttheilen nicht allzu selten, aber in den Proletariervierteln fast niemals vor, vielleicht schon aus dem einfachen Grunde, weil dort Niemand bei einem beliebigen Vorübergehenden einen vollen Geldbeutel vermuthet. Vor Haufen Betrunkener, die lärmend und gröhlend aus den Schenken und Bordellen kommen, muß man sich freilich in Acht nehmen, und ihnen darf auch ein muthiger Mann aus dem Wege gehen; sonst aber ist die Gefahr auch in tiefster Nacht nicht groß.

Das Leben und Weben auf den Straßen ist nicht so mannichfaltig, wie man es bei der dichten Bevölkerung der Gegend erwarten sollte. Schmutzige, fahl aussehende, aber sonst ganz muntere Kinder spielen und treiben Unfug. Von dem gedrückten, kümmerlichen Wesen, welches sentimentale Romanschreiber den Kindern der Armuth andichten, ist hier nichts zu gewahren. Auch ist bemerkenswerth und physiologisch wichtig, daß skrophulöse Erscheinungen und namentlich Verkrüppelungen, wie sie in Europa so häufig vorkommen, hier fast gar nicht zu sehen sind. An heißen Sommertagen wimmeln die Wherften von zerlumpten Proletarierbuben von sechs bis zu sechszehn Jahren, die dort ein Amphibienleben führen. Wenn sie die Lust ankommt, streifen sie mit ein oder zwei Griffen ihre Hadern ab und springen jauchzend ins Wasser, wo sie sich wie Stechlinge umhertummeln. Wer sich schwarze Gedanken über eine physische Verschlechterung der Race in Amerika durch die elende Lebensweise der Proletarier in den Großstädten macht, kann aus einer Beobachtung dieser kleinen Hydrioten Trost und Beruhigung schöpfen. Denn er wird da fast durchweg ein treffliches Ebenmaß der Glieder, gutzewölbte Brustkasten, Behendigkeit und Elastizität der Muskelbewegungen, vor allen Dingen aber keine Spur von jenen schrecklichen Kartoffelbäuchen und dem welken, schwammigen Fleisch finden, das man bei Kindern in den Fabrikgegenden Deutschlands so häufig an-







trifft. — Auch die unnatürliche, frühzeitige Entwickelung geschlechtlicher Lüste, die dort so viel Unheil stiftet, ist hier weit seltener. Statt dessen bildet sich ein Hang zum wilden Straßenleben und zu einer Art von Speculation, für welche die Begriffe Mein und Dein nur sehr formlose Schattengestalten sind. Die meisten Jungen, welche sich am Hafen umhertreiben, sind als „Dockratten" den Schiffsabladern und den für die richtige Löschung der Fracht verantwortlichen Steuerleuten ein Greuel und Aergerniß. Wo sie einige Hände Kaffee, Reis, Rosinen, oder auch Stücke Eisen, Kupfer und was immer sonst zu haben ist, erfassen können, sind sie gewiß bei der Hand. Für ihre Beute finden sie stets Absatz in den Trödelkellern (junk shops), von denen es in der Gegend eine Menge giebt. Es sind Höhlen, in welchen unglaubliche Quantitäten von anscheinend werthlosen Dingen verstaut werden: altes Eisen, altes Kupfer, zerrissene und zerfaserte Stücke von Tauen, Matten, Segeltuch, Lumpen aller Art. Doch meistens dient der Handel mit diesem Schund nur als Maske für Diebeshehlerei. Die besten Kunden des Trödlers sind die unter dem Namen "speculators" gefürchteten Galgenvögel, die ebenso bereit sind, im Verein mit Flußpiraten ein auf der Rhede liegendes Schiff zu plündern, oder im Vorbeigehen vor einem Haufen Kaffeesäcke einen über den Rand des Docks zu werfen, wo Spießgesellen ihn auffangen, wie sie, mit goldener Uhr und Kette ausgerüstet, einen Kapitän oder Steuermann bereden, den „Kehricht" von einer Ladung Reis oder Kaffee durch zufälliges Zerreißen der Säcke zu vermehren und ihn, während der Supercargo bei Tische sitzt, in einen stillen Winkel des Schiffsraums zu bringen. Diese Industriellen nennen sich ebenso, wie die Ritter vom Kohlenloch: „Speculanten". Warum nicht? Beider Gewerbe steht ungefähr auf gleicher Stufe der Ehrenhaftigkeit.

Die Börse des Viertels ist der Quai. Es sind nicht Kapitalien, welche die Bewohner von Cherry-, Water- und Rooseveltstreet zu verkaufen haben, sondern Arbeit. Morgens vor acht und Mittags sieht man vor den Speichern und Großhandlungen in der Uferstraße Hunderte von Arbeitern, fast immer Irländer, lehnen, von denen, wenn es sich um einen Verdienst handelt, jeder ohne Ausnahme auf einen beliebigen der Namen John, Jim, Pat oder Mike hört. Diese Leute haben ihren point d'honneur, mit dem nicht zu spaßen ist. Sie unterbieten sich nicht, jagen sich einander kein Verdienst ab. Wer Arbeit erhält, hat eben Glück, — sein Nebenmann beneidet ihn nicht, sondern wartet ruhig bis seine Zeit kommt. Nur den Preis verderben darf keiner, wenn er nicht aus der Genossenschaft ausgestoßen sein will. Die Arbeit am Hafen hat ihren Cours (jetzt 40 Cents per Stunde), und wer sie für geringeren Preis verkauft, gilt für einen Hundsfott. Der Ausdruck ist derb, aber durch deutsche Classiker druckfähig gemacht; — der englische ist jedenfalls noch viel derber. — Charakteristisch ist es, daß in diesem Theile des Hafens, der an das irische Proletarierviertel stößt, Neger als Hafenarbeiter thatsächlich ausgeschlossen sind. Kein Schiffsverstauer (stevedore) kann es wagen, einen Neger zu beschäftigen, wenn er nicht alle seine weißen „Hände" verlieren will. Die Neger







haben ihre Arbeitsbörse in den zwischen Wallstreet und Fultonstreet gelegenen Hafenstraßen, wo das eingeborene amerikanische Element das irische überwiegt. — Doch während die Irländer die Neger zurückstoßen, haben sie merkwürdigerweise gar nichts gegen die Gemeinschaft mit dem doch viel fremdartigeren und in mancher Beziehung widerwärtigen chinesischen Elemente. Alles, was es von Chinesen in New-York giebt, hauſ't in Cherry-, Water-, Roosevelt- und Oliverstreet. Sie sind friedfertig und still; — so sehr, daß sie sich sogar mit der gefährlichsten Sorte von irischen Frauen vertragen, denn die beste Sorte erhalten sie nicht. Aber daneben sind sie auch unreinlich bis zur Unflätherei, geizig, und gelten für falsch und betrügerisch.

Der Handelsverkehr in den Straßen der vierzig Acres Stadt beschränkt sich größtentheils auf Lebensmittel. Handkarren mit abgestandenen Fischen, — Häringen, Flundern, Stinten und höchstens Stockfisch, die häufig das Aussehen und den Geruch eines Düngerhaufens haben, sind zu allen Tagesstunden anzutreffen und finden in den frommen katholischen Hausfrauen gute Kunden. An Sonnabenden sieht man an den Ecken Karren mit dem Fleisch von sehr jungen Kälbern und sehr alten Schafen stehen, auf welches die Sanitätspolizei übel zu sprechen ist. Schinken, deren Farbe der von stark mit Milch verdünntem Kaffee gleicht, werden zu fabelhaft niedrigen Preisen feilgeboten; aber auch der niedrigste ist zu hoch dafür, denn sie befinden sich schon im Stadium der Verwesung.

Den Broadway für Klein-Irland bildet die sich von dem Broadway der Deutschen, der Bowery, bis zum Flusse erstreckende Catherinestreet, deren Nordseite voll Putzläden, Schnittwaarenhandlungen Thee- und Kaffeeläden ist, während auf der Südseite Kurzwaaren, Möbel, Stiefel und Schuhe, Steingut- und Blechgeschirr, Nadler- und Posamentirwaaren zu haben sind. In den Schnittwaarengeschäften und Putzläden muß dem kräftigen irischen Geschmack durch grelle Farbencontraste Rechnung getragen und im Ganzen auf mäßige Preise gehalten werden. Bei dem Aufruhr im Juli 1863 wurden mehrere Läden der Catherinestreet von den irischen Proletariern, für welche sie den Inbegriff aller irdischen Schätze enthielten, geplündert.

Und nun wäre zu guter Letzt noch von der Literatur und Kunst zu reden. Doch ach! die Literatur beschränkt sich auf die Pfennig-Lieder, gedruckt in diesem Jahr, und die Kunst geht im buchstäblichsten Sinne des Wortes betteln, denn sie wird nur durch Leierkasten vertreten. — Doch halt, Ein Kunstinstitut giebt es. Wenige Schritte von der Catherinestreet, einer Reihe schwimmender Austernkeller gegenüber, zeigt eine große Leinwand das Bildniß eines Gorilla, der nach allen Regeln der Perspective groß genug ist, um aus einem Bären ein einziges Frühstück zu machen. Hinter der Leinwand hervor erschallen täglich zehn Stunden lang die Töne eines Leierkastens, der seit acht Jahren volle vier Melodieen gespielt hat, nämlich Pop goes the weazel; John Browns body; When this cruel war is over, und Tramp, tramp, tramp, the boys are marching. Das Ganze bedeutet, daß hier eine Menagerie







für 10 Cents zu sehen ist. Aber wenn dich der Zufall begünstigt, kannst du diese Summe ersparen; denn zuweilen muß die Menagerie gelüftet werden, und sie erscheint dann in Gestalt einer 15 Zoll langen schwindsüchtigen Meerkatze, die sich, lebensmüde und matt, auf dem Trottoir sonnt, während der Leierkasten zur Erläuterung beharrlich versichert: Pop goes the weazel

Literarisch-artistisches Feuilleton.

Von J. W.

Der Krieg, der „Beweger des Menschengeschlechts", hat auch in der amerikanischen Tagesliteratur eine tief gehende, schon seit Jahr und Tag anhaltende und wohl noch für geraume Zeit nachwirkende Bewegung hervorgerufen. Unmittelbar nach seinem Ausbruch gerieth das gesammte Verlagsgeschäft in's Stocken. Das eine, allgewaltige Thema nahm die Aufmerksamkeit so ausschließlich in Anspruch, daß man alle Lust, sich mit anderweitigen Dingen zu beschäftigen, verlor. Die Buchhändler wagten nicht, früher begonnene Unternehmungen fortzusetzen, und mochten sich noch viel weniger auf neue einlassen; die Schriftsteller, insofern ihre Thätigkeit nicht von der politischen Tagesgeschichte in Anspruch genommen wurde, legten die Feder aus der Hand und begnügten sich mit der Rolle aufmerksam beobachtender Zuschauer des großartigen, Alles in Athem haltenden Zeitdramas. Doch nicht allzu lange währte diese Periode literarischer Unthätigkeit und passiven Zuschauens. Bald stellte sich das Bedürfniß nach einer dem neuen Stand der Dinge angepaßten Literatur heraus, die natürlich einen vorwiegend kriegerischen Charakter tragen, oder sich wenigstens mit solchen Gegenständen befassen mußte, die durch den Krieg plötzlich ein hohes Interesse gewannen. Wo im amerikanischen Markt ein Bedürfniß entsteht, wird ihm gewöhnlich sehr rasch entsprochen; wo eine Nachfrage stattfindet, ist auch das Angebot gleich zur Hand. Schon im zweiten Kriegsjahre finden wir das Verlagsgeschäft wieder in voller Thätigkeit und eifrig bemüht, sich auf dem neuen Terrain zu orientiren und günstige Chancen zu erspähen; im dritten herrschte eine Regsamkeit, die an die thätigsten früheren Perioden erinnerte; im vierten ergoß sich über die ganze Länge und Breite des Landes eine wahre Fluth von Schriften und Publikationen aller Art, die einem direkt oder indirekt durch den Krieg hervorgerufenen Bedürfniß zu entsprechen bestimmt waren. Weit entfernt, daß der Krieg die geistige Produktion des Landes benachtheiligt, hatte er ihr vielmehr neue Bahnen erschlossen, neue Gesichtspunkte eröffnet, und wie auf den Gebieten des materiellen Schaffens, bewährte sich auch hier die Vielseitigkeit und Elasticität des amerikanischen Volkes, die Gabe, sich's in jedem Sattel bald gerecht zu machen.

Geographische und ethnographische Schilderungen der in Rebellion begriffenen Staaten machten den Anfang; Reiseskizzen aus dem Süden, Schilderun-







gen des Charakters, der Sitten und Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner, sowohl in den der Rebellion vorausgegangenen Zeiten, wie während des Ausbruchs derselben und kurz nach Gründung der Conföderation — Bücher solchen und ähnlichen Inhalts wurden jetzt mit um so größerem Interesse gelesen, da man sich eingestehen mußte, daß die Kenntniß, welche man bis dahin im Norden von den geographischen und gesellschaftlichen Zuständen des Südens gehabt, doch nur eine sehr lückenhafte gewesen. Da umgekehrt vom Süden in Bezug auf den Norden wohl in noch zehnfach höherem Grade dasselbe galt, haben am Ende doch Diejenigen nicht so ganz Unrecht, die da meinen, der Krieg sei nur ein blutiges Mißverständniß gewesen, und würde nie zum Ausbruch gekommen sein, wenn man sich in beiden Sektionen des Landes gegenseitig besser gekannt und verstanden hätte. Ob freilich dieses Erkennen und Verstehen auf literarischem Wege je zu vermitteln gewesen wäre, bleibt fraglich genug. Werken der genannten Gattungen folgten bald Schilderungen der aktiven Kriegsoperationen zu Land und zur See, Erzählungen aus Feld und Lager, aus dem Lazareth, von Bord des Kriegsschiffes, aus den feindlichen Linien und den Kriegsgefängnissen der Rebellen. Diese Bücher fanden den reißendsten Absatz. Ihr Inhalt war zum Theil ein bloßer Wiederabdruck der in Zeitungen zerstreuten Correspondenzen von den verschiedenen Kriegsschauplätzen, zum Theil aber auch eine sorgfältigere Ausarbeitung, eine wesentliche Erweiterung und Vervollständigung derselben. Gut gemeint waren alle, gut geschrieben freilich nur wenige. Inzwischen befanden sich unter der großen Masse von Mittelgut doch einzelne literarische Perlen vom reinsten Wasser, die denn auch dauernden Werth behalten, ja sogar mit der Zeit, wenn sich eine spätere Generation nach authentischen zeitgenössischen Schilderungen des großen Bürgerkrieges umthut, unendlich an Werth gewinnen müssen. Auf einzelne derselben ausführlicher einzugehen, müssen wir vielleicht einer späteren Gelegenheit vorbehalten; hier handelt es sich nur um einen allgemeinen Ueberblick.

Die erzählende Literatur, Roman und Novelle, suchten sich auch bald den neuen Stand der Dinge zu Nutze zu machen. Zunächst waren natürlich die Sensationsnovellisten der Wochenpresse im Felde. Schon im zweiten Kriegsjahre lieferten einzelne Wochenblätter Erzählungen, welche die Rebellion selbst, oder die ihr im Süden und Norden vorausgegangenen Zustände zum Gegenstand hatten. Was früher für sie die Abentheuer der Jäger und Trappers im fernen Westen, der Bootsleute auf dem Mississippi und seinen Nebenflüssen, das eigenthümliche Institut des Südens mit seinen Folgen, das Waldleben und die Raubzüge der Indianer, die Kniffe professioneller Diebe, Gauner und Falschmünzer, wie auch die Nachtseiten des Lebens unserer großen See- und Handelsstädte gewesen, das ward jetzt der Krieg mit seinen neuen Ideen und Bildern, seinen wechselnden Phasen und Figuren, die für den Augenblick alle jene abgenutzten Themas in den Hintergrund drängten. Bald waren auch die Bücherverleger zur Hand und schickten Romane und Novellen dieser Gattung in endloser Zahl in die Welt. Fast nie umfaßten diese Romane mehr als zwei







Bände, in der Regel beschränkten sie sich auf einen einzigen. Selbst im historischen Roman liebt der Amerikaner eine gewisse Gedrungenheit und Präcision der Form; zehn- oder gar fünfzehnbändige Romane à la Louise Mühlbach gehen ihm über den Horizont seines Begriffs. Diese Kürze, deren sich die meisten erzählenden Schriftsteller und selbst — mirabile dictu! — die ungleich zahlreicheren Schriftstellerinnen befleißigen, hat bei einem auf historischer Grundlage beruhenden romantischen Gemälde freilich auch ihre mißlichen Seiten: sie beschränkt den Gesichtskreis und gibt keine Gelegenheit zur Anlage von Zeichnungen in graßartigem, heroischem Styl. Solche Rebellions-Romane (wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen) sind denn auch bis jetzt noch nicht geschaffen worden, und nach dieser Richtung hin harrt der überaus reichhaltige, höchst dankbare Stoff noch immer seiner Ausbeutung.

Mehr als der Roman hat die Lyrik aus dem Kriege zu machen verstanden. Natürlich meinen wir das „Mehr" nicht in quantitativer, sondern in qualitativer Hinsicht. Man hält die Amerikaner oft für ein wenig poetisches Volk, und verkennt sie damit doch außerordentlich. Mag unser jüngst beendigter Freiheitskampf nicht ganz so viel angesungen worden sein wie der deutsche Völkerfrühling von Anno 1848, er hat den höher oder niedriger gestimmten Leiern der Dichter doch genug der Lieder entlockt, und wollte man sie alle sammeln, so würde daraus ein Band entstehen, dessen gewissenhafte Durchlesung vielleicht als ausreichende Strafe für solche Rebellen gelten könnte, die keine 20,000 Dollars besitzen und daher nicht auf dem gewöhnlichen Wege pardonnirt werden können. Doch ferne sei es von uns, diese lyrischen Ergüsse in Bausch und Bogen als werthlos bezeichnen zu wollen. Natürlich fehlt es nicht an holperigen und ungelenken, an platten und geistlosen Versen, aber es fehlt auch nicht an nach Form und Inhalt höchst vollendeten, schwungvollen und von wahrhaft patriotischem Geiste durchdrungenen Dichtungen, welche der Literatur des Landes zur bleibenden Zierde gereichen werden. Daß im amerikanischen Volke entschiedenes Talent für die lyrische Dichtkunst steckt, beweis't der Umstand, daß nicht wenige dieser besseren Dichtungen in irgend einem Winkel eines unbedeutenden Landblättchens auftauchten und meist von gänzlich unbekannten Verfassern, häufiger noch Verfasserinnen, unterzeichnet waren. Eine kritische Revue dieser Kriegspoesieen, verbunden mit deutscher Uebertragung der gelungensten Stellen und Lieder, wäre gewiß eine würdige Aufgabe für einen unserer deutsch-amerikanischen Dichter.

Der letzte Zweig endlich am Stamme der Kriegs-Literatur umfaßt die Geschichtschreibung, Biographie, Memoirenliteratur und dergleichen. Er ist einer der frischesten und kräftigsten, der erst in späterer Zukunft zu seiner vollen Entwickelung gelangen wird, gleichwohl aber schon in früher Jugend reichliche und auch gute Früchte getragen hat. Von dem vielbändigen Rebellion Record, der äußerst gewissenhaften Sammlung aller während des Krieges erschienenen Aktenstücke und öffentlichen Dokumente, bis herab zu dem für den Schulgebrauch bestimmten kurzen Abriß der Kriegsgeschichte — welcher Reich-






thum, welche Mannigfaltigkeit an meist gut und populär geschriebenen, und stets vortrefflich ausgestatteten Werken! Es ist wohl noch nicht häufig vorgekommen, daß ein Volk einen solchen Krieg geführt und fast zu gleicher Zeit so treffliche historische Schilderungen desselben, einschließlich der Biographieen der als hervorragende Führer aufgetretenen Männer, geliefert hat. Mehrere dieser Kriegsgeschichten und Lebensbeschreibungen sind bereits in's Deutsche übertragen worden, und diese deutschen Uebertragungen erfreuen sich meist eines verhältnißmäßig ebenso guten Absatzes wie die englischen Originale.

Wenden wir uns zunächst zu den während der jüngst verflossenen Monate aufgetauchten Erscheinungen auf diesem letztgenannten Gebiete, so begegnen wir da einem etwas fossilen Autor, dessen Name nicht die angenehmsten Erinnerungen weckt. Es ist — Gott sei's geklagt! — schon lange, lange her, seit Abraham Lincoln den Präsidentenstuhl zierte, aber daß J. Buchanan denselben inne hatte, das klingt fast wie eine dunkle Mähr aus urweltlicher Zeit. Um uns die Thatsache in's Gedächtniß zu rufen und sich an Ehre zu retten was npch irgend zu rztten ist, hat der Expräsident ein kleines Buch geschrieben, worin er das Verhalten seiner Regierung während des Ausbruchs der Rebellion zu rechtfertigen sucht*). Das Werkchen war schon unmittelbar nach des Autors Rücktritt in's Privatleben druckfertig, wurde aber einstweilen zurückgelegt, um A. Lincolns Administration in der energischen Verfolgung des Krieges nicht etwa zu behindern. Das ist sicher eine sehr zarte Rücksicht von einem Manne, der der Welt gern die Ueberzeugung beibringen möchte, daß er an der Herbeiführung des Krieges schlechterdings keine Schuld trägt. Der Ton des Buches ist ruhig, gemessen und von diplomatischer Glätte; seinen Inhalt noch einer besonderen Kritik zu unterwerfen, hieße Eulen nach Athen tragen. Die Mitwelt hat in erster Instanz gerichtet; fällt das Urtheil bei der Appellation an die Nachwelt anders aus, so kann der Verfasser nur dabei gewinnen.

Unter den bis jetzt erschienenen geschichtlichen Werken über den Bürgerkrieg nimmt die illustrirte Geschichte von Lossing**), von welcher soeben der erste Band ausgegeben wurde, eine ehrenvolle Stelle ein. Das Buch lies't sich recht gut, wenn es auch an Schärfe des Urtheils und Originalität der Ideen den Vergleich mit anderen, dasselbe Thema behandelnden Werken vielleicht nicht ganz aushalten kann. Der Leser erhält ein klares Bild der Ursachen, welche den Krieg herbeiführten, sowie der einleitenden Akte desselben. Die militärische Geschichte des Krieges wird in diesem Bande bis zur Schlacht bei Bull Run im Juli 1861 geführt. Da das ganze Werk nur auf zwei Bände berechnet ist (ein dritter Ergänzungsband soll lediglich Biographieen der durch den Krieg berühmt gewordenen Persönlichkeiten enthalten), so muß sich der Autor im weiteren Verlauf seiner Arbeit nothgedrungen einer Kürze befleißigen, von der wir fast fürchten, daß sie den Werth derselben beeinträchtigt. Die

*) Mr. Buchanan's Administration on the Eve of the Rebellion. New York. D. Appleton & Comp.

**) Lossing's Pictoral History of the Civil War. Philadelphia. C. W. Childs.








Ausstattung dieser Geschichte ist splendid. Der erste Band enthält über 400 Illustrationen, darunter manche wirklich künstlerisch ausgeführte.

Das Feld der Biographie wird fortwährend mit ganz besonderem Eifer angebaut; hauptsächlich hat man seine Aufmerksamkeit hervoragenden Männern der Revolutions- und Colonialgeschichte zugewendet. Eine Geschichte von Samuel Adams, der vor Ausbruch der Revolution auf die Entwickelung der Colonieen großen Einfluß übte, in drei Bänden, vervollständigt durch zahlreiche Dokumente, Briefe und politische Abhandlungen des Genannten*), hat für den Geschichtsforscher jedenfalls großen Werth. Dasselbe gilt von einer Biographie Joseph Warrens**), die ein recht anschauliches Bild der Zustände der nordamerikanischen Colonieen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts entwirft.

Unsere deutsche Literatur ist auf dem amerikanischen Büchermarkte durch Uebersetzungen einiger namhafter Werke vertreten. Wir führen hier nur die jüngst von Ludwig Nohl herausgegebene Sammlung Mozart'scher Briefe an, welche von Lady Wallace in's Englische übertragen und von einer New-Yorker Firma in guter Ausstattung, mit Mozart's Portrait und Facsimile geschmückt, reproduzirt wurde. Bei der eigenthümlichen Schreibweise des großen Tondichters, den man in seinen Briefen allerdings nicht immer wieder erkennt, hat die Uebertragung derselben in ein fremdes Idiom ganz bedeutende Schwierigkeiten. Lady Wallace hat diese Aufgabe ziemlich geschickt gelöst't und den Mozart'schen Briefen jenen naiv-derben Hauch zu bewahren gewußt, der sie für alle Diejenigen, welche den Charakter unseres Heroen der Tonkunst studiren wollen, so werthvoll macht. Daß das Buch von der großen Masse amerikanischer Leser richtig aufgefaßt und beurtheilt werden könne, will uns freilich kaum einleuchten.— In neuengländischen Kreisen, wo die zu Anfang des Jahres verblichene schwedische Romanschriftstellerin Friederike Bremer viele persönliche Freunde zählt, sieht man dem Erscheinen eines Buches der Miß Howitt: „Ein Jahr in Schweden bei Friederike Bremer" mit Spannung entgegen. Miß Howitt ist eine Tochter der bekannten Dichterin Mary Howitt, welcher man die ersten Uebertragungen der Bremer'schen Romane in's Englische verdankt; sie war mit der verstorbenen Schriftstellerin sehr genau bekannt und lebte öfters längere Zeit in deren Gesellschaft, so daß sie jedenfalls am besten befähigt ist, uns ein vollständiges Bild des in mehrfacher Beziehung merkwürdigen Frauencharakters zu entwerfen.

Bestrebt sich der amerikanische Bücherverlag wenigstens hin und wieder, interessante Erscheinungen der deutschen oder europäischen Literatur überhaupt hier einzubürgern, so ist es sicher erfreulich, daß auch ein deutsch-amerikanischer Verleger damit umgeht, der großen Masse unseres deutschen Lesepublikums ge-

---

*) The Life and Public Services of Samuel Adams. By William V. Wells. Boston. Little, Brown & Comp.

**) Life and Services of Joseph Warren. By Richard Frothingham. Boston. Little Brown & Comp.







diegene Werke der englisch-amerikanischen Literatur in guten Uebersetzungen und zu mäßigen Preisen zugänglich zu machen. Die Firma E. Steiger in New-York will interessante und werthvolle Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren und neuesten amerikanischen Literatur, seien sie nun wissenschaftlichen, publizistischen, pädagogischen oder belletristischen Inhalts, durch die besten zur Verfügung stehenden Kräfte in's Deutsche übertragen lassen, diese Uebertragungen in hübschen Ausgaben veröffentlichen und dann für deren Verbreitung in weitesten Kreisen angemessene Sorge tragen. Der Plan ist sicher ein guter und verdient, falls er wirklich mit Geschmack und Energie ausgeführt wird, die lebhafteste Unterstützung des deutsch-amerikanischen Publikums. Zum harmonischen Zusammenwirken und innigeren Verschmelzen des deutschen und amerikanischen Elements, auf welchem zum nicht geringen Theil die künftige Wohlfahrt dieses Landes beruht, gehört vor Allem gegenseitige Achtung und wechselseitiges Verständniß. Wodurch aber könnte dies sicherer und vollständiger erzielt werden als durch einen sorgfältig geleiteten und in richtiger Weise vermittelten Austausch der geistigen Erzeugnisse, durch eine nähere wechselseitige Bekanntschaft mit den Literaturen der beiden Nationen, die sich hier zu einer Einheit verschmelzen sollen? Daß die Amerikaner bisher von unserer deutschen Literatur verhältnißmäßig wenig Notiz nahmen, ist für uns keine Entschuldigung, auch die ihrige zu vernachlässigen. Wenn wir ihnen in dieser Beziehung mit gutem Beispiel vorangehen und durch die That beweisen, daß wir einem Culturvolk angehören, welches die geistigen Schätze aller Nationen aufzufinden und sich anzueignen versteht, werden sie sich bald zur Nachahmung angespornt fühlen und auch ihrerseits begierig sein, die Literatur eines geistig so hochstehenden Volkes kennen zu lernen. Wir wollen an unserer deutschen Sprache und Sitte, dem theuersten Vermächtniß der alten Heimath, festhalten; doch was in anderer Zunge Schönes und Erhabenes geschaffen wurde, braucht uns deshalb nicht fern zu bleiben und wird um so eher auf unsere Theilnahme zählen dürfen, wenn es von kundiger Hand in das anheimelnde Gewand unserer eigenen Muttersprache gekleidet wurde.

Dem Plan der gedachten Firma stellt sich allerdings ein nicht unerhebliches Hinderniß entgegen. Gerade die besten Werke, auf deren Verbreitung unter der deutsch-amerikanischen Bevölkerung es zunächst abgesehen sein dürfte, sind durch Erwerbung des sogenannten "Copy-right" unter gesetzlichen Schutz gestellt, und möchte es sehr wahrscheinlich sein, daß die Eigenthümer dieses Rechts gegen Nachdruck die im Lande selbst publizirte Uebertragung in eine fremde Sprache als eine Verletzung ihres Privilegiums erachten würden. Wo man es mit dem Autor in eigener Person zu thun hat, läßt sich vielleicht ohne besondere Schwierigkeit eine Verständigung erzielen; in den meisten Fällen aber ist das copy-right in die Hände eines Verlegers, Erben, oder sonstiger dritter Personen übergegangen, die leicht Ansprüche erheben möchten, denen der deutsche Verleger nicht zu genügen vermag, ohne selber von vornherein auf jeden Gewinn zu verzichten. Allerdings liegt bereits eine richterliche Entschei-







dung vor, welche scheinbar Uebersetzungen freigiebt. Der Verleger einer deutschen Uebertragung von „Onkel Tom's Hütte" war einst wegen Verletzung des "copy-right" belangt worden, der Richter entschied jedoch zu Gunsten des Beklagten. Der Fall ward freilich nie vor das gesammte Richterkollegium der Supreme Court gebracht, dessen Erkenntniß wahrscheinlich anders gelautet haben würde. Ehe diese Frage an höchster Stelle endgültig entschieden ist, bleibt die Veröffentlichung von Uebersetzungen solcher durch Nachdrucks-Privilegien geschützten Werke immerhin ein etwas mißliches Unternehmen. Um für alle Fälle sicher zu gehen, würde man wohl anfänglich Werke auswählen müssen, von denen nicht zu fürchten steht, daß sie als ausschließliches Eigenthum eines Andern beansprucht werden. Als solche empfehlen sich ganz entschieden die unseres ältesten und genialsten deutsch-amerikanischen Schriftstellers, der schon von unendlich Vielen nachgeahmt, jedoch noch von Keinem erreicht wurde, die Werke des vor zwei Jahren in der Schweiz verstorbenen Sealsfield. Daß noch kein deutsch-amerikanischer Verleger auf die Idee kam, eine billige Volksausgabe der beliebtesten Schriften Sealsfield's zu veranstalten, ist in der That befremdend. Es giebt keinen Autor, der uns Deutsch-Amerikanern näher stände, dessen Denk- und Darstellungsweise für uns geeigneter wäre, aus dem wir eine reichere Quelle der anmuthigsten Unterhaltung, der gediegensten Belehrung schöpfen könnten, als Charles Sealsfield, der Deutsch-Amerikaner, der die Vorzüge der beiden höchstbegabten Nationen in sich vereinigt, dessen Werke wir ohne Vermittelung eines Uebersetzers gleich im Urtext lesen können, da er sie selber deutsch und englisch, und zwar hier wie dort in einer Sprache schrieb, die von den competentesten Richtern, einem Tieck, Humboldt, Grimm, dann einem Fenimore Cooper, Daniel Webster, Washington Irving als klassisch und für alle Zeiten mustergültig anerkannt wurde. Die Deutschen der Union könnten ihrem großen Landsmanne, der eine Saat ausgestreut, welche sie zu ernten berufen sind, kein würdigeres Denkmal setzen, als der Verbreitung seiner Schriften obzuliegen, sich durch eifrige Lektüre derselben jenen ächt humanen, universellen, des Bürgers einer Republik ausnehmend würdigen Geist anzueignen, der die Schöpfungen Charles Sealsfield's durchdringt und ihnen einen alle Stürme der Zeit überdauernden Werth verleiht.

Für unsere einheimische dramatische Kunst war der Monat März kein besonders ersprießlicher. Der fast allzu pomphaft gefeierte Carneval hatte eine allgemeine Erschlaffung zur Folge; der flaue Gang der Geschäfte macht sich im Besuch der öffentlichen Unterhaltungslokale sehr bemerklich; endlich mag auch die bittere Rekonstruktionsmixtur, welche Dr. Dulcamara-Johnson seine glücklicherweise mit gesunder Constitution begabte Patienten schlucken ließ, Manchen augenblicklich den Appetit für jede andere Speise verdorben haben. In den Theatern bemerkte man an den meisten Abenden der Woche sehr viele Plätze, für die sich keine Liebhaber finden wollten, und selbst in den sonst be-







suchtesten Broadwaylokalen verschwanden die noch vor Monatsfrist fast allabendlich ausgehängten Plakate „Standing room only“. Die Theaterunternehmer, mögen sie nun im New-York Herald anzeigen oder diese Mühe sammt ihrem Gelde sparen, murren und klagen über schlechte Zeiten, und doch haben sie noch alle Ursache zur Zufriedenheit im Vergleich mit ihren Kollegen im Lande, namentlich im Westen, die in dieser Wintersaison durchaus nicht auf Rosen gebettet sein sollen.

Auch unser deutsches Stadttheater in New-York hatte seit dem Abgange des Herrn Hoym an einer merklichen Depression zu leiden. Es kamen keine interessanten Novitäten zum Vorschein, und die Aufführungen waren nur ausnahmsweise so gerundet, wie wir es früher gewohnt gewesen. Unter solchen Umständen kam die Ernennung eines neuen artistischen Bühnenleiters in der Person des Herrn Härting gewiß sehr zur rechten Zeit. Ob dieselbe den beabsichtigten Erfolg haben und dazu beitragen wird, das Institut auf der Höhe zu erhalten, zu welcher es sich im Lauf der letzten Jahre emporgeschwungen, bleibt abzuwarten. Novitäten aus dem Bereich des höheren Dramas brachte der ganze Monat nur eine einzige: H. Hersch's Charakterbild: „König und Müller, oder die Krebsmühle“. Das Stück erwies sich als so überaus gehaltlos, daß es nur ein einziges Mal in Scene ging. Es ist eine höchst oberflächliche Dramatisirung einer bekannten Anekdote aus dem Leben Friedrichs des Großen, die für preußische Zuschauer ein gewisses Interesse besitzen mag, allen übrigen aber nur dann als Grundlage eines fünfaktigen Dramas annehmbar sein würde, wenn sie gehörig durchgearbeitet und vom Dichter mit hinlänglichen Zuthaten und Ausschmückungen versehen worden wäre. Das aber hielt Hersch nicht der Mühe werth; er tischt uns die Anekdote so nackt wie möglich auf und befleißigt sich nicht einmal einer Sprache, die über dem Niveau des Alltäglichen steht. Das Urtheil, welches wir neulich über den Dramatiker Hersch fällten, ist durch diese „Krebsmühle“ vollkommen bestätigt worden: — seit seiner „Anna-Liese“ geht er den Krebsgang. Die Hauptrolle des Stücks, Friedrich der Große, wurde von Herrn Frank gegeben. Herr Frank ist ein Charakterdarsteller und Intriguant von entschiedener Begabung, der sich nur vor einer gewissen Monotonie des Vortrags hüten sollte, die ihm schon stark zur Gewohnheit geworden zu sein scheint. Er spricht seine meisten Rollen in einem leisen, singenden, eigenthümlich accentuirten Tone, der hin und wieder angebracht sein mag, jedoch unter keinen Umständen stereotyp werden sollte. In Haltung und Mimik ist er meist sehr glücklich und läßt den tüchtig routinirten Schauspieler erkennen. Auch sein Friedrich der Große war dem Aeußeren nach vollendet; im Uebrigen aber hätte sich wohl durch sorgfältigere Berücksichtigung des Bildes, welches die allbekannte preußische Volkstradition vom Wesen und Charakter des alten Fritzen entwirft, ungleich mehr aus der Rolle machen lassen.

Mit dem Bau eines neuen deutschen Theaters, wovon schon so lange geredet wird, scheint es endlich seine Richtigkeit zu haben. Ein großer Bau-






platz an der 14. Straße, zwischen 2. und 3. Avenue, soll bereits erworben sein, und mit der Aufführung des Gebäudes gedenkt man sofort zu beginnen. Die Lage wäre jedenfalls eine sehr geeignete und ließe dem Unternehmen von vorn herein ein gutes Prognostikon stellen. Als designirte artistische Leiter nennt man die Herren Otto Hoym und Adolph Meaubert, zwei Namen, die in der New-Yorker Kunstwelt den besten Klang haben. Da das auf der Westseite der 14ten Straße gelegene neue französische Theater, welches noch im Laufe dieses Frühjahrs seiner Eröffnung entgegensieht, auch die französische komische Oper zu kultiviren gedenkt, ist es nicht mehr als billig, daß der neue deutsche Musentempel der deutschen Oper eine Heimstätte bietet. Der Grund zu deren Gedeihen ist ja bereits gelegt; es bedarf nur, zur Ergänzung der bereits vorhandenen, einiger frischen, tüchtigen Kräfte, sowie eines geeigneten, nicht übermäßig theuern Lokals, um der unter der deutschen Bevölkerung so beliebten, unter der amerikanischen aber immer mehr zur Popularität gelangenden deutschen Oper in unserer Mitte dauernden Halt zu verleihen.

Mit den deutschen Bühnen außerhalb New-York's steht es im laufenden Winter nicht so gut, wie man zu Anfang der Saison gehofft hatte. Gehoben hat sich das deutsche Theater nur an zwei Orten: in Baltimore und New-Orleans. Baltimore besitzt nicht weniger als drei deutsche Bühnen, und alle sollen sich ziemlicher Unterstützung zu erfreuen haben. Das Concordia-Theater, unter der kundigen Leitung des Herrn Meaubert, strebt nicht ohne Glück höheren Zielen entgegen, und hat jedenfalls für ein neu begründetes Institut während der ersten Saison viel geleistet. Noch jüngst hatte daselbst ein Gastspiel der Frau Methua-Scheller sehr guten Erfolg. In New-Orleans ist es dem Direktor Ostermann gelungen, ein deutsches Theater herzustellen, welches als das zweitbeste in den Vereinigten Staaten gelten kann. Das Personal ist zahlreich und verfügt in Herrn Laßwitz und den Damen Haase und Lindemann über Kräfte, wie wir sie selbst in New-York nicht besser besitzen. Herr Ostermann schloß während seiner vorjährigen Anwesenheit in New-York Gastspiele mit den Herren Hoym und Reiffart ab, die im Lauf des Winters wirklich zur Ausführung kamen und die deutsche Bevölkerung von New-Orleans höchlich befriedigt zu haben scheinen. Ein wirklich elegantes, im fashionabelsten Stadttheil gelegenes Lokal trägt dazu bei, das Theater auch bei der haute volée im Schwung zu erhalten.

In Philadelphia ist im Lauf dieses Winters kein ordentliches deutsches Theater zu Stande gekommen, was in Anbetracht der Stärke und Intelligenz der dortigen deutschen Bevölkerung fast unbegreiflich erscheint. Einzelne Künstler haben mit Hülfe rasch zusammengeraffter Gesellschaften Gastspiele gegeben, und in der Regel konnten sie mit dem Erfolg zufrieden sein. In diesem Augenblick gastiren dort Herr und Frau Hoym, die man gern für die Dauer fesseln und zur Uebernahme der Theaterleitung bewegen möchte, ein Wunsch, der jedoch in Anbetracht der sich dem Künstlerpaar in New-York bietenden Aussichten kaum in Erfüllung gehen dürfte.—San Franzisko, das sich eine Reihe von







Jahren hindurch, unter A. Neauberts Leitung, einer recht guten deutschen Bühne erfreute, steht gänzlich verwais't, seit die Sonntagsmucker das Verbot aller öffentlichen Unterhaltungen an ihrem alttestamentlichen Sabbath durchsetzten. Neuerdings wollte die große Tragödin Vestvali-Lund einen Versuch machen, das dortige deutsche Theater aufzurichten, kam aber kaum über die ersten Vorbereitungen hinaus, als das Project schon wieder verunglückte. Bandmann trat bei seinem jüngsten Gastspiel auf der englischen Bühne auch einmal in deutscher Sprache als Franz Moor auf; natürlich fehlte es an Kräften, ihn in angemessener Weise zu unterstützen. Sollte übrigens das deutsche Publikum San Franzisko's, das drei tägliche Zeitungen unterhält, nicht zahlreich genug sein, um auch mit einem lediglich an den Wochenabenden spielenden Theater reussiren zu können?—Im Westen herrscht viel Unzufriedenheit unter den deutschen Theaterunternehmern. Fast sämmtliche Bühnen erfreuten sich dort in früheren Perioden schon eines besseren Gedeihens als in diesem Augenblick. Ob die Ursache lediglich in den schlechten Zeiten oder wohl auch in dem geringen Unternehmungsgeist und den beschränkten Hülfsmitteln der Direktoren liegt, läßt sich aus der Ferne schwer beurtheilen. So düster es auch am deutschen Theaterhimmel des Westens aussieht, ein leuchtender Wandelstern zog darüber hin, dem man allenthalben zujubelte und mit größter Bereitwilligkeit seinen Tribut entrichtete. Ottilie Genée wird sonder Zweifel die deutschen Theaterzustände Amerika's ganz charmant finden, denn ihr zeigen sie sich wirklich im rosigsten Lichte, für sie giebt es nur volle Häuser und volle Kassen. Von Philadelphia begab sie sich nach Pittsburg, Cincinnati, Louisville, Milwaukie und Chicago. Anfangs April trifft sie in St. Louis ein, und vor Schluß der Saison wird wohl auch New-York noch einmal das Glück haben, der kleinen Wunderthäterin zinspflichtig zu werden. Honi soit qui mal y pense!

Musikalische Revue.

Von Th. Hagen.

In New-York giebt es eine Lehranstalt, die sich des wohlklingenden Namens „Conservatorium der Musik" erfreut. In dieser Pflanzschule für die Cultur der Musik wird sehr viel Clavier gespielt, weniger gesungen und höchst wenig Musik in irgend einer andern Art getrieben. Man könnte die Anstalt eine ungeheure Maschine für die Entwickelung und Kräftigung des Knochen-Systems nennen, so weit dieses in den Händen und Fingern in Betracht kommt. Man stelle sich tausend klavierspielende Hände vor, zehntausend Finger, vom Morgen bis zum Abend in Bewegung, um den Geist der Czerny'schen oder Bertinischen Uebungen zu ergründen. Ein großartiges Bild! Aber noch großartiger muß der Eindruck auf die Gehörnerven sein. Vielleicht war es die Rücksicht für das Wohl einer leidenden Menschheit, welche die Direktoren der Anstalt be-

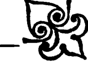


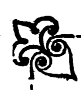




stimmte, das Publikum mindestens einen Theil jenes großartigen Bildes sehen zu lassen. Vielleicht war es dies und nichts Anderes, was Veranlassung zu dem im vorigen Monate stattgefundenen Conzerte des Conservatoriums der Musik gab. Freilich, das ganze Bild konnte man uns nicht geben, zehntausend Finger konnten wir nicht arbeiten sehen. Aber wir sahen volle vierundsechszig Hände, und noch dazu Damenhände. Sie sprangen auf und ab und brachten allerlei Töne hervor, und zwar Töne, welche der Seele der größten Meister deutscher Musik entsprungen sind. 64 Hände spielten einen Theil der Sonate Pathetique von Beethoven, ein Stück, in welchem der große Tondichter viel von seinem Herzblute gelassen hat, das man, wie gewisse Gedichte, ganz allein für sich lesen sollte, um dem darin waltenden reichen Seelenleben volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und die 64 Hände arbeiteten darin herum, daß es eine Freude war. Man konnte hier mit Recht ausrufen: „Was nicht Menschenhände Alles machen können!“ — Und am Schlusse des Conzertes spielten dieselben Hände die Titus-Ouvertüre von Mozart. Und auch das war gut. Außerdem wurde noch in dem Conzert gesungen und Violine gespielt, aber was die 64 Hände thaten, war doch die Hauptsache. So dachten namentlich die Leiter oder auch wohl der Leiter des Conzertes, und Der oder Die müssen es wohl wissen.

Und während das Conservatorium der Musik diese That der Kunst beging, brachte ihr der kleine Cirkel, welcher sich alle vierzehn Tage in Dodworth's Saal versammelt, um Kammermusik zu üben und anzuhören, ein anderes Opfer. Jeder nach seiner Weise. Die Künstler (die Herren Theodor Thomas, Bergner, Mosenthal, Matzka und Mason) üben die Kunst im Stillen, und ihre Zuhörer wissen sie auch ganz im Stillen zu genießen. Die Soireen dieser Künstler bieten einen eigenthümlichen Anblick. Man glaubt sich kaum in einen Konzertsaal versetzt. Alles darin hat einen so ganz andern Anstrich. Man sieht immer dieselben Gesichter, fast Alle kennen sich gegenseitig, ganz wie im Familienkreise, und Alle verknüpft ein gemeinschaftliches Interesse. Der Charakter der Kammermusik scheint sich auch auf das Auditorium übertragen zu haben. Wie im Quartett nur durch die Zusammenwirkung Aller ein klingendes, künstlerisches Resultat erzielt werden kann, so fällt hier das oft uns in andern Conzerten so störend entgegentretende schroffe Auftreten der Individualität fort. Jeder bescheidet sich, Jeder weiß sich unterzuordnen, denn Alle wissen, daß nur so der beabsichtigte künstlerische Genuß erzielt werden kann. Wenn irgendwo, so kann hier von einem musikalischen Publikum die Rede sein. Nebenrücksichten, welche so oft den Besuch anderer Conzerte beeinflussen, fallen hier fort. Während in den Philharmonischen Conzerten über die Hälfte der dort versammelten jungen Damen und Herren ihre eigenen Zwecke verfolgt, während dort die Musik nur als ein sehr bequemer Deckmantel angesehen wird, irgend eine Liebesintrigue anzuspinnen, zu verfolgen oder abzuwickeln, weiß jeder Besucher der Soireen der Kammermusik, daß hier von allen diesen Dingen nicht die Rede sein kann. Der Saal ist klein, jedes gesprochene Wort wird gar leicht gehört,




selbst Blicke werden leicht aufgefangen und gedeutet. Es kann sich hier um nichts Anderes handeln als um den Genuß der Musik. Jeder weiß das, und Jeder will auch nichts Anderes als sich mit den Schätzen vertraut machen, die in diesem Kunstgebiete aufbewahrt liegen. Wer keinen Geschmack an dergleichen Musik findet, geht gar nicht hin, denn er weiß, etwas Anderes als eben eine bestimmte Klasse von Musik könnte er dort nicht haben. Und deshalb ist der Kreis der Zuhörer auch nur ein kleiner, wenn auch in musikalischer Beziehung gewichtiger, während er in den Philharmonischen Conzerten, die in ihren Programmen ebenfalls den Interessen der Kunst Rechnung tragen, ein großer ist, aber musikalisch doch sehr leicht wiegt.

Die dritte und vierte Soiree der Herren Mason und Thomas brachten ein Streichquartett von Haydn aus G-dur No. 84, das Streichquintett von Schubert aus C-dur, die Streichquartette aus C, opus 59 und A, opus 18 von Beethoven, das Pianoquartett aus A, opus 26 von Brahms und das Trio aus F, opus 6 von Bargiel. Die beiden letzten Werke waren hier neu und machten einen höchst verschiedenartigen Eindruck. Während das Brahm'sche Quartett nur wenig gefiel, und mit Recht, weil es weder in Inhalt noch Form den Ansprüchen genügte, die man an ein Kunstwerk dieser Art heut zu Tage stellen muß, wurde das Bargiel'sche Trio sehr gut aufgenommen, und zwar wiederum mit Recht, weil es fast durchgängig einen lebendigen, anregenden Gedankengang, einen gebildeten Geschmack und abgerundete Formen offenbart. Bargiel bewegt sich zwar in dem alten, traditionellen Rahmen; aber er giebt darin viel Selbstständiges, und ist auf jeden Fall der bedeutendste Komponist nach Schumann, der augenblicklich diese Bahnen wandelt. Am Ende läßt sich in diesen alten Formen doch noch etwas Neues sagen; es muß nur der rechte Geist kommen. Auf der andern Seite können wir nicht verhehlen, daß auch die neuen Formen, wie sie von Lißt und Wagner geübt werden, ihre Berechtigung haben. Auf jeden Fall scheint uns die viersätzige Form des Quartetts und der Symphonie für unsere Zeit nicht mehr zu genügen.

Einen mächtigen Eindruck machte wiederum in der letzten Soiree das Streichquintett von Schubert. Es ist oft von den Künstlern gespielt worden; aber bei jedem erneuten Hören macht sich der Reiz der Melodieen, welche in diesem Werke aufgehäuft sind, auf's Neue geltend. Wir wüßten wenige Werke dieser Art zu nennen, in welchen so viel sprudelnde Ideenkraft, ein so reiches Phantasieleben verwaltet, wie in diesem Quintett. Auf der andern Seite stört uns allerdings die übergroße Länge und Ausspinnung der Ideen, die Wiederholungen, mit einem Worte der Mangel einer knappen Form. Hätte Schubert je verstanden, Selbstkritik zu üben, sein Name würde höher stehen denn der mancher gepriesener Komponisten, die seitdem gewirkt haben. Man blicke auf Mendelssohn! Er genießt eines weit größeren Ruhmes, als Schubert, und doch, wie winzig erscheint sein Talent, verglichen mit dem des letztern Komponisten! In einem einzigen Bande seiner Lieder (deren er doch fünf volle Bände geschrieben hat), sind mehr positive Ideen angehäuft, als in







allen Werken Mendelssohn's zusammengenommen. Wenn irgend etwas, so illustrirt die Karriere dieses Komponisten die große Bedeutung, welche eine feine, vielseitige Erziehung für einen Komponisten hat. Mendelssohn, aufgewachsen mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit, wußte sehr bald des großen Geheimnisses inne zu werden, mit Wenigem Haus zu halten. Und er hat es redlich gethan und sich einen großen Namen damit erworben, während Schubert, sich selbst überlassen, seine großen Gaben mit verschwenderischen Händen um sich warf, und fast nie wußte, zur rechten Zeit aufzuhören, wie die meisten seiner größern Arbeiten bezeugen. Die Folge davon war, daß er für eine geraume Zeit kaum gekannt war. Erst die neuere Zeit hat ihm seinen ehrenvollen Platz in der Kunstgeschichte angewiesen; aber volle Gerechtigkeit ist selbst jetzt noch nicht seinem Genius geworden.

In dem vierten Philharmonischen Conzert hörten wir wiederum die Introduktion Wagner's zu „Tristan und Isolde". Wir können auch heute unsere Meinung nicht ändern, daß das Tonstück nicht in den Concertsaal gehört. Es kommt uns vor, als wollten wir bloß das erste Kapitel eines Romans lesen. Je wahrer Wagner seine Aufgabe erfaßt hat, je besser er in diesem Vorspiel für das folgende Drama vorbereitet, desto weniger kann es ohne das Letztere genügen. Man wirft Wagner vor, daß es in diesem Vorspiel zu keiner Auflösung komme, aber man vergißt, daß die Auflösung erst im Drama erfolgen soll. Kein Wunder, daß die Introduktion allein einen unbefriedigenden Eindruck hinterläßt. Das Concert wurde mit der Es-dur-Symphonie von Schumann eröffnet. Diese Symphonie hat außer den üblichen vier Sätzen noch einen fünften, sehr kurzen. den Schumann einschaltete während er an dem Werke arbeitete. Ueber die Entstehung dieses Satzes, wie überhaupt der ganzen Symphonie, sagt Wascelewski in seiner Biographie dieses Meisters:

„Die Symphonie in Es-dur, der Entstehung nach die vierte, könnte man im eigentlichen Sinne „die rheinische" nennen; denn Schumann erhielt seinen Aeußerungen zufolge den ersten Anstoß zu derselben durch den Anblick des Kölner Domes, sowie theilweise auch die Feierlichkeiten der in jene Zeit fallenden Erhebung des Kölner Erzbischofs v. Geißler zum Kardinal im Laufe der Arbeit auf dieselbe influirt haben. Dem letzteren Umstande verdankt die Symphonie wohl geradezu den fünften, in formeller Hinsicht nicht üblichen Satz (nämlich den vierten der Reihenfolge nach), ursprünglich überschrieben „Im Charakter der Begleitung einer feierlichen Ceremonie." Bei Veröffentlichung des Werkes strich Schumann die des leichteren Verständnisses halber hinzugefügte Aufschrift; er sagte: „Man muß den Leuten nicht das Herz zeigen, ein allgemeiner Eindruck des Kunstwerkes thut ihnen besser, sie stellen dann wenigstens keinen verkehrten Vergleich an." In Betreff des Charakters anderer Sätze fügte er hinzu: „Es mußten volksthümliche Elemente vorwalten, und ich glaube, es ist mir gelungen", was auch auf zwei Stücke (nämlich das zweite und fünfte) in ihrer planen, im guten Sinne, so weit das bei Schumann überhaupt möglich war, populären Haltung mindestens Anwendung finden dürfte."







Wir glauben, Schumann täuschte sich selbst, als er wähnte, er habe eine volksthümliche Symphonie geschrieben. Bis jetzt ist das Werk noch nicht in das Volk, selbst nicht in den edelsten Theil desselben gedrungen, und es dürfte lange Zeit währen, bis es diesen Ehrenplatz innehält. Wenn auch in der Handhabung des Materials die kunstvollste, die er geschrieben hat, fehlt ihr doch das, was allein, wenn auch nicht für alle Zeiten, doch für einen langen Zeitraum bleibenden Werth hat und Sympathieen erwarb, nämlich frische, lebendige, zündende Ideen. Das Werk wurde zu einer Zeit geschrieben (im November und Dezember 1850), als das Geistesleben des Verfassers schon dann und wann Spuren jener Umnachtung äußerte, die es nach kurzer Zeit für immer vernichtete. Schon am 11. Juni schrieb er: „Sonst Alle leidlich wohl, ich nur manchmal von nervösen Leiden affizirt, die mich manchmal besorgt machen, so neulich nach Radecke's-Orgelspiel, daß ich beinahe ohnmächtig wurde.“ — Ach diese „nervösen Leiden“ mögen den armen Meister selbst beim Schaffen seiner letzten Symphonie geplagt haben. Mehrere Stellen darin, in denen der Componist hörbar nach einem Ausweg sucht ohne ihn zu finden, deuten darauf hin.

In diesem Conzerte hörten wir auch Herrn Richard Hoffmann das G-moll-Conzert von Mendelssohn, mit schönem Anschlage und geläutertem Geschmacke, vortragen. Für Compositionen von Mozart, Mendelssohn und Heller scheint dieser Pianist eine besondere Vorliebe zu haben. Wahrscheinlich stehen sie seinem Verständnisse am nächsten, und auf jeden Fall zeigt er in der Wiedergebung derselben ein besonderes Geschick.

Auch Mlle. Caroline Poch, die neu engagirte Primadonna der italienischen Oper, machte bei dieser Gelegenheit ihr Debüt im Conzertsaal. Der Eindruck, den sie hervorrief, war ein höchst ungenügender. Ueberhaupt passen Donizetti'sche und selbst Rossini'sche Arien nicht in ein Philharmonisches Conzert, aber wenn sie einmal gesungen werden sollen, so muß ihr Vortrag mindestens die vollendete Künstlerin offenbaren. Eine solche ist Mlle. Poch lange nicht. Was man Fertigkeit nennt, hat sie fast gar nicht, und wenn auch ihre Stimme ein wohlklingender, starker Mezzosopran genannt werden muß, so fehlt es ihr doch bis jetzt an künstlerischer Ausbildung, die wir von einer in einem derartigen Conzerte auftretenden Sängerin erwarten können. Ihr Erfolg war deshalb auch ein geringer, während sie in der Oper selbst (in La Favorita), in welcher ihr die Scenerieen zu Hülfe kamen, sehr gefallen hat.

In dem zweiten Conzerte des Herrn Rob. Goldbeck in dem Steinway'schen Saale erfreute uns dieser Künstler durch den Vortrag der Sonate, die Beethoven pastorale betitelt hat. Das Werk wird selten gehört, im Conzertsaale fast nie, mindestens nicht in Amerika. In Ideen und Form ist es vielleicht die einheitlichste Sonate, die Beethoven geschrieben hat. Der Grundgedanke ist trotz der mannigfachsten Umwandlungen festgehalten, und der Charakter ist durchaus ebenfalls fest bewahrt. Herr Goldbeck spielte das schöne Stück mit zu wenig lebendigem Ausdruck, der Effekt war deshalb ein dem Inhalte durchaus nicht ebenbürtiger. Als Componist zeigte sich der Künstler am vor-






theilhaftesten in seinen Liedern, die einen feinen künstlerischen Sinn, gute Auffassung und charakteristische Ausführung verrathen. Sie wurden theilweise von einer jungen Dame gesungen, die eine der klangvollsten Altstimmen hat, welche wir seit langer Zeit gehört haben. Die Dame heißt Sterling, und ist für die Bühne bestimmt. Mögen ihre Freunde sie vor dem zu frühen Auftreten bewahren.

Die Harmonic Society gab den „Samson" von Händel, ein großartiges Werk, dem „Messias" im Ganzen nicht nachstehend. Aber die Ausführung war durchaus nicht genügend, namentlich von Seiten der Solisten, die zum großen Theile kaum wußten, was sie mit ihrer Parthie anfangen sollten. Mad. Ritter machte noch den vortheilhaftesten Eindruck, weil sie eben in den Charakter und den Geist der Musik eingedrungen zu sein schien. Die Recitative wurden am Clavier begleitet, obgleich die Aufführung in einer Kirche stattfand, und die Orgel bei der Hand war. Wir hoffen, daß das Werk wiederholt werden wird. Auf diesem Gebiete der Kunst sind wir in New-York noch am weitesten zurück.

Wenden wir uns jetzt zu der Oper, so finden wir das alte Repertorire. „Die Afrikanerin" behauptet noch immer ihre Anziehungskraft. Allerdings scheint es, als wenn sich die neu aufgefrischte Oper Meyerbeer's, den „Nordstern", ebenfalls die Gunst des Publikums errungen hat. Die Oper ist mit nicht geringem Pomp in Scene gegangen, und dürfte schon deshalb eine gewisse Anziehungskraft ausüben. Meyerbeer schrieb das Werk für die komische Oper in Paris; aber obgleich es an hübschen, gefälligen Melodieen nicht arm ist, so macht doch die schwerfällige Behandlung derselben keinen günstigen Eindruck. Es fehlt dem Werke die Leichtigkeit und Grazie der komischen Oper. Die Chöre und Ensemblesätze, die Orchestration — alles dies stellt „der Nordstern" in die sogenannte große Oper. Ueberdies sind die Melodieen zu ungleichmäßig vertheilt. Der erste Akt enthält in dieser Beziehung fast Alles, die übrigen Akte zeigen großartige Technik, bewunderungswürdige Behandlung der Massen, aber wenig Ideen. Man merkt, daß die Oper während zwei verschiedener Zeitperioden componirt ist. Der erste Akt ist ein musikalischer Reflex des alten „Feldlagers in Schlesien", die übrigen Akte wurden zu einer Zeit componirt, wo der Melodiequell des Meisters schon stark erschöpft war.

Die Oper hat, wie gesagt, ausgezeichnete Chöre, die auch von den Sängern der Academy recht wacker gesungen wurden. Dahingegen war das Orchester unter der Leitung des Herrn Torriani sehr unzurechnungsfähig, und die Solisten konnten auch nicht genügen. Der Tenor, Irfre, hat zu wenig Stimme, und der Bassist Antonucci hat zu wenig dramatischen Ausdruck für Meyerbeer'schen Rollen. Mlle. Kellogg hat auch nicht für die schwierige Parthie der „Catherine" Stimmfinale genug. Ueberdies war ihr Vortrag nicht so abgerundet, wie wir sonst von dieser fleißigen und korrekten Sängerin zu hören gewohnt sind. In Betreff der Nebenrollen ließe sich auch eben nicht viel Gutes sagen, mit einem Worte, die Ausführung zeigte, daß wir zwar viele Sänger und Sängerinnen, aber für ein derartiges Werk noch nicht die







rechten haben. Wir wollen jedoch darüber weniger rechten, als über das Repertoire selbst. Etwas mehr Abwechslung könnte wirklich nichts schaden. Es wäre sehr zu wünschen, daß die deutschen Opernvorstellungen mit den italienischen abwechselten. Dies ist eben der große Vortheil, den die Kunstliebhaber in Deutschland haben. In Berlin hört man in einer Woche Gluck, in einer andern Spontier, in einer dritten Mozart u. s. w., hier hören wir eben nichts weiter als die neue Oper, die eben an der Tagesordnung ist. Freilich sind unsere Mittel hier beschränkter; aber wenn es möglich gemacht werden könnte, daß die deutsche Oper mit der italienischen Hand in Hand ginge, so ließe sich doch schon manches Gute ausführen. Zwar ist nicht Alles, was drüben vorgeht, besser, aber auf jeden Fall bieten die größeren Städte mehr Abwechslung. Wenn wir uns die neuesten europäischen Zeitungen ansehen, so wird es uns nicht schwer, sofort die Bestätigung dieser Aussage zu finden.

In Paris scheint der flache musikalische Geschmack, der sich dort seit Jahren in den Conzerten äußerte, nachgerade einer bessern Richtung zu weichen. Die Gebrüder Müller, die berühmten Quartettspieler, welche im Anfange den Parisern zu natürlich vorkamen, erfreuen sich jetzt ihrer besondern Gunst. In einer ihrer letzten Conzerte spielten sie sogar das A-dur-Quartett von Schumann, an das sich die Pariser Quartettspieler bis dahin noch nicht gewagt haben. Auch wurde in einem der cruents populaires zum ersten Male das Vorspiel zu „Lohengrin" ausgeführt, und gefiel so sehr, daß es repetirt werden mußte. Ein ganz besonderes Interesse gewährt noch die Nachricht, daß im Theatre lyrique die Oper „Don Juan" mit ganz besonderer Sorgfalt in Scene gegangen ist. Man muß den Pariser Direktoren nachsagen, daß sie diese Sorgfalt in den seltensten Fällen verleugnen. — Zwanzig Proben einer Oper sind durchaus nichts Ungewöhnliches, und der Einstudirung von Symphonieen schenkt man verhältnißmäßig nicht geringere Aufmerksamkeit. — Die komische Oper verspricht zwei neue Werke, "La Colombe" von Gounod und "Zelda" von Flotow. „Don Carlos" von Verdi soll erst gegen Ende des Jahres in der italienischen Oper gegeben werden.

Das größte Interesse knüpft sich jetzt an Gounod's neueste Arbeit „Romeo und Julie." Berücksichtigt man das Talent des Componisten, so dürfte dieses Thema allerdings unter seinen Händen einer sehr interessanten Bearbeitung gewärtig sein.

Als Beleg über die eben ausgesprochene Bemerkung der in deutschen Städten gebotenen größeren Abwechselung fügen wir noch die soeben erschienene Uebersicht der im vorigen Jahre in Dresden gegebenen Vorstellungen hinzu. „Als Novitäten erschienen drei kleine Operetten und die alte Auber'sche Oper „Der Feensee." Neu einstudirt wurden ferner unter Anderm die Opern: „die Jüdin", „der Wasserträger" und Boieldieu's „Rothkäppchen." Beethoven's „Fidelio" wurde vier Mal, Mozart mit fünf Opern 20 Mal, Meyerbeer mit vier Opern 17 Mal, Wagner mit vier Opern 13 Mal vorgeführt. Das Ballet ward vertreten durch Gisela, Alphea und die vier Jahreszeiten.

Auf der andern Seite liefert uns jede erneuerte Zusendung deutscher Zeitungen den Beweis, daß wir in der Versicherung der Epoche machenden musikalischen Werke der Gegenwart unsern Landsleuten voran sind. So ist „die Afrikanerin" erst ganz kürzlich in Wien und Leipzig gegeben worden, während sie bei uns schon vor mehreren Monaten über die Bretter ging.







Der Treasury-Clerk.

Von Auguste Bergen. (Washington.)

Wissen Sie, was ein Washingtoner Treasury-Clerk ist?

Ich meine nicht jenen Treasury-Clerk, der, ein typischer Neu-England-Schulmeister, des Abends mit einer Laterne die Straßen Washingtons durchstreift, um vergeblich eine Bibliothek ersten Ranges zu suchen, die unentgeltlich Bücher ausleiht.

Ich meine auch nicht den Treasury-Clerk, der, als ewiger "Counter-hopper", ohne Rast und Ruh' mit einem großen Korb am Arme alle Märkte und Groceries der Stadt probirt, um "bargains" zu machen und gelegentlich einem oder dem andern "dealer in provisions" die Adressen befreundeter Producenten zuzustecken, wobei mitunter auch ein Geschenk von Letzteren einläuft.

Kurz, ich meine nicht den individuellen Treasury-Clerk in dem Heiligthum seines Privatlebens; ich meine den offiziellen, der, ein kleines Rädchen im großen Getriebe der ungeheuern, palastartigen Treasury, nebst seinen Collegen einer Uniformität anheimfällt, die unter bewandten Verhältnissen nicht ausbleiben kann.

Der Treasury-Clerk in diesem Sinne ist ein menschliches Wesen, das zwischen zwei Hauptfütterungen auf dem Platze seiner geschäftlichen Bestimmung sieben volle Stunden hinter einander unausgesetzt jene Beschäftigung treiben muß, welche der deutsche Musensohn so charakteristisch mit „ochsen" bezeichnet und die nichts Anderes ist, als: stierähnlich mit dem Kopfe den Brodkarren vorwärts zu schieben.

Der Treasury-Clerk der jetzigen Zeit ist ein Anderer als der frühere, in einer Epoche schaffende, wo das Gold noch keine Chimäre geworden war. Der Treasury-Clerk von damals war ein eleganter Dandy im Vergleich zum heutigen. Nach und nach, mit dem Fallen des Papiergeldes, fielen auch die gentlemännischen Hüllen in Fetzen herab. Der Stolz jedes Amerikaners: das tadellose, blüthenweiße Hemd, wich einer grauwollenen Sträflingstracht. Die zum unentbehrlichen "citizens dress" gehörigen feinen Unaussprechlichen wurden in Ermangelung eines passenden Ersatzes mit den rauhen, reibeisenähnlichen, groben, blauen Beinkleidern der militärischen Uniform provisorisch vertauscht, mit dem befriedigenden Bewußtsein: den Onkel Sam doch nun auch ein wenig zu behumbugen, — den alten Kerl, der aus Papier Gold schmieden will! Die einst so brillante Chaussüre mag sich gar oft jetzt mit ihren Defekten und Flicken in barmherzige India rubbers verstecken. Der früher so oft erneute Hut wird jetzt auf den Köpfen der Verarmenden altmodisch — ja sogar „bassermanisch". Nur der Shanghai-shawl bewährt sich in seiner praktischen Dauerhaftigkeit; er bedeckt treu und diskret den fadenscheinigen Rock vor dem Straßenpublikum. Dagegen werden sensitive Nasen unter Letzterem oft genug beleidigt







durch einen beißenden „Kneller", der einer Masse kleiner Pfeifen entquillt, welche nach der Office strömende oder von daher kommende Clerks mit der duftenden Havanna=Cigarre zu vertauschen gezwungen waren. In der Treasury selbst macht das gemeinsame Pech Philosophen, und Keiner drückt sich etwa aus Scham an den Wänden hin. Im Gegentheil: man bewegt sich mit Würde in der Armuth.

Der Washingtoner Treasury=Clerk ist in sanitätlicher Beziehung eine übertriebene Ausgabe des berüchtigten Staatshämorrhoidarius unseres alten Vaterlandes. Das wechselvolle, launische Klima muß ihm doppelt schaden. Wenn er im glühenden Sommer sich heiß gelaufen hat, tritt er plötzlich in die kellerartige Frische der großen Räume. Der Winter dagegen birgt innen ein Afrika, während draußen ein asiatischer Nordsturm den Heimkehrenden durchzittert.

Mein gelber Freund, der Treasury=Clerk, hatte mich so oft eingeladen, ihn doch auch einmal in der Glorie seiner mathematischen Triumphe zu betrachten, und sich dabei als Cicerone in der Treasury angeboten, daß ich mich entschloß, einen prächtigen, frischen, sonnigen Morgen des Januars 1865 zu dieser Expedition zu benutzen. Ich erfreute mich von Herzen des kalten Wetters, das mir die Winter der alten Heimath in's Gedächtniß brachte, und öffnete nach einer angenehmen Nordlandspromenade die Thür des Südflügels der Treasury. Da drang plötzlich ein heißer Luftstrom auf mich ein, welcher dem Aequator anzugehören schien, so daß ich in einer Minute durch und durch erwärmt war. Ich fand bald die mir bezeichnete numerirte Thür, öffnete auch sie, und — fühlte mich, wie in einem geheizten Bratofen, ohne Barmherzigkeit in vier Minuten in Transpiration gebracht. Wie bedauerte ich all' die ausgedörrten Herren mit ihrem fahlen, kränkelnden Aussehen im Allgemeinen, und meinen gelben Freund im Speciellen! Daß Fenster nicht allein Licht=, sondern auch Luftspender sein sollen, schien in der Treasury Niemand zu ahnen, denn sie blieben allezeit wie hermetisch geschlossen. Bald wurde mir der Aufenthalt in dem mit Eleganz ausgestatteten Saale meines gelben Freundes so beengend und unerträglich, daß ich ihn bat, sofort die versprochene Runde im Schatzamtsgebäude mit mir anzutreten.

Die Corridore ließen mich wieder aufathmen, weil da doch einiger Durchzug von frischer Luft stattfinden kann. Um die Südwestecke biegend, änderte sich der Fußboden in glattes, getäfeltes Gestein, auf dem ich mich kaum aufrecht halten konnte. Hier hausen die Beamtinnen des Schatzamts. — Kein Wunder also, wenn die chronique scandaleuse Washingtons von so vielen Fällen zu berichten weiß, angeregt durch jenen einen, der durch's ganze Land hallte. Einige zweifelhafte Charaktere machen den Anständigen die Existenz gewiß nicht unerträglich. Der Fremde betritt diesen Theil der Treasury voll Erwartung der Dinge, die sich da vor seinen Augen begeben sollen. Neugierig durchspäht er alle Winkel, ob er nicht eine der verführerischen Erscheinungen zu Gesicht bekommen wird — und der Zufall will es vielleicht, daß alle Thüren geschlossen bleiben! Ich selbst sah nur eine mittelalterliche Dame mit







langer, spitzer, bebrillter Nase, in Wittwentracht, lautlos aus einem Zimmer in's andere gleiten.

Zur Zeit meines Besuches konnte man noch ohne Zittern und Zagen um die Ecken biegen, brauchte man nicht unruhig nach rachedürstenden Amazonen auszuspähen. Mit aller Seelenruhe erfreute ich mich in der Mitte des Flügels eines reizenden Spielzeuges. Die Treasury, wie sie sein sollte, scheint hier von einem Architekten aus dem Reiche Oberons und Titaniens aufgeführt, gleichsam um etwaige Herzen knickeriger Senatoren zu erobern und umzustimmen, indem man an ihren Schönheitssinn appellirt und den Unterschied zeigt, der zwischen der symmetrischen, ein harmonisches Ganzes bildenden, kleinen, idealen Treasury und der Treasury, wie sie jetzt ist, stattfindet. Als wir später den verpönten östlichen Theil durchwandelten, fühlte ich, daß eine so altmodische Schmach kein Recht zur Existenz hat. Niedrige, gewölbte Corridore erdrücken Einen fast, nachdem man die splendiden, weiten Hallen im Rücken gelassen hat. Die an beiden Seiten sich öffnenden Mönchszellen correspondiren nur mit dem kleinlichen Ganzen. Jedoch mußte ich mir gestehen, daß der verkümmerte Treasury-Clerk von heute weit besser in diesen alten Theil paßt, als in jene eleganten, mit reichen Teppichen geschmückten Räume des neuen Anbaus, die gar zu grausam an den Contrast mit seinem Proletariat daheim erinnern, in das er kopfüber versinkt.

Darum war auch die Demonstration des Indignationsmeetings ganz am Platze, als die schmucken Offiziere der Treasury-Miliz ein Promenadenconzert mit Ball veranstaltet hatten, theils um ihre Uniformen im hellen Licht vor schönen Augen leuchten zu lassen, theils aber um ein Geschäftchen für's Regiment dabei zu machen.

Trotz aller Stärke der kräftigsten Phrasen der Indignirten, wie z. B.: "Resolved: When the country is clad in mourning, and the Treasury-clerks are clad in rags", war der Ball doch ein Succeß. Die Indignirten blieben daheim — die Offiziere brillirten — die Quartiermeister amüsirten sich und — bezahlten. Man „machte gut aus" und tilgte die Schuld für die herrlichen Blasinstrumente, welche in einem schönen Wandschrank, dicht neben der Miniaturtreasury, zur Schau gehängt wurden.

Nachdem ich in der netten Office eines alten Freundes zum zweiten Mal ein tüchtiges Schwitzbad genommen hatte, verabschiedete ich mich dankbar von dem Gelben auf der Freitreppe der Ostfront. Beim Hinausgehen hatte mich einer der gewaltigsten nordischen Luftzüge gepackt, die je Amerikas Bäume schüttelten. Schauernd eilte ich nach Hause.

Das war mein Besuch in der Treasury. Nächste Nacht machten alle Kobolde von dort mir ihre Gegenvisite. Sie kamen als kleine, grüne Laubfrösche, rieselten mir über den Rücken, trommelten mir vor den Ohren herum, drückten meine armen Augäpfel, zerrten an meinen Gliedern, so lange, bis ich fühlte, daß sie zu kurz seien, und ich mich wie besessen anf meinem Lager wälzte. Einige setzten sich auf meine Brust mit dem Gewichte der Riesen.

Eine Fieberphantasie reihte sich an die andere, bis ich ungeduldig aufsprang und am folgenden Abend das ganze Geschmeiß durch ein Senffußbad verjagte. Meine Erkältung fand darauf in einem kolossalem Schnupfen ihren Ausweg.

Reisende Agenten für die Monatshefte

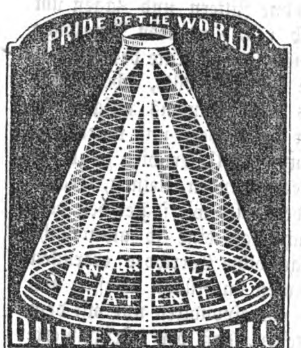
Carl Wieland.
M. Cassirer.




FASHIONS FOR 1866.

Der neue Reifrock.

BRADLEY'S DUPLEX ELLIPTIC (or double) SPRING SKIRTS.



Sie biegen und brechen nicht wie die einfachen Reife, sondern behalten ihre anmuthige, vollkommene Form, wo drei oder vier gewöhnliche Reifröcke als unnütz fortgeworfen werden müssen. Jeder Reif besteht aus zwei fein gearbeiteten Stahlfedern, eng und fest, Rand an Rand, zusammengeschweißt, und bilden so zugleich die **stärksten, biegsamsten** und **leichtesten** Reife, die je fabricirt wurden. In der That übertreffen sie für den Gebrauch auf der Promenade, oder im Hause, in der Kirche, im Theater, in Eisenbahn- oder andern Wagen, im Gedränge 2c. 2c. alle andern. Bequemlichkeit, Dauerhaftigkeit und Billigkeit verbinden sie mit der eleganten Façon, welche DUPLEX ELLIPTIC zu den **Muster-Reifröcken der fashionabeln Welt** gemacht haben. Für junge Damen, junge Mädchen und Kinder sind sie mit nichts Anderm zu vergleichen.

Fragt nach
DUPLEX ELLIPTIC (or double) SPRING SKIRT.
Angefertigt allein bei
WESTS, BRADLEY & CARY,
den alleinigen Inhabern des Patents.
97 Chambers, und 79 & 81 Reade-Street, New-York.

Zu verkaufen in allen Läden ersten Ranges in den Vereinigten Staaten, Havana de Cuba, Mexico, Süd-Amerika, West-Indien und andern Ländern.

Staten Island.

Fancy Dying Etablishement.

Barrett, Nephew & Co.,

No. 5 und 7 John Street, 718 Broadway, } New-York.

No. 269 Fulton-, Ecke von Tillary Street, Brooklyn,
und No. 47 North 8te Straße, Philadelphia,

fahren fort, **Damen-** und **Herrenkleider** zu färben und zu reinigen; **seidene, Sammet, Merino** und andere **Kleider, Mäntel,** u. s. w. werden mit Erfolg gereinigt, ohne aufgetrennt zu werden. Ebenso **Herrenröcke, Hosen, Westen** u. s. w.

Glacee-Handschuhe und **Federn** gefärbt oder gereinigt. Lange Erfahrung und Geschäftskenntnisse befähigen die Unterzeichneten, ihre Arbeiten mit Erfolg zu betreiben. Waaren werden per Expreß geholt und zurückgeschickt.

Barrett, Nephew & Co.,
5 und 7 John Street, und 718 Broadway, New-York,
269 Fulton-, Ecke von Tillary Street, Brooklyn,
und 47 North 8te Straße, Philadelphia.

C. F. ADAE,

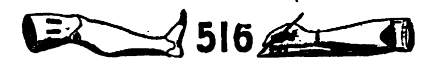
Europäisches Bank- und Wechsel-Geschäft,

Cincinnati, Ohio.

CONSULAT fuer Preussen, Bayern, Wuerttemberg, Hannover, Sachsen, Baden, Oldenburg, Grossherzogthum und Kurfuerstenthum Hessen, Mecklenburg-Strelitz und Schwerin, Nassau, Sachsen-Meiningen und Altenburg und Frankfurt a. M.

C. F. ADAE, CONSUL.

Künstliche Arme und Beine.



Selpho's Patent, 516 Broadway.

Die willkommensten Substitute für verlorene Gliedmaßen, welche jemals erfunden wurden. (Etablirt seit 26 Jahren.) Um sich vollständig über das Nähere in Kenntniß zu setzen, lasse man sich ein Patent mit Zeugnissen von Selpho u. Co. Son, 516 Broadway, New-York, dem N.-Y. Hotel gegenüber, senden.

N.B. Soldaten werden gegen eine Promesse vom General-Chirurg der Armee der Vereinigten Staaten kostenfrei mit dem Fehlenden versehen.

Henry Greenebaum. David S. Greenebaum. Louis Kullmann.

Henry Greenebaum & Co.

Deutsches

Bank u. Passagegeschäft,

Ecke Lake- und Lasalle-Straße,

CHICAGO, ILLINOIS.

Wechsel in beliebigen Summen und Sichten auf alle bedeutenden Städte Deutschlands, Frankreichs Norwegens, Schwedens, Dänemarks, Italiens und der Schweiz.

Passage per Dampfer und Segelschiff von Hamburg, Bremen, Antwerpen, Rotterdam, Havre, Christiania, Liverpool und Queenstown.

Incasso-Geschäfte werden durch unsere ausgedehnten Verbindungen in ganz Europa mit Schnelligkeit besorgt und eingezogene Gelder in Gold ausbezahlt.

H. Greenebaum & Co.,

Chicago, Ill.

HILLER & CO.,

Bank- u. Inkassogeschäft,

No. 3 Chamberstr., New-York,

geben Wechsel und Creditbriefe auf alle größeren Plätze Europa's, versenden Gelder nach jedem Orte Deutschlands mittelst des deutschen Postverbandes, und besorgen den Einzug von Erbschaften und Vermögen vermittelst Vollmachten auf schnellste und billigste Weise.

☞ Anfragen aus dem Lande finden prompte Beachtung. ☜



J. B. HOEKER,
PRACTICAL OPTICIAN,
312½ FULTON STREET,

Near Pierrepont, BROOKLYN.

Chs. Wehle,
Attorney, Counsellor at Law and Solicitor of Patents,
290 Broadway, Room No. 6, New York, and 200 Washington St., Hoboken.

Edward Mehl,
Nro. 156 und 158 Fulton St., New-York.

Restaurant und Importer

von

Rheinweinen und Emmenthaler Schweizerkäse, Wholesale und Retail zu den billigsten Preisen.

Aufträge von auswärts werden prompt ausgeführt.

Chas. F. Schmidt,
(früher C. F. und H. G. Schmidt,)

Importeur von Wein und Branntwein ꝛc.,
New-York. — 20 S. William-Str. — New-York.

Fleischmann & Ulrichs,
71 New St., New-York.

Importeure von europäischen Produkten, Früchten u. s. w.,

Kommissionsgeschäft in amerikanischen Produkten.

ST. LOUIS, MO.
Angelroth & Barth,
Nordwest-Ecke der Zweiten und Chesnut-Straße, St. Louis, Mo.

Europäisches Wechsel-Geschäft
und

Consulate für die deutschen Bundesstaaten
(ausgenommen Hannover und Frankfurt a. M.)

Durch unsere direkten Verbindungen mit den meisten Städten Deutschlands, Frankreichs und der Schweiz sind wir im Stande, Wechsel in beliebigen Beträgen und Sichten zum billigsten Cours abzugeben.

Wir nehmen Beträge von 3 Dollars und aufwärts an und zahlen jederzeit bei Rückgabe eines bei uns gekauften Wechsels das Geld dafür ohne Abzug zurück.

St. Louis, Mo. Angelroth & Barth.

Frei Missouri!

Die Missouri

Land-Gesellschaft.

CAPITAL . . . . . $500,000.

Office: No. 12 Nord 5. Straße,

St. Louis, Mo.

Direktoren:

E. W. Fox, von der Firma Pratt und Fox,
W. H. Maurice, früher Collector von St. Louis Co.
Madison Miller, Fond-Commissär der Pacific-Eisenbahn,
W. H. Benton, früher von der Firma Pomeroy und Benton,
Chas. H. Howland, Staatssenator.

Chas. H. Howland, Präsident,
W. H. Maurice, Vice-Präsident,
Madison Miller, Land-Commissär,
Felix Coste, Schatzmeister.

Die Gesellschaft verkauft und kauft Grundstücke aller Art.

Sie besorgt die Zahlung von Steuern für Nichtbewohner und beschäftigt sich mit der Ausbeutung oder dem Verkauf von

Mineral-Ländereien.

Sie besitzt außerordentliche Vortheile, um Capital in

westlichen Ländereien

anzulegen.

Sie leiht Gelder

auf rentable Grund-Eigenthums-Sicherheit

in Stadt oder Land aus, je nachdem dies gewünscht wird.

Einwanderer, welche eine Heimath suchen, oder Agenten für Colonieen, die große Strecken Landes zu lociren beabsichtigen, werden es in ihrem Vortheil finden, sich an diese Gesellschaft zu wenden.

Alle Anfragen werden prompt und unendgeltlich beantwortet.

Der Unterzeichnete ist mit den oben genannten Herren persönlich bekannt und giebt denselben gern das beste Zeugniß in Betreff ihrer hohen Respectabilität, Vertrauenswürdigkeit und Fähigkeit als Geschäftsleute.

Friedrich Münch, Staats-Senator.




Deutsch-Amerikanische Monatshefte

für

Literatur, Kunst, Wissenschaft und öffentliches Leben.

Redigirt von

Rudolph Lexow.

III. Jahrgang. I. Band. 1866. Mai-Heft.

Die Indianer als Bundesgenossen der Deutschen im nordamerikanischen Freiheitskampfe.

Von Max von Eelking in Meiningen.*)

Als im Jahre 1776 nach langer Gährung in den englisch-nordamerikanischen Colonieen jener denkwürdige fast achtjährige Krieg zum Ausbruch kam, nahm bekanntlich das brittische Gouvernement in der Bedrängniß seine Zuflucht zu mehreren deutschen Fürsten, ihm gegen Geld und gute Worte mit Truppen beizustehen. Es fand Gehör, und so entstanden die bekannten, zugleich aber auch verrufenen Subsidientraktate.

Aber nicht nur der deutschen Hülfe bedienten sich die Britten in jenem Kriege, man verschmähte auch die der Indianer nicht, und auf diese Weise führte das Geschick den cultivirten Deutschen mit der wilden Rothhaut als nächstem Bundesgenossen zusammen. Gewiß eine seltsame Fügung.

Man hat vielfach und mit Recht nicht begreifen können, wie die Engländer, als eine der civilisirtesten und freisinnigsten Nationen, sich wiederholt der Hülfe der Indianer bedienen konnten, deren Rohheit, Wildheit und Schauder erregende Grausamkeit ihnen aus den vorigen Kriegen her, die sie bereits auf dem amerikanischen Continent geführt und in denen sie stets Wilde für und gegen sich hatten, sattsam bekannt sein mußte.

Ein Schrei des Entsetzens und der Entrüstung drang auch jetzt durch die Bevölkerung der feindlichen, wie auch der noch befreundeten Provinzen, namentlich im Norden, als es bekannt wurde, daß die brittischen Generäle die Anerbietungen mehrerer Indianerstämme, sich am Kriege gegen die Colonieen mit zu betheiligen, nicht zurückgewiesen hatten. Man konnte sich dieses Anfangs um so weniger erklären, als gerade die brittischen Generäle, die sich zuerst in Unterhandlungen mit den Wilden einließen, sonst als rechtliche und wohlwollende

*) Verfasser des Buches „Die deutschen Hülfstruppen im nordamerikanischen Befreiungskriege, 1776 — 1783."








Männer bekannt waren. Wir werden die Lösung dieses Räthsels in dem Folgenden bald finden.

Die Streitkräfte des brittisch-deutschen Heeres, das nach Amerika bestimmt war, theilten sich bekanntlich gleich Anfangs in zwei Hälften, wovon die eine, und zwar schwächere, nach Canada, die andere, stärkere, vom Hudson bis in die feindlichen Provinzen herunter dirigirt wurde. Nach ersterem Lande kamen auch die Braunschweiger, Hessen-Hanauer und später die Anhalt-Zerbster, in die südlichen Gegenden die Hessen-Kasseler, Waldecker und die Ansbach-Bayreuther.

In Canada hatten sich die Indianer am stärksten beim Kampfe betheiligt; ihre Zahl wuchs bald zu einigen Tausenden an. Der General Sir Guy-Carleton, Gouverneur der Provinz, galt nicht nur als einer der tüchtigsten und erfahrensten Generäle in den brittischen Armeen, sondern auch als ein durchaus verständiger, rechtlicher und das Beste wollender Mann, der sich die Achtung der Landesbewohner längst zu erwerben gewußt hatte, woher es auch kam, daß Canada noch die ruhigste und dem Könige ergebenste Provinz in den Colonieen geblieben war. Wie traf es sich nun aber, daß gerade hier die Hülfe der Indianer am stärksten in Anspruch genommen wurde? Die Antwort liegt näher, als man meinen möchte: das brittische Gouvernement glaubte diese Maßregel durch die Nothwendigkeit geboten, und es ertheilte seinen Generälen die darauf bezüglichen Instruktionen. Man hatte bereits in den früheren Kriegen, in denen die Colonisten noch gemeinsam mit den Engländern gegen die Franzosen um den Besitz Canada's fochten, die Indianer genugsam kennen gelernt. Man wußte aus der Erfahrung, daß diese bei einem abermaligen, in ihrer unmittelbaren Nähe ausbrechenden Kriege nicht müßige Zuschauer bleiben würden; ihre habgierigen Neigungen, sowie ihre wilden, ungezügelten Leidenschaften ließen sie nicht in diesem passiven Zustande verharren. Hatte man daher diese kriegerischen und raubsüchtigen Wilden nicht als Freunde, so konnte man sicher darauf rechnen, sie gegen sich, und somit eine nicht zu verachtende Gefahr mehr zur Stelle zu haben. Dieses war für die im Norden commandirenden brittischen Generäle um so bedenklicher, als es gleich Anfangs im diesseitigen Operationsplan lag, mit dem größeren Theil der canadischen Armee sich am Hudson mit der anderen, stärkeren zu vereinigen, und nur die nöthigsten und entbehrlichsten Truppen zur Deckung Canadas zurückzulassen. Die Streitkräfte im Norden waren den dort operirenden Generälen ohnedies äußerst spärlich zugemessen, und hätte man auch noch die Indianer gegen sich gehabt und diese im Zaum halten müssen, so hätte entweder die Armee noch schwächer als sie ohnedies schon war, nach dem Süden abgehen können, oder die Lage der wenigen zurückgebliebenen Truppen, sowie die der loyalen Bewohner, wäre noch precärer geworden, zumal die Oppositionspartei Alles aufbot, auch Canada zu insurgiren. Man hatte hier zwischen zwei Uebeln zu wählen, und griff in dieser Situation zu dem anscheinend geringeren; wenigstens schützte man diese Motive von Seiten des brittischen Gouvernements vor. Die Wilden mußten







bei einer civilisirten und wohldisciplinirten Truppe lästige Gäste sein, aber sie waren auch wieder zu gebrauchen. Sie waren der wilden, fast unzugänglichen Gegenden kundig, und auch in den ihnen ganz fremden wußten sie sich vermöge ihres schärferen, man möchte sagen instinktmäßigen Spähersinns besser zu orientiren, als der gewandteste Europäer. Ihre geschärften Sinne und ihre Ausdauer, sowie ihre Behendigkeit, List und Verschlagenheit machten sie besonders zum Vorposten- und Patrouillendienst geeignet. Katzenartig wußten sie sich an den Gegner heranzuschleichen und über das überraschte Opfer herzufallen, oder wie die Schlange im Verstecke dasselbe zu erlauern. Dafür zeigten sie sich in offener Feldschlacht weniger brauchbar und muthig, und ergriffen gewöhnlich nach dem ersten mißlungenen Anprall das Hasenpanier.

Dem Feinde blieben sie aber stets ein Schrecken. Wehe Dem, der in ihre Hände fiel. Das Opfer hatte gewöhnlich die furchtbarsten und raffinirtesten Martern zu erwarten. Tod oder Verstümmelung waren gewiß; das Geringste war bei ihnen noch das Scalpiren.

Die humaneren brittischen Generäle suchten zwar den Beistand dieser Unholde nicht; sie nahmen ihn aber meistentheils an wenn er ihnen geboten wurde. Kurz nach der Ankunft der ersten deutschen Truppen in Canada erschienen Deputationen von verschiedenen Indianerstämmen, die ihre Dienste anboten. Es waren die der Irokesen, Huronen, Algonqui's, der Anabake's und Outai's oder Ottawa's.

Schon vor Ankunft der Deutschen, im Jahre 1773, befanden sich Indianer bei der brittischen Armee, und je mehr der Kampf entbrannte, desto zahlreicher betheiligten sie sich an demselben.

Der ersten Audienz, die Carleton den Deputationen der fünf Stämme der Irokesen ertheilte, wohnten die deutschen Offiziere in Montreal in der Jesuitenkirche am 23. Juni 1776 bei. Man bemühte sich offenbar, dieser von brittischer Seite einen möglichst feierlichen Anstrich zu geben, der aber für die meisten Deutschen, die einer solchen Ceremonie noch nicht beigewohnt hatten, mehr Lächerliches haben mußte.

In voller Uniform, den betreßten Hut auf dem Haupte, saß General Carleton mit seinen höheren Offizieren in Lehnstühlen auf dem hohen Chor, der mit prachtvollen bunten Teppichen belegt und behangen war. Man schien den Rothhäuten mit möglichstem Pomp imponiren zu wollen und hierzu alle Pracht und Herrlichkeit zu entfalten. „Der zahlreichen Deputation, gegen 300 Mann stark, die aus den Nobilis der Stämme bestand, waren ihre Plätze im Schiff der Kirche, auf den dortigen Bänken angewiesen worden. Hier saßen oder kauerten die Wilden. Dampf wirbelte vor ihnen auf, aber nicht aus den geheiligten Weihrauchgefäßen, wie sonst an dieser Stätte, sondern aus dem Calumet oder der Friedenspfeife, aus der sie ein stinkendes Kraut qualmten.

Jeder der fünf Stämme hatte seinen Dollmetscher, und nach einer sehr ceremoniösen Begrüßung von beiden Seiten begannen die Verhandlungen in französischer Sprache. Der langen und blumenreichen Rede kurzer Sinn von







Seiten der Indianer war folgender: Die bösen und undankbaren „Rebellen“ hätten sich an ihrem guten „Großvater“, Sr. brittischen Majestät, schwer vergangen, und sie wären aus diesem Grunde zum lieben „Vater“ Carleton gekommen, dessen Tapferkeit sie hoch priesen, um ihm beizustehen und die Empörer wieder zum Gehorsam zu bringen. — Nachdem diese Gefühle mit möglichster Sentimentalität ausgesprochen worden waren, verlangte man vom „guten Vater“ Branntwein, um auf seine und des „Großvaters“ Gesundheit trinken zu können.

Der Gouverneur dankte ihnen für ihre Bereitwilligkeit und nahm ihre Anerbietungen unter gewissen Bedingungen an. Darauf zogen sie, die Häuptlinge an der Spitze, einzeln an ihm vorüber, und reichten ihm, sowie jedem der Offiziere, die Hand, als Zeichen ihrer Ergebenheit und Freundschaft. Carleton und General Philipps wurden überdies noch mit einigen Prachtexemplaren von Scalps beschenkt, die vielleicht einst brittischen Häuptern gehört haben mochten. So endete diese mehr lächerliche als erhabene Ceremonie.

Carleton ließ ihnen darauf einige Rinder, Schweine und Branntwein verabreichen, und nun verbrachten sie den Abend und die Nacht mit Schmausen und Tanzen, wobei der Flasche nicht wenig zugesprochen wurde, so daß es hier schon zu mancherlei Ausbrüchen der leicht übertünchten Bestialität kam.

Am 18. Juli erschienen abermals Deputationen einiger Indianerstämme mit gleichen Anerbietungen bei Carleton. Dieser nahm sie zwar in Gegenwart des deutschen Generals v. Riedesel an; aber er dankte dieses Mal für ihre Dienste unter mancherlei Vorwänden und ließ sie nach ihrer Weise bewirthen. Er wollte die Freundschaft mit den Söhnen der Wildniß offenbar nicht zu weit gehen lassen, es aber anderntheils auch nicht ganz mit ihnen verderben.

Als im Jahre 1776 dem General Bourgoyne an Carleton's Stelle die Führung der Nordarmee übertragen worden war, befanden sich auf dem Zuge nach Albany herunter einige Tausend Indianer bei diesen Truppen. Auch der braunschweig'sche General von Riedesel, der die Deutschen, welche zu einer besondern Colonne formirt waren, befehligte, hatte eine starke Abtheilung Indianer bei sich. Bei dem Corps, das unter Oberst St. Leger eine Diversion nach dem Mohawkthale unternehmen mußte, operirten Hessen-Hanauische Jäger gemeinschaftlich mit den Wilden, von denen sich gegen 600 Mann bei diesem Corps befanden.

Noch während des Zuges stießen Verstärkungen von den Wilden zur Armee. So erschienen Deputationen von den christlichen Stämmen der Anabake's, Algonqui's und Irokesen, gegen 400 Köpfe, denen Bourgoyne am 21. Juni im Lager zu Point au Sable eine feierliche Audienz gab. Diese fand im Freien statt, und auch die deutschen Soldaten konnten Zeugen des wunderlichen Schauspiels sein.

Der brittische General erschien mit dem deutschen, den sämmtlichen Ober-Offizieren und einem glänzenden Stabe in voller Uniform und nahm unter







einem Baldachin Platz, der aus Laubwerk errichtet und mit bunten Kränzen und Fahnen behangen war. In einem ihm gegenüberstehenden Laubzelte befanden sich die Häuptlinge mit ihren Dollmetschern, während die übrigen Indianer drum herum kauerten und aus ihrem Calumet schmauchten.

Nach den üblichen Begrüßungen und nachdem die Häuptlinge gesprochen und ihre Dienste angeboten hatten, nahm Bourgoyne das Wort. Wir müssen hierbei bemerken, daß dieser General nicht wenig eitel war, und bei besonderen Gelegenheiten gern seine vermeintliche Beredtsamkeit leuchten lassen wollte. Ebenso liebte er Putz und anderen eitlen Tand, um Aufsehen zu erregen. Er war — rund heraus gesagt — bei mancherlei nicht zu verkennenden Fähigkeiten, ein Geck. — Er galt als ein Schöngeist bei der brittischen Noblesse, und wußte neben Armeebefehlen und Dispositionen auch Dramen und Romane, und vielleicht besser als jene, zu schreiben. Auch hier konnte er seine Redekunst den Truppen gegenüber zeigen, und mit vielem Pathos hielt er folgende Ansprache an die Söhne der Wildniß:

„Es ist mir sehr lieb, daß Ihr Euch hier eingefunden habt, ohne auf Eurem Wege Ausschweifungen zu begehen, oder die Einwohner zu beunruhigen; es ist ruhmwürdig für Euch, daß Ihr Uebelgesinnten kein Gehör gegeben habt. Wenn Ihr Gesinnungen habt wie sie sich für brave Kriegsleute schicken, so werden Euch alle mit dem großen Könige verbundenen Fürsten hochschätzen. Vor allen Dingen aber müßt Ihr Euch niemals weigern, den Befehlen zu gehorchen, die ich Euch, als Euer Vater, mittheilen werde. Der wichtigste von diesen Befehlen ist, nnd Ihr müßt solchem jederzeit auf das Genaueste nachkommen: daß Ihr keine Grausamkeiten begeht und namentlich wehrlose Greise, Weiber und Kinder nicht mißhandelt. Das Scalpiren will ich Euch nicht ganz und gar verbieten; Ihr müßt aber solches niemals gegen Leute ausüben, welche unbewaffnet, verwundet oder dem Tode nahe sind, denn sehet: wer edel denkt, für Den schickt es sich nicht, grausam gegen Wehrlose zu sein, und sobald Euer Feind die Waffen von sich wirft, hört er auf, Euer Feind zu sein, alsdann ist er Euer Kriegsgefangener, der sich Eurem Könige unterwirft. Alle solche Gefangene müßt Ihr, ohne ihnen irgend Leid zuzufügen, in meine Hände liefern. Nur Diejenigen könnt Ihr umbringen, verwunden oder auch scalpiren, welche sich Euch hartnäckig widersetzen und sich auf keinerlei Weise ergeben wollen. Diese gebe ich völlig in Eure Hände, und verspreche Euch Belohnung wenn Ihr mir die Hauptyhaare derselben bringt. Ihr seid mir als brave Kriegsleute bekannt, wir wollen einander gute Beispiele geben. Von Euch wollen wir lernen, den Feind zu überwinden, dabei aber einen Unterschied zu machen, ob es sich schickt, streng oder großmüthig gegen ihn zu verfahren. Je mehr Großmuth Ihr ausübt, desto vollkommener und rühmlicher wird unser Sieg sein. Zum Beweis, wie sehr ich mit Euch zufrieden bin, werde ich Rum und Ochsen unter Euch vertheilen lassen; allein befleißiget Euch der Mäßigkeit, damit Ihr morgen bereit seid, auf das erste Zeichen marschiren zu können."

Wir haben deswegen die Rede hier wörtlich angeführt, weil man am







deutlichsten daraus ersehen kann, wie Bourgoyne und die brittischen Offiziere überhaupt die Hülfe und Bräuche der Indianer nahmen. Es muß Jeden widerlich berühren, daß hier nicht nur ein scheußlich grausamer Brauch, das Scalpiren, erlaubt, sondern unter gewissen Umständen auch noch belohnt wird. Aber auch hier darf nicht übersehen werden, daß die Umstände oft mächtiger waren als der Wille. Die Wilden von dem eingefleischten Brauche abzubringen, war bisher eine reine Unmöglichkeit gewesen; alle Bemühungen der brittischen und deutschen Generäle waren dabei gescheitert. Die hier versammelten Indianer hatten den christlichen Glauben angenommen. Wenn es aber den Missionären und Geistlichen nicht gelungen war, diesen Grausamkeiten zu steuern, wie konnte man das von Laien verlangen? Diese Natursöhne waren nur dem Namen nach Christen; sie lebten immer noch mehr als Heiden und in ihren fortgeerbten Gewohnheiten. Der Scalp des erlegten Feindes war ihr höchstes Siegeszeichen, ihre stolzeste Zier; je mehr Scalpe Einer aufweisen konnte, desto höher stieg sein Ansehen und sein Einfluß. Was für den civilisirten Europäer der Orden, war beim Indianer der Scalp, und in gewisser Beziehung noch mehr. Zudem war die Verfügung, die Scalps gegen Geld einzulösen, nicht von den Generälen, sondern direct vom brittischen Ministerium selbst ausgegangen, dessen Weisungen sie zu befolgen hatten.

Mit Gewalt konnte diesem Unfug am allerwenigsten gesteuert werden. Der Wilde wurde durch die geringste Beleidigung tief verletzt; er ließ nicht eher ab, bis er seine Rache gekühlt, die vermeintliche Schmach mit Blut getilgt hatte. Jeder Stamm machte die Sache des Einzelnen zur gemeinsamen, und so kam es hier und da vor, daß nach einer Zurechtweisung oder gelinden Bestrafung eines in unsern Augen nichtswürdigen Individuums gleich Hunderte die Armee verließen und aus Freunden erbitterte Feinde wurden. Eine Bestrafung der Einzelnen konnte nur durch ihre Häuptlinge und eigenen Schiedsrichter stattfinden, aber auch hier nur in dem Falle, daß der Fehlende gegen die bestehenden Bräuche des Stammes gehandelt hatte.

Den brittischen und deutschen Befehlshabern waren mithin in dieser Beziehung die Hände gebunden, sie hatten eigentlich so viel wie keine Strafgewalt über die Wilden. Deshalb waren hier gütliche und deutliche Vorstellungen angewendeter, als nutzlose Drohungen.

Brittische und deutsche Offiziere hofften mit der Zeit jene Wildheit mehr und mehr abzuschleifen; aber der Krieg ist am wenigsten geeignet, wilde Leidenschaften und rauhe Sitten zu mildern, die gerade bei den Indianern auf das Heftigste hervortraten. Trotzdem zeigten sich die Stämme, die am längsten bei der Armee aushielten, mit der Zeit gefügiger und den europäischen Bräuchen bei der Kriegführung zugänglicher; aber auch die sonst Sanftmüthigsten und Ergebensten wurden plötzlich zu wilden Bestien, wenn sie durch Leidenschaften erregt wurden, namentlich im Trunke, dem sie so sehr ergeben waren. Deshalb wurden auch die möglichsten Anstalten getroffen, ihnen dergleichen möglichst zu entziehen, und der Gouverneur Carleton hatte sogar den Händlern und







Marketendern bei Strafe verboten, Branntwein an die Indianer zu verabreichen. Aber sie wußten sich diesen über Alles geliebten Feuertrank, sei es durch List oder Gewalt, immer zu verschaffen.

Zu jener Zeit bewohnten in Ober- und Nieder-Canada verschiedene Stämme die Landstriche, wohin die Strahlen der aufsteigenden Cultur noch nicht oder nur schwach gedrungen waren. Manche lebten noch ganz in ihren alten Gewohnheiten und Bräuchen und mehr im Naturzustande. Andere, namentlich näher an den Grenzen Wohnende, waren mit den weißen Nachbarn mehr in Berührung gekommen, und hatten etwas von deren Sitten angenommen. Die Stämme, die sich christliche nannten, hatten nur dunkle, unklare Begriffe von der wahren, reinen Lehre, und legten diese nach ihren Begriffen aus; die Meisten kannten nur Einiges von den gewöhnlichen äußern Bräuchen, in's Herz war noch Nichts gedrungen. Dafür aber lernten sie in Folge der näheren Berührung mit der Cultur deren Schwächen und Laster um so gründlicher, und die Schüler übertrafen bald darin ihre Meister. So waren die christlichen Indianer in der Regel verdorbener und tückischer als die noch rein heidnischen.

Zu den zahmsten und gefügigsten Stämmen gehörten die Huronen, die schon seit achtzig Jahren sich zum Christenthum bekannten und für die auch einst der gemüthliche Dichter Seume schwärmte, als ihn das Geschick hinüber auf amerikanischen Boden geschleudert hatte. Sie bebauten zwar ihre Felder und trieben Viehzucht, hatten aber noch viele ihrer alten Bräuche beibehalten, und das Licht des Christenthums leuchtete ihnen noch nicht klar. „Sie gehen — schrieb ein deutscher Offizier von dort — in die Messe, aber weiter haben sie noch keine Religionsbegriffe.“

Als die wildesten und grausamstem Rothhäute werden die Ottawas genannt, die an der Nordseite des St. Lorenzstromes und westlich von Montreal ab die Landstriche bewohnten, die der nach ihnen benannte Fluß durchströmt, der in den St. Lorenz mündet. Diese waren in den vorhergehenden Kriegen die erbittertsten Feinde der Engländer gewesen und hatten diesen unter ihren verwegenen Führern Langlade und St. Luc viel zu schaffen gemacht. Jetzt hielten sie unter denselben Führern zu des Königs Sache. St. Luc war ein Mann von 60 Jahren, ein wohlhabender und viele liegende Grundstücke besitzender Canadier, aber wild und unstät, wenn der Kriegslärm losging. Er selbst hatte es nicht verschmäht, sich eine nicht unbedeutende Anzahl von Scalps anzulegen, die größtentheils englischen Häuptern entnommen waren. Er bewahrte diese — wie man sich erzählte — in seiner Wohnung als Trophäen auf, während seine wilden Genossen sie als Zierde am Gürtel trugen. St. Luc war von den Amerikanern im früheren Kriege gefangen worden und hatte kurz vor dem Ausbruch des jetzigen seine Freiheit wieder erhalten. Unter ihm diente auch sein Schwiegersohn, Namens Naudière, ebenfalls ein wohlhabender, angesessener Mann, der einen Haufen Indianer führte.

Die Ottawas galten sämmtlich noch als Heiden und Anthropophagen.






Groß und stark gebaut, der Körper bunt bemalt und auf ihre Weise sonst herausgeputzt, dabei Trotz und kriegerische Haltung zeigend, boten sie einen merkwürdigen, aber auch imponirenden, ja zum Theil schauderhaften Anblick. Dem Feinde gegenüber mußte dieser noch furchtbarer sein. Ein deutscher Offizier macht in einem Briefe folgende Beschreibung von ihnen:

„Sie suchen eine besondere Schönheit darin, ihre Gesichter zu bemalen, und ich habe Einige gesehen, welche mit vielerlei Farben angestrichen waren. Sie hatten oben von der Stirn an einen rothen Strich über die Nase bis an's Kinn, der auf beiden Seiten mit blauen Streifen eingefaßt war. Die eine Hälfte des Gesichts war grün, die andere gelb bemalt, und die Augen roth eingefaßt. Auch den Hals und die Brust bemalen sie sich roth. Der größte Theil von ihnen geht ganz nackt, und eine wollene Decke, in welche sie sich einwickeln, ist ihre ganze Kleidung. Man sieht Keinen unter ihnen, der nicht einen silbernen Ring durch die Nase trägt, und ihre Ohren sind mit außerordentlichen Lasten beschwert. Durch das große Gewicht werden die Ohren bis auf die Schultern heruntergezogen."

Als einstmals Carleton diese Wilden mit schönen, neuen wollenen Decken beschenkte, hatten sie solche sofort mit rother Farbe dick beschmiert. Andere verstümmelten ihre Ohren auf ganz besondere Art, indem sie den Saum derselben so abgelös't hatten, daß er am Halse herunterhing. Diejenigen, die keine Ringe in der Nase trugen, hatten bunte Schoten oder auch nur dicke Grashalme durchgesteckt. Die Haare rissen sie um die Mitte der Stirn herum aus, und ließen sie nur in der Mitte des Scheitels stehen, wo sie solche in einem Büschel zusammenbanden. Der Schädel war noch extra bunt bemalt. Als Krieger trugen sie eine lange Flinte, einen Gürtel mit einem Täschchen, den Scalps und dem gefürchteten Messer, hier und da auch wohl einen plumpen Ranzen, in den sie ihre etwaigen Lebensmittel oder den Raub mit herumtrugen. Die Ottawas waren im Kampfe furchtbar. Sie gingen diesem unter Abbrüllen ihrer Schlachtlieder muthig entgegen, und packten im Handgemenge nicht selten den Gegner wie die wilden Thiere mit den Zähnen. Es handelte sich nicht nur um den sichern Tod, sondern um die furchtbarsten und raffinirtesten Qualen. Hiervon nur einige Beispiele.

Ein französischer Ingenieur, der von Boston kam, fiel einem streifenden Trupp der Ottawas in die Hände. Damals war Frankreich noch nicht gegen England im Bunde, und da ihn deshalb die Wilden nicht als einen Kriegsgefangenen ansahen, so vermochte St. Luc nicht ihn zu reclamiren, sondern mußte ihnen solchen überlassen. Diese Indianer hatten, seitdem sie mit den Britten verbündet waren, einen besondern Haß auf die Franzosen geworfen, und da das unglückliche Opfer ihnen verfallen war, so wollten sie ihrer Grausamkeit ein Fest, und ihrem Gaumen zugleich ein besonderes Mahl bereiten. Ohne daß es St. Luc hindern konnte, führten sie den Gefangenen abseits in einen Wald, entkleideten ihn, banden ihn an einen Baum und schlitzten ihm an verschiedenen Stellen des Körpers das Fleisch auf. In diese






Schnitte steckten sie kleine Fichtenreiser, und brannten diese an. Während der so Gemarterte in seinen furchtbaren Qualen aufschrie, tanzten die Kannibalen in teuflischer Lust um ihr Opfer herum. Da kamen eben einige britttische Offiziere hinzu. Als sie sahen, daß der Unglückliche nicht mehr gerettet werden konnte, riß der Eine dem nächststehenden Indianer die Flinte aus der Hand und schoß, um die Qualen des Opfers zu enden, diesem eine Kugel in's Herz. Erbittert und mit viehischer Gier warfen sich nun die Wilden auf ihn und schnitten sich Stücke des halbgeschmorten Fleisches aus. Das Herz wurde dann ausgerissen und stückweise vertheilt. Dann band man den Leichnam ab, briet ihn am Feuer und nagte ihn bis auf das Gerippe ab.

So wurde die Geschichte damals in amerikanischen Blättern erzählt, die bei solchen Gelegenheiten freilich gern übertrieben, weshalb wir das hier Erwähnte nicht in allen seinen Einzelheiten verbürgen wollen; doch ist nicht zu leugnen, daß die Wilden solcher Gräuelthaten fähig waren und Unglückliche auf diese furchtbare Weise mehrfach von ihnen hingeopfert wurden.

Ueber die Art und Weise, wie die Indianer ihre Kriegsgefangenen zu behandeln pflegten, erzählt Dr. Robertson in seiner Geschichte von Amerika Folgendes:

„Sie führen solche mit sich in ihre Wohnungen, wo die Weiber des Dorfes mit der Jugend, die noch nicht im Stande ist, die Waffen zu tragen, sich versammeln und in zwei Reihen stellen, durch welche die Gefangenen gehen müssen, wobei sie mit Stöcken gepeitscht und mit Steinen auf eine grausame Weise beworfen werden. Nachdem solches geschehen ist, beweinen sie ihre eigenen Leute, die im Treffen geblieben sind. In einem Augenblick aber, wenn das Zeichen gegeben ist, verwandelt sich die Trauer in Freude, und sie feiern ihren Sieg mit einem barbarischen Triumph. Die Alten berathschlagen sich über die Martern ihrer Gefangenen, die von Männern, Weibern und Kindern angefallen werden, um alle mögliche Rache an ihnen auszuüben. Einige brennen ihnen die Glieder mit glühenden Eisen, Andere verstümmeln ihre Körper mit Messern, und Andere zerren ihnen das Fleisch von den Knochen ab, reißen ihnen die Nägel aus der Wurzel, verdrehen ihnen die Sehnen, bemühen sich aber, die Haupttheile zu schonen, damit sie die Martern verlängern können." — Bei Saratoga wurde ein amerikanischer Capitän, Namens Cowler, von den Wilden gefangen. Nachdem ihm ein Häuptling erlaubt hatte, sein Gebet zu verrichten, wurde er mit dem Tomahawk niedergeschlagen. Darauf wurde ihm das Herz aus der Brust und das Fleisch stückweise vom Leibe gerissen, das mit Jubel von den Unmenschen verschlungen wurde. Zwei andere gefangene Amerikaner wurden erst gesotten und dann aufgefressen.

Mit Entsetzen wenden wir den Blick von diesen grausigen Bildern ab, die nur durch die raffinirteste Grausamkeit wilder Barbaren geschaffen werden konnten; aber sie sind hier nöthig, um sich einigermaßen einen Begriff von der Art und Weise zu machen, wie mit solchen Bestien gemeinsam Krieg geführt wurde. Die Colonisten fürchteten diese Schaaren auch wie die losgelassene







Hölle, und die brittischen Generäle, die solches wohl wußten, fanden hier ein Mittel, sich die Fouragirungen zu erleichtern, oder bei Vorpostenstellungen sich den Feind vom Leibe zu halten, denn da, wo Indianer die Vorhut bildeten, wagte sich nicht leicht ein Amerikaner heran, da er sich, was die List betraf, nicht mit der Rothhaut messen konnte.

Bei andern Stämmen findet man die Lust zu tödten und zu martern nicht in so hohem Grade. Handelte es sich darum, sich eines Gefangenen, gegen den der Wilde nicht besonders erbittert war, sondern der ihm mehr lästig fiel, zu entledigen, so verfuhr er weniger grausam, und nach seiner Meinung sogar theilnehmend. Ein deutscher Offizier schreibt darüber:

„Es ist bemerkenswerth, daß der Wilde darauf sinnt, wie er den Tod der Gefangenen, die ihm lästig werden, am wenigsten schrecklich machen möge. Er läßt gewöhnlich Denjenigen, den er tödten will, erst einschlafen und tröstet ihn vorher, um ihn ruhig zu machen."

Ein Anderer sagt weiter: „Unsere Wilden, die wir mit aus Canada gebracht und die dort entweder als christliche Wilde wohnen, oder wenigstens nahe daran stoßen, haben sich wie die Schweinigel betragen. Plündern haben sie recht ehrlich geholfen, und die Meisten sind zu Saratoga und Skenesborough zurückgeblieben. Hier haben sie sich auch recht bestialisch in Rum voll getrunken. Seit der Zeit sind nur Wenige ihren Anführern treu geblieben, sondern sie saufen sich nach gloriös beendigter Campagne wieder nach Haus und bringen so ihre Thaten auf die Nachwelt."

(Schluß folgt.)

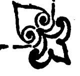
Napoleon der Zweite, von Victor Hugo.

Uebersetzt von Bella F. [Milwaukie.]

I.

Tausend achthundert elf! — O Zeit, wo Schaaren
Der Völker bange jener Stunde harren,
Daß der gewalt'ge Gott erhöre sie —
Wo hundertjähr'ge Staaten ängstlich zittern,
Das Louvre bebt — umleuchtet von Gewittern,
Wie einstens auf dem Berge Sinai.

Scheu wie das Roß, das seinen Herrn gesehen,
So flüstern leis' sie: Großes wird geschehen,
Ein Erbe wird dem ungeheuren Land!
Was birgt für ihn das Schicksal in dem Schooße,
Der, mächt'ger als Cäsar — als Rom, das große,
Das Loos der Menschheit lenkt mit eh'rner Hand?




Da plötzlich, sieh, zertheilet sich das Wetter,
Und stark und mächtig, wie die ew'gen Götter,
Erscheint der Auserwählte dieser Welt. —
Das Volk, das weithin wogende, es schweiget,
Als er sich lächelnd zu der Erde neiget,
Den Sohn in hoch erhob'nen Armen hält. —

Beim Hauch des Kind's der Dom der Invaliden,
Die Wölbungen und Säulen, die splendiden,
Erzittern wie die Aehr' im leisen Wind —
Und die Kanonen, die den Eingang hüten,
Grollen wie Donner in des Sturmes Wüthen
Beim ersten Schrei von diesem Königskind!

Und er — die kühne Stirne stolz gehoben,
Die Arme, die sonst auf der Brust verwoben,
Endlich einmal geöffnet weit und gern —
Er stützt das Kind mit väterlicher Rechte,
Und zeigt verklärt dem menschlichen Geschlechte
Den strahlenden, den neu erstand'nen Stern.

Im hohen Glück, den Erben seiner Kronen
Dem Volk zu zeigen wie den Nationen,
Die Zukunft prüfend mit entzücktem Blick —
Dem Adler gleich, der auf zum Gipfel schwebet,
Rief er, vom hohen, innern Stolz durchbebet:
„Mein ist die Zukunft — mein ist das Geschick!" —

II.

Nein, Sire, du lenkst die Zukunft nicht —
Gott ist es, der darüber wacht!
Mit jeder Stunde, die entfliegt,
Sagt uns die Erde: „Gute Nacht!"
Nie wird die Zukunft dir erhellt!
All', alle Geister dieser Welt:
Der Ruhm, das kriegerische Glück,
Der Fürsten heller Glorienschein,
Der Siegesgöttin lichte Schwingen,
Der kühnen Pläne leicht Gelingen,
— Du kannst sie leiten nicht — nicht zwingen,
— Nicht auf dem Dach das Vögelein! — — —
Nein! ob du noch so mächtig bist, — ob Schmerz dein harret oder Freud' —
In Dunkel bleibt es dir gehüllt — und nie vor der bestimmten Zeit
Erstarrt im Tod die Hand!







O Schatten, düsteres Phantom, — du unerbittlich strenger Gast,
Gespenst, das ewig sich verlarvt, und uns enteilt in wilder Hast,
„Morgen, wirst du genannt! — — —
O Morgen! inhaltschweres Wort! — —
Heut' sä'st du — morgen keimt die Saat —
Und morgen schon reift sie zur That! — —
Morgen! du Blitz in dunkler Nacht,
Du Wolke vor der Sonne Pracht,
Verräther, der uns streng bewacht —
Du Maurer — der die Steine fügt,
Stern, der da eilt von Zon' zu Zon' —
Paris — dem folgt das Babylon —
Morgen! Skelett vom Königsthron,
D'ran heute noch der Sammt sich schmiegt! — —
Das „morgen" ist ein edles Roß — das schäumend, todt zusammenfällt —
Morgen, Eroberer, es ist ein Moskau, das die Nacht erhellt
Mit rother Flammenpracht!
Die alte Gard' — die fern auf weiter Ebene man sah —
Das „morgen" ist ein Waterloo — ist ein St. Helena. —
Du willst, und fernen Städten zu
Trägt dich im Flug dein edles Roß —
Die Bürgerkriege schlichtest du
Mit Schwertesspitze scharf und bloß. —
Du willst! — und o, mein General,
Versperret ist der Themse Strahl,
Des Kriegers scharf gezückter Stahl
Verheißt den Sieg dir — dir allein!
Dir öffnen sich der Thore Riegel,
Es sprengt dein Wort die schwersten Siegel.
Den Heeren glänzt an deinem Bügel
Ein Stern in deiner Sporen Schein!
Die Dauer ruht in Gottes Hand — Gott ist's, der Zeit bestimmt und Raum —
Du willst's — und dich umgiebt die Pracht — der Erde Glanz und Duft und Schaum! —
Ja, unter allen Sterblichen bist du der Größte deiner Zeit! — —
Du willst! und es verschwindet, Sire, ein Reich — ein anderes entsteht!
Europa raubest du dem Karl — das Asien dem Mahomet —
Doch niemals reißet deine Macht das Morgen aus der Ewigkeit!

III.

O bitt're Lehre, trügerisch Phantom! — — —
Kaum ward dem Kind zum Spiel der Thron von Rom,
Kaum tönt in Ländern fern der Name sein,







Kaum leuchtet seine Stirn im königlichen Schimmer
Dem hoch erstaunten Volk — wie seid ihr immer, immer
So groß, so groß — und doch so klein! —
Kaum daß sein Vater Siege ihm gewann
Ihn mit lebend'gen Mauern rings umspann,
Die er anlächelte aus weichem Flaum —
Kaum daß mit fester Hand der allgewalt'ge Meister
Die Welt rings umgeformt, die angefüllt, wie Geister,
Mit Nebelbildern er im Traum —

Kaum daß die väterliche Hand den Pfad
Der Größe ihm, des Ruhms geebnet hat,
Sein Leben ihm geschmückt in aller Hast —
Kaum daß man ängstlich sucht, dem königlichen Erben
Die Pfeiler seiner Macht tief in die Erd' zu kerben,
Daß fest und sicher sein Palast —

Kaum daß an Frankreichs Thor man ihm gestellt
Die Urne, die den Hoffnungswein enthält —
— Noch kostete es nicht vom Gift, das Kind —
Noch war es nicht berauscht vom flüchtigen Entzücken,
Als ein Kosack erscheint, der auf des Pferdes Rücken
Entführet es durch Nacht und Wind! — —

IV.

Als eines Tags der Aar zum Sonnenlichte schwebte,
Zerbrach das Schwingenpaar, das auf zum Aether strebte
In des wild brausenden Orkanes Wuth. —
Ha! Alle stürzten sich zu des Gewalt'gen Neste,
Die Großen raubten sich das Edelste, das Beste!
England den Aar — und Oesterreich die Brut!

Ihr Alle kennt sein Loos aus der Geschichte Sagen. —
— Wo hinter Afrika des Meeres Wogen schlagen,
Bewacht von Königen — schlau und gewitzt —
Dorthin ist er verbannt! — Im traurigen Exile,
An seiner Leidenschaft, an seiner Größe Ziele,
Sitzt sinnend er — das Haupt auf's Knie gestützt. —

O Gott! ob Nichts geliebt auf Erden der Verbannte?
Dies Löwenherz ist es, das voller Gluth entbrannte —
Er liebte seinen Sohn — der Mann von Erz!
Zwei Dinge blieben ihm, die seinen Geist erhellten —
Des holden Kindes Bild, die Karte dieser Welten,
Sein ganzer Genius — sein ganzes Herz!






Des Abends, wenn sein Blick in seiner Zelle irrte,
Was ist's, das dieses Haupt aus starrer Ruhe störte?
Was ist es, das er sucht in dunkler Nacht —
Wenn seine Peiniger schon ängstlich Schildwacht stehen,
Um der Gedanken Flug still lauernd zu erspähen,
Der auf der stolzen Stirn die Schatten jagt?

Nicht immer waren es, Sire, diese Heldensänge,
Die dich umgaukelten wie ferne Glockenklänge,
Arcole, ein Montmirail, ein Austerlitz —
Auch die Erscheinung nicht der alten Pyramiden,
Kairo's Pascha nicht, deß Rosse der Numiden
Mit scharfem Zahn der Deinen Brust geritzt. —

Nicht immer war's der Lärm der wild empörten Schlachten,
Wo manche Bombe sprang, wo die Kartätschen krachten,
Wo schwarze Wirbel in die Lüfte floh'n.
Wenn seines Mundes Hauch dies wilde Meer erreichte,
Schauern die Fahnen leicht — und eine jede neigte
Vor ihm, dem Sieger, sich im Bataillon!

Auch war es nicht Madrid — der Kreml nicht der Czaren,
Diana, die zur Jagd laut schmettert' die Fanfaren,
Der Bivouac nicht dort unterm Sternenlicht —
Nicht die Dragoner, nicht der Grenadiere Riesen,
Die Lanzenritter nicht — wimmelnd in langen Spießen,
Wie rothe Blumen in dem Korne dicht.

Nein! — was die hohe Stirn beschattet manche Stunde,
Es ist ein schlummernd Kind mit halbgeschloss'nem Munde,
Lieblich und rosig, wie der Orient,
Während der Amme Blick in stolzer Freude leuchtet,
Die mit des Busens Milch die rothe Lippe feuchtet,
Und freudig lächelnd seinen Namen nennt. —

Der Vater stützt alsdann auf's Knie die Arme beide —
Sein Herz, von Seufzern voll, erschließet sich der Freude,
Er weint — das Herz von süßer Lust geschwellt! — —
O sei gesegnet, Kind, deß Antlitz längst erbleichte —
Du einzig Wesen, das den düstern Traum verscheuchte
Vom Königsthron — von der verlor'nen Welt! —

V.

Todt sind sie Beide! — Gott, wie schwer straft deine Rechte! —
Erst stürzest du den Held — den Sieger im Gefechte,
Und raubest ihm den Thron.
Dann zügelt deine Hand des stolzen Geistes Streben.
Zehn Jahre reichen aus, das Leichentuch zu weben
Dem Vater und dem Sohn!







Ruhm, Jugend, Stolz — ihr all' ruht nun im dunkeln Grabe!
Wohl bliebe gern der Mensch bei seiner ird'schen Habe,
Ihm läßt der Tod nicht Zeit!
Ein jedes Element sinkt in sich selbst danieder,
Es nimmt den Hauch die Luft — die Erd' die Asche wieder —
Dich die Vergessenheit!

VI.

O Revolution! nicht ich,
Der schwache Sterbliche, begreift,
Was im Tumulte deiner Fluth
In Gottes Rath herangereift! —
Ob auch die Menge dich verlacht,
Welch Aug' ermißt, Gott, deine Macht? —
Wer weiß, ob die bewegte Fluth,
Der Strudel an des Abgrunds Rand,
Ob des Gewitters helle Gluth,
Ob der Orkan, der wild entbrannt,
Ob alles dies nicht vor sich geht,
Damit die Perl' im Meer entsteht? — —
Und doch — wie beugt ein Sturm so schwer
Die Fürsten, wie die Nation! — —
O, taub und blind ist, wie das Meer,
Ein Volk der Revolution! — —
— Was nützt dein armes Lied, Poet? — —
Was der Gesang, der bald verweht? — —
So wie die Woge brausend geht,
Verhallt dein Schrei in Hast! —
Dein Lied vergeht wie Nacht und Traum,
Der Wind zerstört der Federn Flaum.
Arm Vögelein! Du singst im Schaum
Auf des zerschellten Schiffes Mast! — —

O lange Nacht — o ew'ge Qual!
Der Himmel ist verhüllt im Nu —
Menschen und Dinge allzumal
Eilen dem dunkeln Abgrund zu. — —
— Alles vergeht und sinkt in Nacht,
Der Fürsten Wieg', — der Held der Schlacht,
Das graue Haupt — der Locke Pracht,
Napoleon und Napoleons Sohn! — —
In Nacht getaucht ist jedes Bild,
Es stürzen Fluth auf Fluthen wild,
Die dunkle Woge — sie verhüllt
Leviathan wie den Alcyon!







Europäische Federzeichnungen.

Von Karl Blind.

II. Ungarn und die extreme Nationalitäts-Theorie.

Ein eigenthümliches Schauspiel bietet sich seit Monaten in Ungarn dar. Dies Land, dessen Unabhängigkeit und Selbstregierung so oft irrthümlicher Weise auf Grund der sog. Nationalitätstheorie gefordert wurde, sucht sich gegenwärtig wieder zu seiner historischen Staatsexistenz herauszuringen, und zwar auf Grund von Ueberlieferungen, die mit jener Theorie sehr wenig zu thun haben.

Der Hauptträger dieser ungarischen Bewegung ist auch diesmal wieder der magyarische Stamm. Ein „asiatischer Eindringling" (wie die Panslavisten sich ausdrücken), der „gleich den Türken aus Europa vertrieben werden muß", hat dieser magyarische Stamm ein bedeutendes Geschick für Selbstregierung gezeigt und dadurch jene Doktrin zu Schanden gemacht, die nur den Europäern — d. h. also den älteren Einwanderern aus Asien! — eine politische Fähigkeit zugeschrieben wissen will. Ein erobernde s Streitervolk und parlamentarische Einrichtungen: der Gegensatz könnte nicht auffallender gedacht werden! Und doch haben wir in Ungarn eine solche Entwickelung erlebt — in früherer Zeit allerdings nur in der aristokratischen Form, 1848 dann auf breiterer demokratischer Grundlage. An der zukünftigen Gestaltung Ungarns braucht man also nicht zu verzweifeln, wenn gleich das Land jenseits der Leitha eine bunte Musterkarte von Völkerbruchtheilen bildet, die an der österreichischen Regierung einen stets wachsamen Herrn und Meister haben, während im Osten und Norden eine große slavische Macht dräuend auf den magyarischen „Eindringling" herabschaut, der die slavischen und rumänischen Stämme seiner Umgebung in einem gegen Rußland gekehrten Staatswesen zusammenhält.

Die Spannung zwischen Oesterreich und Preußen war der nächste Anlaß zu den neuesten, von der Wiener Regierung an die Ungarn gemachten Zugeständnissen. Aus der schleswig-holsteinischen Bewegung, die unter den Magyaren stets mannigfache Theilnahme gefunden hatte, ist für diese, durch einen eigenthümlichen Lauf der Dinge, ein nicht zu verkennender Vortheil erwachsen. Ueber den Ausgang etwas vorherzusagen, unterlassen wir gern. Schon 1860 waren die Ungarn auf dem Punkte, der Habsburgischen Regierung bedeutende Concessionen abzuringen; ein plötzlicher Umschlag jedoch — der Umschlag vom Oktober-Diplom zum Februar-Patent — änderte die ganze Scene. Ein Citat aus einer von dem Verfasser dieser Zeilen damals veröffentlichten Broschüre*) mag dazu dienen, die Gleichartigkeit der Lage von 1860 und 1866 nachzuweisen.

*) „Was sollen unsere österreichischen Bundesprovinzen thun?" (London, Teubner & Comp., 1860.)







„Vor dem Ernst der Ereignisse in Italien“, hieß es in jenem Schriftchen, „und vor der drohenden Stimmung in Ungarn sind die willkürlichen Centralisations-Bestrebungen, die den Ungarn mit dem Italiener, den Galizier mit dem Deutschen in eine und dieselbe Form zwängen wollten, zusammengebrochen. Seit tausend Jahren war die Geschichte Ungarns die eines eigengearteten, man kann kaum sagen Volkes, aber doch Landes, gewesen. . Der Versuch, die staatlichen Ueberlieferungen desselben mit einem Schwertschlage und einem Federzuge zu vernichten und an deren Stelle den straffen Formularismus einer vaterlandslosen Bureaukratie zu setzen, mußte früher oder später mißlingen — wie einschneidend auch die Maßregeln waren, die der Idee des östreichischen Gesammtstaates zum Siege verhelfen sollten. Es lebt in Ungarn — bei aller Verschiedenheit, ja Eifersucht, der Racen und Sprachen — ein Gefühl historischer Berechtigung, ein starker Trieb nach Selbstverwaltung. Dieser Trieb konnte eine Zeitlang gebeugt, in seinem Wachsthum niedergehalten, durch künstliche Hindernisse in falsche Richtung geführt werden. Seine Ausrottung ist ein zu schweres Werk selbst für eine Regierung geworden, die **kein** Mittel zur Erreichung ihres Zweckes scheute.“

Diese Worte zeichnen ganz wieder den heutigen Zustand. Ein **Schmerling'ches Interregnum** folgte allerdings auf die Bestrebungen von 1860. Heute jedoch sind die obigen Worte wieder so wahr, wie damals.

„Sich selbst wiedergegeben“ — hieß es weiter in jenem Schriftchen — „wird Ungarn nun suchen, diejenigen Grundbedingungen seiner Stärke und seiner Freiheit zu erlangen, die ihm das Diplom vom Oktober 1860 noch vorenthält. Es wird seine alten Grenzen, das Recht der Kontrolle über das Budget, das Recht der Normirung des Truppenstandes, und den Wahlmodus von 1848 zu erringen streben. Die alten Grenzen sind ihm politisch wie militärisch eine Lebensbedingung. Ohne sie wäre der magyarische Kern des Landes gewissermaßen von einem Stachelring slavischer und wallachischer Halbstaaten umzogen, die zu gelegener Stunde als Stützpunkte der Reaktion und des Angriffs von der Peripherie her benützt werden könnten. Das Recht der Steuer-Kontrolle und der Oberaufsicht über die Truppenaushebung ist ein altes Landesrecht in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der Repräsentativ-Verfassung. Es bietet die nöthige Bürgschaft gegen büreaukratische Vergewaltigung und dynastische Militärpolitik. Der Wahlmodus von 1848 endlich ist eine Garantie gegen gutsherrlichen Feudalismus.“

Dies Programm, nach Lage der ungarischen Verhältnisse im Jahre 1860 skizzirt, trifft auch heute, 1866, wieder vollkommen zu.

Was endlich die Stellung zwischen Ungarn und Deutschland betrifft, so war in jener Broschüre gesagt: — „Das Interesse der Deutschen ist es nicht, daß den Ungarn die Freiheit gekürzt werde. Deutschland **hat** ohne Zweifel ein Interesse an der Entwicklung der Dinge in Ungarn, und hohl und verstandlos ist die Meinung Derer, die da glauben, es könne an unseren, ohnedies durch russische Wucht bedrohten Ostmarken geschehen was da wolle, die deutsche







Nation habe sich nun- und nimmermehr darum zu kümmern. Nein; kein verständiger Deutscher, kein denkender Freund der Freiheit wird so thörichter Ansicht huldigen. Es kann uns nicht gleichgültig sein, ob in Ungarn acht Millionen Magyaren uns Deutsch-Ungarn, Rücken an Rücken gelehnt, dem Vordringen der slavischen Propaganda Schach bieten helfen — oder ob Rußland, mit Hülfe der national, sprachlich und kirchlich ihm verwandten Elemente der Donauländer, einen Stoß zugleich gegen uns und die Türkei führt. Unser Interesse ist es, dieser letzteren Entwickelung entgegenzuarbeiten. Darum wird es stets unsere Politik sein müssen, mit einem auf ungarischer Grundlage ruhenden Bund der Donauvölker in gutem Einvernehmen zu sein, ihre Unabhängigkeit gegen Rußland zu decken, im Sinne der Gleichberechtigung und der Freiheit ihnen die Hand zu bieten, und wo möglich mit ihnen in dauerndem Schutz- und Trutzvertrag zu stehen. Sollte freilich — was indessen der verständige Sinn der Ungarn verhüten wird — von jenen Donauländern her, in denen ein so krauses Völkergewimmel lebt, der Versuch gemacht werden, unser eigenes deutsches Bundesgebiet mit Hülfe des schlechtverstandenen Nationalitäten-Prinzips anzubrechen, dann wendet sich natürlich die Frage, und Deutschland hat auf nichts mehr zu sehen, als auf die beste Art, sich selbst sicher zu stellen."

Die letztere Bemerkung war gegen den neuerdings von Kossuth, im Widerspruch mit allen seinen frühern Ansichten, entwickelten Plan einer wesentlich auf slavischer Grundlage ruhenden Donau-Conföderation gerichtet, in welche der einst ultra-magyarisch gesinnte Agitator auch Böhmen und Mähren, wie es scheint, hineingezogen wissen wollte! Wie sehr er sich dadurch in Gegensatz zu seinen eigenen ehemaligen Meinungen stellte, mag eine Stelle aus einer Rede beweisen, die er Ende 1851 in New-York hielt.

„Erlauben Sie mir", sagte Kossuth damals, „über die Frage der Nationalitäten zu sprechen, aus der man eine Theorie geschmiedet hat, die in den Geschicken Europa's eine so verderbliche Rolle spielt. Kein Wort ist falscher verwandt worden, als das Wort „Nationalität", das in den Händen des Absolutismus zu einem gefährlichen Werkzeug gegen die Freiheit gemacht wurde.... Wenn die Sprache allein eine Nation macht, dann giebt es keine große Nation mehr auf Erden; denn es giebt kein Land, dessen Bevölkerung nach Millionen zählt, das nicht mehr als eine Sprache spricht.... Aber auf dem europäischen Festland ist unglücklicherweise eine Schule entstanden, welche die Idee der Nationalität ausschließlich mit der Idee der Sprache verband und darauf politische Ansprüche gründete. Ja, es giebt welche, die die Theorie aufstellen, daß die bestehenden Staaten alle aufhören müssen, und daß die Territorien der Welt von Neuem nach der Sprache, die Nationen lediglich nach der Zunge abzutheilen sind.... Hier aber trifft sich's höchst merkwürdig. Niemand von den Verfechtern dieser verderblichen Lehre ist bereit, für sich selbst sich ihr unterzuordnen; immer nur die Andern sollen es thun!.... Jeder Franzose wird empört, wenn sein Elsaß auf Grund der Sprache zurückverlangt wird, oder wenn Spanien die Grenzdistrikte der Pyrenäen in Anspruch nimmt. Gleich-







wohl giebt es unter denselben Männern, die sich über einen solchen Gedanken revoltiren, nicht Wenige, die von Deutschland verlangen, daß es ein großes Stück seines Gebietes abgebe, weil ein Theil der Einwohner eine verschiedene Sprache spricht, und die von Ungarn verlangen, es solle seine rechte Hand, Siebenbürgen, abschneiden und es der benachbarten Wallachei geben, sich Shylock-gleich ein Pfund Fleisch — das Banat — aus der Brust schneiden, um Türkisch-Serbien damit zu bereichern, u. s. w.... Und wissen Sie, meine Herren, woher diese absurde Theorie auf dem Continent entsprang? Sie hat ihren Ursprung im Panslavismus — d. h. in dem Gedanken, daß der mächtige Grundstock der slavischen Racen, gleich den Römern, zur Herrschaft der Welt bestimmt ist. Es ist ein russisches Complott, ein finsterer Plan, aus nationalen Gefühlen ein Werkzeug für russische Oberherrschaft über die ganze Welt zu machen.... So ist der Panslavismus die Quelle einer Bewegung nicht der Freiheit, sondern der Herrschaft der Sprache geworden. Das Wort „Sprache" ersetzte jedes andere Gefühl, und wurde dadurch zu einem Fluch für die Freiheit."

In obigen Aeußerungen vertrat Kossuth noch den ungarischen Standpunkt. Seine spätere Wendung, die bei dem italienischen Kriege von 1859 zu Tage kam, seine Beziehungen zu Louis Napoleon, und seine bei dem Meeting in der Londoner Freemason's Tavern gethane Aeußerung, er nehme die russische Hülfe an, wenn sie ihm geboten werde, erklären zur Genüge, warum er sich neuerdings mit slavisirenden Projekten einer Donau-Conföderation beschäftigen konnte.

In Ungarn selbst finden jedoch derlei Bestrebungen keinen Anklang, ausgenommen unter den Affiliirten des Russenthums und unter der unwissenden slovakischen und kroatischen Masse. Die freiestgesinnten Ungarn können unmöglich die Vernichtung ihrer eigenen Nationalität dekretiren, ebenso wenig wie es möglich ist, das Nationalitätsprinzip, sowie es die Italiener für sich verstehen, auf die Bevölkerungen zwischen den Karpathen und der Donau anzuwenden. Ost-Europa ist einmal der Ablagerungsplatz von Nationalfragmenten, die durch die großen Völkerwanderungen dorthin verstreut worden sind. Die einzelnen Stämme, welche Ungarn bewohnen, sind unter einander so verschieden, wie nur Türken von Holländern, Russen von Italienern sein können. Magyaren sind mit Deutschen, Slaven mit Rumänen durcheinander gewürfelt; und dazwischen finden sich kumanische, albanesische und sonstige Völkerbruchtheile. Alle Welt ist in Ungarn sozusagen in der Minorität; immerhin jedoch ist die politische Nationalität wesentlich um die in der Mitte sitzende magyarische Nationalität gruppirt, die wiederum, entlang des Donaulaufes, vom deutschen Element durchsprengt ist. Die Slaven ihrerseits, obwohl an Gesammtzahl den Magyaren gleichkommend, sind bis jetzt kaum durch irgend welches Sprachband verknüpft; und der Slowak, der Raize, der Schokaeze, Ruthene, Wende u. s. w. weichen in Mundart vielfach von einander ab,







zum Theil ebenso sehr, wie der Deutsche und der Däne. Kurz, was die Vielfältigkeit betrifft, so bildet Ungarn gewissermaßen ein Oesterreich im Kleinen, und in dem „kleinen Ungarn" Siebenbürgen wiederholt sich dasselbe Bild abermals in Miniatur. Wollte man hier nach Nationalitäten trennen, so käme man nicht blos auf die engste Provinzial- und Kirchthumspolitik, sondern in manchen Gegenden auf die Politik der Stadt- und Dorfquartiere hinaus.

Glücklicherweise ist Ungarn jedoch, wie im Eingang bemerkt, trotz dieser innern Verschiedenheiten, von einem Gefühle historischer Berechtigung und von einem gemeinsamen politischen Bewußtsein durchdrungen, und darin liegt seine Stärke gegen die herrischen Unterjochungs- und Reichseinheitspläne der habsburgischen Dynastie. Das vielfache Unrecht freilich, das den unterworfenen slavischen und rumänischen Bevölkerungen von den Magyaren früher zugefügt wurde, hat dem österreichischen Hofe es stets ermöglicht, feindselige Spaltungen in Ungarn selbst anzuzetteln, wie ja auch die Erhebung von 1848 — 1849 nicht allein durch den Ansturm der kaiserlichen Heere von Oesterreich und Rußland, sondern namentlich auch durch das machiavellistisch geschickt betriebene Anregen einer slowakischen, serbischen, kroatischen und wallachischen Vandeer-Bewegung im Innern zu Fall gebracht wurde. Vergebens wurde damals durch die Revolution die politische Gleichberechtigung aller ungarischen Bevölkerungen angeboten. Die Führer jener Vendeer-Bewegungen, von denen die meisten im russischen und kais. kön. österreichischen Solde standen, wollten nichts davon hören, ebenso wie die mit dem St. Andreas-Orden gezierten Tschechenführer in Böhmen nichts von den Anerbietungen der deutschen Nationalversammlung hören wollten. Wäre indessen nicht gleichzeitig von Westen und Osten gegen die Ungarn jener doppelte militärische Angriff erfolgt, so hätten sie ohne Zweifel leicht vermocht, sich dieser inneren Feinde zu erwehren. So wie die Dinge lagen, diente der slavisch-rumänische Reaktionskrieg im Innern als eine günstige Diversion und Ermuthigung für die militärischen Gegner außen. Daß gleichwohl im Jahre 1860, und auch heute wieder, das ungarische Staatsbewußtsein so kraftvoll wieder erstehen konnte, ist ein Beweis von Zähigkeit und Lebenskraft, wie ihn neuerdings wenige europäische Völker geliefert haben.

Nach der Schablone der bloßen Nationalitäts-Theorie läßt sich Europa nicht zuschneiden. Italien hat, wie bemerkt, noch den besten Grund, dieser Lehre ausschließlich zu huldigen; seine Bevölkerung ist national die compakteste in Europa, da sie in der Sprache nur mundartlich auseinandergeht — wenigstens seitdem das französisch sprechende Savoyen, das freilich ein wichtiges Bollwerk war, an Frankreich abgetreten ist. Frankreich selbst, obwohl politisch so außerordentlich straff centralisirt, enthält vielerlei Nationalitäten. Das Hochfranzösische, obwohl fast alle Städte es gleichartig reden, wird im Grunde nur von einer Minderheit gesprochen. Der größere Theil des Südens von Frankreich nähert sich dialektisch eher dem Italienischen. An den Pyrenäen sitzen ferner Basken, die, wie die Albanesen der Türkei, „mutter-



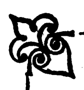




seelenallein" als verlorene Sprachinsel auf beiden Seiten jenes Gebirges wohnen. Sodann ist die keltische Bretagne zu erwähnen, deren Sprache keinerlei Beziehung zu der französischen hat. Ferner das Flämische in Nord-Frankreich, das Deutsche in Elsaß und Lothringen. England seinerseits hat neben der angelsächsischen Nationalität die kymrische in Wales, die gaelisch-schottische neben der germanisch-schottischen jenseits des Tweed, die ersisch-celtische neben der englisch-schottischen in Irland, abgesehen von der französischen auf den normannischen Inseln. Belgien hat eine drei Viertheile der Bevölkerung ausmachende flämische Nationalität neben der wallonisch-französischen. Selbst Schweden und Norwegen sind nicht von einer Beimischung finnischer Lappen frei, und würde, was sonst ganz wünschenswerth erscheint, Finnland selbst wieder mit Schweden vereinigt, so könnte dies nur im Widerspruch mit der Nationalitäts-Theorie geschehen. Rußland gar ist, nur von seinen Besitzungen in Europa zu sprechen, aus einer Menge Nationalitäten zusammengesetzt, unter denen die moskowitische, die polnische, die lettische, die esthische, die deutsche, die finnische, die sog. kleinrussische, die tartarische in vielfachen Abstufungen, die rumänische u. a. genannt werden können. Die Anwendung der Nationalitätstheorie auf Rußland, und zwar in der unbedingtesten Weise, wäre noch am ehesten zu befürworten.

Obige Ausführungen sind lediglich in der Absicht gemacht, einen vielfach herrschenden Irrthum zu widerlegen, als sei die „Lösung der Nationalitätsfrage" die dringendste Aufgabe in Europa, und als könne dieselbe überhaupt nach der erwähnten Theorie in allen Fällen gelös't werden. Ungarn hat in seinem Kampfe gegen das Haus Habsburg ein ganz anderes Recht, als dasjenige, welches auf der Verschiedenheit der Abkunft und der Sprache ruht. Auch die polnischen Bestrebungen sind uns aus ganz anderen Gründen werth, als weil Polen und Russen verschiedene Arten von Slaven darstellen. Die Verhältnisse der einzelnen europäischen Völker sind zu vielfältig, als daß mit einem Schlagwort Alles abgethan werden könnte. Der Grundsatz der Freiheit sollte in jedem einzelnen Falle bei der Beurtheilung den Ausschlag geben. Die Schweiz, das freieste Land in Europa, ist nicht sprachlich geeinigt; neben einer Mehrheit von Deutschen wohnen in der Eidgenossenschaft Franzosen, Italiener und eigentliche Romanen. Für einen Vorzug ist es zwar nicht gerade zu halten, daß Vielsprachigkeit in einem Staate herrscht; der Herausbildung einer Literatur ist es wenigstens nicht förderlich; und da die geistigen Interessen doch einmal ihren Ausdruck in der Sprache haben müssen, so ergiebt sich hier immerhin ein Nachtheil. Aber das steht fest, daß ein Theil von Mittel- und fast ganz Ost-Europa in ein gräuliches Chaos verfallen würde, wenn die Racen- und Sprachenmäkelei, wie Viele es thun, zum Aeußersten getrieben werden sollte. Einzelne Partieen unseres Welttheiles, wie z. B. Deutschland, sind auf die Bildung einer geschlossenen Volkseinheit hingewiesen, wobei eine unbedeutende tschechische Entgrenzung u. dgl. schon mit in den Kauf genommen werden muß, um den festen Bestand




des Ganzen zu erhalten. Andere Theile Europa's, also z. B. Ungarn, werden im Großen und Ganzen, obwohl aus national ungleichen Elementen zusammengesetzt, in ihrer bisherigen Gestalt fortzubestehen haben, wenn sie nich in völlige Zerrüttung verfallen sollen. Die Hauptsache bleibt, daß der republikanische Geist sich in Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, Ungarn, Polen, seine Form schafft; die Lösung geringerer Nationalitätsfragen kann dann einer späteren Zukunft vorbehalten bleiben.

Licht und Wärme.

Der gegenwärtige Stand der Radiations- und Absorptions-Lehre.

Nach Professor John Tyndall.

Von Dr. G. Blöde in New-York.

I.

Die jetzt auf dem Gebiete der Naturforschung herrschende Methode, die nur die sinnliche Wahrnehmung als einzige Quelle der Erkenntniß anerkennt, und sich des mechanischen Experiments als ihres Hauptwerkzeuges bedient, ist ohne Zweifel im Prinzip die richtige. Sie ist zugleich fruchtbar und zuverlässig. Sie hat aber zu einem anderen Extreme geführt: zur Geringschätzung und Verwerfung aller Thätigkeit der Einbildungskraft, der Mutter der Spekulation in der Wissenschaft. Aber nicht alle großen Forscher der Gegenwart billigen dieses Extrem. Der berühmte englische Gelehrte, dessen Vorlesung über Licht- und Wärme-Strahlung uns hier beschäftigen soll, legt der Einbildungskraft einen hohen Werth für die wissenschaftliche Forschung bei. Was er darüber und über den spekulativen Theil der Naturforschung sagt, führt uns zugleich am schönsten und passendsten in die Mitte unseres Stoffes selbst ein. Hören wir seine eigenen Worte:

„Wir haben hier Atome und Moleküle, Schwingungen und Wellen gemalt, die niemals ein Auge gesehen, noch ein Ohr gehört hat, uud die einzig durch die Thätigkeit der Einbildungskraft unterschieden werden können. Diese in der That ist die Fähigkeit, welche uns in den Stand setzt, die Grenzen der Sinne zu überschreiten, und die Erscheinungen der sichtbaren Welt mit denen der unsichtbaren zu verknüpfen. Ohne Einbildungskraft hätten wir uns niemals zu den Begriffen erheben können, die uns heute hier beschäftigt haben, und je mehr Sie im Stande sind, diese Fähigkeit richtig zu gebrauchen und mit den angewendeten Ausdrücken bestimmte Verstandesbilder zu verbinden, um so größer wird das Vergnügen und der Gewinn sein, den Sie aus dieser Vorlesung ziehen."







„Die äußeren Thatsachen der Natur sind unzureichend zur Befriedigung des Geistes. Wir können uns nicht damit begnügen, zu wissen, daß das Licht und die Wärme der Sonne die Welt erleuchten und erwärmen. Wir werden unwiderstehlich getrieben, zu fragen: Was ist Licht, und was ist Wärme? und diese Frage führt uns sofort aus der Region der Sinne in die der Einbildungskraft!"

Dies nennen wir die ächte Wissenschaft, die ihre hohe Mission für die Menschheit darin erkennt, nicht blos „die Thatsachen der Natur" festzustellen, sondern zugleich den Menschen über dieselben zu erheben, ihm durch die Gewißheit des Sichtbaren die Gewißheit des Unsichtbaren zu geben. Hören wir den englischen Mann der strikten Wissenschaft weiter:

„Auf diese Weise überlegend und fragend, und strebend, dasjenige was wir fühlen und sehen können, das aber unvollständig ist, durch etwas Ungefühltes und Ungesehenes, welches zu dessen Vervollständigung nothwendig ist, zu ergänzen, haben Männer von Genie nicht nur das Wesen des Lichtes und der Wärme, sondern auch durch diese die allgemeine Verwandtschaft der Naturerscheinungen zum Theil erkannt. Die Kraft der Natur ist die Kraft der Bewegung, von welcher alle ihre Erscheinungen nur besondere Formen sind. Sie giebt sich kund in greifbarer und ungreifbarer Materie, welche unaufhörlich von der einen Form auf die Andere übertragen, und durch die Veränderung unablässig umgebildet wird. Sie ist ebenso wirklich (real) in den Wellen des Aethers wie in den Wellen der See — indem die Letztern in der That nichts Anderes sind als die angehäufte Bewegung Jener. Denn es sind die von der Sonne ausgeströmten Wärmewellen, die unsere Luft erhitzen, unsere Winde erzeugen, und dadurch unseren Ocean bewegen. Und ob sie sich am Strande in Schaum brechen, oder schweigend am Bette des Oceans reiben, oder durch die gegenseitige Reibung ihrer Theile zur Ruhe kommen, die Meereswellen lösen sich schließlich in Wellen des Aethers auf, und gebären so die Bewegung wieder, der sie ihr zeitweiliges Dasein entlehnten. Diese Wechselbeziehung ist Gesetz der Natur. Die Natur ist kein Zusammenhängen unabhängiger Theile, sondern ein organisches Ganze. Wenn du ein Piano öffnest und in dasselbe hinein singst, so wird eine bestimmte Saite antworten. Verändere die Höhe deiner Stimme, und die erste Seite wird aufhören zu schwingen, aber eine andere antwortet. Verändere die Höhe nochmals — beide erste Saiten schweigen, während eine dritte ertönt. Indem du die Höhe der Stimme veränderst, veränderst du nur die Form der Bewegung, welche deine Stimmbänder der Luft mittheilen, indem eine Seite der einen, die andere einer anderen Form entspricht. Und so singt die Natur in den empfindenden Menschen hinein; der Sehnerv, der Gehörnerv und andere Nerven des menschlichen Körpers sind ebenso viele verschieden gestimmte Saiten, welche auf verschiedene Formen der allgemeinen Kraft Antwort geben."







Die Außenwelt und ihre Wahrnehmung.

Bewegung ist die Erscheinung des Lebens. Die ganze Natur — vom Menschen aus subjectiv betrachtet: die Außenwelt — ist Bewegung. Da der Mensch mitten in derselben steht, ein Theil derselben ist, so muß auch ihm sich diese allgemeine Bewegung mittheilen. Es fragt sich, auf welche Weise? „Zwischen der Außenwelt und dem Geiste des Menschen steht das Nervensystem des menschlichen Körpers als vermittelndes Glied. Nur durch die Nerven kommt die Außenwelt dem Menschen zur Wahrnehmung und zur Erkenntniß.“ Ohne sie stände der Mensch in einer fürchterlichen Oede voller Nacht und Schweigen, oder richtiger: er wäre gar kein Mensch, sondern nicht mehr als der Stein, an den sein Fuß stößt. Der Mensch ist von einer ungeheuren Mannichfaltigkeit physischer Einflüsse umgeben, zu deren Aufnahme und Wahrnehmung verschieden geeignete Nerven und Nervengruppen bestimmt sind, von denen in der Regel keine die andere vertreten kann. Wir sehen nicht mit dem Ohre, und hören nicht mit dem Auge, noch ist unsere Zunge empfänglich für die Eindrücke des Lichtes oder des Schalles. Der Sehnerv (optische Nerv), der vom Gehirn aus nach der hinteren Wand des Auges läuft und sich dort in die Netzhaut (retina) ausbreitet, ist trotz seiner hohen Empfindlichkeit für die Erscheinungen der Lichtstrahlung (siehe weiter unten) merkwürdig stumpf für alle anderen Eindrücke. Er umfaßt selbst nicht den ganzen Bereich der „Strahlung“. Einige Strahlen, wenn sie ihn erreichen, sind unfähig, seine Kraft anzuregen; andere erreichen ihn gar nicht, da sie von den Flüssigkeiten des Auges verschluckt werden. Doch stellen wir zunächst — um Allen verständlich zu werden — den Begriff der

Licht- und Wärme-Strahlung (Radiation)

in der Kürze fest. Licht und Wärme sind die beiden Hauptformen der Bewegung in der Natur. Wir stellen sie uns unter dem Begriffe von sich verbreitenden (ausstrahlenden) Schwingungen der kleinsten Theile (Atome, Molecüle) der Körper dar, die sich ihrer Umgebung mittheilen. Alle Körper senden solche strahlende Schwingungen aus, die wir, je nachdem sie die Netzhaut unseres Auges zum Empfinden anregen oder unthätig lassen, als sichtbare Strahlen (Lichtstrahlen), oder als unsichtbare oder dunkle Strahlen (Wärmestrahlen) bezeichnen. Alle nicht leuchtende Körper senden Strahlen der letzteren Art aus, und da kein Körper in der Natur absolut kalt ist, so nehmen wir an, daß jeder Körper in der Natur Wärmestrahlen aussendet. Damit die von einem Körper ausstrahlende Wärme den Sehnerv des menschlichen Auges afficiren, d. h. in ihm die Empfindung des Lichtes hervorbringen könne, muß sie eine gewisse Temperatur erreichen, ihre Schwingungen müssen — wie wir noch näher sehen werden — eine Schnelligkeit, Periodicität, annehmen (deren uns wahrnehmbare Erscheinung wir im gewöhnlichen Leben mit den Ausdrücken: Glühen, Brennen u. s. w. bezeichnen). Durch den Platin-Draht, durch den wir einen







elektrischen Strom senden, wird dies am besten erläutert. Erscheint der Draht dem berührenden Finger zuerst kalt, so erwärmt er sich allmälig, je mehr die Stärke des elektrischen Stromes wächs't (und die Schwingungen der Molecüle des Drahtes zunehmen); die Wärme steigt, aber noch bleibt sie unfühlbar; verstärken wir den Strom fortwährend, so wird nach und nach die Hitze des Drahtes dem Finger (d. h. den Gefühlsnerven) unerträglich, bis jener zuletzt bei einer bestimmten Temperatur ein schwaches rothes Licht ausstrahlt, welches bei fortgesetzter Zunahme des elektrischen Stromes (und der Schwingungen der Molecüle) bis zu einem dem Sonnenlichte ähnlichen blendenden weißen Glanz steigt. Weiß erscheint den Sehnerven der glühende Platindraht, weil er die gleichzeitige Vereinigung aller sieben Farbenstrahlen des Prisma ist. Bei allmäligem Erhitzen des Drahtes erscheinen, wie Dr. Draper nachgewiesen hat, alle 7 Farben des Prisma, vom Roth bis zum Violet (Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo) eine nach der andern, dem Grade der Erhitzung entsprechend. Die Frage: was aus den unsichtbaren Strahlen wird, welche der Platindraht, ehe seine Temperaturerhöhung sichtbar wird, aussendet? werden wir später dahin beantwortet sehen, daß auch diese sich in der Ausstrahlung erhalten, und die vom Platindrahte auch bei dessen Weißglühhitze ausgehende Radiation ein Gemisch von sichtbaren und unsichtbaren Strahlen ist.

Die drei Bestandtheile des Sonnenstrahles.

Der Pionier in diesem Bereiche der Wissenschaft war Sir William Herschel. Er zerlegte nicht nur zuerst den Sonnenstrahl in seine farbigen Bestandtheile (Sonnen-Spectrum), sondern entdeckte auch mittelst des Thermometers den Wärmegrad der einzelnen farbigen Strahlen, und daß deren Wärme vom violetten (dem am stärksten gebrochenen) Ende des Prisma's nach dem rothen (dem am wenigsten gebrochenen) Ende zu zunimmt. Aber seine Untersuchungen fortsetzend, brachte er das Thermometer auch in dem dunklen Raum über das Roth hinaus, und traf so auf die wichtige Thatsache, daß, obgleich dort das Licht gänzlich aufgehört hatte, die Wärme nicht nur nicht verschwunden, sondern stärker war, als in irgend einem sichtbaren Theile des Spectrums. Damit war wissenschaftlich festgestellt:

> daß die Sonne außer ihren Lichtstrahlen eine Menge anderer mächtiger Strahlen, Wärmestrahlen, aussendet, welche für unsere Sehkraft völlig unwahrnehmbar bleiben.

Aber noch war die Entdeckung nicht vollständig. Sie wurde durch den berühmten deutschen Forscher Ritter fortgesetzt. Er setzte die Untersuchung des zerlegten Sonnenstrahles auf der andern Seite, in die unsichtbare Region jenseits des Violetten hinaus, fort, und entdeckte hierbei deren starke chemische Wirkung. (Neuerdings von Professor Stokes weiter fortgeführt.) Es steht demnach jetzt fest, daß das vollständige Sonnenspectrum (d. h. das prismatische Bild des zerlegten Sonnenstrahles) aus drei deutlich unterschiede-







nen Theilen besteht, nämlich: 1) aus Ultra-Roth-Strahlen (d. h. der Kürze wegen statt: jenseits des Rothen gelegenen), Strahlen von hoher Wärmekraft, aber für das Sehvermögen ungeeignet; 2) aus leuchtenden Strahlen, welche die folgende Farbenfolge mit abnehmendem Wärmegrade zeigen: Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo, Violett; 3) aus Ultra-Violet (d. h. aus eben über das Violett hinausliegenden) Strahlen, sowohl für das Auge nicht wahrnehmbar, als auch mit schwacher Wärmekraft versehen, dafür aber mit chemisch umstimmender Wirkung begabt.

Bewegung der Molecüle. Medium der Mittheilung derselben von Körper zu Körper. Der Aether.

Kommen wir auf den Platin-Draht zurück, der durch den elektrischen Strom, durch verschiedene Wärmegrade hindurch bis zu dem dem Auge sichtbaren, dem Gefühle unerträglichen Glühen erhitzt wird, so können wir natürlich der Frage nicht entgehen: Welche Veränderungen im Drahte selbst entsprechen diesem verschiedenen Verhalten (Zustande) desselben?

Die der Vernunft einleuchtendste Antwort auf diese Frage war, daß diese Veränderungen durch Bewegung der Grundtheilchen (Atome) des Platin's bedingt würden. Schon Locke sagte:

> „Wärme ist eine sehr lebhafte Bewegung der nicht wahrnehmbaren Theile des Gegenstandes, welche in uns jene Empfindung erregt, nach der wir diesen heiß nennen, da das, was nach unserer Empfindung Hitze ist, im Gegenstande selbst nichts als Bewegung ist."

Dies führte auf die Annahme von Schwingungen der Theilchen eines Körpers, welche, je mehr sie — im Platindraht — an Schnelligkeit zunehmen, die verschiedenen Farben im Prisma vom Roth bis zum Violett hervorbringen.

Allein, muß man dann weiter fragen, was macht diese objectiven Veränderungen im Drahte zu subjectiv wahrnehmbaren? oder mit anderen Worten: was verbindet die Schwingungen im Drahte mit dem menschlichen Sehorgan? Das Gefühl der Wärme empfangen wir durch wirkliche Berührung des heißen Gegenstandes mit unseren Nerven; aber der sichtbar glühende Platindraht berührt unsere Sehnerven nicht. Es muß also ein Mittelglied (Medium) vorhanden sein, welches seine leuchtenden Schwingungen dem Auge zubringt.

Die Beantwortung dieser Frage führte zu einer Vorstellung, welche Tyndall mit Recht „vielleicht den wichtigsten physikalischen Begriff nennt, zu dem der menschliche Geist jemals gelangt sei." Es ist die Annahme eines den Weltenraum erfüllenden Mediums, welches mechanisch für die Fortbildung der Licht- und Wärmeschwingungen geschickt ist, wie die athmosphärische







Luft für die Wellen des Schalles, und welches man deswegen „den lichttragenden Aether" genannt hat. In diesem Aether — so haben wir uns die Sache mechanisch vorzustellen — bringt jeder Stoß eines jeden Atoms unseres Platin's eine Welle hervor, welche ihn mit der Schnelligkeit von 186,000 Meilen in der Secunde durcheilt. Da dieser Aether allen Raum im Weltall erfüllt — auch die kleinsten Zwischenräume der Molecüle aller Körper, folglich auch die der verschiedenen Flüssigkeiten unseres Auges — so begreift es sich, wie die Wellen des glühenden Platin's an den Sehnerv unseres Auges anschlagen, und in diesem die Empfindung des Lichtes hervorrufen können.

Bis hierher ist Alles mechanisches Gesetz; aber bei der weiteren Frage: wie die zum Gehirn fortgesetzte Empfindung des Lichtes dort zum Bewußtsein des Lichtes wird, stehen wir vor einem der Räthsel der Natur, von welchen sie uns den Schleier zu lüften noch nicht für gut befunden hat.

Man könnte somit Finsterniß als Aether in Ruhe, Licht als Aether in Bewegung definiren. In Wahrheit ist aber der Aether niemals in Ruhe. Wenn die Lichtwellen fehlen, durcheilen Wärmewellen ihn fortwährend. Beide Klassen der Wellenbewegung vermischen sich in den Räumen des Weltalls unaufhörlich, aber ohne Verwirrung, die einen durch die anderen hindurchgehend, und durch ihr endloses Schwingen das erzeugend, was wir die Temperatur des Raumes nennen.

Radiation oder Strahlung ist demnach die Mittheilung der schwingenden Bewegung an den Aether, und unter Absorption (Aufsaugung, Verschluckung) der Wärme versteht man die Uebertragung der Bewegung vom Aether auf die Molecüle der Körper. Die Abkühlung des Grases einer Wiese in sternenheller Nacht geschieht indem die Molecüle des Grases einen Theil ihrer Bewegung an das Medium, in welchem sie schwingen, abgeben. Alle Erscheinungen der Wärme sind auf diese Weise auf einen Austausch der Bewegung zurückzuführen, und wir selbst werden uns nur als Geber oder Empfänger dieser Bewegung der Wirkung der Wärme und Kälte bewußt.

Die bisherigen Betrachtungen leiten uns unabweislich auf die

Atomen-Lehre

zurück, die in ihrer jetzigen Form als Urheber den Namen Dalton's trägt. Nach dieser Lehre ist aller Stoff zurückführbar auf gewisse elementarische Formen, welche die Kraft gegenseitiger Anziehung besitzen, nnd die unter geeigneten Umständen zu Verbindungen zusammenwachsen, wie zwei Atome Wasserstoff und ein Atom Sauerstoff zu Wasser, oder Chlor, ein stechendes Gas, und Sodium, ein weiches Metall, zu unserem gemeinen Küchensalz, u. s. w.

Stellen wir uns die Atome als kleine Sphären (Kugelformen) vor, so erscheinen die Molecüle oder kleinsten Theile der zusammengesetzten Körper







wie Gruppen solcher Sphären. Ist nun die Atomenlehre richtig, und ist die Theorie, daß ein Aether allen Raum erfüllt und das Vehikel der atomistischen Bewegung bildet, begründet, so müssen wir mit Gewißheit erwarten, daß die Schwingungen der Elementarkörper durch deren Verbindungen gründlich abgeändert werden, oder mit anderen Worten, daß in Bezug auf Radiation und Absorption, oder die Mittheilung der Bewegung an den Aether und das Empfangen der Bewegung von diesem, das Verhalten der unverbundenen Atome von dem der verbundenen verschieden sein muß. Daß dies so ist, ist durch treffliche Experimente als wissenschaftliche Thatsache festgestellt worden. Das Experiment — welches Tyndall schön „eine Frage an die Natur" nennt — ist der Glanzpunkt der modernen Wissenschaft!

Die mit der Absorption der Wärmestrahlen durch verschiedene Gase angestellten Experimente führten zur Entdeckung der außerordentlichsten Verschiedenheit der Fähigkeit der Molecüle verschiedener Gase (Verbindungen elementarischer Stoffe), die sie treffenden Wärmestrahlen entweder durchzulassen (weiter zu geben) oder in sich aufzunehmen (zu verschlucken). Die durch diese Versuche gewonnene Scala zeigt — die Absorptionsfähigkeit der atmosphärischen Luft als Einheit angenommen — den ungeheuren Abstand von 1 für Luft (Stick- und Sauerstoffgemenge), Sauerstoff, Stickstoff und Wasserstoff, bis zu 6480 für schwefelige Säure, mit verschiedenen Mittelgliedern. Während alle in dieser Tabelle aufgeführten Gase für die Wellen des Lichtes völlig durchdringbar sind, d. h. diese ohne Hinderniß durchlassen, verschlucken sie die Wärmestrahlen mit mehr oder weniger Vollständigkeit, wogegen es sich ergiebt, daß das Gemisch von Stickstoff und Sauerstoff, das wir atmosphärische Luft nennen, für die Wärmestrahlen fast ein vollkommenes Vacuum ist, d. h. sie ungehindert durchläßt. Ein in jener Scala aufgeführter Stoff legt dabei den schlagendsten Beweis für die Behauptung ab, daß alle Veränderung des Stoffes von der atomistischen Anordnung der Elemente eines Körpers abhängt. Es ist dies die unter dem Namen „Lach-Gas" so populär gewordene Verbindung von Stickstoff und Sauerstoff (Stickstoff, Oxydul, Nitrous Oxide — N. O.), welche, aus denselben Elementen bestehend wie die Luft, nur in verschieden Theilverhältnissen und nicht im Gemisch, sondern in chemischer Verbindung, in Bezug auf seine Fähigkeit, Wärmestrahlen zu absorbiren, sich zur atmosphärischen Luft verhält wie 1800 zu 1.

Fragen wir: was wird aus der Wellenbewegung der von den Gasen verschluckten Wärmestrahlen? so haben wir darauf zu antworten: Sie erhöht die Temperatur der Gasmolecüle — **die Bewegung wird in Wärme umgesetzt.**







Der Briefkasten der Madonna.

Von Julian Werner.

(Fortsetzung.)

6. Im Convent.

Dicht bei der Kirche Madonna de la compania, nur durch eine enge Straße und hohe Mauer von ihr geschieden, liegt der Convent der frommen Väter von der Gesellschaft Jesu. Es ist ein alterthümliches und massives, aus der frühesten Zeit der spanischen Colonisation stammendes Gebäude, während die dazu gehörige Kirche, zu Anfang des 19. Jahrhunderts durch eine Feuersbrunst zerstört, in leichterem und mehr modernem Style wieder aufgeführt wurde. Durch eine eisenbeschlagene Pforte gelangt man in einen weiten Hofraum, an dessen hinterem Ende sich das zweistöckige, aus grauem Sandstein erbaute, mit Thürmchen und Erkern versehene Hauptgebäude erhebt, welches dem Oberen und den Brüdern der Gesellschaft zur Wohnung dient, zugleich aber ein geistliches Seminar enthält, dessen Zöglinge ebenfalls zum großen Theil hier ihre Quartiere haben.

Hatte der Convent der frommen Väter von Madonna de la compania schon fast seit einem vollen Jahrhundert für den Mittelpunkt des religiösen Lebens Chilis gegolten, so war dies in noch erhöhtem Maße der Fall geworden seit Pater Ugarte sich zur obersten Leitung desselben emporgeschwungen. Als junger Geistlicher, einem portugiesischen Adelsgeschlecht entsprossen, wie man wissen wollte, war er nach der Westküste Südamerikas gekommen und hatte sich nach kurzem Aufenthalte in einem Kloster Limas nach Chili begeben, wo er alsbald im Jesuitenconvent Santiagos Aufnahme gefunden. Sein klarer, durchdringender Verstand, sein energisches Wesen, seine umfassende Bildung und sein unermüdlicher Eifer für die Interessen der Kirche und insbesondere die Gesellschaft Jesu, erregten bald die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten in um so höherem Grade, da diese Eigenschaften unter der Geistlichkeit Südamerikas, die sich meist aus den minder tauglichen Gliedern des südeuropäischen Clerus rekrutirt, nicht allzu häufig anzutreffen sind. Der junge Pater ward bald von seinen älteren Brüdern mit den schwierigsten Aufgaben betraut, durchzog das Land zwischen den Gestaden der Südsee und der Cordillere von Nord nach Süd, von Ost nach West, und ward mit dessen kirchlichen und politischen Verhältnissen so genau bekannt, daß weder in der einen noch in der anderen Richtuug irgend etwas ohne sein Vorwissen und seinen Rath geschehen konnte. Zwei Mal reis'te er in wichtigen Missionen seines Ordens nach Rom, und auch dort gelang es ihm, sich das Vertrauen seiner Vorgesetzten, sowie der höchsten kirchlichen Würdenträger zu erwerben. Als endlich die Stelle eines obersten Leiters des Convents zu Santiago erledigt war, ward Pater Ugarte mit derselben betraut, obwohl ältere Brüder des Ordens nähere Ansprüche darauf gehabt hätten. Ugarte rechtfertigte die in ihn gesetzten Erwartungen. Unter seiner Leitung erhob sich der







Convent wieder zu einer Bedeutung, wie er sie vor zwei Jahrhunderten, bald nach Besitzergreifung des Landes durch die Spanier, besessen, dann aber, hauptsächlich durch die Schuld unfähiger und lässiger Ordensglieder, immer mehr eingebüßt hatte. Ugarte hatte kein geringeres Ziel vor Augen, als allen Reichthum, alle politische Macht des Landes im Schooß der Kirche zu concentriren; vom Refektorium des Convents aus wollte er das republikanische Chili beherrschen, wie nur ein Fürst von Gottes Gnaden sein angestammtes Reich beherrschen mag. Freilich stellten sich ihm gar manche Hindernisse in den Weg. Da er, trotz aller sonstigen Vorsicht und Klugheit, getreu einer Grundregel des Ordens, in der Wahl seiner Mittel nicht allzu skrupulös war, fanden seine mit der Zeit immer zahlreicher werdenden Gegner leicht Gelegenheit, ihn an einer verwundbaren Stelle anzugreifen und seine Autorität zu erschüttren. Selbst im Schooß der Kirche, ja sogar in der Gemeinschaft seines eigenen Ordens, fehlte es nicht an Solchen, die mit den Maßnahmen des Paters unzufrieden waren und eine Beschränkung seiner Macht verlangten. Diese Unzufriedenheit hatte sich bereits über die Grenzen des Landes verbreitet, ja sogar an dem weit entlegenen Stammsitz der Kirche Gehör verschafft, und wenn man sich auch in Rom noch nicht entschlossen hatte, einen offenen Tadel gegen das Vorgehen des noch immer hochangesehenen Paters auszusprechen, mochte es doch wohl im Stillen nicht an Warnungen, vielleicht selbst an leisen Andeutungen des Mißtrauens gefehlt haben. Pater Ugarte war jedoch nicht der Mann, der sich durch dergleichen anfechten ließ. Sein entschlossener Charakter, sein herrschsüchtiges Wesen duldete keinen Widerspruch, mochte er von einer Seite kommen von welcher er wollte. Er hatte sich durch überlegene Geistesgaben und unermüdliches Ringen eine Stellung erobert; — diese Stellung sollte ihm Niemand erschüttern, so lange er nur selber die Kraft besaß, sich in ihr zu behaupten.

Die Strahlen der hellen Mittagssonne fallen durch die bogenförmigen Fenster in ein geräumiges Gemach des Convents; sie werden durch die theilweise vorgezogenen grünen Gardinen zwar gemildert, doch nicht ganz zurückgehalten. Auf dem mit weißen Binsenmatten belegten Boden zeichnen sie allerlei Figuren ab, deren Umrisse sich durch jeden die Gardinen bewegenden Lufthauch verändern. Die Wände des Gemachs sind mit getäfeltem Holzwerk bedeckt, und die mit blendend weißem Kalk überzogene Decke ist mäßig gewölbt. Die Ausstattung entspricht der Bestimmung des Gebäudes; sie ist fern von jedem Luxus, doch solid und gediegen. Den mittleren Raum nimmt ein mächtiger Tisch ein, die Platte mit grünem Wachstaffet überzogen. Auf dem Tische liegen Bibeln, mit reichem Einband verzierte Andachtsbücher und verschiedene Mappen, mit Papieren gefüllt; auch fehlt es nicht an eleganten und geschmackvollen Schreibmaterialien. An den Wänden umher stehen eine Anzahl grüner Ledersessel. Den wesentlichsten Schmuck des Raumes bildet ein Madonnenbild, welches in einer Nische der Hauptwand aufgestellt ist. Künstliche Rosenguirlanden umschlingen dasselbe, und dicht davor auf einer kleinen Estrade brennen drei geweihte Wachskerzen, deren flimmerndes Licht sich von dem dunkleren Hinter-







grund des Gemachs trotz der auf dem Boden spielenden Sonnenstrahlen deutlich abhebt, und einen feierlichen Schein über das dahinter stehende Muttergottesbild wirft. Die gegenüber befindliche Wand wird zum großen Theil von einer mächtigen Karte Südamerikas bedeckt. Zwei bogenförmig gewölbte, auffallend schmale Thüren liegen in tiefen Nischen, und über jeder derselben erblickt man ein Crucifix mit dem gekreuzigten Heiland.

Zwei Priester befinden sich in dem eben geschilderten Raum. In einem dicht an den Tisch gerückten Sessel sitzt ein wohl achtzigjähriger Greis von überaus ehrwürdigem, mild=freundlichem Ansehen. Unter dem schwarzen Sammetkäppchen quellen noch einige Silberlocken hervor, und der schneeweiße Bart reicht weit über die Brust hinab. Die Züge sind verwittert, aber das Auge ist noch hell und freundlich und von bezaubernder Sanftmuth. Die Haltung des Greises ist nur wenig gebeugt, und der zwischen seinen Knieen ruhende Krückstock scheint mehr der größeren Sicherheit wegen als aus unbedingter Nothwendigkeit benutzt zu werden. Pater Diego, das älteste Mitglied des Convents, würde schon als solches eines großen Ansehens genießen, wenn er sich nicht auch zugleich durch seine seltene Herzensgüte und ungeheuchelte Frömmigkeit, durch die alle Dissonanzen ausgleichende Harmonie seines Wesens, durch die Versöhnlichkeit seines Charakters die aufrichtige Liebe aller Derer erworben, die ihm das Schicksal auf seinem weiten Lebenswege entgegengeführt. Er war in dieser Beziehung das gerade Gegentheil seines das Zimmer mit über dem Rücken gekreuzten Händen durchmessenden Oberen, des Pater Ugarte, dessen äußere Erscheinung uns nicht mehr fremd ist, da wir ihm bereits in einem abgelegenen Theil der Esquina begegneten, wo er eine kurze Unterredung mit dem Gaucho Gil Perez pflog. Der viel gewandte, aber auch von maßlosem Ehrgeiz und unbeschränkter Herrschsucht beseelte Vorsteher des Convents würde sich kaum seit nun schon fast zwanzig Jahren in seiner Stellung zu behaupten vermocht haben, hätte er nicht in Bruder Diego einen so allbeliebten, uneigennützigen Freund und Berather zur Seite gehabt, dessen unerschütterliche Ruhe schon manchen heraufziehenden Sturm beschworen, dessen unwiderstehliche Freundlichkeit manche drohende Gefahr hinweg gelächelt.

Der leidenschaftliche Charakter Ugartes verleugnete sich auch in diesem Augenblick nicht. Seine Schritte waren auffallend rasch, seine Augen finster und mißmuthig, auf seiner Stirn lagen dichte Falten. Er sprach ziemich laut und heftig, und der Ton seiner Stimme klang heiser.

„Er kommt nicht.... er läßt auf sich warten.... wir harren vergebens. Es ist kein Grund für sein langes Ausbleiben — kein Grund, als die wohl überlegte Absicht mir zu schaden, mein Ansehen zu untergraben, Mißstände und Fehler zu entdecken, die ihm eine Waffe gegen mich in die Hände liefern mögen."

„Es war eine stürmische, entsetzenvolle Nacht", entgegnete der Greis. Der Pampero braus'te mit unerhörter Wuth, und die sündfluthartigen Regen=




güsse mögen die Wege in den tiefgelegenen Pampas ganz unter Wasser gesetzt haben."

„Aber er hätte schon gestern Mittag, lange vor Ausbruch des Sturmes hier sein müssen, wenn er meiner Weisung gefolgt wäre. Das ist es eben: er trotzt meinen Willen, er gefällt sich in seiner Unabhängigkeit, er will mir zeigen, daß ich keine Macht über ihn habe. Ich war verblendet, gerade ihn nach Recoleta zu senden, wo er sich einen Einblick in meine Pläne verschaffen kann, der mir leicht verderblich werden mag. Hätte ich nicht selber gehen oder wenigstens einen Anderen mit dieser vertraulichen Mission beauftragen können?"

„Du durftest ihn nicht umgehen, nachdem er selber den Wunsch ausgesprochen, das Kloster oben in den Bergen zu besuchen."

„Ich durfte nicht? Ist meine Macht schon so beschränkt, daß mir nicht einmal die Verfügung zusteht, Diesem oder Jenem eine Sendung, einen besonderen Auftrag anzuvertrauen? Muß sich der Vorsteher des Convents den Launen des jüngsten Ordensbruders fügen?"

„Manuel ist jung an Jahren, aber reif an Erkenntniß und stark im Willen."

„So stark, daß er bereits keinen anderen Willen mehr über dem seinigen anerkennt."

„Hat er sich eigensinnig oder unehrbietig erwiesen? Mich wollte bisher immer das Gegentheil bedünken."

„Weil Du ihn nach dem äußeren Schein beurtheilst. Er ist ein gleißnerischer Heuchler, der Honig auf den Lippen, aber Gift im Herzen trägt. Keiner von Euch kennt ihn, er täuscht Euch Alle;—ich allein durchschaue ihn."

„Bruder, Du bist ungerecht! Du beginnst mit dem harten Urtheil, ohne die begründete Anklage vorauszuschicken."

„Was nutzt die Anklage? Wer soll richten zwischen ihm und mir? Noch habe ich keine handgreiflichen Beweise, nur eine innere Stimme warnt mich vor ihm Er ist mein Feind, er sucht mich zu verderben, aber seine Schlauheit läßt ihn so behutsam zu Werke gehen, daß es mir nie gelingen wird, ihn eines wirklichen Vergehens zu überführen. Wäre er minder schlau und vorsichtig, ich würde mich seiner schon längst entledigt haben."

„Keine Uebereilung, Ugarte! Bedenke die dringenden Empfehlungen aus Rom; Manuel kam im ausdrücklichen Auftrag des hochwürdigsten Pater-Generals hierher. Es hieße der höchsten Autorität trotzen, wolltest Du seinem ferneren Verbleiben im Convent Hindernisse entgegenstellen."

„Das ist es eben, was mir ihn so verhaßt, so unerträglich macht!" rief Pater Ugarte. „Er ist hierher gesandt, mich zu überwachen, ein unerfahrener Jüngling den gereiften Mann! Mehr als dreißig Jahre habe ich meine besten Kräfte dem Dienst unserer heiligen Kirche in diesem entlegenen Winkel der Erde gewidmet; treu und gewissenhaft harrte ich unter den schwierigsten Verhältnissen auf meinem Posten aus, jedes eigene Interesse dem großen Gemein-







wesen opfernd. Nun, da endlich die Früchte meines unermüdlichen Schaffens zu reifen beginnen, da es mir nach zahllosen Kämpfen gelungen, den Einfluß der Kirche auf die Geschicke dieses Landes sicher zu stellen, mißtraut man meinem redlichen Willen, meiner Fähigkeit, findet es nicht länger statthaft, daß ich nach eigenem Gutdünken verfahre, sondern demüthigt mich durch Absendung eines überflüssigen Rathgebers, der sich schon im ersten Jahre seines Hierseins anmaßt, dieses Land und seine Verhältnisse besser zu kennen, als ich selber, eines heimtückischen Spions, der meine Worte und Handlungen belauert, um sie entstellt weiter zu tragen und meinen Feinden gefährliche Waffen daraus zu schmieden! O über diesen schnöden Undank, dieses unnatürliche Bevormundungssystem, das jeden Keim der Selbstachtung, der Selbstthätigkeit erstickt!"

„Nicht also, Bruder, nicht also!" versetzte kopfschüttelnd der Greis, indem er wie mahnend und abwehrend die zitternde Rechte ausstreckte. „Du thust Manuel Unrecht, Du versündigst Dich gegen unseren heiligen Orden. Soll ich, der schlichte, altersschwache Ordensbruder, Dir, unserem erleuchteten, in der Fülle der Kraft stehenden Führer und Vorbild, seine erhabenen Zwecke, die Mittel und Wege, deren er sich zu bedienen pflegt, in's Gedächtniß rufen? Wir sind nur Atome eines weltbewegenden Ganzen, Glieder einer den Erdball umschlingenden Kette; aber ohne die Thätigkeit des Atoms käme der Weltlauf zum Stillstand, und wenn ein einziges Glied sich loslös'te, wäre es um den Halt der Kette geschehen. Darum Geduld und Ausdauer, Gehorsam den Oberen, Treue dem Orden. Jeder strebe zum Ganzen und erfülle seine Pflicht getreulich bis an's Ende. Es wird von uns dereinst Rechenschaft verlangt, hier und dort; — wohl Dem, der sie mit gutem Gewissen und freudigen Herzens zu geben vermag!"

Ein helles Glöckchen ertönte. Ugarte trat an's Fenster und schob den grünen Vorhang etwas zurück.

„Da sind sie!" rief er lebhaft. „Manuel und der Meßner Felippe reiten soeben in den Hof."

„Ich wußte, daß er heute noch kommen würde", versetzte Diego. „Nimm ihn freundlich auf, bekämpfe Deinen Unmuth und höre seinen Bericht. Er darf den schlimmen Argwohn nicht ahnen, der Deine Brust gegen ihn erfüllt. Thu' es mir zu Liebe, Ugarte! Uebe Nachsicht und sei versöhnlich!

Der Prior des Convents drückte die Hand des Greises. „Du kennst mich, Diego; ich weiß mich zu beherrschen."

Wenige Augenblicke später meldete ein Laienbruder die Ankunft des Pater Manuel. Ugarte erklärte sich zu seinem Empfang bereit. Der junge Priester trat in das Gemach, verneigte sich ehrerbietig vor dem Prior und küßte Pater Diego die ihm freundlich zum Gruß entgegengestreckte Rechte.

„Sei mir gegrüßt, Bruder Manuel, Du bist lange ausgeblieben", sagte Ugarte im Tone kühlen Wohlwollens.

„Wir waren Deinetwegen schon recht in Sorge, mein Sohn", setzte








Diego liebreich hinzu. „Gewiß hat Dich der Sturm überrascht und Deine Reise verzögert.“

„So ist es, mein Vater. Es war ein unerhört schauriges Unwetter, das gestern Mittag über die Pampas losbrach. Wir kamen vom rechten Wege ab und suchten stundenlang nach der Estancia. Zum Glück erreichten wir vor Einbruch der Nacht eine von Don Escovedo's Haciendas, wo uns die guten Pächtersleute ein treffliches Nachtquartier bereiteten. Lange vor Sonnenaufgang brachen wir heute wieder auf, mußten aber auf Umwegen die Straße zu gewinnen suchen, da die Pampas noch auf weite Strecken unter Wasser standen.“

„Es war Don Escovedos Hacienda, auf der Ihr die Nacht zubrachtet?“ fragte der Prior überrascht.

„Dieselbe, die er mit seiner jungen Gattin zu beziehen gedenkt. Man traf bereits alle Vorbereitungen zu seinem Empfange.“

„Das ist ja ein recht wunderbares Zusammentreffen“, meinte Ugarte, den forschenden Blick fest auf den jungen Priester geheftet.

„Madonna hatte sichtlich unsere Schritte gelenkt“, fuhr dieser unbefangen fort. „Wir würden die schreckensvolle Nacht unter freiem Himmel kaum überstanden haben. Ueberdies waren wir nicht sicher vor räuberischem Ueberfall. Die Bande Pasquales ist aus den Gebirgen hervorgebrochen und treibt in der Umgegend von La Recoleta ihr Wesen, soll sich sogar schon in die Pampas herabgewagt haben. Mehrere Reisende sind überfallen und ausgeplündert oder gefangen genommen worden, um ein Lösegeld zu erpressen. In La Recoleta hegt man ernstliche Befürchtungen. Der ehrwürdige Pater Guardian läßt Dich bitten, bei der Regierung auf sofortige Entsendung einer kleinen Truppenmacht zum Schutz des Klosters zu dringen, das, ohne Vertheidigungsmittel, bei einem Ueberfall mit allem werthvollen Besitz eine leichte Beute der Banditen werden müßte.“

„Da ist Gefahr im Verzuge“, entgegnete Ugarte. „Ich kenne Pasquale; er würde nicht anstehen, seine räuberische Hand selbst an das Eigenthum der Kirche zu legen. Ich muß noch heute mit dem Präsidenten reden. Wie steht es sonst in La Recoleta?“

„Deine Aufträge, ehrwürdiger Pater, sind vollführt, wie ich hoffe, zu Deiner Zufriedenheit“, sagte Manuel, einige Papiere aus seiner Brieftasche nehmend, die er dem Prior überreichte. „Diese Briefe und Documente werden Dir beweisen, daß ich mich in Allem bestrebte, Deinem Willen gemäß zu handeln. Die Verhältnisse zu La Recoleta sind in jeder Hinsicht befriedigend. Das Kloster wächs't und gedeiht; es gestaltet sich immer mehr zu einer festen Zwingburg unseres göttlichen Glaubens, zum unerschütterlichen Hort der heiligen Kirche und ihrer Getreuen. Bruder Alvarez verwaltet das schwierige Amt eines Pater Guardian mit seltenem Eifer und hoher Weisheit; er ist seinen Untergebenen ein leuchtendes Exempel, ein unablässiger Sporn, allen Gläubigen aber ein gütiger Vater und weiser Berather. Es war seine Absicht, in den nächsten







Wochen zur Stadt zu kommen, da er mit Dir zu reden wünscht; meine Mission bewog ihn jedoch, diesen Besuch auf gelegenere Zeit zu verschieben."

„Ist der schriftliche Verkehr mit der Mutter Gottes auch in seinem Bezirk in's Leben gerufen? Hat er die ihm anempfohlene Aufforderung an die Frauen und Jungfrauen des Gebirgssprengels erlassen?"

„Das ist es eben, ehrwürdiger Pater, worüber er mit Dir zu berathen wünschte."

„Berathen? Er hat meine Anordnung in Vollzug zu setzen."

„Er unterließ es aus gewichtigen Gründen, die er Dir durch meinen Mund kund thun läßt."

„Laß hören!"

„Pater Alvarez bezweifelt die Zweckmäßigkeit dieser Maßregel; ja er geht weiter und hält sie geradezu für eine gefährliche, die das Ansehen der Kirche erschüttert und ihr einen Theil des Bodens raubt, den sie nach schweren Kämpfen in diesem Lande errungen."

„Leere Befürchtungen, keine Beweise!"

„Wenn es sich auch nicht leugnen lasse, daß sie unter dem weiblichen Theil der Bevölkerung großen Anklang und willigen Gehorsam finden werde, stehe doch von Seiten des männlichen ein ebenso entschiedener Widerstand in Aussicht. Es würden dabei im Schooße der Familien Conflikte hervorgerufen, welche die religiöse Gesinnung des Volkes untergraben, der Kirche nachtheilig, dem Orden aber geradezu verderblich werden müßten. Bei der Landbevölkerung werde diese Wirkung ganz gewiß eintreten; es sei jedoch seine feste Ueberzeugung, daß sie auch in den Städten nicht ausbleiben könne."

„Meine Ideen! Ganz meine Ideen!" murmelte leise Pater Diego, der der ruhigen Rede des jungen Ordensbruders mit großer Aufmerksamkeit gelauscht hatte.

„Seine Einwände überzeugen mich nicht," sagte der Prior scharf und fest. „Steht die Autorität der Kirche bei diesem Volke auf so schwachen Füßen, daß sie nicht einmal in Dingen, die nur den Glauben angehen, ihre Gebote durchzusetzen vermag? Sollen wir die ganze Machtstellung, den unberechenbaren Einfluß, welchen uns die Maßregel sichert, opfern, weil ihre Durchführung einige Kämpfe kosten mag, weil unsere Gegner, die sich durch sie von allen Seiten bedroht sehen, denen wir die Lebensader unterbinden, heftigen Widerstand leisten werden? Die Kirche und ihr Recht — und wenn die Erde darüber in Trümmer fiele!"

„Ich habe Pater Alvarez das Alles auseinander gesetzt, habe die Maßregel kräftig vertheidigt, er aber beharrte auf seiner Meinung."

„Und ich auf der meinigen. Genug davon! Ich werde dem Pater Guardian meinen Willen nochmals in entschiedener Weise kund thun; er weiß dann, was seines Amtes ist."

„Wenn Du ihm Deine Befehle zugehen lässest, berücksichtige zugleich diesen Brief, der mir zu La Recoleta durch einen aus dem Norden angelangten Boten






eingehändigt wurde", sagte Manuel mit scheinbarer Ruhe und Gleichgültigkeit, dem Prior ein kleines zusammengefaltetes Papier überreichend. „Man sagte mir, sein Inhalt erheische schleunige Erledigung. Ich glaubte in Deinem Sinne zu handeln, indem ich ihn erbrach und einstweilen die nöthigen Verfügungen traf, die jetzt Deiner Bestätigung harren."

Ugarte hatte den Brief ergriffen. Die Aufschrift schien ihn stutzig zu machen. Er warf Manuel einen prüfenden Blick zu, in welchem sich Mißtrauen aussprach. Der junge Priester trug jedoch eine solche Unbefangenheit zur Schau, daß der bei dem Prior aufsteigende Argwohn alsbald wieder schwand. Er entfaltete den Brief und las. Schon bei den ersten Zeilen gerieth er in höchste Bestürzung.

„Ha, eine unerwartete Trauerkunde!" rief er, mit der Hand rasch nach der Stirn fahrend, die Lippen bebend, das Auge starr auf den Brief geheftet.

„Was giebt es? Was meldet der Brief?" fragte der greise Bruder Diego, dem die plötzliche Veränderung im Wesen Ugartes nicht entgangen war.

„Die Nachricht wird Deinem milden Herzen wehe thun, ehrwürdiger Bruder", versetzte Manuel. „Ein Erdbeben hat das Kloster San Rosario zerstört. Der Prior und einer der Brüder haben ihren Tod gefunden. Pedro meldet, daß nur er und der Pförtner dem Verhängniß glücklich entronnen seien. Auch eine dem Wahnsinn verfallene Schwester, die dort verpflegt wurde, blieb unversehrt. Die Geretteten, für die es in jener unwirthlichen Gegend kein anderes Obdach giebt, haben sich nach La Recoleta gewendet, wo sie stündlich eintreffen mögen. Zu ihrer Aufnahme, besonders zur Verpflegung der Kranken, wurden von mir einstweilen die nöthigen Vorkehrungen getroffen."

Ugarte's bleiches Antlitz hatte sich während des Lesens noch mehr entfärbt. Obwohl er längst damit zu Ende sein mußte, starrte er noch immer auf das Papier, und nur ganz schüchtern stahl sich einer seiner Blicke nach dem Ueberbringer des für ihn offenbar sehr wichtigen Schreibens hinüber. Manuel beschäftigte sich ausschließlich mit dem greisen Diego; sein Geschäft mit dem Prior war erledigt, er schien für diesen keine Aufmerksamkeit mehr zu haben.

„Du hast den Inhalt dieses Schreibens dem Pater Guardian von La Recoleta mitgetheilt?" fragte der Vorsteher nach kurzer Pause, während welcher er offenbar einen Entschluß gefaßt, in ruhigem Tone, der kaum noch eine Spur seiner rasch bemeisterten Bewegung verrieth.

„Sollte ich durch Erbrechen dieses Briefes die mir ertheilte Vollmacht überschritten haben?" fragte Manuel mit der ihm eigenen Unterwürfigkeit. „Ich war lange zweifelhaft; endlich siegte das Verlangen, einer Sache von Wichtigkeit nicht etwa durch unnützen Verzug zu schaden. Pater Alvarez bestärkte mich in meinem Entschluß. Ich theilte ihm dann das unglückliche Ereigniß mit und ermächtigte ihn zur Aufnahme der Obdachlosen. Bist Du unzufrieden mit meinem Verfahren, ehrwürdigster Pater?"

„Nicht doch; es ist gut, was Du gethan, Bruder Manuel", sagte Ugarte, in freilich sehr kühlem Tone und mit einem kaum bemerkbaren Nicken des








Hauptes. „Hoffentlich wird man zu La Recoleta im Stande sein, der armen Kranken die nöthigen Bequemlichkeiten zu verschaffen.“

„Der Pater Guardian mußte mir versprechen, ihr die größte Aufmerksamkeit zu schenken, zugleich aber sie in sicherem Gewahrsam zu halten, da ich aus dem Schreiben Pedros ersah, daß Du lebhaften Antheil an ihrem Schicksal nimmst.“

„Sie ist mir fremd“, fiel der Prior rasch ein; „doch hielt ich es für Pflicht der Menschlichkeit, für die Unglückliche zu sorgen, da sie in diesem Lande weder Freunde, noch Angehörige besitzt. Vor einer Reihe von Jahren kam Schwester Inez mit guten Empfehlungen aus Spanien herüber. Ich verschaffte ihr ein Unterkommen im Kloster der Carmeliterinnen zu Valparaiso. Bald umdüsterte sich ihr Geist, und nach und nach verfiel sie in völligen Wahnsinn. Ich mochte sie nicht der öffentlichen Irrenanstalt überliefern, und da sich die Aerzte von einem Aufenthalt in einsamer Gebirgsgegend gute Wirkung versprachen, sandte ich sie nach San Rosario. Leider fand sie auch dort nicht die gehoffte Heilung; ihr Zustand verschlimmerte sich, sie verfiel in Tobsucht — —“

„Ich verstehe, ehrwürdigster Pater, es blieb zu ihrer eigenen Sicherheit nichts Anderes übrig, als sie in den unterirdischen Gewölben des Klosters einzusperren.... Entsetzliches Schicksal! Man weiß nicht, ob man die wunderbare Rettung der Aermsten als ein Glück erachten oder sie beklagen soll!“

„Ich freue mich ihrer“, sagte Ugarte mit Nachdruck, „und erblicke darin ein Zeichen des Himmels, daß er sich der schwer geprüften Schwester noch gnädig erweisen will.“

Die Thür des Gemachs ward behutsam geöffnet, und der Laienbruder trat wieder herein.

„Es steht ein Mann unten, der den ehrwürdigsten Pater Prior im Namen Don Escovedos zu sprechen verlangt. Er nennt sich Gil Perez.“

„Laß ihn sogleich herein. Ich bin bereit, ihn zu empfangen“, entgegnete Ugarte, dem die Unterbrechung erwünscht zu kommmen schien.

Der Laienbruder trat ab.

Pater Manuel näherte sich dem Prior.

„Wenn Du mir keine weiteren Befehle zu ertheilen hast, ehrwürdigster Bruder, so will ich nach der Sacristei hinüber gehen, um die Vorbereitungen für die abendliche Messe treffen zu helfen.“

„Ich heiße Dich nicht gehen, Bruder Manuel“, sagte Ugarte mit besonderer Betonung. „Es sind keine Geheimnisse, die ich mit dem Boten des reichen Mannes zu verhandeln habe; wenigstens nicht für einen getreuen Diener der Kirche, für ein aufrichtig gesinntes Glied unseres erhabenen Ordens, dessen Zwecke wir Alle zu fördern berufen sind.“

„Wohl Dem, der sie gleich Dir zu fördern versteht“, versetzte Manuel einschmeichelnd. „Wo der Lehrer handelt, was bedarf es da des Schülers?“

„Komm, mein Sohn, geleite mich nach meiner Zelle“, bat Diego, dem jungen Priester die Hand entgegenstreckend. „Der Tag war heiß, und ich







möchte mich wohl ein Stündchen der Ruhe überlassen. Gieb mir Deinen Arm, damit ich mich auf ihn stütze."

Manuel stand sogleich an der Seite des Greises, der sich an seine Schulter lehnte und mit großer Behutsamkeit von ihm aus dem Gemach geleitet wurde.

---

7. Der Lauscher.

Kaum hatten die beiden an Jahren wie in ihrer ganzen äußeren Erscheinung so verschiedenen Ordensbrüder das Gemach verlassen, als durch die entgegengesetzte Thür Gil Perez, der Gaucho, eintrat. Ugarte hatte sich auf einem der Sessel an dem Tische niedergelassen, und beschäftigte sich mit den ihm von Manuel überreichten Papieren. Der Gaucho blieb nicht lange auf der Schwelle stehen, sondern näherte sich dem Priester in zwar ehrerbietiger, doch auch ziemlich kecker, selbstbewußter Haltung.

„Ich bitte um Euren Segen, ehrwürdigster Herr," sagte er, als er dicht hinter dem Pater stand und von diesem scheinbar nicht bemerkt wurde.

„Gott grüße Dich, mein Sohn Gil Perez," versetzte der Prior mit einer freundlichen Handbewegung, indem er die Papiere bei Seite schob. „Du hast lange auf Dich warten lassen.... ich hätte in der That gehofft, früher von Dir zu hören. Sollte es wirklich erst eines bestimmten Auftrags Don Escovedo's bedürfen, um Dir Dein Versprechen ins Gedächtniß zu rufen, oder hat Dich Deine schöne Landsmännin, die argentinische Ballerina, so tief in das Netz ihrer Reize verstrickt, daß Du Den darüber vergissest, dem Du das Glück ihrer näheren Bekanntschaft verdankst?"

„Verzeiht, ehrwürdigster Pater, es war nicht Nachlässigkeit, nicht Undank, was mich fern hielt.... Ich schämte mich, Euren Erwartungen, der guten Meinung, die Ihr von mir hegtet, so wenig entsprechen zu können."

„Wie, Gil, es wäre Dir nicht gelungen, das Herz und damit das Vertrauen der schönen Pepa zu gewinnen?"

„Wenn ich die Wahrheit sagen soll: nein, Ehrwürden. Das ist kein Mädchen gewöhnlichen Schlags; ich wußte es gleich: da drüben in der Argentina ist das ächte edle Metall zu Hause, nicht glitzerndes Kupfer, wie hier in Chili."

„Das sagt Gil Perez, der schmucke, unwiderstehliche Gil, dem alle weiblichen Herzen zufliegen?"

„Mit Ausnahme derer, auf die er es am meisten abgesehen und die sich schon anderweitig versorgt."

„Die holde Pepa also....?"

„Hat ihr Herz bereits verloren; das ist sicher."

„Ohne daß sie Madonna zu ihrer Vertrauten gemacht?"

„O, in gewissen Dingen können die Mädchen sehr schweigsam sein."

„Unmöglich; sie steht fest im Glauben und ist kindlichen Gemüths."

„Vielleicht fand sie es aber doch rathsam, Madonna nur mündlich und nicht schriftlich von dieser kleinen Herzensangelegenheit in Kenntniß zu setzen."







„Und Der, den sie sich auserwählt, lebt in Santiago?“

„Ich habe Grund, es zu vermuthen.“

„Du kennst ihn, mein Sohn?“

„Nun, die kleine Pepa war in diesem Punkt gegen mich nicht viel mittheilsamer als gegen Madonna, obwohl ich mir sonst schmeicheln darf, als Landsmann mir ihr Vertrauen erworben zu haben, das ich denn auch um keinen Preis der Welt täuschen möchte. Ja, Ehrwürden, ich liebe Pepa, liebe sie wie nur ein Gaucho der argentinischen Steppe sein flüchtiges Roß und sein süßes Mädchen lieben kann, und wenn das Schicksal so grausam sein sollte, sie mir zu rauben, dann— —“

„Sachte, sachte, mein Sohn, Deine heiße Liebe, die meine ganze Billigung hat, giebt mir die Hoffnung, daß noch Alles gut werde. Laß mich nur gewähren, ich werde für Dich arbeiten!“

„Ach ja, ehrwürdigster Pater, Ihr habt wunderbaren Erfolg in solchen Geschäften. Don Escovedo verdankt Eurer Vermittlung die Hand der schönen Leontica; warum solltet Ihr nicht auch Eurem demüthigsten Diener, dem armen Gil Perez, seine Pepa verschaffen?“

„Vor allen Dingen nenne mir den Namen Deines Nebenbuhlers.“

„Gehört das zur Sache?“

„Wie soll ich sonst für Dich wirken?“

„Ja, seht, Ehrwürden, das ist ein eigen Ding.... ein recht gefährlicher Mensch ist es, der es darauf abgesehen zu haben scheint, Herzen zu erobern und Andern in’s Gehege zu kommen. Wenn mich nicht Alles trügt, ist es derselbe, den Don Escovedo zu fürchten hatte — vielleicht noch zu fürchten hat.“

Pater Ugarte fuhr erstaunt empor.

„Der junge deutsche Kaufmann?“ fragte er sehr lebhaft.

„Per dios! der verhaßte Carcaman.“

„Und theilt er Pepas Gefühle? Erwiedert er ihre Liebe?“

„Wenn er das thäte, ich stände nicht hier, es Euch zu klagen“, rief der Gaucho mit funkelnden Augen. „Sein Herz wäre längst zur Scheide meines zweischneidigen Dolches geworden!“

„Ah, er liebt sie also nicht?“

„Ich denke, er ahnt nicht, was im Herzen der Dirne vorgeht. Und bei unserer heiligen Madonna de las Chacras, es ist sein Glück, daß er es nicht thut!“

„Aber Du sagtest selbst, daß Dich Pepita zu ihrem Vertrauten gemacht. Was erfuhrst Du über ihre Herkunft?“ forschte der Priester weiter.

„Alles, was sie selber darüber weiß, Ehrwürdigster, und das ist kaum mehr, als was sie bereits der heiligen Madonna vertraute. Sie ward zu Chachicuco jenseits der Cordillere von einer alten Frau erzogen, die sie Mutter nannte, obwohl ihr die Leute im Dorfe schon als Kind oft sagten, die Frau habe keine Ansprüche auf diese Benennung. Auch schwebt ihr aus frühester Jugend eine Erinnerung vor, daß sie in anderer Umgebung gelebt, in wilden







Gebirgsgegenden umhergezogen und von einem großen, schönen Manne oft auf ein schneeweißes Pferd gesetzt worden sei, das immer still wie eine Mauer stand und freundlich wieherte, so oft das Kind seinem Rücken anvertraut wurde. Als sie das vierzehnte Jahr erreicht hatte, theilte ihr endlich die alte Pflegemutter mit, was sie von ihrer Herkunft wußte. In einer stürmischen Nacht war ein Cuartero*) nach der einsamen Casa gekommen, welche die Frau mit ihrem damals noch lebenden Manne bewohnte. Er ritt ein weißes Pferd, Roß und Reiter schienen auf den Tod ermüdet. Als er in's Zimmer getreten und am Feuer seinen Mantel abgelegt, bemerkten die Leute, daß er ein schlafendes Kind in seinen Armen trug. Es war ein etwa dreijähriges Mädchen; der Reisende wollte nur sein Pferd etwas verschnaufen lassen und sich selber mit Speise und Trank erquicken, dann aber, trotz des über die Pampas brausenden Unwetters, seinen Weg in dunkler Nacht fortsetzen. Die guten Leute gaben sich alle Mühe, ihn davon abzubringen; sie stellten ihm vor, daß er und sein Thier viel zu ermüdet seien, um dem tosenden Sturm die ganze Nacht hindurch trotzen zu können, daß es aber für das kranke Kind sicherer Tod sei, in solcher Nacht zu Pferde reisen zu müssen. Der Fremde war unschlüssig; ein unvermeidliches Verhängniß schien ihn von dannen zu treiben, das leidende Kind fesselte ihn an das wirthliche Obdach. Endlich fragte er die Leute, ob sie sich wohl gegen gute Bezahlung dazu verstehen würden, das Kind bis zu seiner Genesung zu beherbergen. Die ehrlichen Leute hätten es von Herzen gern umsonst gethan. Der Fremde übergab ihnen das Kind und ein kleines Päckchen mit Kleidern und Geschmeide; wenn er nicht zurückkomme, werde er nach dem Kinde senden. Er nannte ihnen ein bestimmtes Paßwort, das Derjenige geben müsse, den er zur Empfangnahme des Kindes und der Gegenstände absende. Auch deutete er an, das Kind stamme von reichen Eltern, die jenseits der Cordillere wohnten und, seien sie auch für den Augenblick genöthigt, sich seiner zu entäußern, dereinst doch den Pflegern reichlich lohnen würden. Nachdem der geheimnißvolle Fremde den armen Leuten zehn vollwichtige Goldstücke auf den Tisch gezählt und das Kind noch einmal geherzt und geküßt hatte, schwang er sich wieder auf sein ermüdetes Pferd, und trabte in die dunkele, stürmische Nacht hinaus. Das Päckchen enthielt allerlei kostbare Kleider für das Kind, darunter einen reich mit Spitzen besetzten Anzug eines Säuglings, der jedoch an verschiedenen Stellen zerrissen und mit Blut befleckt war. Das Geschmeide bestand aus einem Ring und einem mit edlen Steinen besetzten Kreuz, beides offenbar von großem Werth. Dem kranken Kinde thaten Ruhe und Pflege wohl. Es erholte sich zusehends, ward gesund und kräftig, und blühte mit den Rosen der Pampas um die Wette. Das bezahlte Kostgeld war längst aufgezehrt; der Fremde kam nicht wieder und sandte auch Niemanden, der das Paßwort gebracht hätte; die guten Leute aber, so arm sie auch waren, hielten das Kind wie ihr eigenes und dachten nicht mehr daran, sich von ihm zu trennen. Als der Mann

*) Reisender zu Pferd.







starb, ward das Mädchen eine kräftige Stütze der alten Frau. Sie hatte frühzeitig große Anlage zum Tanzen gezeigt, nun tanzte sie den Fandango und Sambacueca unter Begleitung des Salterio mit einer Fertigkeit, die Alles hinriß und ihr manches hübsche Stück Geld eintrug, wenn sie dann bei den Zuschauern die Runde machte und kleine Gaben einsammelte. Als Pepa ihr siebenzehntes Jahr erreicht, war der Entschluß bei ihr zur Reife gelangt, einen Versuch zur Auffindung ihrer Eltern zu machen; zugleich wünschte sie durch ihr Talent eine kleine Summe zu erwerben, um das Grundstück kaufen zu können, welches ihre Pflegemutter in Pacht hatte, und von dem sie durch die Hartherzigkeit des Besitzers vertrieben werden sollte. Die alte Frau wollte lange nichts von einer Trennung wissen; endlich mußte sie Pepa's dringendem Verlangen nachgeben, verstand sich aber unter keiner Bedingung dazu, ihr die sorgfältig aufbewahrten Schmucksachen zu überliefern oder auch nur das von dem Fremden erhaltene Paßwort anzuvertrauen, wodurch das Mädchen wenigstens einen schwachen Anhaltspunkt zur Entdeckung seiner Eltern gewonnen haben würde. Sie habe einen heiligen Eid geschworen, beides zu bewahren, und wenn der Fremde nicht zurückkehre oder einen gehörig beglaubigten Boten sende, könne sie nur der Tod von ihrem Eid entbinden. So verließ Pepa die Heimath und wanderte zunächst gen Mendoza, wo sie ihre Kunst mit gutem Erfolg ausübte und den Ertrag als erste Botschaft der alten Pflegemutter zusandte. Mendoza steht in lebhaftem Verkehr mit dem Thal von Chili; größere Maulthierkaravanen kreuzen fast wöchentlich die Condillere. Pepa machte die Bekanntschaft der Gattin eines Baqueano*), der sie sich auf der Reise nach Copiapo anschloß. Das Uebrige wißt Ihr, ehrwürdiger Vater. Die Ballerina erntete im reichen Chili Geld genug, um der alten Pflegemutter jede Sorge für die letzten Jahre ihres Lebens zu verscheuchen, von den gesuchten Eltern fand sie dagegen keine Spur. Von der Fruchtlosigkeit ihres Bemühens überzeugt, wünscht sie nach der Argentina zurückzukehren, um ihre Pflichten gegen die Pflegemutter zu erfüllen und im Falle des Ablebens der alten Frau noch das Wenige in Erfahrung bringen zu können, was ihr zur Enthüllung des Geheimnisses ihrer Herkunft behülflich sein möchte."

Pater Ugarte hatte der Erzählung des Gaucho sehr aufmerksam zugehört, schien aber nach Beendigung derselben keineswegs befriedigt, denn er schüttelte nachdenklich das Haupt und trommelte mit den Fingern heftig auf dem grünen Wachstaffetüberzug des Tisches, wie es seine Gewohnheit war, wenn er sich in unbehaglicher Stimmung befand.

„Und hat Dir die Kleine keine nähere Beschreibung gegeben von den Kleidungsstücken und Schmucksachen, welche die alte Frau als einziges Erbtheil des Kindes aufbewahrt?" fragte er nach einer Pause.

---

*) Das Wort bedeutet eigentlich Kuhtreiber, wird aber hauptsächlich von den des Weges kundigen Führern gebraucht, welche die Wagen- und Maulthierkaravanen durch die endlosen Steppen der argentinischen Provinzen und über die Cordillere geleiten.






„Verzeihung, Ehrwürdigster, ich versäumte danach zu fragen; doch soll es auf Euer Begehr alsbald geschehen.“

„Sieh zu, was Du darüber von ihr erfahren kannst; selbst ein kleiner Umstand könnte uns bei Auffindung der Gesuchten gute Dienste leisten. Wie die Sache jetzt liegt, habe ich freilich wenig Hoffnung, dem armen Kinde von Nutzen sein zu können. Die Eltern mögen längst todt oder nach einem andern Lande gewandert sein. Was ich inzwischen Dir, mein Sohn, versprach, werde ich unter allen Umständen halten. Die zweihundert Silberthaler sind Dein, und wenn die Ballerina einem guten Rath von meiner Seite zugänglich ist, soll sie selber auch noch die Deinige werden.“

„Ach, wenn Ihr das über sie vermöchtet, Ehrwürden, meine Dankbarkeit würde nur mit meinem Leben erlöschen!“ rief der Gaucho mit jener ungezügelten Heftigkeit, die seinem Temperament eigen.

„Jetzt zur Hauptsache, mein Sohn! Dein Auftrag von Don Escovedo—?“

„Ach, ehrwürdigster Pater, für mich ist Pepa, die süße, reizende Pepa, zur einzigen Hauptsache geworden!“

„Der wahre Christ, mein Sohn, vergißt über dem eigenen Wohl nie die Pflichten gegen seinen Nächsten.“

„Es ist mitunter recht schwer, ein wahrer Christ zu sein.“

„Diese Erkenntniß hilft Dir schon einen großen Theil der Schwierigkeit überwinden. Doch was ist der Wunsch unseres getreuen Bruders in Christo, des wackeren Escovedo? Fühlt er sich glücklich im Besitz seines jungen, reizenden Weibes, der gefeiertsten Schönheit Santiagos?“

„So glücklich, frommer Vater, daß er, wie es mir scheint, kaum recht weiß, was mit diesem Uebermaß des Glückes anzufangen. Die Stadt mit ihren vielen Zerstreuungen und Verlockungen dünkt ihn kein geeigneter Aufenthalt für die wunderschöne, mit den Gefahren der Welt noch wenig vertraute Donna, und das Land — o weh! bei dem durch eine gute Dosis Langeweile gewürzten Verkehr mit Blumen und Kolibris gewinnt ein bejahrter Ehegatte auch nicht eben an Reizen. 's ist ein Jammer! So ein reicher Mann hat nun Alles, was sein Herz begehrt, aber ein bischen Jugend und Frische kann er sich doch mit all seinem Gelde nicht zurückkaufen!“

„Du willst damit hoffentlich nicht sagen, mein Sohn, daß Donna Leontica ihrem würdigen Gatten Ursache zur Unzufriedenheit gäbe!“

„Behüte! Madonna würde mich strafen für solche Verlästerung! Sennora ist gewiß die rechtschaffenste, bravste, pflichtgetreuste Gattin — was kann sie für das Mißverhältniß der Jahre und der äußeren Erscheinung, welches nun einmal zwischen ihr und dem ihr angetrauten Gatten besteht? Don Escovedo aber nimmt sich das sehr zu Herzen, er ist verstimmt, aufgeregt, verändert in seinem ganzen Wesen. Heute will er die Stadt verlassen, morgen entschließt er sich wieder zum Bleiben; es ist recht schwer jetzt, mit ihm auszukommen, so sehr auch das Auskommen mit einem reichen Manne Jedem am Herzen liegt.“

„Und wie lautet der Auftrag, den er Dir ertheilte, Gil?“






„Er entbietet Euch seinen Gruß, Ehrwürdigster, und läßt Euch bitten, des ihm gegebenen Versprechens eingedenk zu sein, Donna Uraca sowohl als seine Gattin zur sofortigen Unterzeichnung jenes Documentes zu bewegen, welches das ganze Vermögen der beiden Sennoras auf ihn überträgt. Er könne die Stadt nicht verlassen, eh' diese Angelegenheit geordnet sei. Sich selber damit zu befassen, verbiete ihm sein Zartgefühl und die der Gattin und Schwiegermutter schuldige Rücksicht; dagegen ist er überzeugt, daß es Euch bei Eurer Stellung und dem Einfluß, den Ihr über die Donnas besitzt, ein Leichtes sein werde, die Sache mit der nöthigen Behutsamkeit einzuleiten, zugleich aber mit solchem Nachdruck zu behandeln, daß ein befriedigendes Resultat nicht ausbleiben könne."

Pater Ugarte stützte den Kopf in die Rechte und schien nachzusinnen. „Ein mehr als wunderlicher Auftrag", sagte er, einen forschenden Blick auf den Gaucho werfend. „Nur da er von einem so erprobten Freund und treuen Sohn der Kirche kommt, fühle ich mich geneigt, ihn in Erwägung zu ziehen. Don Escovedo sprach mit mir darüber, ich hielt es für eine seltsame Laune. Nun scheint es ihm dennoch Ernst zu sein. Was in aller Welt kann er damit bezwecken? Donna Uracas Vermögen ist gering, es würde wie ein Tropfen in den reich gefüllten Schatz des Millionärs fallen...."

„Man spricht davon, es sei ein älterer Sohn vorhanden gewesen...."

„Ja, ja, Donna Uraca hatte einen Sohn, er starb als kleines Kind oder ward ihr geraubt — was ändert das an der Sache? Ein Mann von dem Reichthum und den christlichen Grundsätzen Don Escovedos kann unmöglich die Absicht haben, diesen Sohn, auch wenn er lebte, seines geringen Erbtheils zu berauben. Hier müssen andere Gründe obwalten, die ich jedoch in diesem Augenblick nicht zu durchschauen vermag."

„Gründe — o ganz gewiß, Ehrwürden", versetzte der Gaucho mit bedeutsamem Lächeln. „Ein so reicher und kluger Mann wie Don Escovedo thut sicherlich nichts ohne gute, reiflich erwogene Gründe."

„Hätte er Dir eine Andeutung gegeben?" forschte der Pater.

„Mir? O nein, was er Euch, dem geistlichen Berather, verschweigt, wird er mir, dem niederen Diener, noch viel weniger anvertrauen."

„Aber Du könntest auf anderem Wege...."

„Etwas darüber erfahren haben? Nun, das will ich nicht ganz in Abrede stellen. Man tauscht seine Meinungen so mit Diesem und Jenem aus, und dabei ereignet es sich manchmal...."

„Ohne Umschweife, was weißt Du, mein Sohn?"

„Ei, ich maße mir nicht an, irgend etwas zu wissen. Vielleicht steht es in gar keinem Bezuge zu der Sache, um die es sich hier handelt. Es ist eben so eine alte Geschichte, wie man sie mitunter durch Zufall erfährt, an der etwas sein und an der auch nichts sein mag. Man sollte dergleichen gar nicht weiter erzählen."

„Sprich offen heraus, Gil Perez. Du weißt, ich meine es wohl mit Dir und geize auch nicht mit dem Lohn wie Dein Herr, Don Escovedo, der trotz seines Reichthums geleistete Dienst nicht immer in der rechten Weise anerkennt. Komm, nimm hier an meiner Seite Platz — wozu das ceremonielle Wesen zwischen Freunden? Laß mich Deine Geschichte hören, mein lieber Sohn."

(Fortsetzung folgt.)






Zur Racenfrage.

Von Theodor Pösche. (Washington.)

Douai wünscht durch seinen Aufsatz im Märzheft eine Discussion über die Racenfrage herbeizuführen. Da dies eine der wichtigsten Fragen ist, die je von der Wissenschaft behandelt werden können, und da, wie ich glaube, mehr Licht über dieselbe vorhanden, als bis jetzt in weitere Kreise gedrungen ist, so will ich Douai's Wunsch gemäß die Discussion der Frage dadurch fortsetzen, daß ich in Kurzem meine Einwendungen gegen seine Ansichten darlege.

Zunächst nun scheint es höchst verwunderlich, daß Douai die von ihm gehegten Ansichten über die betreffende Frage als eine neue Hypothese aufstellt. Sollte er nicht wissen, daß das ausführlichste ethnographische Werk, das von Pritchard, vor 40 Jahren die Hypothese vom schwarzen Adam aufstellte? Gegenwärtig aber ist diese Frage durch Darwin zur bedeutendsten und am allgemeinsten discutirten Streitfrage in der Naturwissenschaft geworden. Die Ethnologen der Welt liegen im heftigsten, erbittertsten Streit mit einander ob der Frage: ein Adam oder mehrere Adams? Und wenn die Frage für einen entschieden ist, dann entbrennt die neue über die Farbe desselben, ob er schwarz, weiß oder graubraun gewesen. Douai gehört seinen ausgesprochenen Ansichten nach offenbar zur Partei des schwarzen Adam, aber nicht zum radikalen Flügel derselben; denn er hält ja, wenn er den Stammbaum der Deutschen aufstellt, bei den schwarzen Negerahnen inne, während Viele der Darwin'schen Schule einen Schritt weiter gehen, und die Abstammung der Neger von den Affen annehmen.

Auf Neuheit hat also Douai's Hypothese, wie Jedermann sehen kann, keinen Anspruch; ist sie aber richtig? Fassen wir den Punkt, um welchen es sich im ganzen Streit handelt, einmal scharf ins Auge. Jedermann giebt zu, daß ein Unterschied unter den Menschen besteht, daß Schwarze sich von Weißen und Braunen unterscheiden. Der Grad des Unterschiedes jedoch wird verschieden angegeben. Die Einen sehen denselben nur gering an, nicht größer als z. B. den zwischen Tauben, d. h. sie halten die verschiedenen Menschenracen nur für Abarten, Varietäten derselben Species, welche sich aus veränderter Luft, Nahrung und Lebensweise erklären lassen. Douai spricht ohne Rückhalt aus, daß die Neger ganz gut einmal Deutsche werden können, vorzüglich, wie er glaubt, durch guten Turnunterricht. Die Quäker sind im Allgemeinen geneigt, die Farbe und das ganze Aussehen des Negers auf Mangel an Seife und an Zeit zum Waschen zu schieben. Dies ist die Partei der Monogenisten, zu der so ziemlich die ganze Welt gehört, die ihr Glaubensbekenntniß in dem ersten Kapitel der Bibel niedergelegt findet, zu welchem die gelehrten Vertreter Englands, Frankreichs und Deutschlands nur variirte Kommentare schrieben.

Die Partei der Polygenisten kann sich weder auf so ehrwürdige, noch so








weitschichtige, gelehrte Dokumente berufen; sie hat nur e i n e große Thatsache als Basis ihrer Anschauung, aber diese Thatsache ist entscheidend. Soll die Einheit des Menschengeschlechts im Sinn der Monogenisten festgestellt werden, so gehört dazu der Nachweis, daß einmal, irgend einmal, eine Varietät der Menschheit in die andere übergegangen sei, daß einmal aus einem Schwarzen ein Weißer, oder aus einem Weißen ein wahrhaft schwarzer, rother oder brauner Mensch geworden sei. Die Last dieses Beweises liegt klar und deutlich auf den Monogenisten. Er ist nirgends geliefert worden. Damit ist die Sache entschieden. Da es aber in der Natur der positiven Wissenschaft liegt, Alles zu beachten, was auf eine Frage Bezug hat, alle Chancen in Erwägung zu ziehen, die möglicherweise der Frage eine andere Wendung geben könnten, so ist jeder Fall genau untersucht worden, wo eine Race in diametral verschiedene natürliche Verhältnisse gebracht wurde. Die Antwort war stets dieselbe: Keine, durchaus keine Veränderung der ursprünglichen Racencharaktere. Der Holländer und Engländer, die blondesten der Germanen, aus dem feuchten, kalten Holland und England nach dem warmen und trockenen Cap der guten Hoffnung und nach Australien versetzt, behalten für sich und ihre Nachkommen (im Fall der Capkolonie nach Jahrhunderten) alle Charaktere ihrer Race; nirgends tritt eine Dunkelung ein. Umgekehrt bleibt der Neger in Canada ächter, unveränderter Neger.

So sehen wir eine große Mannichfaltigkeit neben einander bestehender, unter sich unverwandter Racen; neben dem rothen Indianer, dem braunen Malayen und schwarzen Neger die Culturvölker der Aegypter, Babylonier, Chinesen, Araber und vor Allen unsere eigene Race, die Arier. Unverwandt nenne ich diese Racen, weil jede genealogische Verwandtschaft fehlt; sie sind allerdings verschiedene Species derselben Familie, stehen also so zu einander, wie z. B. Fuchs, Wolf und Hund. Ein seit langer Zeit gegen diese Ansicht versuchter Beweis ist entschieden zu Gunsten der Polygenisten ausgeschlagen. Es wurde nämlich von den Zoologen der Satz aufgestellt, daß die Bastarde verschiedener Species stets unfruchtbar seien; da nun Bastarde der verschiedenen Menschenracen fruchtbar sind, so schien daraus zu folgen, daß die Menschenracen keine Species sind. Das Resultat ausgedehnterer Beobachtungen ist jedoch, daß sich die Racen genau wie die Species verhalten. Erstens nämlich liegen zahlreiche Fälle fruchtbarer Bastarde vor; man hat solche von Wolf und Hund, und von Gemse und Ziege beobachtet. Zugegeben aber, daß solche Fälle nicht sehr zahlreich sind, und daß den Nachkommen solcher Bastarde die rechte, robuste Gesundheit abgeht, so daß sich dieselben vielleicht nicht als eigene Race erhalten können, so findet genau dasselbe bei den Bastarden der verschiedenen Menschenracen statt. Das Phänomen ist zu verwickelt und umfangreich, als daß es an diesem Orte in seinem ganzen Umfang behandelt werden könnte. Dies soll anderswo geschehen; für meinen Zweck hier genüge die Bemerkung, daß man erstens zwischen sich näher und ferner stehenden Racen unterscheiden muß. Je näher sich die verschiedenen Racen stehen, um







so fruchtbarer die Verbindung, um so tüchtiger die Nachkommen. Arier und Neger erzeugen deshalb die schlechtzste Nachkommenschaft, Araber und Neger, Weiße und Mongolen eine viel bessere.

Neben diesem allgemeinen physiologischen Beweis, welcher die Frage ebenfalls für die Polygenisten entscheidet, will ich für einen besondern Fall die Entscheidung unserer großen Philologen citiren. Nachdem Douai auf leichte Weise seine Neger in gelbe und diese in weiße Arier verwandelt hat, läßt er einen Theil derselben braune Semiten werden. Die Semiten (Babylonier, Araber, Phönizier, Juden) sind ihm die zuerst ausgewanderten Arier, ihre Sprache sieht er offenbar als eine arische Sprache an. Das ist sie nicht. Der Kreis der arischen Sprache ist genau begrenzt, ihre Merkmale sind unverkennbar, sie finden sich nicht bei den semitischen Sprachen. Max Müller und Bunsen können den Beweis dafür nicht beibringen, so viel sie sich auch Mühe geben; die große Trias deutscher Philologen, Jacob Grimm, Bopp und Pott, legt mit entscheidenden Gründen ihr Veto ein, und gegen dieses Veto giebt es keine Zweidrittels-Majorität, die darüber hinweg helfen könnte. Stärkere Beweise als die bis jetzt beigebrachten, könnten allein nützen.

Der Name Arier, welchen ich in Verbindung mit den andern Racen bisher öfter gebraucht, bedarf einer Erläuterung, da er ziemlich neu in seiner gegenwärtigen Bedeutung ist. Die Erkennung und Feststellung der arischen Race ist das größte Resultat der philologischen Studien der letzten 80 Jahre. Was das kopernikanische Weltsystem für die Astronomie, das ist das arische System für die Geschichte; beide entdecken zum ersten Mal für ihre respectiven Gebiete wahres Centrum und wahren Schwerpunkt, um welche sich nun in einem Fall die Weltkörper, im andern die Menschenracen naturgemäß und wahr ordnen; beide machen zuerst die richtige Einsicht in die genetische Entwickelung ihrer Gebiete möglich.

Als die Engländer im vorigen Jahrhundert Indien eroberten, wurden sie mit den heiligen Sprachen der Indier und alten Perser, dem Sanskrit und Zend, bekannt. Mit größtem Erstaunen sah man die überraschende Uebereinstimmung dieser beiden Sprachen in Wortwurzeln, Flexionen und grammatischem Bau mit der griechischen, lateinischen, deutschen und den slavischen Sprachen. Friedrich Schlegels Scharfblick erkannte den wahren Zusammenhang; er zuerst sprach es aus, daß alle diese Sprachen Zweige desselben mächtigen Sprachstammes seien, der seinen Mittelpunkt in Central-Asien gehabt habe. Jede spätere Entdeckung bestätigte nur diese Ansicht. Im alten Bactrien, an den Abhängen des Hindukusch, hat diese Race zuerst gewohnt, ohne nachweislichen genealogischen Zusammenhang mit andern Racen, von denen allen sie sich aufs Schärfste unterscheidet. Die arische Race ist blond, blauäugig, mit markirten Gesichtszügen, schon äußerlich als Lichtrace, als Race des hellen Tags der Geschichte, gekennzeichnet. Alle andern Racen *ohne Ausnahme* sind dunkeläugig und dunkelhaarig; wo in der ganzen Welt sich blaue Augen und blonde Haare finden, da sind sie geerbt von dieser Race. Um meine Unparteilichkeit oder







wenigstens meine Billigkeit dem Leser darzuthun, will ich ausdrücklich bemerken, daß ich recht wohl weiß, daß mein obiges Urtheil das der Arier über sich selber ist, und will dem Leser auch die älteste Version des Urtheils mittheilen, die bei den Nachbarn der Arier, den Chinesen, im Umlauf war. Wenn wir uns also, vielleicht nicht ohne Wohlgefallen, als blond, blauäugig, mit markirten Gesichtszügen, beschreiben, so sagen die alten chinesischen Geschichtswerke trocken: „Die Arier sind rothhaarig, grünäugig und haben Pferdegesichter."

Die Arier sind von Anfang an edel und kräftigen, gewaltigen Geistes gewesen, wodurch sie schnell die Hindernisse der Natur überwanden, vielleicht, ja wahrscheinlich, Gebrauch machend von den Entdeckungen und Erfindungen älterer Racen, denn ich muß durchaus mit Douai übereinstimmen, wenn er die Arier als jüngste aller Racen betrachtet.

Man spricht seit hundert Jahren viel von Herkulanum und Pompeji, und erwartet von Ausgrabungen dort noch allerlei Aufschlüsse über's Alterthum. Man bewundert im Krystallpalast in London die verschiedenen historischen Abtheilungen, die uns durch altes Geräth und Waffen nach Babylon oder Egypten zu versetzen suchen. Es giebt aber eine für uns viel wichtigere Aufschließung zu machen, als Herkulanum und Pompeji, und eine historisch-geographische Abtheilung der Erde, die uns die ältesten Scenen, das Leben, die Gewohnheiten, den ersten Schauplatz unserer Vorfahren, der ersten Arier, wirklich und leibhaftig vorführen könnte. Im Hindukusch, an den Quellen des Indus, in der uralten Heimath, wohnen noch heute die Arier, wie sie von je dort gewohnt haben, die schönsten, freiesten und tapfersten der Menschen, die durch alle Jahrtausende hindurch gegen griechische, arabische und mongolische Weltstürmer ihr Land zu vertheidigen wußten. Sie sprechen noch die alte Sprache, opfern den Göttern noch in alter Weise ohne Priester, und trinken, an großen Eichentafeln sitzend, aus silbernen Schaalen Wein, manchmal vielleicht der Vettern gedenkend, welche, die alte Heimath verlassend, in der weiten Welt ihr Glück versuchten.

Die Einen gingen den Indus halbwegs hinab, dessen dunkelfarbige Uferbewohner sie sich in langwierigen Kämpfen unterjochten. Von da drangen sie im Lauf der Jahrhunderte langsam, unter fortwährenden Kämpfen mit den zahlreichen Eingebornen, nach dem Gangesthal vor, und besetzten dasselbe „so weit die schwarze Gazelle über die Hügel streift", d. h. den oberen und mittleren Theil des Gangesthales. Unter diesen Kämpfen mit den „Affen", d. h. den dunkeln Eingebornen, durch die Eroberung so reicher Landstriche, wird die Verfassung und das ganze Leben der Arier vollständig verändert. Während in der alten Heimath alle Arier frei und gleich waren, werden jetzt die Heerführer zu Königen, die Offiziere zum Adel, Einzelne zu Priestern; eine Priester- und Kriegerkaste sondert sich von den Gemeinfreien ab, hebt sich über dieselben empor, und zuletzt kommt die rechtlose Kaste der Eingeborenen. Dies sind die vier Kasten der Inder, die drei ersten ursprünglich arisch, die vierte nicht-arisch.







Am andern Abhang des Gebirges breiten sich die Arier über Baktrien, Persien und Medien aus. Beide bis jetzt genannte Zweige legen sich den Namen der Arier bei, welcher der Positiv von „erst" ist, also vornehm, edel bedeutet. Die Ausdehnung des Namens auf die ganze Race ist mit Fug und Recht von der neuern Philologie gemacht worden. Sanskrit und Zend, die heiligen Sprachen des indischen baktrisch-persischen Zweiges, sind nur Dialekte der ältesten arischen Sprache; wir wollen sie die östlichen nennen. Als es die Arier weiter westlich trieb, bildeten Kaspisches und Schwarzes Meer eine Völkerscheide; die Einen zogen südlich, die Andern nördlich von diesen Meeren. Die Erstern kamen über Armenien und ließen dort einen Theil ihrer Genossen zurück, die Uebrigen stiegen von den armenischen Bergen nach Kleinasien hinunter, siedelten sich dort an und schickten Colonieen nach Griechenland, Italien, um das Adriatische Meer herum nach Oberitalien, Süddeutschland, Frankreich, Spanien, England. Dies sind die Griechen, Italer, Kelten, drei innigst verwandte arische Völkerschaften. Ueberall finden sie dunkelfarbige Ureinwohner, in Griechenland die Pelasger, mit denen sie sich vermischen. Die Verschiedenheit im Charakter der griechischen Staaten ist zum großen Theil begründet in der verschiedenen Mischung. Die Spartaner sind die alten, beinahe unvermischten Arier; die Athener im Gegentheil sind sehr stark mit Pelasgern, d. h. Nichtariern, gemischt. Der griechische Adel ist rein arisch, unterdrückt zuerst die Eingeborenen, bis diese sich langsam zu bürgerlicher Freiheit und Gleichheit emporarbeiten und den alten Adel vielfach die frühere Unterdrückung entgelten lassen, also ganz genau dasselbe Verhältniß, wie es sich später zwischen Franken und Galliern wiederfindet.

Der andere arische Zug geht langsam nördlich vom Kaspischen Meer westwärts; es sind die Germanen und Slaven, die ebenso eng zusammengehören, wie Griechen, Italer und Kelten. Die Germanen theilen sich in Oberdeutsche, Niederdeutsche, Skandinavier, die Slaven in solche im engern Sinn und Litthauer. Die Arier auf ihren ferneren Zügen zu verfolgen, ist nicht die Absicht dieses Aufsatzes. Nur das wahrscheinliche Endresultat aller jener glorreichen Wanderungen und Kämpfe soll noch in's Auge gefaßt werden. Douai glaubt, daß die ganze Welt einmal arisch oder deutsch werden wird. Wir glauben es nicht. Die alten Arier sagten, sie kämen aus einem Land, in dem es zehn Monate Winter und zwei Monate Sommer sei. Das wäre also ungefähr das arische Normalklima. Die verschiedenen Menschenracen gehören ihrer Organisation nach verschiedenen Zonen an. Als der große arische Zug sich am Kaspischen Meer in einen nördlichen und südlichen trennte, wer hätte da nicht geglaubt, daß dem letztern das bessere Loos zugefallen sei? Es war gewiß ein herrliches Loos, in die Länder zu kommen, unter deren Himmel die griechisch-römische Cultur von den Ariern gezeitigt werden konnte. Haben aber die Germanen Ursache, ihre griechischen und römischen Brüder zu beneiden? Wo sind Jene? Wie abgelebt und greisenhaft, was von ihnen noch übrig, während es doch für uns hier in Amerika scheinen will, als sei die germanische







Race noch ganz jung und eben dabei, ihre schönsten Kräfte zu entfalten! Scheint nicht daraus hervorzugehen, daß nur ein kaltes Klima, entweder auf Gebirgen oder den Polen nahe, den Stammcharakter der Race treu bewahrt, sie vor zu großer Vermischung mit andern Racen, und dadurch vor Ausartung beschützt? Vermischung mit andern Racen hat freilich seit den ältesten Zeiten stattgefunden, und man hat kein Recht, von rein arischen Völkern irgendwo in der Geschichte zu sprechen; nur einzelne Geschlechter haben sich ganz rein erhalten, oder im Lauf der Zeiten jedes fremde Element wieder von sich ausgeschieden.

Als Californien von den Vereinigten Staaten erobert und Oregon besetzt wurde, und als Rußland das Amurland in Besitz nahm, da vollendete sich die große arische Zone um die Erde. Die Capcolonie, die deutschen Colonieen Chilis, Australien und Neuseeland deuten deutlich genug die südpolare germanische Zone an. Dazwischen liegt die ungeheure Aequatorialzone, hier im weitesten Umfang verstanden, das alte rechtmäßige Eigenthum der dunkeln, nichtarischen Racen, das nicht ohne Schaden für die Arier selbst von ihnen beansprucht werden kann. „Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen", ist ein Wort, das wenigstens in Bezug auf die Arier vollständig wahr ist. Was ist aus den stolzen Ariern des Indus- und Gangesthales geworden? Sie konnten ja nur als Mischlinge sich in jenen Ländern behaupten, Mischlinge, die mit jeder Generation den schwarzen Müttern ähnlicher werden mußten. Die Engländer können bekanntlich gar keine rein englische Kinder in Indien aufbringen.

So wären wir denn beim Dualismus der Racen als Endresultat der Geschichte angekommen, wie er von Anfang an geherrscht hat. Die alten Gegner, die sich einst als „Menschen" und „Affen", Iranier und Turanier bekämpften, sie standen sich später als Hellenen und Barbaren gegenüber, und fechten vielleicht als Germanen und Romanen die Kämpfe der Menschheit rund um den Erdball herum, bis an das Ende der Tage, aus.

Ueber die Cholera.

Von Dr. Bertram. (St. Joseph.)

Dieser ungebetene, unwillkommene Gast, der auf seiner Reise um die Welt noch vor wenigen Monaten zahllose Opfer in Europa forderte, ist in letzter Zeit sehr viel besprochen und beschrieben worden. — Da uns aber durchaus nichts zu der Hoffnung berechtigt, von dem mehr berüchtigten als berühmten Reisenden auf dieser Seite des Oceans verschont zu bleiben, so liegt gewiß ein fortwährendes Erinnern, sowie erschöpfende Mittheilung über denselben, im Interesse des lesenden Publikums. —







Obschon die Krankheit in ihrem Verlauf für den Arzt, wie für den Laien noch heute in mancherlei Dunkel gehüllt ist, so haben dennoch in neuerer Zeit sorgfältige Beobachtungen am Krankenbett, unterstützt durch naturwissenschaftliche Forschungen überhaupt, uns in dem Cholera-Labyrinth den leitenden Faden der Ariadne an die Hand gegeben. Vor Allem ist neuerdings positiv nachgewiesen (namentlich durch Pettenkoffer), daß bei derselben das Blut äußerst schnell einen großen Theil seines Wassers, zunächst nach dem Dünndarm, dann auch nach dem Dickdarm und Magen hin, verliert, und dadurch eingedickt, in seinem Lauf und seiner Thätigkeit vorzüglich in Bezug auf Absonderung und Wärmeentwicklung ganz bedeutend gestört wird! — Ansteckend (man versteht unter Ansteckung die Uebertragung eines Krankheitskeimes von einem Individuum auf ein anderes, mittel- oder unmittelbar) ist die Krankheit nicht. Dagegen ist sie bestimmt rein miasmatisch. (Miasma ist die Uebertragung eines Krankheitskeimes aus der uns umgebenden Natur; sie kann durch die Luft von Ort zu Ort getragen werden, oder in einem bestimmten Grade sich erzeugen.) Daher können namentlich Excremente und Harn eines aus der Ferne kommenden Kranken, in einer von dieser Krankheit noch nicht heimgesuchten, dem Entstehen derselben aber günstigen Gegend, die Cholera zum Ausbruch bringen. Da nun weiter der Luft beigemengte luftförmige Contagien zur Verbreitung hinreichen, so ist es andererseits erklärlich, daß nicht nur durch Ausleerungen wirklich Kranker, sondern sogar durch Kleidungsstücke Nichtangesteckter, und auf andere ähnliche Weise, eine mittelbare Ansteckung stattfinden kann. Gleichzeitig giebt es außer den eigentlich krank machenden Potenzen noch vielerlei Gelegenheitsursachen. So z. B. erkrankt ein Mensch in Folge anhaltender Diätfehler, starker Erkältung, oder heftiger Gemüthsbewegung an der Cholera, der sonst wohl verschont geblieben wäre. Als vorzugsweise begünstigende Ursachen sind natürlich Sommerwärme, Mangel an Reinlichkeit, Ueberfüllung ungenügender Räumlichkeiten mit Menschen und die daraus entstehende Luftverderbniß anzusehen. Im Uebrigen kennt die Cholera weder Alters-, noch Standesunterschiede, und überfällt Gesunde wie Kranke, am häufigsten aber Solche, welche unregelmäßig leben (Säufer z. B.), oder die Repräsentanten der Armuth, die unter Entbehrungen aller Art leiden.

Sichere Vorboten hat die Krankheit nicht; der Ausbruch erfolgt ungeahnt, plötzlich, oder es stellt sich höchstens stunden- und tagelang vor ihrem Ausbruch Appetitlosigkeit, Uebelkeit und Neigung zum Durchfall ein. Die wirklichen Krankheitserscheinungen sind: Durchfall als das erste Symptom; beginnt in der Regel des Nachts und ist außer von einem sehr beängstigenden Gefühl in der Magengegend, von keinem Schmerz begleitet. Das Entleerte wird sehr bald ganz wässerig, geruchlos und reiswasserähnlich. Nach wenigen Stunden, ausnahmsweise auch früher noch, stellt sich Erbrechen ein, entleert zunächst den gerade vorhandenen Inhalt des Magens, das Genossene, Schleim und







Galle, schließlich jedoch ebenfalls eine reiswasserähnliche Flüssigkeit. Jetzt wird in den meisten Fällen — die äußerste Erschöpfung — oft ohnmachtähnliche Schwäche am Kranken bemerkbar. Ebenso werden Schenkel, Waden, Arme, Finger und Bauchmuskeln von höchst schmerzhaften Krämpfen ergriffen. — Die reiswasserähnliche Flüssigkeit, welche, wie schon erwähnt, durch Stuhl und Brechen aus Darmkanal und Magen entfernt wird, stammt aus dem Blute, enthält deshalb, außer Wasser, Eiweiß und Salze, sowie eine große Menge von Darmschleimhaut. Daß das Blut nun in Folge so großen Wasserverlustes schnell und bedeutend eindicken muß, wie dies bei Aderlassen und Obductionen von Choleraleichen evident nachgewiesen ist, wird jedem unserer Leser einleuchtend und klar sein; daß aber dies eingedickte Blut nur mit Mühe durch das Herz, dies Blutemporium, vorwärts getrieben werden und durch die feinen Haargefäße fließen kann, ist wiederum verständlich. Ebenso finden wir den im Anfang der Krankheit sehr beschleunigten Puls (bis zu 130 Schlägen per Minute) je nach dem Grade der Wasserentleerung und Bluteindickung außerordentlich geschwächt, langsamer aussetzend und kaum fühlbar. In Folge dieser gestörten, fast aufgehobenen Blutcirculation fehlt es dem Körper natürlich auch an der nöthigen Eigenwärme. Nase, Zunge, Ohren, die Haut überhaupt fühlen sich deshalb ebenso wie die Extremitäten, kalt, gleich der Haut einer Leiche oder eines Frosches, an. Die ausgeathmete Luft ist merklich kühl, obschon der Kranke über innere Hitze klagt; die bleigraue, mit zäher Flüssigkeit bedeckte, runzlige Haut entbehrt jetzt ihrer Elasticität, so daß sich die Hautfalten nur sehr langsam an Händen und Füßen ausgleichen; die Nägel erscheinen auffallend länger und ebenfalls bläulich grau. Dieser Wasserverlust des Blutes macht schließlich jede Absonderung, wozu es des Wassers bedarf, in dem Körper unmöglich; daher die große Trockenheit der Augen, Nase, Zunge, Mundhöhle (der große Durst), des Kehlkopfes, (die rauhe, heisere, schwache, klanglose Stimme), der Lungen, (das beschwerliche Athmen mit beängstigendem Druck auf der Brust). Muskel- und Nervensystem müssen bei solchem Blutzustande natürlich auch sehr bald ohne Nahrung und außer Thätigkeit sein; daher die schon erwähnten Krämpfe, sehr fühlbar in den Extremitäten und Bauchmuskeln, die vor dem Tode oft genug in Lähmung (Paralysis) übergehen.

Man kann die Krankheit in zwei Perioden eintheilen, von denen die erste die der Kälte, die zweite die der Wärme, der Reaktion, ist. Zur Charakteristik des ersten, des Kältestadiums gehört nebst dem fast unaufhörlichen, bereits hinlänglich beschriebenen Durchfall und Brechen, auffallender Kräfte- und Wärmeverlust des Körpers, kaum fühlbarer, verlangsamter Puls (30 bis 40 Schläge per Minute), graubläuliche Färbung und Trockenheit der Haut. Die Gesichtszüge tragen einen eigenthümlich schmerzhaften Ausdruck, die knochigen Theile des Körpers springen merklich vor, zahlreiche Falten auf Stirn und Gesicht. Die merkwürdig trockenen, tiefliegenden Augen umgiebt ein dunkelblauer Ring, die Nasenflügel erweitern sich bei dem angestrengten Versuch zu athmen, auf dem wenig beweglichen Gesicht liegt der Ausdruck un-






beschreiblicher Ermattung. Sehr viele Kranke sterben in diesem Zustand, erreichen also das Reactions- oder Wärmestadium nicht, welches sich zunächst durch die Rückkehr natürlicher Körperwärme charakterisirt, durch Fühlbarwerden eines gleichzeitig kräftigeren und schnelleren Pulses, durch Rückkehr aller Absonderungen, namentlich des bis dahin fast ohne Ausnahme fehlenden Harns. Durchfall und Brechen flößt uns in diesem Zeitraum schon weit weniger Besorgniß ein, als die noch fehlende Harnabsonderung, denn davon hängt Leben oder Tod unseres Kranken ab! Wird nämlich der Harn im Blut des Kranken zurückgehalten, so tritt eine Harnvergiftung und Tod ein.

In der Regel erholt sich der Patient nach dem Verschwinden der angegebenen Krankheitssymptome sehr schnell, ja oft schon in 2 bis 3 Tagen. Oft freilich auch ist die Verdauung (meist durch verschwenderischen Gebrauch von Medicamenten, womit der arme, geduldige Menschenmagen grausam malträtirt wurde) so sehr geschwächt, daß sich die vollkommene Genesung wochenlang verzögert. Von den zahllosen, bisher gegen die Cholera empfohlenen Schutzmitteln sind nur sehr wenige mit einem rationell erklärlichen, nachweisbaren Erfolg gebraucht worden. Jeder vernünftige, gebildete Arzt, der mit dem Wesen der Krankheit vertraut, wird den Gebrauch von Strychnin, Opium, Calomel u. s. w. ebenso lächerlich und verwerflich finden, wie Pech und Schwefel, was noch vor wenigen Wochen (in Stiefel und Strumpf getragen) als ganz unfehlbares Schutzmittel durch amerikanische Zeitungen empfohlen wurde. Das Verlassen der von der Cholera heimgesuchten Gegend ist und bleibt der sicherste Schutz!

Für Diejenigen aber, denen die Mittel zur Anschaffung des genannten Präservativs fehlen, bleibt Vermeidung aller Diätfehler eine Hauptregel; ganz vorzugsweise muß man sich vor Erkältung hüten, die den Ausbruch der Krankheit mehr als alles Andere begünstigt. Ebenso ist die sorgfältigste Disinfection von Abzugsgruben, sowie aller Behälter der Excremente, unerläßlich und nothwendig, da die in Verwesung und Fäulniß begriffenen thierischen und menschlichen Reste um so größeren Schaden anrichten, je mehr sie sich im Erdboden ausbreiten können, was um so leichter in lockerer, feuchter, tiefliegender Erde der Fall ist. Daß sich dies wirklich so verhält, und wir uns nicht auf Hypothesen stützen, beweis't die Verbreitungsweise der Cholera (sowie fast aller anderen epidemischen Krankheiten) in allen bisher davon heimgesuchten Ländern. Auf hochliegendem, trockenem, dichtem und felsigem Boden ist sie positiv noch nie aufgetreten. Angesichts solcher Thatsachen, sollte man also außer auf größte Reinlichkeit überhaupt, auf Gruben, in welchen menschliche Auswurfsstoffe aufbewahrt werden, die strengste Aufmerksamkeit richten, und sollte man möglichst dafür sorgen, daß diese Reste nicht in der Nähe menschlicher Wohnungen im Erdboden versickern oder faulen können. Da sich aber diese Vorsichtsmaßregel namentlich in größeren Städten nicht immer durchführen läßt, auf der anderen Seite aber die Entleerung flüssiger Excrementtheile in feuchtem, lockerem Boden nicht zu verhindern, so müssen wir uns na-






türlich nach Mitteln umsehen, mit denen wir die schädlichen Gase (Choleramiasmen) unschädlich machen, zerstören können. Unter allen Desinfectionsmitteln hat sich Eisenvitriol — in zehn Theilen Wasser aufgelös't — als das beste Mittel bewährt, womit man öftere und reichliche Begießungen der genannten Orte vornehmen muß. Dabei ist freilich zu bemerken, daß jede Disinfection, von der man Nutzen, Schutz erwarten will, vorgenommen werden muß ehe die Cholera den betreffenden Ort erreicht hat. Ist das Gift (Choleramiasma) bereits in den menschlichen Körper übergegangen, so treiben es auch keine Desinfectionsversuche mit Eisenvitriol mehr heraus!

Schließlich wollen wir die wichtige Aufgabe zu lösen suchen, welche Behandlung bei bereits ausgebrochener Krankheit die natürlichste, erfolgreichste sei. Leider müssen wir gestehen, daß, wo auch immer die Krankheit auftrat, allem wissenschaftlichen Experimentiren und Forschen zum Trotz, ein wirkliches Specificum noch nicht gefunden wurde. Unter einer zahllosen Menge von Heilmitteln und Kurmethoden, die uns theils überliefert, theils neu sind, giebt es wohl kein einziges, von dem nicht der eine oder der andere Arzt sich eines eclatanten Erfolges rühmte. Wie aber läßt sich dieser offenbare Widerspruch erklären; wie ist eine gleich günstige Wirkung der hetoregensten Heilmittel in einer und derselben Krankheit möglich? — Die Erklärung ist einfach und liegt nahe genug. Die Natur, dieser zuverlässige, erfahrene Hausarzt der ganzen Welt, heilt nicht nur durch uns, sondern oft, sehr oft sogar, unseren fehlerhaften, gefährlichen Eingriffen zum Trotz. Wer möchte bezweifeln, daß viele Cholerakranke, die resignirt Opium, Calomel und Strychnin verschluckten, diesem ältesten und glücklichsten Heilkünstler ihre oft wunderbare Genesung verdanken?

Ehe wir des einfachen, naturgemäßen Heilverfahrens erwähnen, wollen wir kurz Notiz nehmen von den Mitteln, die bisher die meiste Verbreitung fanden.

Blutentziehungen. Wie kann man bei einem Krankheitszustand, der sich durch alle Zeichen äußerster Erschöpfung, Schwäche des Kreislaufs, Pulslosigkeit, Kälte, Collaps, Leere des Gefäßsystems auszeichnet, vom Aderlaß etwas Gutes erwarten?

Calomel, bisher sehr viel und in hohen Dosen angewandt, hat ebenso wenig seinen Ruf als Choleramittel verdient. Die Krankheit ist ja nicht die Folge abnormer Galleabsonderung! Was hilft uns Calomel als reizendes, alterirendes, wurm- und entzündungswidriges Mittel, was könnte ein Speichelfluß bei Cholera helfen?

Opium und Norcotien überhaupt sind gebraucht worden, um die große Reizbarkeit des peristeltischen Motus herabzustimmen. Leider sind diese Mittel von so üblen Nach- und Nebenwirkungen begleitet, daß deren Anwendung mindestens sehr beschränkt werden sollte, und nur in der neuerdings hinlänglich und rühmlichst bekannt gewordenen Form von sehr schwachen Einspritzungen in das Unterhautzellgewebe zu empfehlen wäre.

Camphor, Pfeffer, ätherische Oele, Galvanismus







und eine Legion anderer Stimulentien sind gepriesen worden. Nun, auch diese Mittel stiften in der Regel mehr Schaden als Nutzen, da sie nur zu häufig eine Reaction hervorrufen, die das Leben des Kranken von Neuem in einen gefährlichen Zustand bringt.

Strychnin und Nux vomica. Welcher gebildete Arzt vermöchte die günstige Wirkung dieser Mittel bei Cholera rationell zu erklären, da sich deren Hauptwirkung auf die Bewegungsnerven des Rückenmarks bezieht, und die Nervenaffektion der Cholerakranken, wie schon vielfach erwähnt, die Folge des durch Wasserverlust zerstörten Kreislaufs des Blutes ist?

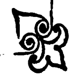
Chinin. Die Ansicht einzelner Aerzte, welche die Cholera für ein anormales, perniciöses Wechselfieber oder eine Sumpfkrankheit hielten, ist lange schon unhaltbar geworden, und somit auch das Mittel in diesem Fall.

Die naturgemäße, erfolgreiche Behandlung der Cholera bedarf dieser heroischen, mehr als zweifelhaften Mittel in der That nicht. Vergegenwärtigen wir uns nochmals die hauptsächlichsten Erscheinungen der Krankheit, und richten wir dann unsere Behandlung nach diesen ein.

1. Großer Wasserverlust des Bluts, Kälte, träge Circulation des eingedickten Blutes. Kann es wirksamere Mittel gegen diese Erscheinung geben, als Wasser und Wärme? Können wir auch die widernatürliche Ausfuhr des Wassers noch durch kein bestimmtes Mittel genügend verhindern, so ist doch die Zufuhr von Flüssigkeit in das eingedickte Blut als Hauptsache zu betrachten und zu ermöglichen. Man bringe also den Kranken bei eintretendem Durchfall sofort ins warme Bett, lege heiße Umschläge auf den Leib. Dann Trinken heißen Thees oder Wassers, selbst auf die Gefahr hin, daß der größere Theil davon wieder ausgebrochen werden sollte. Werden Hände, Füße, Nasenspitze und Zunge bereits kalt, wird der Puls kraftlos und schwächer, so setze man als Erregungsmittel für die Herzthätigkeit dem Getränk Wein, Cognac, Whisky u. s. w. zu.

2. Beschränkung der Diarrhoe und des Erbrechens. Durch eine vieljährige Erfahrung habe ich schwache Morphin-Solution, als Einspritzung gebraucht, vorzüglich wirksam gefunden.

3. Besänftigung der lästigen und schmerzhaften Krämpfe. Häufige, halbstündlich wiederholte Einreibungen mit Ammonium-Linimenten, die gleichzeitig Olivenöl, Opiumöl und Senföl enthalten, werden sich stets als das beste, wirksamste Mittel bewähren.




Schleswig-Holsteinische Skizzen.

Von Friedrich Lerow.

I.

Ob wohl jemals ein Engländer daran denkt, daß es außer seinem Vaterlande noch ein Anglia, noch ein Land der Angeln, giebt, und daß die südschleswigsche Landschaft, welche diesen Namen führt, einen ältern Anspruch darauf hat als das stolze Inselkönigreich? Ob wohl unter Tausenden von Angelsachsen Einer weiß, daß von den niedrigen Gestaden Schleswig-Holsteins Anno 446 in drei kleinen Schiffen die Männer absegelten, welche mit Denen, die ihnen folgten, die Gründer eines großen Kulturvolkes werden sollten, daß die deutsche Nordmark das Stammland der angelsächsischen Race ist? Ob wohl während aller der Zeit, welche die Schleswig-Holsteiner dem Ringen um ihre Befreiung von der Fremdherrschaft widmeten, jemals ein Engländer daran dachte, daß dort Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut vertreten sei, daß sich dort dieselbe Standhaftigkeit, dieselbe Zähigkeit entfalte, welche sein Volk so groß und mächtig gemacht und die von dort ihm geworden? Und machte das Parlament sich über die von den Nordalbingiern entfaltete Pietät für vergilbte Pergamente und veralteten Plunder lustig — ob es nie einem der ehrenwerthen Mitglieder einfiel, daß dies dieselbe Schwäche sei, welche, als Merkmal des Angelsachsenthums, der Welt so oft auf Kosten Englands Stoff zum Lachen liefert?

Schleswig-Holstein ist ein schönes, interessantes, von der Natur reich gesegnetes Land. Wunderschön ist die Ostküste, mit ihrem sanft hügeligen Terrain, ihren blühenden Fluren, ihren prachtvollen Eichen-, Buchen- und Tannenwäldern, ihren stillen, wiesen- und waldumkränzten Seen, ihren herrlichen Meerbusen. Interessant ist selbst der mittlere Haiderücken, mit seinen historischen Denkmälern und Hünengräbern. Nicht eben schön, aber reich gesegnet und voll anregenden Interesses sind die Niederungen der Westküste. Wohl kein anderes Volk hat seit einem Jahrtausend und darüber hinaus mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, ohne jemals in diesem Kampfe zu ermatten und den Glauben an sich selbst zu verlieren, und nirgends ist auf kleinem Terrain mehr Blut für die Freiheit geflossen, als in Schleswig-Holstein. Wenn Karl Blind, der Republikaner, sich mit solchem Eifer des „verlassenen Bruderstammes" annahm und ihm zu Liebe im Wust eines „historischen Rechts" herumwühlte, welches ihm nichts weniger als ehrwürdig vorkommen und lieblich duften mußte, so leitete ihn vermuthlich das Gefühl, daß das betreffende Volk eines Opfers werth sei, daß man nur bei ihm anzuklopfen brauche, um Erinnerungen zu wecken, die heiliger sind als alle Pergamente, Privilegien, Manns- und Weiberstämme der Welt.

Die historische Entwicklung Schleswig-Holsteins war ganz eigener Art. Eine Menge verschiedener Völkerschaften fand sich auf der Halbinsel zusammen. Angeln, Sachsen, Wenden, Friesen, und als die Wanderung nach Britannien







Lücken verursachte, auch noch Dänen, ließen sich dort im engen Raum nieder, und mußten so gut wie möglich mit einander auszukommen suchen. Noch jetzt finden sich die Spuren dieser Zusammenwürfelung in der Menge verschiedener Landestrachten, und besucht man im Schleswigschen, zumal an der Westküste, einen Jahrmarkt, so könnte man sich zuweilen auf eine Maskerade versetzt glauben, so bunt sind die oft recht malerischen und geschmackvollen Kostüme durch einander gemischt. Hier und dort trifft man in einer kleinen Ortschaft ein Völkchen, welches, nur wenige hundert Seelen zählend, auf den ersten Blick sich durch den Typus sowohl wie durch die sorgfältig beibehaltene eigne Tracht von seinen Nachbarn unterscheidet. Es muß hier auf dem Durchzug irgend eines Stammes eine Schaar hängen geblieben sein und eine Kolonie gegründet haben. Dem Ethnologen kann sich nirgends ein dankbareres Feld bieten, als im Lande zwischen der Elbe und Königsau. Es gehörte etwas dazu, aus allen diesen zum Theil grundverschiedenen Elementen ein zusammengehörendes Volk zu bilden, und dies ward nur dadurch möglich, daß jeder Stamm die seiner Eigenthümlichkeit und seinen Traditionen entsprechenden Einrichtungen behielt, was denn auch bis auf den heutigen Tag geschehen ist. Ein treffliches Bindemittel bildete der fortwährende Kampf gegen den Norden, den freilich in vielen Fällen jeder Stamm auf eigene Hand führte. Herzöge, Grafen, Kaiser und Könige rauften sich durch einander und schlossen, wenn sie des Haders müde waren, Verträge auf ewige Zeiten ab, welche bei erster Gelegenheit wieder gebrochen wurden. Es entstand dadurch ein gesetzliches Labyrinth, welches den Beruf des Juristen in Schleswig-Holstein zu keinem leichten macht. Das eine Dorf gehörte vor so und so vielen hundert Jahren zu diesem, das andere zu jenem „Antheil", und danach richtete sich das in jedem geltende „Recht". Es ist der Spürsinn eines Zigeuners oder Indianers erforderlich, um sich da hindurchzufinden. Daß auf solche Weise im Rechtsbewußtsein des Volkes eine gewaltige Confusion entstehen mußte, ist begreiflich, und geräth man gar auf das Gebiet des *politischen* Rechtes, so könnte man vollends von Sinnen kommen. Fern sei es von uns, den Leser in diesem Labyrinth spazieren zu führen. Lohnender wird es sein, wenn wir uns zu Denen wenden, welche sich nicht mit dem ererbten, sondern nur mit *dem* Recht befaßten, das mit ihnen geboren wurde und in ihrem *Willen*, in ihrem sittlichen Bewußtsein, in ihrem gesunden Menschenverstande und unabhängigen Charakter wurzelte.

Die Westküste wird von zwei in ihrer Vergangenheit und zum Theil auch noch in ihrer Gegenwart durch und durch *republikanischen* Völkerschaften bewohnt — in Schleswig, zwischen Eider und Widau, mit Einschluß der Nordseeinseln, von den Friesen, in Holstein von den Dithmarschern, einem Volksstamm, welcher sich aus Sachsen und Friesen gebildet hat. Das Volk der Friesen erstreckt sich an der ganzen deutschen Nordseeküste entlang, von der Yssel bis in die Nähe der nördlichen Grenze Schleswigs, und theilt sich in West-, Ost- und Nordfriesen, welche respektive in Holland, Hannover, Oldenburg und Schleswig vertreten sind. Daß wir hier *ein* Volk vor uns haben, welches sich nach der







Wanderung vom Süden her an diesem weiten Küstenstrich niederließ, zeigt schon ein Blick auf die Landkarte, da im niederländischen Friesland dieselben Ortsnamen vorkommen wie im Lande der Nordfriesen. Noch deutlicher aber verräth es sich an dem ihnen Allen innewohnenden Freiheitssinn. „Edle, freie Friesen." So haben sie sich immer genannt und mögen auch jetzt noch nicht auf diesen Namen verzichten. Im elften Jahrhundert, als unter ihren Nachbarn sich immer mehr das Feudalwesen entfaltete, traten die Friesen in der Mitte ihres Gebiets, den Stedinger Marschen im jetzigen Oldenburg, zusammen und leisteten den Schwur: „Nie Adel über uns und nie Unfreie unter uns." Die Nordfriesen wenigstens haben diesen Schwur treulich gehalten, denn nie bestand unter ihnen die Leibeigenschaft, und wo der Adel ihnen nahe kam, da gab es blutige Köpfe. Noch jetzt giebt es in Nordfriesland keinen Adel, kein Geburtsprivilegium; noch jetzt herrscht dort völlige Gleichheit des Rechts. Dasselbe gilt von den Dithmarschern, und Beider Geschichte zeigt eine fast ununterbrochene Reihe von Kämpfen gegen den Adel und das Fürstenthum.

Das Meer ist die Amme der Freiheit. Seefahrende Nationen liefern immer die besten Bürger und die schlechtesten Unterthanen. Wer stets mit dem Schrankenlosen zu thun hat, ist sehr wenig geneigt, sich vernunftwidrige Schranken gefallen zu lassen, und wer im unablässigen Kampf mit den Elementen sich der eigenen Kraft bewußt wird, ist am wenigsten im Stande, sich vor einem Herrn zu beugen. Dies bewährte sich auch an den Friesen. Fortwährend lebten sie mit den Wogen der Nordsee im Kampf, nnd jeden Fußbreit ihres Landes mußten sie gegen den Andrang derselben vertheidigen. Betrachtet man eine Karte der Westküste aus früheren Jahrhunderten, so sieht man, welche Verheerungen das Meer hier angerichtet hat. Die Gestaltung des Ufers vor dreihundert Jahren war von der jetzigen so verschieden, daß man sich nicht mehr orientiren kann. Die vielen kleinen Eilande, Halligen genannt, bildeten neben Pellworm und Nordstrand e i n e größere Insel, die in gewaltigen Sturmfluthen von den Wellen zerrissen wurde. Ein Stück nach dem andern wurde fortgerissen und mußte der See zollweise wieder abgewonnen werden. Mitten im Lande sieht man jetzt niedrige Deiche, deren Fuß einst von den Wogen bespült wurde. Die ganze Westküste ist angeschwemmtes Land. Das Meer raubte dem Menschen das Terrain, um es nach und nach in Gestalt eines fetten Schlammes wieder anzuspülen. Viele Jahrhunderte dauerte es, bevor in diesem steten Ringen der Mensch die Oberhand gewann. Die Chronik Nordfrieslands weiß von unzähligen Ueberschwemmungen zu melden, bei denen stets Tausende — noch im 17ten Jahrhundert einmal zehntausend Menschen — zu Grunde gingen. Die letzte große Sturmfluth trat im Jahre 1824 ein. Seitdem hat sich der Deichbau in der Art entwickelt, daß bei unablässiger Wachsamkeit das Festland so ziemlich sicher ist. Von den Inseln können aber nur die größern eingedeicht werden; steigen die Wogen besonders hoch, so überschwemmen sie die kleinen, zum Theil nur von e i n e r Familie bewohnten Halligen. Die Särge werden aus den Gräbern gewühlt, die Häuser fortgerissen. Aber gerade die







stete Gefahr macht den Bewohnern den heimathlichen Boden doppelt lieb. Sowie die Fluth sich verlaufen hat, wird das Haus wieder auf den Hügel gebaut, um früher oder später dasselbe Schicksal zu finden. Auf unvergleichlich schöne Weise hat Biernatzki, der einst auf einer der größern Inseln Prediger war, die eigenthümliche Romantik jener Gegenden gezeichnet.

Der Einfluß dieses Kampfes auf den Charakter der Friesen läßt sich in ihrer Geschichte deutlich erkennen. Auf das Verlangen der Fürsten, ihnen Tribut zu entrichten, antworteten sie stets: „Auf dem Boden, welchen wir Tag für Tag gegen das Meer vertheidigen müssen, wollen wir frei und keinem Menschen zinspflichtig sein.“ Als im Jahre 1250 der Herzog Abel mit Heeresmacht ins Land rückte, um seiner Forderung Nachdruck zu geben, wurde er blutig zurückgewiesen. Als er zwei Jahre darauf, nachdem er seinen Bruder Erich, den er in Schleswig als Gastfreund bei sich aufgenommen, ertränkt und dadurch König von Dänemark geworden, als solcher mit vergrößerter Heeresmacht den Versuch wiederholte, wurde in einer Hauptschlacht, nahe bei dem jetzigen Friedrichstadt, sein ganzes Heer aufgerieben und er selbst auf der Flucht von einem Friesen Namens Wessel Hummer erschlagen. Noch durch mehrere Jahrhunderte behaupteten die Friesen ihre Unabhängigkeit gegen alle Anfechtungen. Am Ende mußten sie sich der Uebermacht fügen; förmlich unterworfen aber haben sie sich nie, und ein bemerkenswerther Umstand ist, daß es an jeder Urkunde fehlt, auf welche sich die rechtliche Vereinigung Nordfrieslands mit dem Herzogthum Schleswig zurückführen ließe. Es ist eben nur ein faktisch bestehendes, auf die Gewalt der Umstände begründetes Verhältniß. Oft wurden, um den Trotz der Friesen zu beugen, eigenthümliche Mittel angewendet. In den Distrikten, wo heute noch friesisch gesprochen wird, bemerkt man, daß an den ältesten Häusern eine niedrige Hausthür auf der Nordseite, eine hohe Hinterthür auf der Südseite angebracht ist. Folgendes ist der Grund dieser Erscheinung. Als der König von Dänemark sich jenen Landstrich durch Waffengewalt unterworfen, befahl er, daß die Hausthür auf der Nordseite angebracht werden und nur vier Fuß hoch sein solle, damit jeder Friese, wenn er aus dem Hause trete, sein stolzes Haupt gen Norden, vor seinem König und Herrn, beugen müsse. Die Verfügung ließ sich nicht umgehen, aber zum Ersatz wurde die hohe Hinterthür (auf Friesisch Epperdör) angebracht, und diese allein benutzt. Man muß doch wohl einigen Respekt vor dem Schiffer- und Bauernvolk hegen, welches, ohne jemals von Philosophen gehört und unter dem Einfluß der Bildung gestanden zu haben, den Wahrspruch: „Lieber todt als Sklav“ auf seinem Wappen und Banner führte und im Herzen trug. Gegen die Annahme des Christenthums haben die Friesen sich lange gesträubt, und hat sich in dieser Beziehung folgender Zug erhalten. Die Missionäre hatten den einflußreichsten Führer, Namens Ratbod, dahin gebracht, daß er sich taufen lassen wollte. Als er aber eben den Fuß in's Wasser setzt, fällt ihm noch die Frage ein, ob das Opfer, welches er zu bringen im Begriff stehe, auch seiner im Heidenthum verstorbenen Brüdern zugute komme. Die Antwort lautete







„Die sind und bleiben in der Hölle." Da zog er schnell den Fuß zurück und rief: „Dann will ich lieber mit den Meinigen verdammt, als mit Euch selig sein." Höchst charakteristisch ist es, daß die Friesen, nachdem sie später das Christenthum angenommen, durchaus keine ehelose Geistlichkeit unter sich dulden wollten, und hierin so hartnäckig blieben, daß der Papst schlechterdings nichts mit ihnen anfangen konnte. Ihr triftiges Argument lautete: „Wir wollen Frieden in unsern Häusern haben." Nie hat auf nordfriesischem Boden ein Kloster gestanden, und die Reformation traf deshalb auch dort auf keine Schwierigkeiten, während das Verhältniß in Dithmarschen anders lag. Die nächste Bestimmung der Friesen möchte jetzt sein, die besten Seeleute für die deutsche Flotte zu liefern. Während des Krieges von 1848 — 1850 bestand das kleine schleswig-holsteinische Geschwader an ihrer Küste bereits einen wackern Strauß mit einer Abtheilung der dänischen Flotte.

Den Dithmarschern boten sich für die Behauptung ihrer Freiheit Vortheile, welche den Friesen abgingen. Sie wohnten auf ihrem Terrain eng zusammen, während die Friesen über einen langen Küstenstrich und eine Menge von Inseln zerstreut waren. Auch war ihrem Lande nur von einer Seite beizukommen, dasselbe also verhätnißmäßig leicht zu vertheidigen. Das alte Dithmarschen bildete eine Bauern-Republik, deren Geschichte so über die Maßen voll romantischen Interesses ist, daß sie in dieser Beziehung eine wahrhaft unerschöpfliche Fundgrube bildet. Die Kämpfe, welche dieses freie Bauernvolk gegen den schleswig-holsteinischen Adel, die Grafen, Herzöge und Könige führte, stehen in ihrer Art einzig da. Es sei hier beispielsweise einer Episode aus dem 14. Jahrhundert gedacht. Eine neue Invasion hatte mit einer furchtbaren Niederlage des Adels geendet. Nicht weit von der Grenze entfernt, bleichten die Gebeine von über dreihundert Vollblut-Rittern, welche nach der grausigen Sitte, die sich bei den Dithmarschern noch durch zwei Jahrhunderte erhielt, nicht beerdigt oder entfernt werden durften, sondern als warnendes Exempel adligen Uebermuths den Raben zum Fraß dienen mußten. Weinend stellten sich die Frauen nnd Schwestern der Gefallenen mit ihren Dienern ein und flehten um die Erlaubniß, die Leichen mit sich fortzunehmen. Die Bauern blieben unerbittlich. Endlich aber kam eine Anzahl von Nonnen in weißen Schleiern und stellte vor, daß es sündlich sei, den Gefallenen ein ehrliches Begräbniß zu verweigern. Vor den Töchtern des Himmels hatten die Dithmarscher, ungleich den Friesen, einen gewaltigen Respekt, und ihnen bewilligten sie das, was sie den adligen Damen verweigert. Zu spät erfuhren sie, daß Letztere sich als Nonnen verkleidet und durch die Täuschung ihren Zweck erreicht hatten. Beging ein Dithmarscher Verrath am Vaterlande, so wurde die Acht über ihn ausgesprochen, und zwei Landessöhne wurden mit der Vollstreckung des Urtheils beauftragt. Sie mußten den Verräther aufspüren, mußten ihm, wenn nothwendig, von Land zu Lande folgen, und durften nicht heimkehren bevor sie ihre Mission erfüllt, d. h. ihn ums Leben gebracht hatten. Einem bei den Friesen sowohl wie bei den Dithmarschern herrschenden Brauch zufolge mußte ihnen stets im Kampf







eine reine Jungfrau das Banner voran tragen. Die größte Freiheitsschlacht, welche die Dithmarscher geliefert, die bei Hemmingstedt im Jahre 1500, steht in der Geschichte Deutschlands als Epoche machendes Ereigniß da und riß den in diesem Fall sonderbar verblendeten Luther zu einem donnernden Anathema gegen das „freche Bauernpack" hin. Der König Johann von Dänemark hatte sich mit dem gesammten schleswig-holsteinischen Adel verbündet, und diesmal sollte der Trotz der Bauern gründlich gebrochen werden. Das Heer der Dänen und der Ritter zählte 30,000 Mann, und als furchtbaren Bundesgenossen hatte es die in ganz Deutschland gefürchtete Söldner-Garde des Junkers Schlenz bei sich. Meldorf wurde zuerst eingenommen, und die gesammte Mannschaft, welche sich nicht geflüchtet hatte, niedergemacht. In festlichem Schmuck wurde von dort weiter gerückt; es galt ja nur noch eine Hetzjagd, welche die Garde allein bewerkstelligen konnte, und am Abend sollte nach vollbrachtem Tagewerk in Heide über das unterjochte Dithmarschen triumphirt werden. Aber es kam anders als die Herren erwartet hatten. Auf der seitdem „Tausend-Teufels-Werfte" getauften und noch heute so genannten Erhöhung bei Hemmingstedt hatte sich eine tapfere Schaar unter der Führung von Wulf Isebrand, dessen Braut, Jungfrau Telse, die Fahne trug, gesammelt, und blickte hinter ihren Schanzen ruhig den Heranrückenden entgegen. Um die Position zu erreichen, mußte ein langer, schmaler Damm, zwischen tiefen Gräben, überschritten werden. „Hüte dich, Bauer, die Garde kommt!" riefen die heranstürmenden Leute des Junkers Schlenz. Das Gedonner der aufgepflanzten Feldschlangen war die Antwort, und bald zeigte es sich, daß kein leichter Strauß bevorstehe. Plötzlich stieg das Wasser in den Gräben, höher und höher, und ringsum wurden die Wiesen überfluthet. Man hatte die Schleusen geöffnet. Jetzt sprangen die Bauern aus ihrer Schanze hervor, und ihr Schlachtruf lautete: „Hüte dich, Garde, der Bauer kommt!" ein Wahrspruch, der noch heute in Schleswig-Holstein zu den **household words** gehört und während des letzten Krieges gegen Dänemark oft genug auf dem Schlachtfeld vernommen wurde. Es entstand ein grauenvolles Gemetzel. Die des Bodens kundigen Bauern stachen mit ihren Speeren in die Schaaren der Feinde, die sich, überall ausgleitend, nicht mehr helfen konnten und jämmerlich zu Grunde gingen. Von den 36,000 Mann kamen keine 2000 mit dem Leben davon. Die Garde des Junkers Schlenz wurde mit ihm selbst bis auf den letzten Mann niedergemacht. Der König Johann verlor ein Auge und rettete nur mit Mühe sein Leben. Von dem ritterlichen Geschlecht der Ahlefelds fielen allein zwanzig Mann, unter ihnen Hans von Ahlefeld, welcher die ursprüngliche, angeblich vom Himmel gefallene Dannebrogsfahne trug. Letztere wurde erbeutet und im Geburtsort Telse's ihr zu Ehren über dem Altar aufgehangen. Wo sie seitdem geblieben, ist nicht bekannt; jedenfalls aber haben die Dänen sie im Jahre 1559, als Dithmarschens Freiheit unterlag, nicht zurückbekommen. — Sieht man die Liste aller der Rantzaus, Ahlefelds &c. durch, welche in den zahllosen Fehden mit den Dithmarschern







fielen, so begreift man nicht, wie noch welche davon nachgeblieben sein können. Aber sie existiren noch immer, und sind, was ihre Gesinnung betrifft, unverändert.

An die Schlacht bei Hemmingstedt knüpft sich eine Episode, welche nicht unerwähnt bleiben darf. Als der Feind mit so gewaltiger Uebermacht heranrückte, leisteten die Dithmarscher das Gelübde, im Fall die heilige Jungfrau ihnen den Sieg verleihe, ihr in Meldorf ein Nonnenkloster, mit Landestöchtern als Nonnen, zu errichten. Schon oben wurde erwähnt, daß es bei ihnen Klöster gab; jedoch waren die Mönche und Nonnen importirte Waare, da die Frömmigkeit nicht so weit ging, daß die Dithmarscherinnnen selbst sich dazu hergeben mochten. Als nun der Sieg errungen war, wurden die verlegen zaudernden Dithmarscher durch den Erzbischof von Bremen gedrängt, ihr Gelübde zu lösen. Das Kloster wurde gebaut; aber woher die Nonnen nehmen? Nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es endlich, drei Matronen, welche die Fünfzig überschritten hatten, für den Schleier zu werben, wobei sie sich's jedoch ausbedangen, dann nnd wann Sonntags zum Tanz gehen zu dürfen. Eines schönen Tages waren aber die Himmelsbräute spurlos verschwunden, und die absolute Unmöglichkeit befreite die guten Dithmarscher von der Lösung ihres Schwures. Der Reformation leisteten die Dithmarscher lange Widerstand. Der erste Apostel des neuen Glaubens, Heinrich von Zütphen, wurde nach schrecklichen Mißhandlungen auf dem Marktplatz von Heide verbrannt. Luthers Lehre brach sich aber schnell Bahn als man entdeckte, daß bei Lunden an der Eider ein Mönchs- und ein Nonnenkloster durch unterirdische Gänge mit einander in Verbindung standen. In einer Nacht wurde die saubere Gesellschaft überrascht und niedergemacht, und damit hatte der Katholizismus im Dithmarschen ein Ende.

Lieder

von Mathilde Franziska Anneke.

I.
Maitrank.

Jüngst war ich zum Garten gegangen,
Zum duftenden Blüthenhain.
Da hielt die Rebe umfangen
Goldliebchen, das Waldmeisterlein.

Sie haben gar heimlich geplaudert,
Ich habe sie doch belauscht.
Sie haben in schwingenden Rythmen
Sich Küsse um Küsse getauscht.







Sie haben gar lieblich geplaudert
Von künftiger Seligkeit.
Sie haben sich beide verlobet
Für die lustige Maienzeit.

Sie haben sich beide vereinigt
Hier unter dem schönen Baum,
Zu blühen, zu grünen, zu lieben,
Zu träumen den Sommernachtstraum.

O still! ja, der Frühling will kommen.
Der Rebe Herzblut, der Wein,
Wird dich umfluthen, umrauschen,
Holdseliges Waldmeisterlein!

II.

Entbältert.

„Du meine schöne, dunkle Rose,
Die mir ans Herz das Schicksal warf."

Als der Frühling noch in der Wiege lag,
Und blüthengeschmückt war der junge Tag,
Und Knospen, nur Knospen, die Rosen;
Als Veilchenduft von der Heimath, ein Gruß,
Herüber kam mit des Zephirs Kuß,
Mit den spielenden Winden, den losen —

Da ward mir 'ne Rose, 'ne dunkle, gesandt,
Wie's der Dichter sagte, von Schicksalshand.
Ich hab' sie am Herzen getragen.
Es war wohl zur Zeit nicht, zur rechten Zeit,
Daß sie sich erschlossen zur Freudigkeit,
Zu wonnigen Rosentagen.

Doch hab' ich gebracht sie zum Sonnenstrahl,
Am lichten Tage, im März znmal,
Im rauhen Westen da drüben.
Ich habe mit meinem Hauche lau
Erwärmt und genetzt sie mit Thränenthau,
Geschützt sie mit meinem Lieben.

Dann hat sie entfaltet sich langsam und sacht,
Geleuchtet, die dunkle, in Wunderpracht,
Die wunderseltsame Rose.
Ich hab' sie gehalten am Herzen fest,
So wie man sein Lieben nicht von sich läßt,
Mit trautem und treuem Gekose.







Ich hab' nicht gezittert in dunkler Nacht,
Wenn einsam bei ihr ich hielt treu die Wacht,
Und wenn es gestürmt und gewettert.
Ich habe getragen von Land zu Land,
Die dunkle, die mir von Schicksalshand
Geknickt nun — zerschmettert — entblättert.

Die Situation.

Von Rudolph Lexow.

In der politischen Lage ist während des letzten Monats ein überraschender Umschwung erfolgt. Während sie vor Kurzem noch Andrew Johnson als dominirend und ihn unter dem Jubelruf des unloyalen Elements im Süden wie im Norden die Früchte unseres mit Sieg gekrönten vierjährigen Krieges unter die Füße treten sah, läßt sie ihn uns jetzt von dem Volk, dessen erster Diener er ist, in seine Schranken zurückgewiesen erblicken, läßt ihn uns gedemüthigt und des Mißbrauchs der Gewalt bezüchtigt sehen, mit der er die zur Sicherung der Zukunft unserer Nation entworfenen Maßregeln zu hintertreiben suchte. Denn eine solche Bezüchtigung und Demüthigung liegt nicht allein in der Passirung der Civil-Rights-Bill über seine durch scheinbare Logik, wie durch Beanspruchung schamloser demagogischer Ränke verstärktes Veto, sondern auch in dem Resultat der Abstimmungen, die seither stattgefunden, und in den Kundgebungen der gesetzgebenden Körper der Freistaaten, die ihm uni sono den Stab brachen.

Indem Präsident Johnson sein Veto der Civil-Rights-Bill dem der Freedmen's-Bureau-Bill folgen ließ, machte er das unzweideutigste Gebot um die Gunst Derjenigen, die ihn schon ohne ein solches Opfer der Ueberzeugung und der Ehre in ihr Herz geschlossen hatten. Er brach auch damit den letzten Faden ab, der die Kluft überspannte, die ihn bereits von der überwiegenden Majorität der Bürger des Nordens trennte, ein Faden, dünn und schwach, aber den Hoffnungen Vieler noch stark genug, um in ihnen den Glauben wach zu halten, daß auf ihm sich eine Brücke schlagen lasse, über die Andrew Johnson zurückkehren könne zu Denen, die er verlassen. Wir fühlen uns nicht versucht, es zu bedauern, daß er diese Hoffnungen täuschte. Das nur halb erhobene Visir setzte die patriotischen Elemente der Freistaaten in Zweifel und Verlegenheiten, die in ihrer Entwickelung sie schwächen, wenn nicht zersplittern mußten; das Pfötchen, welches bald mit Sammetweiche schmeicheln, bald mit seinen giftigen Krallen verwunden konnte, war unserm politischen Sittlichkeitsgefühl gefährlich.

Wenn wir es für unsere Aufgabe hielten, den Einwänden zu begegnen, die Andrew Johnson auf Grund der angeblich verfassungswidrigen Klauseln







der Civil-Rights-Bill gegen diese erhob, so brauchten wir nur die gewaltige Rede von Illinois hochherzigem Sohne, Lyman Trumbull, wiederzugeben, der nie schlagender, nie überzeugender sprach, niemals die Winkelzüge eines Volksschmeichlers würdevoller und dabei so derb kennzeichnete, niemals die Nation in so begeisterten Worten an die Erfüllung von Ehrenpflichten mahnte, als in jener bedeutsamen Stunde, die der Abstimmung über das Veto voranging. Aber es giebt unter unsern Lesern wohl Keinen, der an diese Worte erinnert zu werden braucht, und in dem sie nicht die letzten Zweifel über die konstitutionelle Berechtigung des gedachten Gesetzes beseitigt hätten. Uns ist es daher nur vorbehalten, in kurzen Umrissen den Zweck der Civil-Rights-Bill, welchen Andrew Johnson durch sein Veto zu hintertreiben hoffte, hervorzuheben, und die Stellung näher zu bezeichnen, die er durch jene Beanspruchung der ihm eingeräumten Prärogative zu der Partei einnimmt, die ihn zu seinem jetzigen Amte berufen hat.

Der zweite Artikel des Amendements zu der Bundesverfassung, welches in seinem ersten, nachdem es von zwei Drittheilen der Staaten ratifizirt war, die Sklaverei über das ganze Gebiet unserer Republik für aufgehoben erklärt, giebt dem Congreß in unverfänglichen Worten das Recht, Maßnahmen in's Leben zu rufen, die dieser Freiheitserklärung praktische Wirksamkeit zu verleihen versprechen. Es ist die so ertheilte Befugniß, welche den so häufig genannten Gesetzentwurf hervorrief. Sie knüpfte keine Bedingungen an die auf sie gestützte Handlung des Congresses, und eröffnete also das Thor zu den umfassendsten, gründlichsten Schritten, zur Vervollständigung der durch die Freiheitserklärung angestrebten Absicht. Jener zweite Artikel des Verfassungsamendements haucht der Civil-Rights-Bill auch sein Wesen ein, denn der Grundgedanke dieser besteht darin, die gleichsam negative Richtung des erstern, der die Sklaverei aufhebt, zu einer positiven zu erheben, dadurch, daß sie den Status der Befreiten feststellt. Indem sie diese auf den Grund, daß sie hier geboren, als „Bürger“ anerkennt, erhebt sie über die bisher geknechtete Race den Schutz des Schildes der Republik, verleiht ihr aber keine weiteren Rechte als diejenigen, welche jeder Eingewanderte mit dem Tage seiner Ankunft an dem Ufer unseres Landes zu beanspruchen vermag. Nur mit Bezug auf die Geltendmachung dieser Rechte betritt sie ein Gebiet, welches mit den vor dem Kriege gangbaren Anschauungen der Südstaaten und ihrer Freunde im Norden in schroffen Conflikt tritt. Läßt sie den Staatsgerichtshöfen in allen Fällen, welche eine Beeinträchtigung jener dem Bürger innewohnenden Rechte konstatiren, sowie in allen Fällen, wo der Farbige andern Gesetzen, Verordnungen oder Gebräuchen nach prozessirt wurde als die, welche auf den Weißen gleichmäßig Anwendung finden, das Erkenntniß in erster Instanz, so befähigt sie doch den Betreffenden, von dieser nicht etwa an einen höheren Staatsgerichtshof, sondern an ein Bundesgericht zu appelliren. Die übrigen Paragraphen des Gesetzes gewährleisten nur die praktische Wirksamkeit der schon bezeichneten. Es werden Demjenigen schwere Geld- und Gefängnißstrafen zuer-







kannt, der sich der Farbe oder der früheren unfreiwilligen Dienstverpflichtung eines Andern wegen an den ihm zugesprochenen „bürgerlichen Rechten“ vergreift; den Bundesgerichten wird die Art der Procedur vorgeschrieben, nach welcher sie von den ihnen unterbreiteten Klagesachen Kenntniß nehmen dürfen, ihr Personal vermehrt und ihre Jurisdiktion allen technischen Einwürfen entrückt; den Unterbeamten der Bundesgerichte wird eine Geldstrafe bis zu Tausend Dollars in jeder Klagesache, die zu Gunsten des Klägers verwendet werden soll, auferlegt, wenn sie den Vorladungen und Erkenntnissen der Gerichtshöfe nicht mit gebührendem Eifer Geltung zu verschaffen suchen, und wo sie nachweislich durch Gewalt daran verhindert werden, da ist es den Bundesrichtern und Bundeskommissärs erlaubt, die Hülfe der nächsten Bürger, des posse comitatus des betreffenden County, oder endlich die Land- und Seemacht der Vereinigten Staaten zur Unterstützung anzurufen. Diesen Verordnungen schließen sich noch Strafbedingungen gegen Diejenigen aa die sich den Mandaten der Gerichtshöfe widersetzen, der Flucht von Beklagten in Fällen die das Gesetz betrifft, Vorschub leisten, oder sie, wenn schon in Haft gebracht, den Dienern der Gerechtigkeit zu entreißen suchen. Nach einer Feststellung der Gebühren, die bei vorkommenden Klagen unter der Aegide der Civil-Rights-Bill zu erheben sind, folgen dann noch zwei Paragraphen, welche die Befugnisse des Präsidenten, so weit es seiner Einwirkung bedarf, um diesem Gesetz Achtung zu verschaffen, feststellen. Der erste bevollmächtigt ihn, um eine energischere Handhabung der Gerechtigkeit zu erzielen, daß er den Richtern, den Marschall und öffentlichen Anklägern des Bundesbezirks, in welchem seinem auf dahin zielende Mittheilungen sich stützenden Glauben nach Uebertritte des gedachten Gesetzes stattgefunden haben oder beabsichtigt werden, sich an Ort und Stelle zu begeben und dort Gericht zu halten; der zweite bevollmächtigt ihn ebenfalls, die Land- und Seemacht des Bundes oder die Miliz zum Zweck der Durchführung der von uns zergliederten Verordnungen zu verwenden. Es sind nur diese beiden Paragraphen, welche dem Präsidenten überhaupt einen Einfluß auf die Wirksamkeit der Civil-Rights-Bill einräumen. Daß in beiden der Ausdruck bevollmächtigt verwendet wird, scheint anzudeuten, daß die Verfasser des Entwurfes schon von den Ahnungen beschlichen waren, welche die Freunde Andrew Johnsons jetzt verwirklichen, indem sie drohend uns zurufen, daß er keine von diesem verfassungswidrigen Gesetz ihm aufgebürdete Verpflichtungen erfüllen werde. Es sind ihm deren keine geworden. Eine Bevollmächtigung schließt den freien Willen des Betreffenden in sich, die ihm anvertraute Befugniß in Anwendung zu bringen oder sie ruhen zu lassen. Aber machte die Bill dem Präsidenten das zur Pflicht, was sie seinem Willen anheimstellt, so wäre ihre Tragweite, im Fall einer Weigerung, nur wenig geschwächt. Was die Endparagraphen ihr scheinbar an Stärke bringen, enthält sie schon in der positivsten Weise in den vorhergehenden Abschnitten des Gesetzes. Die Civil-Rights-Bill ruft Andrew Johnson mit sich fort auf dem Pfad der Pflicht und der Ehre; aber sie gestattet ihm, mitzu-








gehen oder zurückzubleiben, je nachdem seine Neigungen darüber entscheiden mögen.

Der Wortlaut der Bill erklärt ihr Wesen also auf das Deutlichste und zieht die engsten Grenzen um ihre Auslegung und Auffassung. Indem sie die Rechte des Bürgers aufzählt, schneidet sie alle hypothetischen ab. Kontrakte einzugehen und ihre Erfüllung zu erzwingen; zu klagen und verklagt werden zu können; Zeugniß zu geben; bewegliches oder unbewegliches Eigenthum kaufen, miethen, verkaufen, übertragen und ererben zu können; eines gleichen Vortheils mit dem Weißen allen Gesetzen gegenüber zu genießen, die zur Sicherung der Person und des Eigenthums erlassen, und keinen anderen Strafen als denen, welche dem Weißen angedroht, unterworfen werden zu können — das ist die genaue Definition der Rechte, welche dieser Akt unserer Bundeslegislatur dem Befreiten verbürgt. Von einem politischen, von einem Stimmrecht ist nicht die Rede. Trumbull leugnet jeden Hintergedanken mit Bezug auf dieses ab. Das Argument, mit welchem er darzuthun sucht, daß das Bürgerrecht der Vereinigten Staaten keine „politischen Privilegien" mit sich bringt, hat sich in der Praxis bereits bewährt, wie das Beispiel von Massachusetts zeigt, welches unter dem Einfluß des Nativismus keinem Einwanderer das Stimmrecht zugestand, wenn er nicht zwei Jahre über den Zeitpunkt hinaus, wo er die Bürgerschaft der Republik erworben, hier gelebt. Die Bestimmungen der Bundesverfassung, wie unlogisch sie auch mit Bezug auf den Paragraphen sein mögen, der es den einzelnen Staaten überläßt, die Qualifikationen ihrer Wähler festzustellen, sind über diesen Punkt entscheidend, und hatte man nicht den Muth, oder war es nicht möglich, jenen Paragraphen durch ein Amendement zu entkräften, so müssen wir uns jetzt, wohl oder übel, mit der Ueberzeugung zufrieden geben, daß die Civil-Rights-Bill den geknechteten Millionen nur die in ihr bezeichneten Rechte verleiht und kein Tittelchen weiter.

Fern wie er der Theilnahme an den Bestimmungen über das Wohl und Wehe der Gesammtheit stand, steht daher der Neger ihr auch jetzt noch. Was das neue Gesetz ihm zugesteht und verbürgt, beansprucht der Einwanderer als durchaus selbstverständlich mit dem Moment, wo er die Gestade der Republik betritt. Es sind die gewöhnlichsten und immer mit kräftiger Hand gewährleisteten Zugeständnisse, welche die Civilisation durch die Gesammtheit dem Einzelnen machen läßt. Es sind Zugeständnisse, von deren Berechtigung man so tief durchdrungen und deren Unverletzlichkeit uns so heilig, daß uns jede versuchte Beschränkung zum Nachtheil des Schwachen oder Unwissenden mit der tiefsten Indignation erfüllt. Kurz, es sind nur die in jeder Beziehung natürlichen Rechte, die dem Farbigen durch die Civil-Rights-Bill werden und werden mußten, wenn man nicht nach dem Erlaß der Freiheitserklärung fortfahren wollte, den Menschen in ihm zu ignoriren und mit Taney zu sagen, daß er, gleichwohl ob frei oder nicht, keine Rechte besitze, die ein Weißer zu respektiren brauche.

Und dies nach der Aufhebung der Sklaverei so selbstverständliche, so natür-







liche und weil natürlich, zugleich so dürftige Zugeständniß wollte Andrew Johnson, obgleich das Bewußtsein des ganzen loyalen Volks es als unabweislich erkannte, nicht machen. Zwar hatte er vor wenigen Monaten erst erklärt, daß die Gleichstellung des Negers mit dem Weißen vor dem Gesetz eine unerläßliche Bedingung der Wiederaufnahme der Staaten des Südens sei; aber Monate haben psychologische Umgestaltungen in Andrew Johnson zu Wege gebracht, die bei Anderen kaum während der Periode zur Vollendung kommen, welche den Jüngling vom Greisenalter trennt. Erklärt nicht dieser Umschwung das usurpatorische Gebahren, durch welches er den Repräsentanten und Senatoren der „rekonstruirten" Staaten Einlaß in den Congreß zu verschaffen suchte? Leicht wäre es ihm dann geworden, seinem Veto gegen die Beschlußnahmen der patriotischen Majorität Geltung zu sichern. Trotz aller Treu- und Probeeide hätte nicht ein einziger der Vertreter des Südens Maßregeln befürwortet, die der Freiheitserklärung des verhaßten Negers Leben und Wirksamkeit einhauchen könnte. Möge das Gefühl unserer Dankbarkeit gegen die Männer nie erkalten, die sich in jenen kritischen Momenten in die Bresche warfen und unsere herrliche Republik vor dem schwärzesten Schandfleck bewahrten.

Wir wiederholen, Andrew Johnson wollte dies Zugeständniß weder dem Geiste der Zeit, noch den Forderungen des Freiheitsamendements, dessen natürlicher Ausfluß es war, machen. Und doch findet sich unter den dreißig Millionen Bewohnern unserer Republik nicht Einer, der die absolute Nothwendigkeit, wie die legale Berechtigung und logische Richtigkeit einer solchen Sicherung des Mandats, welches die Sklaverei aufhob, deutlicher erkennen mußte, als er. Selbst unter Denen geboren und auferzogen, gegen deren Uebergriffe die Civil-Rights-Bill den Neger schützen soll, zeugten alle von ihm ausgehende Kundgebungen von dem Eindruck, welchen die Selbstüberschätzung, das festgewurzelte Vorurtheil und die Anmaßung willkürlicher Gewalt seitens der Sklavenhalter auf ihn gemacht hatten. Konnte er sich überreden, daß der Neger jetzt, wo er aus seinem dienstlichen Status zum freien Menschen erhoben, dadurch seinem frühern Besitzer imponiren, dadurch sich eine der Würde der Freiheit entsprechende Behandlung sichern könne? Durfte er dem thörichten Wahn sich hingeben, daß da, wo das Selbstinteresse des Arbeitgebers nicht für den Neger spricht — also bei Jedem, in dessen Lohn er nicht steht — das bloße Edikt der Freiheit ihm eine Respektirung der Rechte derselben erzielen werde? Konnte er, der Hüter der Rechte jener vier Millionen, sich bei dem Glauben beruhigt fühlen, daß lange genährte Vorurtheile und Gewohnheiten, denen der Sklavenhalter von Kindesbeinen an zum Nachtheil der Schwarzen gefolgt, durch eine bloße Proklamation verwischt werden würden, daß die Natur der Sklavenhalter, der nie Fesseln angelegt worden, sich mit einem Male verleugnen, daß sie ihre Individualität abstreifen, und den Neger wenn auch nur mit Schonung behandeln würden? Oder mußte er nicht vielmehr annehmen, daß die Freiheitsproklamation, welche dem Süden als die empfindlichste Strafe zudiktirt wurde, nur die gehässigsten Gefühle, ja, die wildeste Erbitterung gegen den Gegenstand, dessen







man sich zu dieser Strafe bediente, hervorrufen werde? Drängte sich ihm diese Ueberzeugung nicht von selbst auf, so standen wiederum keinem menschlichen Wesen der Hülfsmittel so viele zu Gebote, die wahrscheinlichsten Ergebnisse der nächsten Zukunft, wenn der Neger keinen Schutz fände, festzustellen, wie gerade ihm. Die Archive des Freedmen's Bureau sind überladen mit den Beweisen der beispiellos frechen Uebergriffe, die sich der frühere Sklavenhalter selbst jetzt, wo noch die Nähe von Garnisonen ihm Zügel anlegt, gegen den Neger erlaubt. Andrew Johnson braucht sie nur anzusehen, um sich zu überzeugen, daß die Freiheit dem Schwarzen ein gefährliches Gut ist, wenn sie sich auf das Vertrauen zur Ritterlichkeit und Bonhommie des Südländers stützt. Er weiß, daß mehrere Staaten einen Special-Codex für die Beherrschung des Negers schufen, von dessen praktischer Ausführung schon schaudererregende Beispiele vorliegen; er weiß, daß da, wo die nicht zu große Nähe des Militärs es zuläßt, zügellose Banden einen Terrorismus über die Neger ausüben, sie zwingen, gegen einen nominellen Lohn da zu bleiben und zu arbeiten, wo der Wille der Tyrannen es ihnen vorschreibt, und sie im Weigerungsfall erhenken oder ertränken. Trotz der schmeichelnden Stimmen, die sein Ohr monopolisiren, dringt doch hin und wieder eine Warnung, ein Wehruf zu ihm, von Louisiana, wo man sich sagt, daß, wenn einmal das Freedmen's Bureau beseitigt sei, der Neger schon für seine Freiheit büßen solle, von Tennessee, Andrew Johnsons eigenem Staat, wo Banden Geächteter den Negern und weißen Loyalisten schon den freundlichen Wink gaben, sich mit dem abziehenden Militär zu entfernen, wenn sie des Lebens nicht überdrüssig seien, von Virginien, von Nord- und Südcarolina, kurz von allen Staaten, die das Schwert gegen uns zogen. Sie alle harren nur des Moments, wo sie nicht mehr der jetzigen schwachen Controlle unterworfen sein werden, um dann es dem Neger zu entgelten, daß — er sich frei erklären ließ. Tausendmal schlimmer diese unbeschützte Freiheit, als eine Sklaverei, in welcher Rücksichten für das materielle Interesse den Schutz erzwangen; verwerflich und grausam diese Schenkung des höchsten menschlichen Gutes, wenn man es nicht mit Schutzwehren umgiebt.

Alle die patriotischen Männer, deren Namen während des Krieges Bedeutung und Größe erlangt, sprachen so zu Andrew Johnson. Sie warnten ihn gegen eine versuchte Zurückziehung des Militärs, weil sonst weder der Neger, noch der Weiße, der sich durch Treue zum Bunde „kompromittirt" habe, der Ruhe und Sicherheit sich erfreuen werde. Sie sprachen aus persönlicher Erfahrung, aus eigener Beobachtung der bei dem Ende des Krieges so versprechenden, jetzt so drohend entwickelten Verhältnisse. Und doch liefern selbst sie nicht das stärkste Argument für die Nothwendigkeit des weiteren Schutzes, denn noch beredter spricht das Gebahren der kurzsichtigen Freunde des Südens, jener Leute, welche die Constitution fortwährend auf der Zunge führen. Der Neger ist frei! Er bedarf keines Schutzes, denn als Repräsentant der Arbeitskraft ist er dem Süden zu werthvoll, als daß man ihn durch Uebergriffe zur Auswanderung zwingen dürfte! Das ist so der stehende Redesatz der nörd-







lichen Freunde des Südens. Andere, die aus den früher als Grenzstaaten bezeichneten Theilen der Union kommen, sprechen deutlicher. Davis von Kentucky und Saulsbury von Delaware scheuten sich nicht, von einer neuen Revolution zu sprechen, wenn Gesetze zum Schutz der Freiheit des Negers erlassen würden, und widmeten den Rest ihrer elenden Existenz der Agitation, selbst wenn dazu das Schwert gezogen werden müßte, um dies zu hintertreiben. Was bedeutet dies? Darf man hinter diesen Versicherungen und Protesten nach reinen Motiven suchen? Ist es nicht bekannt, daß der Wandertrieb in dem Neger so schwach vertreten ist, daß er sich lieber dem größten Ungemach aussetzt, als daß er seine Scholle verläßt? Brauchen wir unsere frühern Angaben zu wiederholen, daß das materielle Interesse des Weißen sich höchstens in der Behandlung Desjenigen fühlbar machen kann, der in seinem eigenen Lohne steht? Aber diese Wuthausbrüche, diese Drohungen der deutlicher sprechenden Freunde der Rebellen, sie sagen uns, was die vorsichtiger gemodelten Einwürfe ihrer nördlichen Helfeshelfer nur andeuten. Sie verrathen uns die ruchlosen Hintergedanken, die der Süden hegt und nur hegen kann, wenn er in solchen Worten gegen den Schutz einer Freiheit eifert, zu der er selbst, wenn auch zögernd, seine Einwilligung gegeben. Auf dem Forum, vor welches der seiner menschlichen Habe entkleidete Bewohner des Südens den Schwarzen zu führen gedenkt, wenn dieser Menschenrechte zu beanspruchen sich erkühnt, thront der Richter Lynch in seinem blutigen Gewande, umgeben von Schergen, die nur seines Winkes harren, um sich auf ihr Opfer zu stürzen. Gerechtigkeit für den Neger im Süden, wenn die Forderung nicht durch das Bayonnett unterstützt wird! Ruht nicht die Wahl der Richter in den Bewohnern des Südens selbst, und glaubt man, daß sie einen Mann zu diesem Amt erheben werden, der nicht ihres Vertrauens würdig ist und es bis zum vollsten Umfange rechtfertigen wird?

Diese Ueberzeugung, die alle bisherigen Kundgebungen der in der Reconstruktion begriffenen Staaten nur bestärken, liegt dem Paragraphen des Gesetzes zu Grunde, der die Bundesgerichte zur zweiten und letzten Instanz in allen Contraventionen gegen die einleitenden Bestimmungen der Civil-Rights-Bill erhebt. Eine weise Vorsicht und ein edler Humanismus umgaben diese Verordnung mit Schutzwehren so weitreichender Art, daß wir darüber des Vetos der Freedmen's-Bureau-Bill fast vergessen, und der weiteren Entwickelung der Reconstruktionsfrage mit Ruhe entgegensehen dürfen. Es bleibt, so weit es die Erlassung von Gesetzen zur Regelung der durch den Krieg umgestürzten Verhältnisse angeht, wenig mehr zu thun übrig, und wir sind der Ueberzeugung, daß der Congreß nicht ohne durch neu sich entfaltende Umstände dazu gezwungen zu sein, Maßnahmen anbahnen wird, durch die er mit der Executive in abermaligen Conflikt gerathen würde. Die Aufnahme oder Abweisung der Repräsentanten und Senatoren der insurgirten Staaten ist jedoch lediglich ihm anheimgestellt, und er wird sich darin weder durch Einschüchterungen des Präsidenten, noch durch die impotenten Drohungen der Oppositionspresse beeinflussen lassen.







Ist Andrew Johnson der politischen Körperschaft, deren Versuche, sich ihrer heiligsten, unabweislichsten Verpflichtungen auf eine ebenso würdige wie edle Weise zu entledigen, er zu vereiteln suchte, dadurch näher getreten, daß er von ihr bezwungen wurde? Man übt Nachsicht gegen den überwundenen Widersacher, man verzeiht selbst dem gedemüthigten Feinde, aber man wählt ihn sich nicht wieder zum Führer. Ließe man sich, so weit es Andrew Johnson betrifft, dazu verleiten, so hieße man gleichsam das gut, wodurch er während der letzten vier Monate nicht allein einen durchaus unprovocirten Streit mit den Freunden der Union hervorrief, sondern auch, was viel mehr sagen will, nahezu der Landesehre einen tödtlichen Streich versetzt hätte. Soll das Vertrauen zu ihm steigen, weil dem Mißbrauch dieses Vertrauens durch ihn Schranken gesetzt sind? Darf man ihn jetzt für zuverlässiger halten, weil die Unzuverlässigkeit ihm eine Demüthigung brachte, die der Starrsinn, welchen seine Schmeichler Charakterfestigkeit nennen, niemals vergeben wird? Wir warnen gegen ein solches Vorhaben, das sich seit jener Episode schon von mehreren Seiten äußert, weil wir darin eine große Gefahr erblicken. Andrew Johnson würde in der Nachsicht eine Schwäche zu erkennen glauben, und ihn, den Schwachen, kann nur das Starke beeinflussen. Es war die Reaktion der Gefühle, welche er im Norden im Anzuge begriffen glaubte, und dabei die gewisse Aussicht, das Herz der Rebellen und das ihrer Freunde in den Freistaaten zu gewinnen, was ihn veranlaßte, sich ihnen hinzugeben, denn in dieser vereinten Phalanx, verstärkt durch das schwankende Element unter seinen früheren Parteigenossen, witterte er die Partei der Zukunft. Er sah sich getäuscht und ist gefallen. Lasse man ihn in der Lage, die er selbst gewählt. Das Imponirende der Demonstration, der er unterlegen, wird ihn leichter vor so krassen Fehltritten bewahren als die, welche er begangen, als eine Nachsicht, zu der er nicht die leisesten Ansprüche aufzuweisen vermag. Eine Undankbarkeit gegen alte Freunde, und ein Verstoß gegen nächstliegende Rücksichten, wären leicht zu verzeihen, aber ein Verrath an dem Höchsten darf keine milde Beurtheilung finden. Schon empfinden wir die demoralisirende Wirkung seines Beispiels. Seine Treulosigkeit fand Nachahmer, deren Wirken, wie z. B. das des Senatsvorsitzenden in New-Jersey, dem Willen der Majorität des Volkes ebenso entgegentrat, wie das des Andrew Johnson dem Willen der Nation. Wir erblicken die Zeichen der Demoralisation ferner in dem ungebührlichen Einfluß, welchen man der Executive auf Staats- und selbst Kommunalwahlen einzuräumen versucht. Es fragt sich nicht länger, welche Partei die richtigsten und segensreichsten Grundsätze zur Basis ihrer Agitation gemacht, sondern welche sich der Protektion des Präsidenten schmeicheln könne und welcher er die Sonne seines Wohlwollens erglänzen lasse. Das sind bedrohliche Symptome, denn sie geben der Exekutive eine größere Gewalt als die, welche ihr aus allen bisherigen Gesetzesvorlagen entsprießen könnte, und gegen die man eifert weil sie unsere Bundesregierung zu stärken geeignet ist, was die Erfahrung der letzten fünf Jahre doch so nothwendig macht. Hat das Resultat der Wahlen diese verderbliche Art der Agitation desavouirt, so ist da-







mit jedoch die Gefahr nur vorläufig beseitigt, denn dieselbe Agitation wird sich in erhöhtem Grade wieder geltend machen wenn die Herbstmonate über die politische Stellung vieler und maßgebender Staaten entscheiden sollen. Bildet die Gunst Andrew Johnson's den Siedepunkt dieser Campagne, so wird die Unionspartei in ihr unterliegen, denn nach dem Vorgefallenen kann sie nicht ohne sich zu entwürdigen und sich in der demüthigendsten Weise zu verleugnen, die Freundschaft und Uebereinstimmung mit dem Präsidenten beanspruchen, deren sich ihre Gegner mit so vielem Recht schmeicheln. Man wird es leichter finden, die ihm für seine Fehltritte gewordene Strafe zu motiviren, als diese Fehltritte zu entschuldigen, leichter, das Recht zu befürworten, als das Unrecht zu bemänteln. Man kann Andrew Johnson mitgehen lassen, wenn er nicht inzwischen auf dem Wege fortgeht, den er bisher betreten; aber er darf in den Reihen der Freiheitsfreunde geduldet sein. Räumt man ihm eine bedeutendere Rolle ein, so wird er nur schaden.

Der Guerillakrieg in Mexiko.

Von Victor Ernst.

Obgleich die Ereignisse in Mexiko das Interesse der Vereinigten Staaten so wesentlich berühren und ihren Bewohnern das Schicksal der Schwesterrepublik so sehr am Herzen liegt, ist doch bis jetzt nur wenig über die Eigenthümlichkeiten der dort stattfindenden Kämpfe bekannt geworden. Seit dem Fall von Puebla zersplitterten sich die Kräfte auf beiden Seiten, und aus dem Chaos widersprechender Berichte trat als Resultat nur das eine, traurige Faktum hervor, daß die Patrioten im Allgemeinen den Kürzern zogen. Die Aufzeichnungen eines französischen Offiziers setzen uns jetzt in den Stand, eine Art der Kriegführung zu überschauen, welche, in den Verhältnissen begründet, dem mexikanischen Kriege einen ganz eigenen Charakter aufdrückt.

Wo ein Land von großer Ausdehnung und mit dünner Bevölkerung von einem übermächtigen Feinde invadirt wird, entsteht ganz natürlich der Guerillakrieg, welcher, an die gewöhnlichen Regeln nicht gebunden, auch außergewöhnliche Mittel verlangt. Ein invadirendes Heer, welchem sich nirgends ein Feind in offener Feldschlacht entgegenstellt und welches deshalb nicht im Stande ist, sich Ruhm und Lorbeeren zu erwerben, kann durch die Operationen verborgener Gegner, welche sich überall da einstellen, wo man sie am wenigsten erwartet, schnell ihren Coup ausführen und dann ebenso schnell wieder verschwinden, zur Verzweiflung gebracht werden. Wir haben dies ja in unserm eigenen Kriege hinlänglich erfahren. Die Franzosen aber griffen in Mexiko zu einem Hülfsmittel, auf welches man hier nicht verfiel; um den Guerillas zu begegnen, bildeten sie ein Corps von Contre-Guerillas, welche, nach denselben Prinzipien







handelnd, allein im Stande waren, dem gefährlichen Feinde mit Erfolg die Spitze zu bieten. Nach dem Verrath von Soledad und dem Abzug der Engländer und Spanier trat das verhältnißmäßig kleine französische Expeditionscorps den Marsch ins Innere an, entfernte sich vom heißen Küstengürtel (terras calientes), durchschritt die sanft ansteigende gemäßigte Zone (terras templadas) und erreichte das Plateau von Anahuac, um sich am 5ten Mai 1862 vor den Mauern von Puebla eine Niederlage zu holen. Unmittelbar nachdem diese Hiobspost in Frankreich eingetroffen war, wurde ein Corps von 30,000 Mann ausgerüstet, welches unter dem Commando des Generals Forey das Banner der Invasion über den Hallen der Montezumas entfalten sollte.

Im Oktober 1862 traf Forey ein und übernahm das Commando. Aber kaum schickte er sich auf dem Plateau zur Belagerung Pueblas an, als es ihm schon einleuchtend wurde, daß hinter seinem Rücken sich eine Gefahr entwickle, welcher auf gewöhnliche Weise nicht begegnet werden könne. Die Republikaner organisirten in den terras calientes einen Guerillakrieg, welcher durch das Terrain begünstigt wurde und die zum Gelingen der Operationen unerläßliche Aufrechthaltung der Communication unmöglich machen mußte.

Am Abend des 14ten Februar fand in den Salons des französischen Gesandten, Saligny, ein glänzender Ball statt. Während die zur Unterjochung des Landes ausgesandten Offiziere sich mit den schönen Töchtern desselben den Freuden des Tanzes hingaben, nahm Forey den Obersten Dupin bei Seite und richtete leise folgende Worte an ihn: „Oberst, die terras calientes wimmeln von Räubern. Täglich werden unsere Transporte angegriffen, Reisende ermordet und geplündert, unsere Communikationen unterbrochen. Dem muß abgeholfen werden, und Sie sind der Mann dazu. Ich übergebe Ihnen das Commando der Contre-Guerillas. Während ich mich mit Puebla beschäftige, muß ich hinter mir Ruhe haben.“ Der Oberst bat um Instruktionen. Es wurde ihm unbeschränkte Vollmacht übergeben. Er sollte das Land von den Guerillas säubern; wie er's anfing, war seine Sache. Der Ball nahm seinen Fortgang; von den Tänzerinnen aber würde wohl Manche erbleicht sein, wenn sie das Gespräch vernommen hätte, und unter den anwesenden Mexikanern befand sich mehr als Einer, dessen jetzt im Rausche der Lust glühendes Antlitz in Folge dieser leisen Unterredung später bleich und verzerrt vom Ast eines Baumes herab grinsen sollte.

Der Oberst Dupin blieb bis zum März 1865 an der Spitze der Contre-Guerillas. Mit einem mächtigen Sombrero, rother oder schwarzer Husarenjacke, gelben Reiterstiefeln, die Brust mit Orden bedeckt, einen Revolver an der Seite, der Säbel am Sattel hängend, bildete er eine romantische Erscheinung. Es war zu diesem Posten ein Mann von außergewöhnlicher Willenskraft erforderlich. Schon bestanden mehrere zerstreute Corps dieser Art, unter ihnen die während der Expedition von 1862 organisirte Schaar des Schweizers Stödlin. Letzterer war ein Parteichef von unzweifelhafter Kühnheit und führte in den Wäldern von Vera Cruz mehrere glückliche Unternehmungen aus. Aber als







seine Truppe sich vergrößerte, war er der Stellung nicht mehr gewachsen. Einige wichtige Operationen, in denen er mehr Kühnheit als Geschicklichkeit entfaltete, blieben resultatlos und schadeten seinem Ansehen, und als er vollends aus seiner Abneigung gegen die französischen Offiziere kein Hehl machte, blieb ihm nichts Anderes übrig als seinen Abschied zu fordern, der ihm unter Zuerkennung des Ordens der Ehrenlegion bewilligt wurde. Ein Jahr darauf fiel er, von den ihm untergebenen Mexikanern im Stich gelassen, als tapferer Mann, dessen Heldenmuth mehr Anerkennung gefunden haben würde, wenn er sich einer bessern Sache gewidmet hätte.

Am 20sten Februar traf der Oberst Dupin in Medellin ein, um den Befehl über die jetzt vereinigten unabhängigen Corps anzutreten. Die über diese ununiformirte Infanterie und Kavallerie abgehaltene Revue bot ein merkwürdiges Schauspiel dar. Die zerlumpte, wilde Schaar hatte sich in einem Pferde-Pferch (coral) gesammelt. Alle Nationen der Welt schienen ihre Vertreter geliefert zu haben. Franzosen, Griechen, Spanier, Mexikaner, Nord- und Süd-Amerikaner, Engländer, Italiener, Holländer, Deutsche und Schweizer, kurz Abentheurer jeder Nationalität, waren hier vereinigt. Daß die verschiedenen Völker dabei durch ihre Elite vertreten waren, läßt sich nicht behaupten; Alle gehörten in die Klasse der zertrümmerten Existenzen. Man fand hier den des Meeres überdrüssigen Matrosen, den durch die strenge Aufsicht der Kreuzer ruinirten Sklavenhändler von Havana, den ehemaligen Kampfgenossen des Flibustiers Walker, den enttäuschten Goldjäger, den durch die „Yankees" vertriebenen Sklaventreiber Louisiana's. Das Aeußere dieser bunten Truppe hätte, wenn sie durch eine europäische Stadt defilirt wäre, sofort den allgemeinen Schluß der Läden zur Folge gehabt. Es war eben — wenn wir uns des rechten Ausdrucks bedienen dürfen — Lumpengesindel.

Nach wenigen Tagen sahen diese Leute schon anders aus. Sie hatten gezogene Karabiner, Pistolen, Säbel und andere dem ordentlichen Soldaten unentbehrliche Ausrüstungs-Gegenstände erhalten. Aber wollte man, als erste Leistung, die Straße nach Soledad säubern, so mußte man vor allen Dingen gute Pferde haben, und zum Ankauf derselben fehlte das Geld. Der Alcade von Medellin wurde zum Obersten gerufen und ihm, unter Zusicherung pünktlichen Ersatzes, die schleunige Herbeischaffung der nöthigen Piaster anbefohlen. Er antwortete, das sei ihm schlechterdings unmöglich; aber bei der Rückkehr nach seinem Hause bemerkte er, daß sich eine Ehrengarde von zehn Reitern vor demselben aufstellte, deren Führer ihm höflich ein Papier mit dem Siegel des Commandanten überreichte. Nur eine Stunde wurde ihm zur Vorbereitung bewilligt; nach Ablauf derselben sollte er sich auf zwei Monate in das Fort San Juan d'Ulloa begeben. Bevor noch eine halbe Stunde verflossen war, befanden sich die in seinem Hause verborgenen öffentlichen Gelder in der Remonte-Kasse. Aber damit war die Schwierigkeit noch nicht überwunden, denn die Eigenthümer der benachbarten Haciendas wollten sich um keinen Preis ihrer Pferde entäußern, und entschlossen sich nur dazu als man ihnen die Wahl zwischen zwangsweiser Fortnahme ohne Vergütung und Verkauf stellte.







Medellin liegt am rechten Ufer des Rio de Jamapa, drei Meilen von Vera Cruz, gilt für die Bewohner des Letztern in gewöhnlichen Zeiten als Vergnügungsort und ist von üppig duftenden, köstlichen Tropenwäldern umgeben. Jetzt aber war der Aufenthalt nichts weniger als angenehm. Allnächtlich wurde die Stadt von Guerillas angegriffen, welche, durch die Wälder geschützt, hineinschossen. Sowie die Kugeln den Bewohnern um die Ohre pfiffen, schlossen sich alle Thüren, und die kleine Garnison rührte sich nicht vom Platze. Die Reorganisation der Contre-Guerillas hatte nunmehr das Heraustreten aus der Defensive zur Folge.

Am 3. März stellte sich beim Anbruch der Nacht ein Spanier, Namens Perez Lorenzo, auf der Hauptwache ein. Seine bleichen Wangen waren von Thränen überströmt und seine verzerrten Züge verriethen einen ungeheuren Schmerz. Er verlangte eine Unterredung mit dem Obersten und wurde in das Zelt deſſelben geführt, wo er ihn mit folgenden Worten anredete: „Willst Du mir helfen? Ich hatte ein Häuschen mit Gärten, deren Früchte ich in Vera Cruz verkaufte, und eine junge Frau von achtzehn Jahren, die ich in Havana kennen gelernt. Seit sechs Monaten war sie schwanger. Gestern drang die von Don Juan Pablo commandirte Guerilla-Schaar in meine Wohnung, band mich an einen Pfosten, vergriff sich an meiner Frau, öffnete ihr darauf den Bauch und warf mir das Kind ins Gesicht. Begreifst Du, Oberst, weshalb ich keinen Selbstmord begangen habe?“ Das Auge des Spaniers war trocken, sein Blick starr geworden. Der Oberst behielt ihn bis gegen Mitternacht in seinem Zelt. Draußen harrten dreißig Reiter und ebenso viele Fußsoldaten der Befehle des Commandanten. Lorenzo, dem die Hände auf den Rücken gebunden waren, mußte ihnen, als sie aufbrachen, zum Führer dienen, und über verworrene Waldpfade setzte sich der Trupp in Bewegung. Es war eine schreckliche Nacht. Der Regen strömte vom Himmel, Gesicht und Hände wurden von Dornen zerrissen. Um drei Uhr Morgens erreichte und überfiel man die Landhäuser (Ranchos), in denen Don Juan Pueblo sich mit seinen Leuten aufzuhalten pflegte, Sie waren leer; aber neben einem Bette bemerkte man einen Haufen von Leinenzeug und Matratzen. Um sicher zu gehen, stach man mit den Säbeln hinein, und diese Operation genügte, um zwei Offiziere Pablo's, seinen Schwager Juan Lopez und seinen Vetter Omaloa, zum Vorschein zu bringen. Beide hatten an der Gräuelthat im Hause des Spaniers Theil genommen. Die Ranchos wurden verbrannt, die beiden Gefangenen auf der Stelle massakrirt. Das war die erste Heldenthat der Contre-Guerillas, und schon dieser Vorfall kennzeichnet die Ausartungen, zu welchen der Guerillakrieg fast unabweislich führt. Wir haben hier das Zeugniß eines Franzosen vor uns; ein Mexikaner würde ohne Zweifel von seinen Feinden Aehnliches zu erzählen wissen.

Wir können den Contre-Guerillas Dupins nicht auf allen ihren Zügen folgen, und wollen aus ihren Operationen in den terras calientes nur noch e i n e Episode hervorheben.

Auf einem Streifzug in der Nähe von Cotastla wurde ein gewisser Molina







in dem Augenblick zum Gefangenen gemacht, als er die Riemen der zusammengekoppelten Pferde durchschnitt. Man wußte, daß sein Haus ein Sammelplatz der Guerillas sei, welche ihm ihre Beute zu überbringen pflegten. Er galt für sehr reich und pflegte den erstandenen Raub in Vera Cruz oder Orizaba abzusetzen. Man hielt Haussuchuug und fand Beweise für seine Verbindung mit den Republikanern. Dupin verurtheilte Molina und einen seiner Verwandten, gegen den gleichfalls Beweise vorlagen, zur sofortigen Erschießung. Die Gattin Molina's flehte um Gnade, aber Dupin blieb unerbittlich, nnd die Unglücklichen wurden vor ihren Augen füsilirt. Starr und unbeweglich blickte sie auf die Leichen. Als aber Dupin fortreiten wollte, trat sie ihm stolz entgegen und rief, die Hand drohend emporgehoben: „Oberst, bevor acht Tage verfließen, wirst Du sterben!" Wenige Tage darauf begab sich der Oberst nach Vera Cruz. Der Eisenbahnzug, anf welchem er sich befinden sollte, wurde von den Schienen geworfen, und Guerillas stürzten aus dem Hinterhalt hervor, mit dem Ruf: „Wo ist der verfluchte Dupin?" Die Wittwe Molina's hatte ihr Möglichstes gethan um ihre Drohung wahr zu machen. Hätte nicht der Oberst die Vorsicht gebraucht, eine falsche Nachricht über die Stunde seiner Abreise rechtzeitig verbreiten zu lassen, so wäre er verloren gewesen. Statt seiner fiel der Commandant von Soledad unter den Händen der Rächer.

Nachdem sie in Vera Cruz entbehrlich geworden, wurden die Contre-Guerillas im März 1864 nach dem Staate Tamaulipas eingeschifft, um dort Tampico, die zweite Hafenstadt der Republik, zu besetzen. Dieselbe war schon in französischen Händen, befand sich aber in einer sehr precären Lage, da die Patrioten ihr alle Zufuhr abschnitten. Ueberdies wurde das dort garnisonirende Linieninfanterieregiment vom Gelben Fieber decimirt. Es war jetzt die Aufgabe der Contre-Guerillas, dies Regiment abzulösen und die Umgegend vom Feinde zu säubern.

Sie fanden sofort nach ihrer Landung vollauf zu thun. Die Zustände waren der Art, daß aus den nur in den äußern Bezirken der Stadt befindlichen Brunnen kein Wasser geschöpft werden konnte ohne daß man sich den Kugeln der Belagerer aussetzte, und die zweitwichtigste Hafenstadt Mexikos war auf gesalzenes Fleisch und salzgeschwängerte Jauche beschränkt. Die Einwohner hielten ihre nahe Befreiung vom Joch der Fremden schon für ausgemacht, und allnächtlich wurden französische Soldaten auf offener Straße ermordet. Auch waren auf Seiten der Patrioten Operationen im Gange, welche, wenn man sie nicht durchkreuzte, zum Fall der Stadt führen mußten.

Zwischen Vera Cruz und Tampico, fünfzig Meilen von letztern Orte entfernt, liegt die Hafenstadt Tuxpan, durch welche seit zwei Jahren den Liberalen Waffen und Munition aus den Vereinigten Staaten und Havana zugeführt wurden. Kaum hatte der mexikanische Verräther, Oberst Manuel Llorente, diesen Platz in Besitz genommen, als der republikanische General Carbajal schon alle disponibeln Truppen zusammenzog, um ihn daraus zu vertreiben. Dies gelang, und der ohne Aufenthalt verfolgte Llorente flüchtete sich mit dreihundert







Mann nach dem Dorfe Temapache im Distrikte Huasteca, welcher zwischen Tuxpan und dem Flusse Panuca liegt und wegen seiner zugleich bergigen und waldigen Beschaffenheit das schwierigste Terrain von ganz Mexiko bildet. Hier war Carbajal, einer der tüchtigsten mexikanischen Generäle, zu Hause. Jedesmal wenn es ihm anderswo zu heiß wurde, hatte er sich nach Huasteca zurückgezogen, wo er Weg und Steg kannte und einen unbedingten Einfluß über die meistens aus Indianern bestehende Bevölkerung besaß. Die bedeutenderen Städte — Huejutla, Tancanhuitz und Oluzuama — waren von den Liberalen besetzt. Llorente wurde in Temapache belagert und bat dringend um Hülfe. Es durfte nicht länger gezögert werden.

Am 12ten April wurde zum Aufbruch geblasen. Die disponible Kolonne war eben nicht groß, denn sie bestand nur aus 400 Fußsoldaten, 125 Reitern und 20 Artilleristen mit zwei kleinen Berg-Haubitzen. Die Uebrigen mußten zur Deckung der Stadt zurückbleiben.

Eine Viertelmeile von Tampico strömt der etwa 2000 Fuß breite Fluß Tamesis. Die Ueberschreitung desselben durch die Contre-Guerillas bot ein interessantes Schauspiel. Die Truppen und Geschütze wurden auf Booten untergebracht, die Thiere aber mußten hinüber schwimmen. Ueber zweihundert Pferde und Maulthiere wurden unter lautem Geschrei, ohne Sattel und Geschirr, in den Strom getrieben, und wiehernd, schnaubend schwammen sie den Booten nach. Am Ufer angekommen, fing Jeder sein Thier wieder ein, und in einer Stunde war Alles abgemacht.

Mehrere Couriere waren schon an Llorente abgesandt, um ihm anzukündigen, daß Verstärkungen im Anzuge seien. Es mußte vorausgesetzt werden, daß Carbajal, vom Abmarsch der Franzosen sofort unterrichtet, die Belagerung aufheben und Oluzuama, gleich weit von Temapache und Tampico entfernt, besetzen werde. Dieser auf einer steilen Anhöhe gelegene Ort beherrscht die ganze Umgegend, ist leicht von einer Handvoll gegen eine Division zu vertheidigen und besitzt eine Menge von Cisternen, während in der Umgegend kein Tropfen Quellwassers zu bekommen ist. Aber nach einem forcirten Marsch von drei Tagen und Nächten erreichten die Franzosen diesen Ort zuerst. Die Besatzung hatte ihn sammt den Einwohnern geräumt und nur die Kranken und Verwundeten zurückgelassen. In der Nacht wurde ein Courier von Cortinas an Carbajal aufgefangen, welcher die Stadt noch in den Händen der Seinigen wähnte. Man fand die ihm anvertraute Depesche in einem Stück blutigen Fleisches, welches an seinem Sattelknopf hing. Cortinas befahl Carbajal, schleunigst gegen Tampico zu marschiren. Ersterer war also vollkommen von den Bewegungen der Franzosen unterrichtet. Der Courier wurde mit Stricken gebunden und wohl verwahrt; aber am nächsten Morgen war er fort. Ein französischer Soldat hatte sich von ihm bestechen lassen und wurde dafür schimpflich aus dem Regiment gestoßen, mit der Bedeutung, daß ihn die verdiente Kugel treffen würde wenn er sich wieder bei demselben blicken ließe. Hierdurch glaubte Dupin einen größern Eindruck hervorzubringen, als durch seine Hinrichtung.







Auf dem weitern Marsch wurde es bald einleuchtend, daß Carbajal sich fortwährend vor den Franzosen zurückzog, um sie an einen Punkt zu locken, welcher für ihn der günstigste war. Dieser Punkt war das Dorf San Antonio, auf einer für die Vertheidigung wie geschaffenen Erhöhung gelegen. Den Mittelpunkt des einen Hügels bildete die solid gebaute, an drei Seiten von starken Pallisaden und hinten von einer hohen Steinmauer gedeckte Kirche. Der Abhang war hier so schroff, daß der Punkt geradezu uneinnehmbar schien. Die benachbarten Häuser waren dicht verschlossen und überall mit Schießscharten versehen. Dreihundert Metres rechts von dieser Position befand sich auf einem noch höhern Hügel ein gleichfalls stark verpallisadirter Kirchhof. Zur Linken des Dorfes waren Schluchten, aus welchen die Bayonnette wie die Sicheln aus dem Getreide blinkten, und zerstreute Aloe-Gebüsche. Die Contre-Guerillas hatten sich der Position durch eine gefurchte Ebene zu nähern. Das war das von Carbajal gewählte Schlachtfeld.

Die Vertheidigung wurde prächtig geleitet, und der Kampf dauerte vom Morgen bis zum Abend. Die Franzosen machten einen muthigen Angriff nach dem andern, aber stets wurden sie blutig zurückgeworfen, und der Boden war von ihren Todten und Verwundeten bedeckt. Endlich aber, gegen Sonnenuntergang, führte ihre überlegene Tüchtigkeit die Entscheidung dadurch herbei, daß sie den Kirchhofshügel stürmten, die Haubitzen auf dem Rücken den steilen Abhang hinantrugen und von dort aus die Pallisaden des Kirchenhügels zusammenschossen. Die Patrioten mußten jetzt dem letzten, verzweifelten Sturmangriff weichen. Es wurde nur e i n Gefangener gemacht. Unter den zurückgelassenen Todten befanden sich drei amerikanische Kapitaine und ein französischer Deserteur, welcher gleichfalls einen Offiziersposten bekleidet hatte. Auf dem Kirchhof lag das Schlachtroß Carbajals; am Sattel hing ein langer Dolch, mit der Inschrift: „Carbajal. Frei oder todt.“ Unter der Beute befand sich eine Anzahl amerikanischer Rifles, welche erst kürzlich aus der Fabrik hervorgegangen waren.

Während des Kampfes sah man stets auf dem gefährlichsten Punkte einen Mexikaner von martialischem Anstand, mittlerer Größe, mit braunem Haar, kupferiger Hautfarbe, einem großen Sambrero, kurzem schwarzen Husaren-Wamms, gelben, weiten, mit silbernen Knöpfen besetzten Beinkleidern. Es war Carbajal, welcher seine Leute anfeuerte und mit seinem Sharp'schen Karabiner mehr als einen französischen Offizier niederschoß. Beim letzten Sturmangriff hatte er eine Wunde im rechten Bein erhalten. Von den französischen Reitern verfolgt, sprang er in eine Schlucht und verletzte sich dabei die Schulter. Unter unsäglichen Schmerzen hielt er sich bis um Mitternacht in einem Sumpf verborgen. Endlich gelang es ihm, von Fieberfrost geschüttelt, sich eines reiterlosen Pferdes zu bemächtigen; mit Mühe schwang er sich in den Sattel und ritt, die Pistole in der Faust, von dannen. Tags darauf erreichte er Ozuluama, raffte einige Flüchtlinge zusammen und traf acht Tage später an der Spitze von etlichen Hundert Mann in Vittoria bei Cortinas ein. Diese






Episode wurde von seinem Vetter, Don Martin de Leon, dem amerikanischen Consul in Sotto La Marina, bei der Tafel einer Anzahl französischer Offiziere erzählt. Während sie aber dem Erzähler zuhörten, entwischte Carbajal aus einem Rancho in der Nähe, wo man ihn hätte überraschen können. Die Erzählung hatte ihren Zweck erfüllt.

Die Leser können sich jetzt von der Bitterkeit, mit welcher der Krieg in Mexiko auf beiden Seiten geführt wird, einen ungefähren Begriff machen. Es ist den Patrioten nicht gelungen, ihr Vaterland zu befreien, aber ebenso wenig konnten die Eindringlinge es zur Ruhe nach ihren Begriffen bringen, und noch immer flattert die Fahne der Unabhängigkeit an der Spitze kühner Parteigänger, welche mit Zuversicht des Augenblicks harren, um zu einer andern, regulären Kriegsführung greifen zu können. Unser Gewährsmann schließt seine Schilderungen, aus denen wir hier nur einige Züge in gedrängter Kürze hervorgehoben haben, mit dem Geständniß: „Alle unsere Kämpfe und Siege haben uns nur die Gewißheit vom Hasse der mexikanischen Bevölkerung und von der Kälte unserer Landsleute gebracht, welche sich besorgt fragen, was aus dem Allen noch werden soll.“

Literarisch-artistisches Feuilleton.

Von J. W.

Die Bewohner des reizend gelegenen thüringschen Landstädtchen Neuseß waren schon seit länger denn einem vollen Menschenalter gar wohl vertraut mit der imposanten Erscheinung eines bejahrten Herrn, der sich in ihrer Mitte sein Tusculum gebaut und, ohne sich viel um den Lauf der Welt zu kümmern, in der heiteren Muße seiner ländlichen Abgeschiedenheit die Jahre an sich vorüberziehen ließ. Und die sonst der menschlichen Form so unerbittlich ihr Merkzeichen aufprägenden Jahre verfuhren recht glimpflich mit dem alten Herrn; sie hatten sein langes, schlichtes Haar zwar etwas verdünnt und gebleicht, sie hatten sein großes, markiges Antlitz mit Runzeln durchfurcht und die hohe, breitschulterige Gestalt etwas gebeugt; im Uebrigen aber hatte sich das Aussehen des Mannes schon seit Menschengedenken kaum verändert, und trotz der siebenzig Jahre, die über dem Haupt des Greises hingezogen, leuchtete sein dunkles Auge noch in demselben Feuer, sprach sich in seinem ganzen Wesen noch dieselbe Elasticität, Verstandesschärfe und Entschlossenheit aus, wie damals, als er im kräftigsten Mannesalter sein Domicil im geliebten Thüringerlande aufgeschlagen. Von der Zeit des ersten Frühlingswehens bis der Winter Flur und Wald in sein schneeiges Gewand zu hüllen begann, konnte man ihn in der Frühe und oft auch des Abends gegen Sonnenuntergang durch die freundlichen Anlagen über die mit grünem Gehege eingefaßten Feldwege in der

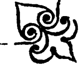






Nähe des Städtchens wandeln sehen. Sein Anzug war schlecht, fast abgetragen, der Kopf stets mit einer Mütze mit breitem Schilde bedeckt, in der Rechten trug er einen Ziegenhainer. Er ging sehr langsam, aber mit mächtigen, weit ausgreifenden Schritten; seine Haltung war aufrecht und der Kopf etwas gebeugt; die Arme hielt er meist nach Göthe'scher Art über den Rücken gekreuzt. Seine einzigen Begleiter auf diesen Spaziergängen waren zwei kleine Wachtelhunde, an deren lustigen Sprüngen er sich sehr zu ergötzen schien. Jedermann in der Gegend kannte den alten Herrn und grüßte ihn mit großer Zuvorkommenheit. Er erwiederte diese Grüße recht freundlich, ließ sich aber nur selten in ein Gespräch ein. Zuweilen richtete er an die im Felde arbeitenden Landleute einige Fragen; auch mit den des Weges kommenden Kindern plauderte er gern und streichelte dabei Hand, Kinn und Wangen. Oft sah man ihn eine Blume, ein Blatt, einen Zweig abschneiden, und in die Betrachtung dieser Dinge konnte er sich so vertiefen, daß er alles Andere, was um ihn vorging, darüber vergaß. Gegen Sonnenuntergang sah man ihn häufig auf einem Hügel oder Bergvorsprung stehen, wo er am westlichen Himmel das Spiel der von den abendlichen Tinten gefärbten Wölkchen betrachtete und dem allmälig verglühenden Tagesgestirn einen letzten Gruß nachsandte; in solchen Momenten trug wohl sein Antlitz den Stempel himmlischer Verklärung, überirdischer Glückseligkeit, und wer ihn so betrachtete, der konnte nicht länger im Zweifel sein, daß er einem erhabenen Dichter gegenüberstehe, dessen Gedanken, der nächsten Umgebung und allem irdischen Treiben entrückt, in die unendlichen Oceane des Weltalls schweiften.

Und ein Dichter war es, einer der größten und edelsten, die das deutsche Volk je besessen, der letzte Sprosse jenes poetischen Titanengeschlechts, welches sich einst um Altvater Göthe geschaart, wie die Bergriesen der Schweizer Alpen um den gewaltigen Montblanc. F r i e d r i c h R ü c k e r t war es, den sie jüngst in eben jenem Neuseß, das ihm zur zweiten Heimath geworden, ganz still zu Grabe getragen. Was Deutschland an ihm besessen, das wird man, wie er selber, trotz der ihm innewohnenden großen Bescheidenheit, mehrmals geäußert, erst jetzt nach seinem Tode erkennen; denn so weit man sich auch umschaut im deutschen Dichterwald, da ist kein Stamm, der dieser jetzt vom Sturm der Zeit gefällten Eiche gliche, kein junges Reis, von dem man hoffen dürfte, daß es dereinst zu solcher Kraft und Fülle erstarke. Wie ungerecht erscheinen uns heute schon die Aeußerungen solcher Kritiker, die in Rückert im günstigsten Falle nichts Anderes als ein glänzendes Formtalent erblickten; wie angerecht werden sie erst der späteren Nachwelt erscheinen, die diese gering geschätzten Formen ebenso bewunderungswürdig findet, wie wir heute jene Formen bewundern, durch welche die Bildhauer des classischen Alterthums ihre Begriffe von plastischer Schönheit verkörperten. Um Rückert richtig zu würdigen, muß man ihn zuerst als selbstständigen Dichter, dann als Sprachforscher und Uebersetzer betrachten, zuletzt aber die Einflüsse in Betracht ziehen, welche eine jede dieser Thätigkeiten auf die andere nothwendig ausüben mußte. Er




begann seine poetische Laufbahn zu der Zeit, als Deutschland, der ihm von dem französischen Eroberer angelegten Fesseln überdrüssig, seine mächtigen Glieder schüttelte und sich zu dem großen Entscheidungskampf zu rüsten begann, um das fremdländische Joch abzuwerfen. Ein edles dichterisches Gemüth wie das Rückert's konnte unter solchen Umständen für nichts Sinn haben, als für die Leiden des Vaterlandes, an nichts denken, als seine Schmach zu rächen. Rückert's erste Gedichte waren patriotischen Inhalts; es waren jene noch heute bewunderten, jedes deutsche Herz ergreifenden „geharnischten Sonette", die, wenn auch nicht so unmittelbar auf die große Masse des Volkes wirkend wie die gleichzeitig erschienenen Arndt'schen und Körner'schen Poesieen, den gebildeten Theil der Nation um so kräftiger anregten und um so unwiderstehlicher fortrissen. Erst nachdem das Vaterland die ersehnte Freiheit erlangt, legte er Waffen und Panzer ab und entlockte den Saiten seiner Harfe mildere Klänge. Vor Allem zogen ihn die reichen poetischen Schätze des Ostens an, die er zu heben und dem deutschen Volke zugänglich zu machen suchte. Seine ganz außerordentlichen sprachwissenschaftlichen Kenntnisse erleichterten ihm das Vordringen auf einem Gebiet, welches den Meisten unfruchtbar und kaum zugänglich erscheint. Seine „östlichen Rosen", „Makamen des Hariri", „Nal und Damajanti", „Schiking", „Amrilkais", „Rostem und Suhrab", ganz besonders aber das herrliche Spruch- und Lehrgedicht „Die Weisheit des Brahmanen" waren theils Uebersetzungen, theils Nachbildungen orientalischer Poesieen, die im Abendlande, wo man kaum eine Ahnung von ihrer Existenz hatte, die höchste Bewunderung erregten und der deutschen Dichtung ein bis dahin noch völlig unangebautes Gebiet erschlossen. Ein namhafter französischer Kritiker, der übrigens kein Hehl daraus macht, daß er dem sonst so kosmopolitisch gesinnten, mit allen Zungen vertrauten Dichter seine reservirte, fast feindselige Haltung gegen französische Sprache und Literatur kaum verzeihen könne, sprach sich unlängst in einem Artikel der „Revue Moderne" folgendermaßen über jene poetische Thätigkeit Rückert's aus:

„Stimmt man den Dichter als ein Ganzes, so möchte man Rückert wohl für einen wandernden Geist halten, der seinen Wohnsitz zeitweilig auf unserem Erdball aufgeschlagen und der, begierig, Alles zu erforschen und kennen zu lernen, eine Sammlung aller erdenkbaren Seltsamkeiten anlegt, in der es mehr des schillernden Tands als der wirklichen Kostbarkeiten giebt. Auf den ersten Blick scheint Alles ein wirres Durcheinander; nimmt man aber diese wunderlichen Sächelchen einzeln zur Hand, die Pretiosen, Halsbänder und Ringe mit geheimnißvollen Zeichen bedeckt, so kann man nicht umhin, die Sorgfalt und unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Arbeit zu bewundern. Da sind Korallen aus Afrika; Statuetten chinesischer Pagoden aus Elfenbein und Perlmutter, von unbekannten Künstlern ausgeführt; Rosenkränze aus der Einsiedelei eines alten Brahminen; symbolische Amulette und winzige Götterbilder aus seltenem Metall; indische Nippsächelchen mit allerlei wunderlichem Zierrath; Feuerwaffen und krumme Säbel aus Persien, reich gravirt und mit kostbaren Steinen einge-



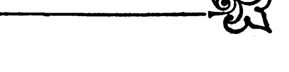




legt. Im Gegensatz zu diesen nur der Schau dienenden Geräthen, findet man auch Waffen und Büchsen von mehr praktischer Construktion, deren sich der Sammler bei seinen Jagdabentheuern bedient, und die für ihn mit allerlei Erinnerungen an überstandene Gefahren verknüpft sind. Mit den Eigenthümlichkeiten im Leben der Völker ist der Dichter so vertraut, wie mit den ihn umgebenden Naturgegenständen. Seinem Ohr ist keine Sprache fremd. Er ist in allen Glaubensbekenntnissen bewandert und hat seine Andacht an allen Altären verrichtet; in der Wüste begrüßte er das aufgehende Tagesgestirn mit den vielstimmigen Lobgesängen der Karawanen; er kniete in den Moscheen; er folgte den Pilgern nach der heiligen Stadt und badete seinen Leib im Wasser der heiligen Flüsse. Vorurtheile und Aberglauben schrecken ihn nicht ab, sondern werden von ihm ausgebeutet. Das unermeßliche geheimnißvolle Asien liegt offen vor ihm da. Sein Geist hat sich dessen Ideen angeeignet; seine Sprache hat sich unwillkürlich in die dort üblichen Formen geschmiegt; seine Stimme weiß jeden Accent nachzuahmen, und mit der wunderbarsten Leichtigkeit findet er sich in jeder neuen Lage zurecht."

Dann heißt es weiter: „Rückert hat es zu verschiedenen Malen ausgesprochen, daß ein Land und seine Freiheit nur zusammen gerettet werden können. Als seine Hoffnungen getäuscht wurden und Deutschland den Fürsten, statt sich selber anheimfiel, zog er sich vom politischen Schauplatz zurück. Vielleicht hatte er nicht das Zeug zu einem öffentlichen Charakter, vielleicht hielt er es auch unter seiner Würde, den Kampf weiter fortzusetzen — jedenfalls zog er sich zur rechten Zeit zurück und verharrte in dieser Zurückgezogenheit bis an sein Lebensende. Er erfrischte sich durch Reisen, wie es einem thätigen Geiste, der sich von Kummer belastet fühlt, Bedürfniß ist. Wir meinen damit nicht sowohl die italienische Reise, als seine kühnen Wanderungen durch bis dahin unzugängliche Gebiete der Poesie. Er forschte in Nord und Süd, Ost und West, überall mit demselben Eifer, ein Universal-Dollmetscher, jenen wunderbaren Talisman suchend, der das Wiedererkennungszeichen der Völker bildet, nachdem sie sich beim Thurmbau zu Babel zerstreuten. In dieser Richtung that Rückert mehr für sein Vaterland, als er es in politischem Kampfe je vermocht hätte. Seine Studien und Uebersetzungen trugen wesentlich dazu bei, jene herrlichste Blüthe des deutschen Geistes zu entwickeln: das Vermögen der vollständigen Aneignung alles dessen, was irgend ein Volk auf intellektuellem Gebiete Großes geschaffen. Das Bereich des deutschen Geistes gleicht dem Allerheiligsten, worin alle Religionen, Literaturen, philosophischen Systeme ihre Hüllen abstreifen und sich in der Erinnerung ihres gemeinsamen Ursprungs zu einer Einheit gestalten. Dieses hohe Ziel zu erreichen, waren wenige Männer eifriger und erfolgreicher bemüht als Friedrich Rückert."

Wir haben absichtlich dieses Urtheil eines dem Dichter kaum allzu günstig gesinnten, aber doch unbefangenen Ausländers citirt um zu zeigen, wie wir Deutschen über Rückert urtheilen sollten. Für uns hat doch sein edler Patriotismus, sein tiefes, kindlich reines Gemüt, sein ächt volksthümlicher Sinn




eine noch ganz andere Bedeutung und Tragweite. Der Werth Rückerts als Volksdichter ist noch lange nicht nach Gebühr anerkannt, ja man hat ihm sogar mitunter die Volksthümlichkeit ganz abgesprochen, hat ihn als einen Dichter gewisser privilegirter Klassen darzustellen gesucht. Und doch möge man uns irgend ein vollendeteres, dem deutschen Wesen entsprechenderes Volkslied zeigen als z. B. jenes Lied von den „drei Gesellen", deren Einer ein Oesterreicher, der Zweite ein Preuße, und der Dritte — „von Deutschland war er nur!" — um dieser seiner Abstammung willen den Andern nachstehen soll. Die Volksthümlichkeit Rückert's bewährt sich ferner in seinen kräftigen, schwungvollen Kirchenliedern, seinen den melodischsten und weichsten Saiten des Herzens entlockten Liebesliedern, seinen ganz unübertrefflichen Jugendliedern, die das kindliche Gemüth ansprechen wie keine anderen und die munteren Augen unserer Kleinen vor Freude und wonnigem Behagen erstrahlen lassen, sobald das Liedchen vom „Bäumlein, das andere Blätter gewollt", oder vom „Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen", zum Vortrag gelangt. Solche Erfolge vermag nur ein großer, ein ächter Dichter zu erringen, und wenn derselbe neben dem hochpoetischen Geist, der alle seine Werke durchdringt, zugleich als vollendeter Meister des Rythmus und der Form erscheint, so flicht dies sicher nur ein weiteres Lorbeerblatt in seinen unverwelklichen Ruhmeskranz.

Es ist nicht allgemein bekannt, daß Rückert wohl der fruchtbarste unter allen neueren deutschen Lyrikern genannt werden darf. Seine in den Jahren 1834 bis 1838 erschienenen poetischen Werke, welche übrigens noch nicht die oben genannten Uebersetzungen und Nachbildungen orientalischer Dichtungen enthalten, umfassen sechs Bände. Seit jener Zeit ist allerdings, einige Gelegenheitsgedichte ausgenommen, kaum irgend etwas von ihm an die Oeffentlichkeit gelangt; poetisch thätig aber blieb er bis fast an sein Lebensende. Sein literarischer Nachlaß ist ziemlich bedeutend und soll, fachwissenschaftliche Arbeiten nicht gerechnet, zwei bis drei Bände füllen, mit deren Herausgabe des Verewigten Sohn, Professor Heinrich Rückert in Breslau, bereits eifrig beschäftigt ist. Auch die poetische Ausbeute dürfte keineswegs gering ausfallen. Alles in Allem werden wir eine dichterische Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit zu bewundern haben, wie sie seit Göthe, mit welchem Rückert als Lyriker überhaupt manche Aehnlichkeit hat, und dem er unter Anderem in seiner Hinneigung zur orientalischen Poesie gleicht, in unserer deuschen Literatur nicht wiederkehrte.

Während Deutschland seinen letzten großen Dichterkoryphäen zu Grabe trug, scheint sich ein nicht minder berühmter und gleichfalls hochbetagter französischer Dichter förmlich zu verjüngen und entfaltet eine Produktionskraft, welche an die schon fast ein Menschenalter hinter uns liegende Zeit seines rüstigsten Schaffens erinnert. Victor Hugo ist 65 Jahre alt, aber gerade seit er in die Sechziger eintrat, hat er eine neue Epoche seiner dichterischen Thätigkeit eröffnet, ruhmvoller und glänzender fast als die beiden vorausgegangenen. Seinen "Misérables", diesem hohen Lied des göttlichen Gebots der Menschenliebe, folgten im verwichenen Jahre die „Lieder der Straßen und







Wälder", und kaum sind diese durch alle Welt erklungen, lebendige Zeugen, daß sich auch der Lyriker Victor Hugo die ganze Innigkeit, Zartheit und Frische seines Gemüths bewahrt hat, folgt bereits ein neuer Roman, der wiederum jene ewigen Wahrheiten predigen soll, zu deren eifrigstem Apostel Victor Hugo von jeher sich aufgeworfen. "Les Travailleurs de la Mer", am treffendsten wohl mit „Helden des Meeres" zu übersetzen, ein Roman in etwas engerem Rahmen, als die im Grunde allzu weitschichtigen, zu oft sich in kleinliche Details verlierenden "Misérables", erschien am 15. März, und gleichzeitig mit dem Original wurden an demselben Tage auch die deutschen, französischen, englischen, spanischen, italienischen und russischen Uebersetzungen in den Markt gebracht. Victor Hugo hat als Dichter hauptsächlich jene Aufgabe zu lösen gesucht, welche schon Frau von Stael, die als eigentliche Begründerin der französischen romantischen Schule gelten kann, als die würdigste der Dichtkunst bezeichnete: „die menschlichen Leidenschaften zu analysiren und so kräftig wie möglich auszudrücken; denn das Leben der Seele sei viel inhaltreicher, als alle Thaten der Cäsaren." Hugo gehört nicht, wie z. B. Lamartine, zu denjenigen Lyrikern, welche die consequente Durchführung dieser Vorschrift eine endlose Seufzerliteratur schaffen ließ, in welcher ewig nur das arme Ich jammernd wiederklingt; bei ihm handelt es sich durchgehends um die Ausgleichung zweier Gegensätze: er sucht den Idealismus, der sich in den Produktionen der Romantiker als „ideales Ich" so ungeheuer breit macht, einem gesunden Realismus zu vermählen. In seinen Romanen bemühte sich Hugo ganz besonders, die Kämpfe und Leiden zu veranschaulichen, welche der Mensch auf seiner irdischen Laufbahn mit theils in ihm, theils außer ihm liegenden feindlichen Gewalten zu bestehen hat. In "Notre Dame de Paris" galt es den Kampf mit der Unwissenheit, dem Vorurtheil und dem Aberglauben. In den "Misérables" handelt es sich um sociale Kämpfe, um das titanenhafte Ringen zwischen göttlicher Menschenliebe, und dem blinden, thörichten Haß der Gesellschaft, den niedrigen Leidenschaften der Alltagswelt. In den ',Travailleurs" endlich kämpft der Mensch mit den Elementen, mit der rohen Naturkraft, und geht zuletzt auch aus diesem Kampfe siegreich hervor.

Es ist das Leben auf den britischen Canalinseln, und vor Allem das heimathliche Guernsey, welches dem berühmten Verbannten so viele Jahre ein trauliches Asyl bot, was uns in diesem Romane geschildert wird. Die öde Düne und starre Felsklippe im brausenden Meere birgt ihre eigene Welt, welche wesentlich von Wind und Wogen beherrscht wird. Der Mensch, der dieses armselige Fleckchen Erde seine Heimat nennt, liegt in unablässigem Kampfe mit den Elementen, denen er seine Existenz abringen muß; doch nicht genug damit, bereitet er sich auch noch seine eigenen Leiden und Conflikte, und die Stürme des Herzens, welche die Bewohner dieses Eilands auszukämpfen haben, toben mitunter verhängnißvoller, als die in der Natur. Hugo liefert in diesem Romane eine Fülle von Naturschilderungen, wie sie vollendeter mit der Feder sicher nicht auszuführen sind. Wir hören das Meer, welches fast als







Hauptfigur des Romans bezeichnet werden kann, bald leise murmeln und flüstern, einem süßen Schlummerlied vergleichbar, das uns in die phantastische Traumwelt hinüberlullt, bald in wilder Wuth rollen und toben, als ob es den Erdball verschlingen und das alte Chaos zurückführen wolle; wir sehen die Vorgebirge, die Land- und Erdzungen, die wie Pagoden oder abgebrochene Säulen aus dem schäumenden Gischt emporragenden Klippen, mitunter durch überhängende Felszacken wie durch künstliche Brücken mit einander verbunden; die von wunderbarer Architektur starrenden Tropfsteinhöhlen; die wie von Riesenhand in bunter Unordnung übereinander gethürmten Felsblöcke. Und nicht genug mit diesen sich an der Oberfläche des Meeres und längs der Küsten bietenden Erscheinungen, der Dichter führt uns auf den Grund des Oceans und entschleiert die verborgensten Geheimnisse der Natur; er läßt die Gewässer zurückweichen und zeigt uns die feenhafte Vegetation auf dem tiefuntersten Grunde, prachtvolle Gärten und Parks, erfüllt und belebt von vielen Tausenden der zierlichsten und wunderbarsten Geschöpfe, geschmückt mit den künstlichsten Bauwerken aus leuchtenden Corallen, die sich bis zu schwindelnder Höhe erheben und durch ihre äußersten Spitzen und scharfen Riffe den Schiffern oft so gefährlich werden.

Die Handlung des Romans ist diesmal ziemlich einfach, man möchte sie fast nur einen Probirstein ewiger Wahrheiten nennen. Auch die Zahl der als Träger der Handlung auftretenden Personen ist weit beschränkter, als wir es sonst bei Hugo gewohnt sind. Alle Figuren aber, die er uns vorführt, können in ihrer Art als Mustertypen gelten und sind nicht minder treffend, als in den gerade um ihrer unvergleichlichen Charakterschilderungen willen so hoch gestellten "Misérables". Es sind vier Hauptpersonen, auf welche sich das Interesse des Lesers concentrirt: drei Fischer nnd Seeleute, und ein junges reizendes Mädchen, die Nichte eines jener alten Seevögel, die mit den Möven um die Wette über die bald silberglatte, bald bergeshoch aufgethürmte Fluth dahin gleiten. Der Schiffer Lethierry ist eine urkräftige Seemannsgestalt, wie sie nur die nordische Küste zu erzeugen vermag. Mit dem Meere zu kämpfen und den Stürmen zu trotzen, Menschen zu retten und Waaren zu bergen, war sein eigentlicher Lebensberuf. Wo eine Gefahr drohte, da war er bei der Hand. „Kräftig arbeitete er sich durch Sturm und Wogen, der Regen strömte von ihm herab, und fiel hier und da ein Licht auf ihn, so sah er aus wie ein Löwe, den eine Schaumwelle umsäumte.“ An sechszig Jahre hatte er auf diese Weise zugebracht; da stellten sich die Gebrechen des Alters ein, und der Rheumatismus fesselte ihn oft an's Bett. Nun blieb er daheim und beschäftigte sich mit der kleinen Wirthschaft. Im Uebrigen blieb er sich völlig gleich. „In seinem Aeußern hatte er etwas vom Stier und etwas vom Kind. Sein Gesicht sah aus als wäre es von den Wogen zerquetscht und als hätte sich die Windrose vierzig Jahre auf demselben herumgedreht. Seine Stirn umschwebten noch förmlich die Stürme, denen er im Leben ausgesetzt war, und seine Gesichtsfarbe erinnerte an die Felsen im offenen Meere. Denkt Euch,







daß aus diesem harten Antlitz ein gutes Auge leuchtete, und ihr habt Monf. Lethierry vor Euch."

Lethierry's Nichte, die kleine Deruchette, ist wieder eine ächt Victor Hugo'sche Gestalt, ähnlich der Cosettens in den „Misérables". Wie diese steht auch sie wie ein munteres Idyll inmitten düsterer Erscheinungen, und was von Sonnenglanz und süßer Melodie in dem Werke zu finden ist, das wird durch sie repräsentirt. „Deruchette hatte die schönsten kleinen Hände und die schönsten kleinen Füße der Welt; vier Feenhände, sagte Monf. Lethierry. Sie war gut und sanft. Ihre Familie und ihren Reichthum bildete ihr Onkel. Sie lebte, das war ihre Arbeit; sie sang einige Lieder, das war ihr Talent; ihre Weisheit war ihre Schönheit; ihr Geist die Unschuld, ihr Herz die Einfalt. Sie besaß die graziöse Trägheit der Creolin, vermischt mit liebenswürdiger Thorheit und Lebhaftigkeit, die Leichtigkeit der Jugend, gemäßigt durch Melancholie. Sie kleidete sich etwas inselartig, elegant, aber unregelmäßig, trug das ganze Jahr hindurch Blumen auf dem Hute, die unter dem Haare hervorquollen; die weiße Haut zeigte einige Spuren des Sommers, und der große, gesunde Mund lächelte in entzückender und gefährlicher Weise. Das war Deruchette."

Ein zweiter Seeheld ist Gilliat, der einem antiken Barbaren gleicht, dabei aber doch mehr hübsch als häßlich ist. Er ist frühzeitig gealtert, Sonne und Stürme haben ihn schwarz wie einen Neger gemacht. Er ist ein gutmüthiger, braver Bursche, der wie ein Kind lacht und dabei zwei Reihen der schönsten Zähne blicken läßt.

Eine originelle Figur ist der dritte Seemann, Sieur Clubin, klein, gelb, aber stark wie ein Stier. Sein Gedächtniß ist bewunderungswürdig; ein Gesicht, das er einmal gesehen, erkennt er immer wieder. „Es gab keinen bessern Matrosen, keinen ehrlicheren, keinen religiöseren Menschen. Ein Kaufmann in Saint Malo sagte: er wäre im Stande, sein Gewölbe von Clubin hüten zu lassen. Ein größeres Lob konnte dieser Kaufmaun Niemandem geben. Clubin war Wittwer. Seine Frau war ebenso brav gewesen wie er. Wenn Gott in sie verliebt gewesen wäre, so wäre sie im Stande gewesen, es dem Pfarrer zu sagen. Frau Clubin war der Schwan, Herr Clubin der Hermelin. Er war nicht im Stande, eine Stecknadel zu finden, ohne nach dem Eigenthümer derselben zu forschen."

Das sind die Hauptpersonen in Viktor Hugo's neuestem Roman, einem Werk, welches durchweg den Stempel der geistigen Hoheit und ächt humanen Denkungsart seines berühmten Verfassers trägt. Wie man auch sonst Viktor Hugo beurtheilen, was man von seinem öfteren politischen Meinungswechsel, der sich doch schließlich in den Jahren des gereiften Mannes zum aufrichtigen Republikanismus gestaltete, halten mag — es ist immer ein großes, reiches Herz, welches sich in allen seinen Werken manifestirt, ein Herz, dessen gewaltige Schläge alle Pulsschwingungen des ringenden Jahrhunderts begleiten. Ein edler Enthusiasmus, ein reines Gefühl für das Schöne, Wahre und Gute, eine den höchsten Idealen der Menschheit zustrebende Seele zeichnen den Mann







aus, der einst strebend irrte, doch längst voll männlicher Entschlossenheit den Irrthum aufrichtig gesühnt hat, dem er durch das bunte Wechselspiel eines reich bewegten Lebens anheimgefallen war.

Unsere New-Yorker Theater entfalten mit dem herannahenden Frühling wieder etwas größere Regsamkeit; auch begegnet man allenthalben comfortabler gefüllten Häusern als während der Faschingszeit und der regelmäßig darauf folgenden Periode der Abspannung und Uebersättigung. Das deutsche Stadttheater behalf sich noch mit einem ziemlich bunt zusammengewürfelten, dem Bedürfniß des Augenblicks angepaßten Repertoir. Während des ganzen Monats ging auf dem Gebiet des höheren Dramas nur eine einzige Novität in Scene, und zwar ein klassisches Drama, an das sich selbst größere, mit Kräften ersten Ranges ausgestattete Bühnen nur selten heranwagen: Shakespeare's „Julius Cäsar". Herr Härting hatte dasselbe mit ziemlichem Geschick eingerichtet, so daß wenigstens die Hauptscenen erhalten und die Charaktere in ihren wesentlichsten Umrissen erkennbar blieben. Er selbst gab den Marc Anton und that damit das Beste bei der Sache. Durch seine Bemühungen gelangten die beiden berühmtesten Scenen: im Senat, nach Cäsars Ermordung, und auf dem Forum Romanum, wo Marc Anton dem von Mörderhand gefallenen Freunde die meisterhafte Gedächtnißrede hält, zu ziemlicher Geltung. Hin und wieder, namentlich in dieser Rede, hatte Herrn Härting's Vortrag etwas zu Gezwungenes, Gekünsteltes; im Ganzen aber bewährte er sich doch auch in dieser schwierigen Probe als begabter Künstler, der die natürlichen Mängel seines Organs geschickt zu verdecken und auszugleichen weiß. Die übrigen Partieen hatte man nach Kräften, wenn auch den Anforderungen des poetischen Riesenwerks lange nicht entsprechend, besetzt. Die Tragödie ward vor mäßig gefülltem Hause gegeben, doch schien das Publikum den die Vorstellung durchwehenden strebsamen Geist anzuerkennen. Eine Wiederholuug fand nicht statt. Ein früher öfter gegebenes Lustspiel: Gutzkow's „Urbild des Tartüffe" ging neu einstudirt und mit gänzlich neuer Besetzung in Scene. Herr Härting war der König, Herr Frank Lamaignon, Herr Zerboni Moliere und die Damen Rohde und Marchand die beiden Schauspielerinnen. Im Ganzen genommen ward das Stück ebenso gut, wenn nicht besser, gegeben als in früheren Jahren, wo die beiden erstgenannten Rollen minder begabten Darstellern anvertraut gewesen. Vor stets gut besetzten Häusern gastirte Frau v. Berkel — leider fast nur in Räder'schen Possen. Die Dame ist eine gewandte Soubrette, und ihre Stimme klingt noch immer so kräftig und frisch wie in früheren Jahren. Es hat uns oft Wunder genommeu, daß man am Stadttheater nicht hin und wieder einige brauchbare Gesangskräfte engagirt, und mit deren Hülfe Vaudevilles, Operetten und leichte komische Opern zur Aufführung bringt. Die deutsche Bühne hat ja so manches allerliebste derartige Werkchen aufzuweisen, und neuerdings lieferte der unerschöpfliche Offenbach einen Schatz, den keine unternehmende Direktion unausgebeutet lassen sollte. Dem Bühnenrepertoir würde dadurch







eine höchst schätzbare Mannigfaltigkeit verliehen, und selbst in minder günstigen Theaterzeiten würden die zahlreichen Liebhaber einer heiteren musikalisch dramatischen Unterhaltung derartigen Genüssen nicht zu wiederstehen vermögen.

Mit dem neuen teutschen Theater in der oberen Stadt geht es doch wohl noch nicht so schnell. Ein Platz, der dazu verwendet werden möchte, ist vorläufig gesichert; über dem Bau selber schwebt jedoch noch völliges Dunkel. Herr Meaubert, der als artistischer Mitdirektor genannt wurde, hat in Baltimore erklärt, daß er sich für nächsten Winter von dem dortigen Concordia-Theater, welches unter seiner Leitung so viel versprechend gedieh, nicht trennen werde. Seine hiesigen Freunde geben jedoch die Hoffnung nicht auf, ihn in einer ähnlichen Stellung in New-York zu sehen und wollen wissen, daß er seiner Zeit als alleiniger Leiter unseres neuen Musentempels auftauchen werde. Eins scheint sicher: Für kommenden Winter wird es noch bei dem bisherigen deutschen Theater sein Bewenden haben.

Unter den englischen Theatern hat das Olimpic mit dem großen historischen Schaudrama: "The three Guardsmen", nach den Dumas'schen „drei Musketieren", oder vielmehr nach der französischen Dramatisirung derselben bearbeitet, einen sehr glücklichen Griff gethan. Auf die Ausstattung wurde viel verwendet, namentlich ließen die Costume an Eleganz und historischer Treue wirklich nichts zu wünschen übrig. Um die Aufführnng so vollkommen als möglich zu machen, begnügte sich die unternehmende Diretrice, Mrs. Wood, nicht mit den gewöhnlichen Kräften ihres Instituts, sondern gewann noch einige der beliebtesten Künstler und Künstlerinnen, wie die Herren Boniface, Rowe, Studley und Frau Methua-Scheller. Das Auftreten der Letzteren machte die Vorstellungen für das deutsche Publikum ganz besonders interessant, da man sie seit länger als Jahresfrist nicht auf der hiesigen englischen Bühne gesehen, und sie sich in der Zwischenzeit auf ihren Kunstreisen im Westen auch in der amerikanischen Kunstwelt einen sehr geachteten Namen verschaffte. Man überzeugte sich bald, daß das ihr auswärts gespendete Lob ein wohl verdientes gewesen. Seit wir sie nicht gesehen, hat sie sich in ihrem neuen Wirkungskreise völlig heimisch gemacht, alle Schwierigkeiten des fremden Idioms sind von ihr aufs glänzendste überwunden worden. In dem genannten Drama gab sie die Rolle der Königin Anna von Oesterreich, und wir können ihr kein größeres Lob spenden, als indem wir sagen: „Jeder Zoll eine Königin!" Das mit ächt französischen Bühneneffecten reich ausgestattete Drama dürfte sich für eine Reihe von Wochen auf dem Repertoir erhalten. Später wird Frau Methua-Scheller auf derselben Bühne in einigen anderen Partieen auftreten.

Wallack's Theater, gewissermaßen die Comédie francaise von New-York, in letzter Zeit jedoch unter der starken Concurrenz etwas leidend, hat seit dem Wiederauftreten seines beliebten Chefs, Lester Wallack, der sich aus verschieden angegebenen Gründen seit einem vollen Jahre von der Bühne zurückgezogen, neue Anziehung gewonnen. Lester Wallack ist bei der feinen Damenwelt New Yorks so beliebt, wie seiner Zeit Hendrichs bei den Berlinerinnen, und so lange er die Bühne betritt, wird es seinem Kunsttempel nicht an schönen und unschönen Schutzpatroninen fehlen.






Das verklagte Deutschland.

Von Carl Rümelin, (Heilbronn.)

(Schluß.)

Ich fühle mich jetzt gedrungen, nach dem Vorhergegangenen auch einiger Hindernisse zu erwähnen, die dem inneren Fortschritt Deutschlands im Wege stehen. Ich meine damit in erster Linie unsere religiösen Verhältnisse. Deutschland wurde religiös unterjocht, nicht bekehrt; dies war sein Zustand unter Carl dem Großen und ist es bis auf heute geblieben. Nie waren die Deutschen so ruhige Mitglieder der Kirche, wie es die Italiener, die Spanier, die Franzosen, ja sogar die Engländer sind und waren. Woher dieses stete Widerstreben? Ich kann mir nur eine Ursache denken, nämlich, daß das Ceremoniell dem Deutschen etwas Fremdes ist und war. Und noch heutzutage regt es sich in allen Gauen Deutschlands, kirchliche Begriffe loszuwerden, die der Natur des Deutschen zuwider sind. In anderen Ländern ist der Streit der alte zwischen Wissen und Glauben; in Deutschland gesellt sich zu demselben der nationale Widerwille gegen eine ihm fremde Kirche. Dieser Kampf besteht mehr in den katholischen Staaten Deutschlands als in den protestantischen, aber es fehlt auch hier nicht an Widerstand gegen ein protestantisches Kirchenwesen, das gern die alten Kirchenbegriffe wieder einführen möchte. Dieser religiöse Zwiespalt Deutschlands wirkt drückend auf alle frische, sichere Entwickelung, weil eben ein beträchtlicher Theil der geistigen Kraft Deutschlands sich der Offensive und ein ebenso beträchtlicher der Defensive in diesem Streit widmen muß. Fortschritts-Maßregeln werden häufig nur verdächtigt weil sie dem einen oder andern Lager entspringen, nicht weil man an und für sich gegen dieselben ist. Zwei Kirchen-Systeme hat Deutschland zu tragen, und sein ideales und wissenschaftliches Leben ist dreispaltig: eines katholisch, eines protestantisch, und das dritte beiden entgegen, nach deutschen Urbegriffen philosophisch und ästhetisch ringend; denn die Natur, seine Natur vor allem, sucht der Deutsche wieder. Es muß Jedem einleuchten, daß unter solchen Verhältnissen der Fortschritt verlangsamt wird. Noch währt in Deutschland der Kampf um kirchliche Präponderanz und mischt sich ins politische Leben, und Oesterreich besonders verliert an Fähigkeit, seine rechte Stelle in Deutschland einzunehmen, weil es mit kirchlichen Absichten identificirt ist. Es werden demselben auch alle Versuche, sich selbst zu reformiren, aus gleichem Grunde erschwert.

Wie viel geistige Kraft steckt in Deutschland in diesem theologischen Ringen und in seinen Kirchen! In Frankreich wird nur ein kleiner Theil der Geistes-Stärke in der Kirche begraben, weil von seinem Clerus nur schwächere Kräfte gebraucht werden, während in Deutschland, und besonders dem protestantischen, sich sehr oft die besten Köpfe der Kirche zuwenden. Aehnlich wie Diogenes am hellen Tag mit brennender Laterne ehrliche Menschen suchte, so








sucht der Deutsche mit der Fackel des Wissens in der Hand nach **seiner Religion.** Auch die Katholiken und Protestanten suchen mit; sie würden sich aber nicht sehr freuen, wenn sie gefunden würde. In Schiller und Göthe liegt dieselbe, im Ersten gekleidet in einen Idealismus, den der Deutsche so sehr liebt und der ihm Schiller so werth macht, im Zweiten entschleiert, im Kleid der kalten Intelligenz, welche die Schwärmerei abstößt und Göthe nicht recht populär werden läßt. Der Deutsche bedarf immer beider Richtungen; die Reformation kam weil die damalige Kirche die **Intelligenz** ersticken wollte, und die Reformation genügt nicht weil ihr das **Ideale, Schöne** fehlt. Und so sucht der Deutsche weiter und vergeudet manche Kraft in diesem Getriebe. Die hier bezeichnete Schwierigkeit, die den deutschen Fortschritt hemmt, ist eine schwer zu beseitigende. Gewalt hilft da nicht viel, Polemik auch nicht viel, wohl aber das stete Vordringen populären Wissens, wodurch die Kirchen leer werden, aber leider nur zu oft auch die Wirthshäuser voll. Es ist traurig zu sehen, daß unsere Landsleute glauben, nur zwischen Wirthshaus und Kirche wählen zu können, und es ist sehr wichtig, daß Intelligenzmittel geboten werden, bei denen nicht getrunken und nicht gegessen wird, wo aber dennoch dem Volke geistige Genüsse, in **beiderlei Form**, wie man sagt, das heißt, in intelligenter und doch idealer Weise, geboten werden.

Einen wichtigen Schritt könnte man thun, wenn die Erziehung Geistlicher von Staats wegen, wie sie in Würtemberg und auch in anderen Staaten stattfindet, abgeschafft würde und dann die Theologen ihre academische Erziehung sich gerade so verschaffen müßten, wie es die Juristen, Mediziner und Philosophen thun. — Es ist mir unbegreiflich, daß die vielen Denker Deutschlands diese Frage nicht anregen, denn den neueren Geistes-Richtungen und Begriffen über die Stellung des Staates zum Staatsdiener ist solche Bevorzugung der Kirchen-Aemter doch zuwider. Der Staat erzieht keinen andern Staatsdiener auf öffentliche Kosten. Warum die Geistlichen allein? Sollen die alten Stiftungen die Rechtfertigung dafür geben? Die gehören ja, nach strengem Rechte, den Katholiken allein! Durch die gebotene Staats-Unterstützung zieht man sich eine Masse Candidaten für das theologische Studium auf den Hals, und man giebt Manchem eine ganz falsche Lebensrichtung. Man widme die alten Stiftungen dem allgemeinen Universitäts-Wesen, was ja kein größerer Rechtsbruch wäre, als der zur Zeit der Reformation verübte.

Ich wende mich nun zu einem noch tiefer liegenden, mehr materiellen, Hinderniß des Fortschritts in Deutschland, nämlich zu der Thatsache, daß im Vergleich mit Nachbar-Völkern, der Deutsche sich und seine Produkte nicht vollgültig verwerthet. Wir berühren da einen Mißstand (Fehler wollen wir es doch nicht nennen), der Volk, Fürsten und Regierungen durchdringt und viel an der scheinbaren Schwäche und Lahmheit schuld ist, die man am deutschen Handeln tadelt. Ein amerikanischer Kartenspieler sagte einmal zu mir: „Die Deutschen spielen ihre Karten schlecht, sie heben ihre Trümpfe zu lange auf!“ und er kennzeichnete in diesen Worten das deutsche Wesen. Aber entquillt nicht







dieser Charakter-Zug einer sehr achtungswerthen Eigenschaft unseres Volkes? Er bildet allerdings das eine Extrem des jetzigen Geschäfts-Verkehrs; bildet aber Windbeutelei nicht das andere? Und wer wagt zu bestimmen, ob nicht gerade das besonnene deutsche Geschäftsleben es ist, das sich gleich fern hält von der Deutschen nur zu oft anhängenden großen Aengstlichkeit und der zu großen Spekulations-Wuth? In Amerika, England und Frankreich strotzt die Marktschreierei auf allen Märkten, und sie fällt oft auf die freche Nase; in Deutschland sind Biederkeit und Sicherheit noch Tugenden; man erntet kleinere Erträge, aber behält sie auch. Die deutsche Zurückhaltung, sich und sein Vermögen ganz dem seichten Strom der Zeit anzuvertrauen, ist durchaus nicht Beweis geschäftlicher Untüchtigkeit, sondern Folge von ihm zur zweiten Natur gewordenen Soliditätsbegriffen. Er will nicht mehr scheinen, als er ist, und so passirt es ihm, daß man ihm einen Disconto abverlangt, wo er eine Prämie verdient. In den andern Nationen geht es oft umgekehr, dort steht Unverschämtheit über Pari.

Es ist unserer vollen Beachtung werth, wie tief dieses **Gründlichkeitsstreben** im deutschen Wesen sitzt. Schon in der Familie und Schule fängt es an. Jedes Kind muß mehr lernen als es nachher braucht, und ein Gleiches widerfährt dem Handwerkerlehrling und dem Studenten, und steigert sich beim Commis und beim Gesellen. Und aus diesen Ursachen besitzt Deutschland in allen Lebenskreisen kenntnißreichere Männer als sein Geschäftsleben es verlangt. In jedem Dorfe wohnt ein übergelehrter Pfarrer, und auf jeder Richterbank sitzen Juristen, die ihrer Stellung weit voraus sind, und so finden wir auch in jeder Werkstätte Meister, die vieles machen können, wofür kein Bedarf ist, und auf jedem Comptoir Kaufleute, deren Handelskreis beschränkter ist als ihre Fähigkeiten. Nur in den Fabriken, den Kindern der Neuzeit, ist's in Deutschland wie in andern Ländern, nur daß man selbst da noch immer Alles zu stark macht. So ist's auch mit dem Vermögen, denn auch dies wird nicht vollständig ausgebeutet; es giebt mehr erspartes Kapital als Verwendung dafür, und dies gilt vom Bauer, Handwerker, Kaufmann, bis zum Banquier. Auch in unserem Städte- und Gemeindewesen herrscht dieser Charakterzug vor, und nur sehr ungern überläßt man sich dem Schuldenmachen.

Ich habe oft die Frage aufgeworfen, wonach man in unserer Zeit den Fortschritt und die Civilisation mißt, und je mehr man mir die Antwort schuldig bleibt, desto mehr kommt es mir fast vor, als ob der Maßstab in unseren Tagen der Umfang sei, zu dem ein Volk sich anschwellen kann. Auch die Völker tragen Crinolinen, und das deutsche Volk trägt die kleinste, ist also nicht in der Mode, was unser Auge auf den ersten Blick verletzt.

Bei näherem Anblick wird's uns aber wohler, und es geht uns wie dem guten Pfarrer, dessen Frau auch eine bescheidene Crinoline trug, und der stutzend sein Weib, im Vergleich mit andern, klein fand, aber bald zum tröstenden Schluß kam, daß von der Frau Pfarrerin doch noch Alles da sei, was vor der Crinoline da gewesen sei, und er also nichts verloren habe. Der







gleiche Trost bleibt auch uns Deutschen über unser Vaterland, denn je genauer man prüft, desto besser fällt der Vergleich aus.

Fragen wir in den untern Schichten der menschlichen Gesellschaft an. Wie steht es im Familienleben? Wo hat sich die Armuth am meisten vermindert? Wo sind die wenigsten auf der Arbeit lastenden Steuern? Wo die gerechtesten Steuersysteme? Wo die meiste persönliche Sicherheit für Person und Eigenthum? Wo hat sich die Lage der Producenten am meisten gebessert in Kleidung, Wohnung und Nahrung? Wo sind die fleißigsten Männer, wo die besten Hausfrauen, wo die besterzogenen Kinder? Wo ist die reguläre Bildung am tiefsten eingedrungen? Wo ist das meiste Wissen? Wo sind die meisten Fachschulen? Wo die besten Universitäten? Wo der beste Ackerbau? Wo das gesundeste Fabrikwesen? Wo der gebildetste Handelsstand? Wo ist die beste Städte-Communalverwaltung? Wo die beste Waisen- und Wittwenpflege? Wo wird auf Gerichtshöfen das beste Recht gesprochen? Wo sind die Finanzen am geregeltsten? Wo die besten Eisenbahnen? Wo die besten sonstigen Verkehrsmittel? Wo ist der Credit am sichersten? Wo sind Aktienunternehmungen am freiesten von Schwindeloperationen? Wo sind die besten Turner und das körperlich gesundeste Volk? Wo das beste Heerwesen? Wo ist die wenigste Willkür gegen Private? Wo sind die besten Strafgesetze? Wo ist das beste Rechtsverfahren? Wo predigt man auf der Kanzel den wenigsten Unsinn? Wo ist wirkliche Bildung am meisten Erforderniß zu höhern Staatsämtern? Wo sind die wenigsten Schatzamtsbetrügereien? Wo ist man auf dem Wege der Handelsfreiheit am weitesten? Wo regiert der Mensch am meisten sich selbst? Wo wird er am meisten regiert? Wo sind die am meisten gebildeten Zeitungsschreiber? Wo die wenigsten Zeitungsflegel? Wo ist die meiste Gesetzlichkeit? Wo die meiste Freiheit?

Ich stelle diese Fragen an deutsche Leser, nachdem ich mir dieselben oft gestellt hatte. Nicht in allen kann man zu Gunsten Deutschlands antworten, und es war auch gar nicht mein Zweck, zu einer maßlosen Panegyrik den Grund zu legen. Im Gegentheil, ich wollte durch dieselben nur den geneigten Leser, wie auch mich selbst auf eine nähere und schärfere Untersuchung hinführen. Die Prüfung, die zur ehrlichen Beantwortung der Fragen erforderlich ist, legt in dem Völkerleben der Nationen, die ich in diesem Artikel wiederholt verglichen habe, allerdings manchen wunden Fleck blos; man wird aber in Folge der Prüfung wahren Fortschritt von blos scheinbarem zu trennen lernen, und dann erst eines gerechten Urtheils fähig werden.

Dieses Urtheil wird sich wohl Jeder selbst zurecht legen, wie ich es mir gethan habe, und ich werde ein solches bei Jedem achten, selbst wenn es dem meinigen nicht entspricht; nur vorschnelles Urtheil und liebloses Verdammen ist mir in der Seele zuwider. Diese Zeilen werden von Männern gelesen, die Deutschland, sowie die andern wiederholt angeführten Länder mehr oder weniger kennen, also den in meinen Fragen liegenden Vergleich so gut wie ich anstellen können, und ich bitte blos, daß man sich die dadurch berührten Dinge vor die Seele ruft und vorurtheilsfrei abwägt.







Lenau sagt über Amerika:

„Es giebt ein Land voll träumerischem Trug,
„Auf das die Freiheit im Vorüberflug
„Bezauberischen Schatten fallen läßt,
„Und das ihn hält in tausend Bildern fest.
„Wohin das Unglück flüchtet ferneher,
„Und das Verbrechen zittert über's Meer.
„Das Land, bei dessen lockendem Verheißen
„Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang,
„Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
„Um es am fremden Strande zu zerreißen,
„Und dort den zweifach bittern Tod zu haben.
„Die Heimath hätte weicher sie begraben."

Ein Freund hat als Antwort für Deutschland folgende Parodie geschrieben:

„Es giebt ein Volk voll altem Brauch und Recht,
„Das es zu oft noch jetzt als halben Knecht
„Vor vieler Menschen Blick erscheinen läßt,
„Und das es hält in tausend Banden fest,
„Von dem aus Wanderlust und Noth man wandert übers Meer,
„Das emsig Weisheit sammelt ferneher.
„Ein Volk mit wenig lockendem Verheißen,
„Das nicht sich überschätzt, und ehrlich ehrt
„Des Enkels Recht, nicht „Morgen" — heut verzehrt,
„Das in dem Jetzt auch an die Zukunft denkt.
„Gesetz und Recht dünkt ihn sein bestes Haben.
„Es hat die Freiheit doch zu tief begraben."

Die letzten Zeilen enthalten nach meiner Ansicht viel Wahres. Amerika braucht bessere Rechtsbegriffe, Deutschland mehr Freiheit; dem Ersten fehlt in der Freiheit mehr Gesetzlichkeit, dem Zweiten in seinen Gesetzen mehr Freiheit, wobei ich hauptsächlich eine lebendigere Entwicklung aller Lebensverhältnisse meine.

Schließlich beantworte ich die am Anfang dieses Artikels gestellte Frage: Wer hat am meisten geleistet? dahin, daß Deutschland dieser Ruhm gebührt. Es hat sich nicht allein materiell gehoben, — es steht auch sittlich höher, und ihm besonders verdankt die Welt reines und populäres Wissen. Politisch!? Nun ja, gestehen wir's, das ist der Deutsche nie; er denkt zu tief, hat deshalb zu feste Ueberzeugungen und schwärmt für sie, was Fürsten, Adel, Pfaffen und auch Demagogen oft für ihre Zwecke benutzten. Des Deutschen schönste Tugend wird so sein größter Fehler. Und doch, wie vielseitig hat sich unser Vaterland zur Einigkeit verständigt! Wie viel ist in Handels- und dergleichen Fragen geschehen! Viele Hindernisse,







schwer zu beseitigen, nur wenige Anspornungen begleiteten den Deutschen auf seinem Fortschritt, und doch hat er viel geleistet. — Nicht Amerika nachgeahmte Selbstlobhudelung ist dieses Urtheil, sondern gerechte Entscheidung nach ruhiger Prüfung.

New-Yorker Correspondenz.

New-York, im April. Wer in Amerika ein Neuling ist, muß in diesem Monat von einer Verwunderung und Empörung in die andere gefallen sein. Jeder Tag desselben ist ein Erinnerungstag, voll froher oder schmerzlicher Bedeutung, und nur ein Jahr ist verflossen, seit sich die Begebenheiten zutrugen, an welche sich die Erinnerungen knüpfen. Würden nicht in jedem andern Lande Aller Gedanken daran gehangen und sich in der Presse, wie in öffentlichen Kundgebungen wiedergespiegelt haben? Hier aber dachte man kaum an die letzten, furchtbaren Kämpfe vor der Rebellenhauptstadt, an die Einnahme von Richmond, an die grimmige Verfolgung bei Tag und bei Nacht, an die Kapitulation Lee's &c. Nur wenige Fahnen ließen sich blicken, und kaum enthielten die Zeitungen ein Wort der Erinnerung an das Heil, welches vor einem Jahre in diesen Stunden der Nation widerfahren. Am Charfreitag wurde nirgends auf die Tragödie hingewiesen, welche an demselben Tage des vorigen Jahres in Ford's Theater aufgeführt wurde, ja selbst am 15ten erblickte man nur wenige Trauerfahnen, und hätten nicht die Deutschen in der Turnhalle eine Gedächtnißfeier abgehalten, so wäre der Todestag unseres Lincoln unbemerkt vorübergegangen. Soll man daraus schließen, daß den Amerikanern alle Pietät fehlt, daß das, was sie heute bejubeln oder beweinen, ihnen schon morgen gleichgültig geworden ist? Da müßte man sie für blasirt halten, und das sind sie denn doch nicht. Das Leben ist in Amerika zu ernst und inhaltsreich, als daß man nicht von der Gegenwart vollständig in Anspruch genommen werden sollte. Jeder Tag bringt seine Sorge und Aufgabe, welche gebieterisch verlangt, daß ihr alle Kräfte gewidmet werden. Man dachte an das Veto und die Haltung des Congresses, an die Wahl in Connecticut, an die Friedensproklamation, an die Finanzpolitik, an das Geschäft, an die Cholera und tausend andere Dinge, und über dies Alles kam man nicht zum ruhigen Nachdenken. Aber das kann nur zur Entschuldigung, nicht zur Rechtfertigung einer Apathie dienen, welche für den Beobachter etwas Empörendes hatte. Empört und beschämt mußte man sich fühlen, wenn man sah, wie am Patrickstage die Stadt sich mit Fahnen bedeckte, während an den Tagen, welche so voll unermeßlicher Bedeutung für die Republik waren, Wenige es für der Mühe werth hielten oder auch nur daran dachten, die Sterne und Streifen den Winden preiszugeben.

New-York müßte nicht die große Handelsmetropole sein, wenn nicht in ihm das Geschäft die Hauptrolle spielte, und darum sei es mir gestattet, auch







hier diesem Gegenstand einige Worte zu widmen. Die Geschäfte gehen schlecht, und das läßt sich erklären, da die Ursachen sehr nahe liegen; weniger erklärlich aber ist es, daß man's nicht vorausgesehen hat und auf's Unangenehmste dadurch überrascht wird. Unmittelbar nach der Beendigung des Krieges wurden die ungeheuersten Umsätze gemacht; welches Recht aber hatte man, zu erwarten, daß sich dies im Frühling in derselben Weise wiederholen werde? Der Kaufmann muß Nationalökonom sein; er muß die materielle Lage des Landes genau kennen und darauf seine Berechnungen basiren. Handelt er kurzsichtig und impulsiv, so ist er ein Stümper in seinem Fach. Daß der von Allem entblößte Süden, sobald ihm der Kerker geöffnet, sich des ersten Marktes bedienen würde, um die Gegenstände zu erlangen, deren er dringend bedurfte, war vorherzusehen; aber mit derselben Sicherheit ließ sich berechnen, daß seine Geldmittel höchstens zur Deckung des augenblicklichen Bedarfs hinreichen würden und daß alsdann nothwendigerweise eine Pause eintreten müsse. Unsere Importeurs, erstaunt über die geleisteten Baarzahlungen, hielten indessen die südlichen Staaten für einen unerschöpflichen Quell des Segens, welcher wie eine Fontaine fortwährend übersprudeln müsse, und auf diese kühne Voraussetzung bauten sie ihre Berechnungen. Die Importationen erreichten eine fabelhafte Höhe, und doch fürchteten Alle, daß der Bedarf noch nicht hinreichen werde. Die Kunden aber blieben aus, weil sie kein Geld hatten, das Frühlingsgeschäft, an welches man so große Hoffnungen geknüpft, wurde fast ganz hinfällig, und jetzt stehen sie mit langen Gesichtern da. Viele Häuser sind, um ihren Verpflichtungen nachkommen zu können, gezwungen, ihre Waaren unter dem Kostenpreis zu verkaufen, Bankerotte gehören nicht zu den Seltenheiten, und Alles sieht einer Krisis entgegen. Was dies betrifft, so ist zu bedenken, daß New-York während des Krieges genug verdient hat, um jetzt durch einen Verlust nicht ruinirt zu werden; aber nie hatte eine Kaufmannschaft mehr Ursache, sich zu schämen, als diejenige New-Yorks im jetzigen Moment. Dasselbe gilt von den Handelsleuten des Südens, welche die Verhältnisse ihrer Sektion doch am besten kennen sollten. Sie wußten, daß der Süden seit vier Jahren nur verconsumirt und nicht producirt, daß in ihm nur vernichtet und nicht gebaut worden, daß allerdings Einige auf erlaubte oder unerlaubte Weise sich bereicherten, daß dies aber auf Kosten ihrer Mitbürger geschehen und die Menge blutarm sein müsse. Dennoch machten sie so viele Einkäufe, als hätten sie's mit einer wohlhabenden Population zu thun, die sich nicht nur das Nothwendige, sondern auch noch ein Erkleckliches darüber hinaus erlauben dürfe. Jetzt sitzen sie mit ihren Waaren da und sind genöthigt, dieselben billiger zu verkaufen als sie in New-York zu haben sind. Wenn nur die andern Bevölkerungs-Elemente von der Thorheit der Kaufmannschaft profitiren und daraus lernen wollten, daß man auf seinen eigenen Ruin hinarbeitet, wenn man bei dem, was man thut, nicht mit klugem Bedacht die Verhältnisse in Berechnung zieht. Aber überall tritt uns eine Impulsivität entgegen, welche, wie ein Krankheitsstoff, in der Luft zu schweben scheint. Nur ein Zusammenwirken nach Maßgabe







vernünftiger Berechnungen, ein genaues Abwägen gegenseitiger Forderungen und Ansprüche, kann einer Krisis vorbeugen, welche Allen zum Schaden gereicht. Bricht eine solche aus, so wird man sie der eignen Thorheit zu danken haben, denn die Verhältnisse des Landes waren so günstig, daß nur der heilloseste Leichtsinn eine Zerrüttung hervorbringen konnte.

Die Cholera ist ein Gegenstand, an den man sich nicht gern erinnern läßt; mag der unheimliche Gast, der sich schon als blinder Passagier auf zwei Dampfer geschlichen, uns aber einen Besuch zugedacht haben oder nicht, jedenfalls spielt die Furcht vor ihm schon jetzt in New=York eine zu wichtige Rolle, als daß es möglich wäre, mit Stillschweigen darüber hinwegzugehen. Während man in Europa, wo man zunächst bedroht ist, der Heimsuchung mit Ruhe entgegensieht, lebt man hier schon seit Monaten in fortwährender Angst. Daran, daß die Seuche wirklich ihren Einzug halten wird, zweifeln nur Wenige, und die Flucht aufs Land wird in diesem Jahre kolossale Dimensionen annehmen. Ich fürchte, daß New=York sehr wenig moralischen Muth entfalten und sich einigermaßen verächtlich zeigen wird. Erhebt sich aber die Frage, wozu eine Epidemie im Haushalte der Natur nützt, so ist hier längst die Antwort gefunden. Der Cholera haben wir ein neues Sanitätsgesetz, einen neuen Gesundheitsrath und ernstliche Anstalten zur Reinigung der Stadt zu verdanken, und darum könnten wir fast in Versuchung kommen, den grimmigen Feind zu segnen. Die vom Gouverneur ernannten Commissäre haben keine leichte und angenehme Aufgabe. Der Schmutz hat sich in allen Verhältnissen dermaßen eingebürgert, daß er ein historisches Recht beansprucht und nicht ohne Kampf das Feld räumt. Besitzer von Miethskasernen, welche, seit Jahrzehnten nie gereinigt, im strengsten Sinne des Wortes Pesthöhlen sind; Lumpensammler, deren Magazine mitten in der Stadt die Luft mit Miasmen erfüllen; Fleischer und Fettkocher, welche in den bevölkertsten Stadttheilen ihr Gewerbe treiben; Viktualienhändler, die ihre Waaren auf Morästen feil bieten; Straßenkontraktoren, welche seit einem Jahr das Geld für die Reinigung der Stadt eingestrichen und nichts dafür geleistet haben — alle diese und hundert andere Leute sollen jetzt plötzlich zur Raison gebracht uud gezwungen werden, kein frevelhaftes Spiel mit der Gesundheit ihrer Mitbürger zu treiben. Vor die Commissäre citirt, berufen sie sich auf ihr eigenes körperliches Wohlbefinden, um dadurch zu beweisen, daß ihr Treiben das gesundeste von der Welt ist. Will man dies Argument nicht gelten lassen, so berufen sie sich auf die Rechte freier Bürger und schreien über Tyrannei. Die pflichtvergessenen Contraktoren haben die Frechheit, sich darüber zu beschweren, daß sie jetzt in einer Woche mehr thun müssen als sie sonst in einem Jahre gethan. So stoßen die Beamten überall auf Widerstand und erwerben sich eine Menge persönlicher Feinde, während das Publikum, da sie unmöglich auf einmal Alles durchsetzen können, ihnen kaum die schuldige Anerkennung zu Theil werden läßt. Erst jetzt werden wir durch diese Bemühungen der Ungeheuerlichkeiten inne, welche man sich hier Tag für Tag ohne Murren, gleich als könnte es nicht anders sein, gefallen läßt. Ne=

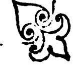






bey bei werden auch allerlei Entdeckungen gemacht, wie wir zum Beispiel jetzt zum ersten Mal erfahren, daß hier schon seit längerer Zeit eine Seuche unter den Kühen besteht, welche einen starken Verdacht auf die Qualität der Milch wirft. Lassen die Commissäre, denen vom Gesetz hinreichende Gewalt gegeben ist, sich durch Nichts einschüchtern, so verdient in der That Jeder von ihnen eine Bürgerkrone, und schon jetzt tritt uns das Resultat ihrer Bemühungen in einigermaßen reinlich gehaltenen Straßen und Märkten entgegen. Bei der überaus gesunden Lage New-Yorks kann eine Seuche hier keinen festen Fuß fassen wenn die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, und gelingt es der neuen Behörde, den Augiasstall nur einigermaßen zu reinigen, so läßt sich nicht einsehen, weshalb die Cholera hier nicht sehr gut sollte ganz fern oder wenigstens in engen Schranken gehalten werden können.

Eine Aenderung zum Bessern ist auch mit der New-Yorker Feuerwehr vorgegangen. Die vorige, unbezahlte, war bedeutend romantischer, die jetzige, bezahlte, hat aber die Vorzüge exemplarischer Solidität und strenger Disciplin. Es giebt keinen krasseren Unterschied, als den zwischen den früheren und den jetzigen Feuer-Compagnieen. Erstere kamen, mit wildem Indianergeschrei, wie eine rasende Meute, mit ihren Handspritzen durch die Straßen gerasselt; alles wüste Gesindel schloß sich ihnen an, was ihnen in den Weg kam, wurde überfahren oder unter die Füße getreten, und nicht selten war es, daß während eines Feuers zwei rivalisirende Compagnieen sich eine Schlacht lieferten. Es war, wie gesagt, romantisch, aber immerhin ein heilloser Skandal. Jetzt ist dies Alles anders geworden, und schon das äußere Erscheinen der Feuerleute deutet auf ein neues System hin, indem die feuerrothen Blousen einer decenten blauen Uniform Platz gemacht haben. An die Stelle der Handspritzen sind von Pferden gezogene Dampfmaschinen getreten, Alles geht so ruhig von statten, daß man kaum darum gewahr wird, und Mitglieder des Corps, welche sich Unordnungen zu Schulden kommen lassen, werden augenblicklich ausgestoßen. Ein Feuer in einer der Haupt-Verkehrsadern, z. B. am Broadway, macht einen ganz sonderbaren Eindruck. Die Straße wird abgesperrt, und mitten in dem zu beiden Seiten herrschenden, durch die Sperrung noch erhöhten Getümmel gewahrt man einen leeren, stillen Raum. Wie eine Wagenburg, bilden die Leiter-, Haken- und Schlauchwagen einen Halbkreis; hinter diesen aber stehen kleine schnaubende, keuchende Ungeheuer, welche dann und wann einen dämonischen Schrei als Warnungsruf ausstoßen, dichte Wolken von Kohlendampf emporwirbeln und einen Wasserstrahl von der Dicke eines weiten Ofenrohrs mit untrüglicher Sicherheit und nie ermüdender Kraft bis zu jeder beliebigen Höhe schleudern. Der Kontrast zwischen dem Gedräng und der Leere, zwischen dem Getös und der Stille, in Verbindung mit den prasselnden Flammen und den dämonenhaften Kraftanstrengungen der Maschinen, hat etwas namenlos Unheimliches, während zugleich das Methodische des Verfahrens imponirt und Vertrauen erweckt. Jedoch wird behauptet, daß die Dampfspritzen zu viel Zeit zur Heizung gebrauchen und das Feuer dadurch einen Vorsprung gewinnt,




welcher die großen Verluste der letzten Wochen erklärt. Der Theorie nach soll die Heizung auf der Fahrt nach dem Brandplatze stattfinden; jedoch scheinen noch einige Verbesserungen erforderlich zu sein, bevor das neue System dem Bedürfniß vollkommen entspricht. Der Vorzug gegen das frühere ist indessen unverkennbar. Wenigstens braucht man nicht zu befürchten, daß die Herren Feuerleute selbst Häuser anzünden, um das Vergnügen des Löschens, Plünderns und Balgens genießen zu können, und was die Hauptsache ist — die Feuerwehr hat aufgehört, eine Organisation in den Händen politischer Ränkeschmiede zu sein.

An die Thatsache, daß Amerika ein großes Land und New=York eine große Stadt ganz eigener Art ist, hat uns neuerdings eine Erscheinung erinnert, welche mit nicht geringen Unannehmlichkeiten für das Publikum verbunden war. Während mehrerer Tage hatten alle Stadteisenbahnen ihre Fahrten eingestellt, weil die Kutscher mehr Lohn verlangten und die Compagnieen diesen nicht geben wollten. Die Forderung war gerecht, die Weigerung eine Gemeinheit, denn für den schweren Dienst wurde eine elende Vergütung gezahlt, während der Ertrag der meisten Bahnen ein enormer ist. Daß aber eine solche Störung überhaupt entstehen kann, ist unerhört. Den betreffenden Compagnieen sind Gerechtsame verliehen, für welche sie dem Publikum einen Ersatz in Gestalt regelmäßiger Fahrten zu einem bestimmten Preise schuldig sind. Für das Innehalten dieser Verpflichtungen mußten sie streng verantwortlich gemacht werden. Im vorliegenden Fall sagten sie: Wir konnten nicht. Daß sie aber nicht konnten, war ihre eigene Schuld. Setzten sie ihre Angehörigen in den Stand, für ihr schweres Tagwerk anständig zu leben, statt bei einem Verdienst von zwei Thalern per Tag mit Frau und Kindern Hunger zu leiden, so hätte der Ausstand sich schwerlich ereignet, und wenn dennoch unbillige Forderungen gestellt worden, wäre es ihnen ein Leichtes gewesen, mit Hülfe der Polizei und des interessirten Publikums die vakant gewordenen Stellen mit vernünftigern Leuten zu besetzen. Jetzt fühlte sich Jeder geneigt, für die Arbeiter Partei zu ergreifen und dieselben in der Behauptung ihrer gerechten Position selbst da zu unterstützen, wo sie zu unerlaubten Mitteln griffen. Den Compagnieen, denen ein so wesentlicher Theil des öffentlichen Verkehrs in die Hand gegeben ist, sollten durch ihre Geschäftsführung eine moralische Garantie für den ungestörten Betrieb leisten. Um das Ungeheuerliche des Vorfalls zu ermessen, brauchen wir uns nur vorzustellen, daß derselbe sich mit Bezug auf die Fährboote wiederholte und dadurch New=York für mehrere Tage von aller Communikation mit den Inseln und dem Festlande abgeschnitten würde. Es wäre im Prinzip ganz dasselbe, und die Folgen würden gar nicht zu berechnen sein. Das New=Yorker Publikum ist gewohnt, sich viel von seinen Monopolisten gefallen zu lassen; aber dies geht denn doch über die Gemüthlichkeit.

Der Fenianismus verhält sich augenblicklich in New=York ziemlich ruhig und rumort dafür an der Grenze Neubraunschweigs; jedoch machen sich die Folgen der Bewegung in Verhältnissen geltend, wo man sie am wenigsten

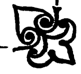






erwarten sollte. Jeder, dessen Loos es ist, sein häusliches Leben durch irische Dienstboten verschönern zu lassen, weiß etwas davon zu erzählen. Allgemein wird darüber geklagt, daß seit einiger Zeit mit den dienenden Töchtern Irlands nicht mehr auszukommen ist. Jede von ihnen fühlt sich als die Schwester oder Liebste eines Helden und ist fest überzeugt, daß sie zu höheren Dingen als zur Verrichtung von häuslichen Arbeiten geboren wurde. Hiermit aber noch nicht genug, wird zugleich ein höherer Lohn verlangt, weil eine bestimmte Summe monatlich an den Fond zur Befreiung Irlands' von den „sächsischen Tyrannen“ abgegeben werden muß. Der Schwindel geht wahrlich weit, aber bewundern muß man doch den Patriotismus und Gemeinsinn, welcher dem Allen zu Grunde liegt — den Patriotismus, der sich sogar durch die Anathemas der Geistlichkeit nicht irre machen läßt, den Gemeinsinn, der den Egoismus zum Schweigen bringt. Blicken wir Deutschen mit Recht auf die Irländer als ein unter uns stehendes Element hinab, so müssen wir doch bekennen, daß es gewisse Eigenschaften giebt, in denen sie uns überlegen sind. Abgefeimte Betrüger haben sich des nobeln Impulses bemächtigt, welcher im Herzen selbst des verkommensten Irländers lebt; aber der Impuls an und für sich verliert dadurch nicht an sittlichem Werth.

Von der öffentlichen Sicherheit New-Yorks ist nicht viel Gutes zu sagen; wo trotz einer trefflichen Polizei die frequentirtesten Stadtbahnen sich zuweilen buchstäblich unter der Kontrolle von Straßenräubern befinden, ist gewiß Etwas gründlich faul. Dennoch hat sich hier ein wahres Entsetzen über den achtfachen Mord bei Philadelphia verbreitet, dessen über alle Maßen grauenvolle Einzelheiten sich absolut nur durch die Annahme erklären lassen, daß sie das Produkt geistiger Unzurechnungsfähigkeit waren. Es giebt Thaten, welche nicht bei gesundem Bewußtsein begangen werden **können**, und zu diesen gehört die vorliegende. Absurd ist es, wenn deutsche Zeitungen zu demonstriren suchten, daß der Mörder kein Deutscher, sondern ein Franzos sei, weil er aus Straßburg stammen sollte. Hat das Verbrechen eine Nationalität, und wird ein Vernünftiger aus der That dieser Bestie einen Schluß auf den Charakter einer Nation ziehen? Nicht viel weniger Sensation erregte die Hinrichtung Edward W. Greens in Massachusetts, welcher, obgleich des Mordes überführt, nicht nach den Regeln des Gesetzes prozessirt war und an dessen Zurechnungsfähigkeit gleichfalls die begründetsten Zweifel vorhanden waren. Selbst Die, welche am entschiedensten dem strengsten Verfahren das Wort geredet hatten, wurden andern Sinnes als sie mit dem Menschen in Berührung kamen, und ihr einstimmiges Urtheil lautete dahin, daß er nicht hingerichtet, sondern nur durch lebenslängliche Einsperrung unschädlich gemacht werden dürfe, da er ganz offenbar seiner geistigen Capacität nach nicht in vollem Maße verantwortlich gehalten werden könne. Aber das Volk verlangte Blut für Blut, und der Henker verrichtete sein Werk an Demjenigen, in dessen Familie seit vielen Generationen der Wahn- und Blödsinn erblich war. Was aber ist die Summe des Eindrucks, den man bei dieser Gelegenheit empfängt? Verstärkt wird dadurch die Ueberzeugung von der **Verwerflich-**




keit der Todesstrafe, welche die Berichtigung eines Irrthums unmöglich macht.

Um jedoch diesen Brief nicht mit so düstern Eindrücken zu schließen, sei jetzt noch ein Blick auf heitere Dinge geworfen. Herr Maretzek, welcher gern überall den Pionier macht, veranstaltete einen Maskenball nach dem Muster derjenigen in der großen Oper zu Paris. Mit dem pekuniären Erfolg konnte er zufrieden sein, und Jeder, dem es darum zu thun war, schöne Gesichter und Toiletten zu bewundern, fühlte sich gleichfalls nicht getäuscht. Aber es fehlte die Hauptsache, nämlich der Witz, die Genialität, ohne welche ein Maskenball nur ein Körper ohne Seele, eine Speise ohne Gewürz, eine Rose ohne Duft ist. Die feine Welt Amerikas ist noch nicht auf die Höhe der Kultur angelangt, welche sich im tollen Uebermuth ergeht ohne die Grenze des Schicklichen zu überschreiten und ohne das Erlaubte falsch aufzufassen. Was Herr Maretzek selbst beigetragen, war auch nicht sehr zu loben; das Gute darin war nicht neu, sondern dem Arion und Liederkranz entlehnt, das Neue nicht gut. Etwas ganz Besonderes sollten die Karrikaturen öffentlicher Charaktere sein; aber bei dem besten Willen ließ sich darin sehr wenig Witziges entdecken, und der junge Künstler, welcher sie angefertigt, hatte sich auf ein Gebiet gewagt, dem er nicht gewachsen war. Beispielsweise sei nur erwähnt, daß sogar der alte Scott zum Gegenstand einer häßlichen Karrikatur gemacht worden war, was doch wohl der Taktlosigkeit die Krone aufsetzt. Wer kann sich aufgelegt fühlen, über den alten, schon mit einem Fuß im Grabe stehenden Helden zu lachen, und wer sollte sich nicht verletzt fühlen, wenn ihm dies zugemuthet wird? Geradezu verwerflich war es, daß diese abscheulichen Mißgestalten selbst noch bei den nächsten Opernvorstellungen hängen blieben und nicht nur der Akustik schadeten, sondern sogar den Auftrag erhielten, das Publikum bei der Aufführung der „Hugenotten" in die rechte Stimmung zu versetzen. Einem musikalischen Genie wie Maretzek hätten wir Anderes zugetraut. Auf Seiten des Publikums bricht sich bei der Oper in letzter Zeit eine störende Unsitte immer mehr Bahn. Regelmäßig geht die Ouvertüre durch das Geräusch der zu spät Gekommenen verloren, und der Anfang jeden Aktes wird durch die nach ihren Plätzen Zurückeilenden verdorben. Es sollte hier damit gehalten sein wie in Europa. Beim Beginn der Musik sollten die Thüren gesperrt und Niemandem sollte das Recht eingeräumt werden, Andere um ihren Genuß zu bringen.

Uncas.







Musikalische Revue.

Von Th. Hagen.

Die musikalische Saison neigt sich zu Ende. Die Natur schmückt sich, und die Kunst sehnt sich nach Ruhe. Mit dem Abschlusse des vorigen Monats sind auch die großen und kleinen Conzertunternehmungen zu Ende gekommen. Die Symphonie-Soireen des Herrn Theodor Thomas, die Philharmonischen Conzerte, in Brooklyn sowohl wie in New-York, die Quartettunterhaltungen der Herren Mason und Thomas — sie alle sind verklungen, wenn auch nicht in den Herzen vieler Zuhörer. Hier wirken die Töne noch lange fort, und wo sie es nicht thun, da ist eben die Empfänglichkeit für musikalisch künstlerische Genüsse noch nicht erspressen. — Die letzte Symphonie-Soiree des Herrn Theodor Thomas bot drei Orchesterwerke sehr verschiedenen Inhalts. Das erste, womit das Conzert eröffnet wurde, war die wenig gehörte Ouvertüre Beethoven's, welche er zur Eröffnung des neuen Theaters in der Josephstadt in Wien am 3ten Oktober 1822 schrieb, und zwar zum Namensfeste des Kaisers Franz. Da die Entstehung dieses Werkes auf dessen musikalischen Charakter ein helles Licht wirft, so möge hier die folgende Notiz seines Biographen Schindler Platz finden:

„Eines Tages gingen wir Drei (Beethoven, sein Neffe und Schindler) in dem an Naturschönheiten überreichen Helenenthale bei Baden spazieren. Mit einem Male hieß uns Beethoven vorangehen und ihn am Sommerpalais des Erzherzogs Karl erwarten. Nach einer halben Stunde ungefähr kam er und sagte, er habe soeben zwei Motive erkannt, deren Plan er sogleich näher entwickelte. Das eine Motiv sollte in seiner ihm eigenthümlichen Stylweise ausgearbeitet werden, das andere aber in Händel'scher. Er fragte dann, welches von beiden Motiven uns zu dem bewußten Zwecke am besten gefalle. Ich entschied mich schnell für das im Händel'schen Styl ohne Rücksicht auf das andere — aus dem andern wäre auch ein großes Werk entstanden."

Beethoven entschied sich zu Gunsten des Wunsches seines Freundes, und schrieb die Ouvertüre in mächtigen, kühnen Zügen, mit einem fugirten Schlusse, obgleich durchaus nicht im Händel'schen Styl. Es ist ein imposantes Werk, großartig in Anlage und Aufführung, und in sofern von erhöhtem Interesse, als es in der Faktur von der Beethoven eigenthümlichen Behandlungsweise abweicht. Es weht ein klassischer Geist in diesen Tönen, im Gegensatze zu dem romantisch-üppigen Gemüths- und Phantasieleben, das er in seinen übrigen Werken offenbart. — Und dieses, nur in etwas bescheidenerer, milderer Weise, treffen wir in dem Schumann'schen Werke an, das ebenfalls in diesem Conzerte gespielt wurde, und unter dem Namen „Ouvertüre, Scherzo und Finale" bekannt ist. Es gehört zu den allerersten Produktionen Schumann's, für ein großes Orchester, und berücksichtigt man diesen Umstand, so muß man sich allerdings wundern, wie ein Componist, der sich Jahre lang in sein Klavier hinein-







gelebt hatte und innig mit ihm verwachsen war, sich mit einem Male so frei und leicht auf dem neuen Gebiete bewegen konnte. Das Werk hat einen freundlichen, polulär gehaltenen Charakter nnd entwickelt ein reiches melodisches Leben. Das Scherzo hätte Schumann wohl etwas mehr ausarbeiten können — in seiner jetzigen Gestalt erscheint es fast als ein bloßes Fragment. Das Werk hat für uns noch dadurch ein besonderes Interesse, daß es das einzige Schumann's ist, in welchem sich Spuren des Einflusses nachweisen lassen, den damals Mendelssohn auf die musikalische Welt Deutschlands ausübte. Die Mendelssohn'sche Manier grassirte nicht blos in den Köpfen der jungen Componisten, sondern leider auch in ihren Arbeiten, und wenn irgend etwas, so muß die Thatsache das Genie Schumann's festsetzen, daß dieser troz des mächtigen Stromes der Mendelssohn'schen Richtung, der damals Alles vor sich her trieb, und trotzdem daß er fast täglich mit Mendelssohn zusammen kam, sich seine Selbstständigkeit, seine Originalität und Individualität zu bewahren gewußt hat. Freilich, mit der Letztern allein ist es auch nicht immer gethan, wie noch in demselben Conzerte aus der Berlioz'schen Symphonie „Harold in Italien" hervorging. Diese Symphonie ist gewiß originell; man könnte sie fast ein ungeheures Bratschenconzert nennen, indem die Bratsche darin zum leitenden Instrumente gemacht worden ist. Berlioz sagt uns in seinem Programme, daß sich in den Tönen, welche er der Bratsche gegeben hat, die Leiden und Regungen seines Helden Harold konzentriren. Dadurch bekommt allerdings Alles, was uns die Bratsche in dem Werke zu sagen hat, eine außergewöhnliche Bedeutung. Es ist gerade so, als wenn wir einen Solospieler vor uns haben, der sein Stück mit Begleitung des großen Orchesters vorträgt. Er nimmt den größten Theil unserer Aufmerksamkeit in Anspruch, woher es denn auch kommt, daß wir seine Fehler leichter merken, als die, welche vielleicht im Orchester vorfallen. Und so ergeht es auch dem Zuhörer des Berlioz'schen Werkes. Hingewiesen auf die Bratsche, findet man es bald heraus, daß sie sehr wenig wirklich Originelles und Hervorragendes zu sagen hat. Unserer Ansicht nach geht im Orchester selbst ein viel reicheres Geistesleben vor sich. Hier blitzt es und sprüht und quillt es sehr oft so warm und lebendig, daß wir fast sagen möchten, Berlioz war nie so sehr erregt, wie zu der Zeit, als er diese Symphonie schrieb. Er wollte hörbarlich ein Stück aus seinem eigenen Gemüthsleben geben, und wenn er dabei sich in einer knapperen Form zu bewegen gewußt, wenn er zu streichen und auszumerzen verstanden hätte, so würde diese Harold-Symphonie nicht bloß sein bestes Werk sein, sondern einen ganz anderen Platz in der Kunstgeschichte einnehmen, als sie augenblicklich innehält.

Die Italiener in der Academy of Music mußten endlich den Deutschen weichen. Mit einer sehr mangelhaften Vorstellung der „Hugenotten" kam ihre Saison zu Ende. Es thut uns leid, daß gerade dieser Oper nicht die volle Gerechtigkeit zu Theil wurde. Von allen Produktionen Meyerbeer's ist sie die gelungenste; ja wir möchten wohl sagen, die ganze moderne Oper hat ihr





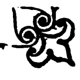


nichts Aehnliches an die Seite zu stellen. Die musikalische Portraitirung ist darin musterhaft, die Figuren treten uns in markigen, unverkennbaren Zügen entgegen, und das Kolorit der Situationen ist so lebendig und wahr, daß wir uns unwillkürlich in die damalige Zeit der Kämpfe zwischen den Katholiken und Protestanten versetzt glauben. Man hat von der Superiorität der „Afrikanerin" gesprochen, aber mit wie wenig Berechtigung! Ein einziger Akt der „Hugenotten" ist ideenreicher, als die ganze Oper der „Afrikanerin". Alles, was in der letzteren bedeutend und hervotragend ist, erscheint blos als ein schwacher Reflex der ersteren Oper. Man sieht, es ist dasselbe System; aber während der Meister in den „Hugenotten" noch die volle Kraft zeigt, ist er in der „Afrikanerin" schon so erschöpft, daß er sich sehr oft wiederholt.

In der Darstellung dieser Oper konnten nur Herr Mazzoleni und Madame Zucchi genügen, wie denn überhaupt diese Beiden als die Hauptstützen der ganzen Saison betrachtet werden müssen. Sie im Verein mit Herrn Bellini und Fräulein Kellogg kamen fast nie von den Brettern, während die Herren Massimiliani und Irfre und die Damen Bosisio, Marra und Brignoli spazieren gingen. Zwar wurde der Baß Antonucci auch oft in Anspruch genommen, aber in allen hochdramatischen Partieen konnte man ihn kaum hören. Der Mann gehört als Sänger noch der Periode an, in welcher sich die italienische Saison immer in demselben Kreise bewegte — Lucia — Somnambule — Norma — Lucrezia Borgia — Linda u. s. w. Die Zeit ist Gottlob vorüber. Heut zu Tage müssen die Herren Italiener auch Meyerbeer'sche, Halevy'sche, Auber'sche und sogar Wagner'sche Musik zu singen verstehen. Wie im Leben, so in der Kunst ist Bewegung das leitende Prinzip. Wir bedürfen gesteigerterer Accente und kräftigerer Regungen, als die früheren Kunstgenerationen, und in Italien ist es unbedingt Verdi, der diesem geistigen Bedürfnisse der Zeit Rechnung getragen und Ausdruck gegeben hat. Er repräsentirt den Fortschritt, und mag auch seine Weise oft als roh erscheinen, auf jeden Fall hat sie viel Naturwüchsiges und Ueberzeugendes.

Herr Maretzek hat dies recht gut erfaßt und deshalb seine Saison mit vielen nicht italienischen Opern gespickt. Robert — Hugenotten — Afrikanerin — Nordstern — Fra Diavolo — Favoritin — Don Sebastian waren die Hauptattraktionen und würden sich noch anziehender erwiesen haben, hätte er sie etwas besser besetzen können. Sein Heldentenor Mazzoleni war gut, sein Bariton Bellini ebenfalls — seine Primadonna Zucchi sehr verwendbar — seine Soubrette Kellogg ausgezeichnet — seine Altistin Philipps tüchtig. Aber sein Baß war schwach, sein lyrischer Tenor stimmlos, und seine Koloratursängerinnen waren nur Anfänger. Hoffentlich wird er in der nächsten Saison glücklichere Resultate treffen. Der Kern seiner Truppe ist gut, sein Orchester unter Bergmann's Leitung ausgezeichnet, und seine Befähigung als Direktor unzweifelhaft.

Wenden wir uns jetzt zu der deutschen Oper, so glaube man ja nicht, daß uns ein besseres Bild entgegentritt. Im Gegentheil, während bei den Italie-




nern nur einige Solisten nicht ganz am Platze waren, kann hier kaum Einer künstlerischen Ansprüchen genügen. Es nützt nichts, die Schwächen dieses Unternehmens mit dem Deckmantel der Liebe zudecken zu wollen — das giebt uns keine gute deutsche Oper. Wir setzen voraus, daß die Letztere wirkliches Bedürfniß nicht blos der hiesigen Deutschen, sondern auch des Landes ist. Ist dieses Bedürfniß vorhanden (und das kann wohl Keiner bezweifeln), dann muß Jeder Hand anlegen, damit wir zu einem tüchtigen Resultat gelangen. Das kann aber nicht dadurch geschehen, daß man aus sogenanntem Patriotismus den Schein für das Sein, den guten Willen für die That nimmt. Wenn hier überhaupt ein patriotisches Gefühl in Betracht kommen kann, so sollte es darin bestehen, den Amerikanern unsere Superiorität auch in unserer Oper zu zeigen.

Seit Jahr und Tag quält man uns hier mit einer sogenannten deutschen Oper, die von vornherein nichts weiter als eine Ruine war. Wir haben nichts gegen die Verwendbarkeit der Mitglieder, aber von dieser kann gewiß da nicht die Rede sein, wo Stimme verlangt wird. Das darstellende Talent einzelner Sänger ist sehr anerkennenswerth, das singende ist in den meisten Fällen gar nicht vorhanden. Es muß endlich einmal in klaren Worten ausgesprochen werden — eine stimmlosere Oper, als unsere sogenannte deutsche Oper, giebt's gar nicht. Der erste Tenor (ein tüchtiger Künstler) wurde schon vor Jahr und Tag in deutschen Blättern als stimmlos bezeichnet, und dennoch ist er ein wahrer Millionär (an Stimme) verglichen mit dem Bariton. Wir hätten nie geglaubt, daß es möglich wäre, eine ganze Oper durchzuächzen und durchzustöhnen; aber der Bariton versteht es, zum Amüsement der Nichtdeutschen und zur Beschämung unserer Landsleute. Sollen wir fortfahren, sollen wir über die Damen sprechen? Nein, im Grunde weiß jeder nur einigermaßen musikalisch gebildete Besucher der Oper, wie es damit bestellt ist. Jeder kann sich sehr bald überzeugen, daß die Truppe aus stimmlosen Künstlern und aus Anfängern besteht. Und die paar Mitglieder, die vielleicht zu den Ausnahmen gezählt werden könnten, sind schon auf dem besten Wege, das zu werden, was man als die Regel dieser Oper bezeichnen muß. Die eine der Primadonnen hat schon jetzt das Bischen Stimme verschrieen, das sie noch vor ein paar Jahren hatte. Warum? Weil sie à tout prix Rollen singen will, die weder für ihre Stimme, noch für ihre Individualität passen. Wer mit kleinem Material große Arbeiten unternehmen will, wird sehr bald den Letzteren unterliegen, und wer das Material besitzt und nicht zu handhaben weiß, wird sehr bald herausfinden, daß sein Material von Tag zu Tag kleiner wird. Der Baß der Truppe wird vielleicht in einigen Jahren die Wahrheit dieses Satzes empfinden.

Unter den Vorstellungen, welche diesmal dem Publikum geboten wurden, nahm die der Rossini'schen Oper „Wilhelm Tell“ die erste Stelle ein. Es war Feuer und Leben darin, und die prachtvolle Musik der beiden ersten Akte konnte deshalb auch nicht verfehlen, einen großen Eindruck zu machen; die Rütli-Scene war in gesanglicher Beziehung recht brav. Freilich, um den rechten Effekt






zu machen, muß das, was die drei Solisten zu singeu haben, gut zu Gehör kommen, sonst geht sehr oft die Harmonie verloren. Herr Wilhelm Formes sang den „Tell“, oder vielmehr er sprach ihn; für diese Partie scheinen uns die Stimmmittel dieses Sängers nicht auszureichen. — Die Herren Himmer und Weinlich leisteten in ihren Rollen Tüchtiges, und auch die Nebenrollen kamen gut zu Gehör. Das Orchester unter Leitung seines jungen Dirigenten., des Herrn Neuendorff,, spielte ganz offenbar mit Lust und Liebe, und somit war der Totaleindruck ein guter. Ob er aber mit andern Kräften nicht noch besser sein könnte, ob diese Kräfte zn haben sind, und ob es nicht möglich gemacht werden könnte, sie zu erlangen — dies sind Fragen, deren Erörterung wir uns für eine andere Gelegenheit aufbewahren wollen. Wir glauben nicht blos an die Berechtigung und Nothwendigkeit einer guten deutschen Oper in Amerika, sondern wir glauben auch an die Möglichkeit derselben, ohne daß es nöthig wäre, die Mittel des gegenwärtigen Budgets derselben zu übersteigen.

Wir müssen schließlich noch der fünften Soiree der Herren Mason und Thomas erwähnen, die außer dem Mozart'schen Streichquartett aus C No. 6 und dem Schumann'schen Pianoquartett aus Es-dur auch das große Streichquartett aus F No. 133 von Beethoven brachte, das letzte, das der Meister schrieb, und von seinen mysteriösen letzten Quartetten unbedingt das verständlichste und am populärsten gehaltene.

Vermischtes.

Mozart's Original=Partitur der Zauberflöte ist gegenwärtig der königl. Bibliothek zu Berlin anvertraut. Dem Besitzer, einem geachteten und begüterten Privatmann in Berlin, ist von Seiten des British Museum eine beträchtliche Summe für das literarische Kleinod geboten worden, allein man hofft dasselbe den vaterländischen Sammlungen zu erhalten, um so mehr als der Besitzer nicht gesonnen sein soll, der Bibliothek gegenüber seinen Geldvortheil wahrzunehmen, sondern die Ueberlassung der Partitur von anderen Bedingungen abhängig macht. Die Partitur ist in der musikalischen Abtheilung unter Aufsicht des Custus Herrn Espagne deponirt.

Es war im Jahre 1823, als Rossini auf seiner Reise nach London zum ersten Male nach Paris kam und dort einige Wochen sich aufhielt. Bei einem Mittagsmahl, welches Carafa seinem berühmten Landsmann zu Ehren gab, war auch Auber zugegen, der bei dieser Gelegenheit den „Schwan von Pesaro“ zum ersten Male in unmittelbarer Nähe sah. Nach Tische setzte der Maëstro, auf die Bitte seines Amphitryon, sich an's Clavier und sang die Arie des „Figaro“: "Largo al fattotum della cita“ aus seinem „Barbier“. „Nie werde ich“ — so erzählte Auber — „den Effect vergessen, den diese Produktion auf mich machte. Rossini hatte eine sehr schöue Baritonstimme und trug seine Musik mit einem Esprit und einer Verve vor, denen weder






Pellegrini, noch Galli oder Lablache auch nur nahe kamen. Und was seine Art zu accompagniren betraf, so war diese ganz wunderbar; nicht auf einer Claviatur, sondern auf einem Orchester schienen seine Finger einherzugalloppiren. Als er geendet hatte, betrachtete ich ganz unwillkürlich die Tasten; es schien mir als s ä h e i c h s i e r a u c h e n! Als ich nach Hause kam, hatte ich große Lust, meine Partituren in's Feuer zu werfen. Das wird sie vielleicht etwas erwärmen, dachte ich in meiner Entmuthigung. Und dann, wozu auch überhaupt Musik machen, wenn man sie nicht wie Rossini zu machen versteht?" (Oho!)

E i n e E p i s o d e aus dem Leben des österreichischen Feldmarschalls Landgrafen Philipp zu Hessen-Homburg verdient hier erwähnt zu werden. Nach dem Lüneviller Frieden, als sich der Prinz in seiner Stabsstation Lemberg als Major bei dem Infanterie-Regiment de Ligne befand, fiel ein höchst tragisches Ereigniß vor, welches das Gedächtniß des Prinzen zeitlebens in schmerzlicher Erinnerung festhielt. Es war im Sommer des Jahres 1803, als der Prinz mit einer Division des Regiments ausrücken sollte, um das Commando bei Vollziehung einer militärischen Execution zu führen. Ein Gemeiner des Regiments, Hesse von Geburt, war wegen zum dritten Male wiederholter Desertion zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt. Ein Versuch des Prinzen, dem Verurtheilten durch seine Fürbitte beim Obersten (Johann von Dalwich) des Regiments Begnadigung zu erwirken, war vor der Hand fruchtlos geblieben. Düster, aber gefaßt sah daher der kaum 24 Jahre alte, menschenfreundliche Prinz der Stunde entgegen, welche ihn zum Antritte seines ernsten Dienstes rufen würde. Da läßt ihn der Regiments-Commandant zu sich entbieten und übergiebt dem freudig Ueberraschten die Begnadigung des Verurtheilten, jedoch mit dem strengen Befehl, ihn zur Strafe seines Vergehens die Todesangst ausstehen zu lassen. Erst im entscheidenden Augenblick soll er das Wort „Gnade" aussprechen. Mit dem herzerhebenden Hochgefühl in der Brust, heute durch einen einzigen Laut Leben statt Tod zu geben, Leben einem Landsmanne, über den der Stab bereits gebrochen, einem Menschen, dessen Hoffnungsfunke verglommen war, stellte der junge Prinz seine Truppen an dem Orte auf, wo die strafende Gerechtigkeit ihr Sühnopfer fallen sehen sollte. Schon war der den Unglücklichen auf die Ewigkeit vorbereitende Priester bei Seite getreten, das Carré öffnete sich, die Kameraden mit den scharf geladenen Gewehren traten vor — da geschah es, daß diese, hingerissen von der Aufregung des Augenblickes und von dem übereilten Drange, der blutigen Pflicht sich rasch zu entledigen, aus unglücklichem Mißverständnisse trotz des Gnadenrufes des Prinzen Feuer gaben. Der Getroffene stürzt verscheidend zusammen, — fast zugleich mit ihm sinkt der Prinz besinnungslos vom Pferde. Während mehrerer Wochen fesselte eine schwere Nervenkrankheit, die Folge der erlittenen Gemüthserschütterung, den Fürsten an das Krankenbett. Der Gedanke, daß der bereits Begnadigte durch ein unglückliches Mißverständniß, durch das erst im kritischen Augenblick ausgesprochene Wort „Gnade!" dem Tode überliefert worden sei, quälte ihn fortwährend. Die Erinnerung an dieses Ereigniß schwand nie aus seiner Seele.

Reisender Agent für die Monatshefte:

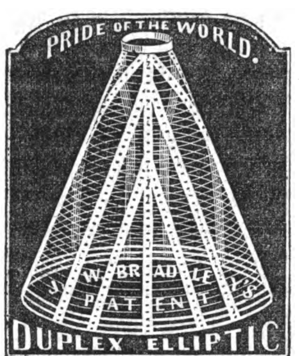
Carl Wieland.




FASHIONS FOR 1866.

Der neue Reifrock.

BRADLEY'S DUPLEX ELLIPTIC (or double) SPRING SKIRTS.



Sie biegen und brechen nicht wie die einfachen Reife, sondern behalten ihre anmuthige, vollkommene Form, wo drei oder vier gewöhnliche Reifröcke als unnütz fortgeworfen werden müssen. Jeder Reif besteht aus zwei fein gearbeiteten Stahlfedern, eng und fest, Rand an Rand, zusammengeschweißt, und bilden so zugleich die **stärksten, biegsamsten** und **leichtesten** Reife, die je fabricirt wurden. In der That übertreffen sie für den Gebrauch auf der Promenade, oder im Hause, in der Kirche, im Theater, in Eisenbahn- oder andern Wagen, im Gedränge &c. &c. alle andern. Bequemlichkeit, Dauerhaftigkeit und Billigkeit verbinden sie mit der eleganten Façon, welche DUPLEX ELLIPTIC zu den **Muster-Reifröcken der fashionabeln Welt** gemacht haben. Für junge Damen, junge Mädchen und Kinder sind sie mit nichts Anderm zu vergleichen.

Fragt nach

DUPLEX ELLIPTIC (or double) SPRING SKIRT.

Angefertigt allein bei

WESTS, BRADLEY & CARY,

den alleinigen Inhabern des Patents.

97 Chambers, und 79 & 81 Reade-Street, New-York.

Zu verkaufen in allen Läden ersten Ranges in den Vereinigten Staaten, Havana de Cuba, Mexico, Süd-Amerika, West-Indien und andern Ländern.

Staten Island.

Fancy Dying Etablishement.

Barrett, Nephew & Co.,

No. 5 und 7 John Street, 718 Broadway, } New-York.

No. 269 Fulton-, Ecke von Tillary Street, Brooklyn,
und No. 47 North 8te Straße, Philadelphia,

fahren fort, **Damen- und Herrenkleider** zu färben und zu reinigen; **seidene, Sammet, Merino** und andere **Kleider, Mäntel, &c.** werden mit Erfolg gereinigt, ohne aufgetrennt zu werden. Ebenso **Herrenröcke, Hosen, Westen** u. s. w.

Glacee-Handschuhe und **Federn** gefärbt oder gereinigt. Lange Erfahrung und Geschäftskenntnisse befähigen die Unterzeichneten, ihre Arbeiten mit Erfolg zu betreiben. Waaren werden per Expreß geholt und zurückgeschickt.

Barrett, Nephew & Co.,
5 und 7 John Street, und 718 Broadway, New-York,
269 Fulton-, Ecke von Tillary Street, Brooklyn,
und 47 North 8te Straße, Philadelphia.

C. F. ADAE,

Europäisches Bank- und Wechsel-Geschäft,

Cincinnati, Ohio.

CONSULAT fuer Preussen, Bayern, Wuerttemberg, Hannover, Sachsen, Baden, Oldenburg, Grossherzogthum und Kurfuerstenthum Hessen, Mecklenburg-Strelitz und Schwerin, Nassau, Sachsen-Meiningen und Altenburg und Frankfurt a. M.

C. F. ADAE, Consul.

Frei Missouri!

Die Missouri

Land-Gesellschaft.

CAPITAL . . . . . $500,000.

Office: No. 12 Nord 5. Straße,

St. Louis, Mo.

Direktoren:

E. W. Fox, von der Firma Pratt und Fox,
W. H. Maurice, früher Collector von St. Louis Co.
Madison Miller, Fond-Commissär der Pacific-Eisenbahn,
W. H. Benton, früher von der Firma Pomeroy und Benton,
Chas. H. Howland, Staatssenator.

Chas. H. Howland, Präsident,
W. H. Maurice, Vice-Präsident,
Madison Miller, Land-Commissär,
Felix Coste, Schatzmeister.

Die Gesellschaft verkauft und kauft Grundstücke aller Art.

Sie besorgt die Zahlung von Steuern für Nichtbewohner und beschäftigt sich mit der Ausbeutung oder dem Verkauf von

Mineral-Ländereien.

Sie besitzt außerordentliche Vortheile, um Capital in

westlichen Ländereien

anzulegen.

Sie leiht Gelder

auf rentable Grund-Eigenthums-Sicherheit

in Stadt oder Land aus, je nachdem dies gewünscht wird.

Einwanderer, welche eine Heimath suchen, oder **Agenten für Colonieen**, die große Strecken Landes zu lociren beabsichtigen, werden es in ihrem Vortheil finden, sich an diese Gesellschaft zu wenden.

Alle Anfragen werden prompt und unentgeltlich beantwortet.

Der Unterzeichnete ist mit den oben genannten Herren persönlich bekannt und giebt denselben gern das beste Zeugniß in Betreff ihrer hohen Respectabilität, Vertrauenswürdigkeit und Fähigkeit als Geschäftsleute.

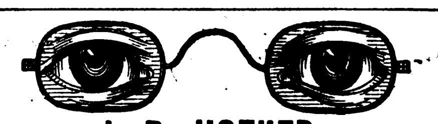
Friedrich Münch, Staats-Senator.

New-Yorker
Belletristisches Journal.

Erscheint wöchentlich in großem Format und eleganter Ausstattung. Enthält regelmäßig drei Originale-Novellen, europäische Correspondenzen, politische Rundschau, Besprechungen der Tagesereignisse und socialen Fragen, und eignet sich als scharfer Beobachter der amerikanischen Zustände, sowie wegen der

Geschichte des amerikanischen Bürgerkrieges

besonders zur Versendung nach Europa. Preis $5 per Jahrgang, 10 Cents die einzelne Nummer.



J. B. HOEKER,
PRACTICAL OPTICIAN,
312½ FULTON STREET,

Near Pierrepont, BROOKLYN.

Chs. Wehle,
Attorney, Counsellor at Law and Solicitor of Patents,
290 Broadway, Room No. 6, NEW YORK, and 200 Washington St., HOBOKEN.

Edward Mehl,
Nro. 156 und 158 Fulton St., New-York.

Restaurant und Importer

von

Rheinweinen und Emmenthaler Schweizerkäse, Wholesale und Retail zu den billigsten Preisen.

Aufträge von auswärts werden prompt ausgeführt.

Fleischmann & Ulrichs,
71 New St., New-York.

Importeure von europäischen Produkten, Früchten u. s. w.,
Kommissionsgeschäft in amerikanischen Produkten.

Holoway's Pillen und Salbe.
Ein Wort an die Damen.

Gesundheit ist die Quelle der Schönheit. — Sprossen, Finnen und alle Hautkrankheiten. — Eine reine Gesichtsfarbe ist nicht nur die wesentlichste Bedingung weiblichen Liebreizes, sondern auch ein augenscheinlicher Beweis der Gesundheit, während eine fahle Complexion, Finnen und alle krankhaften Eruptionen eine Störung des Magens und der Leber verrathen. Auf diese Organe wirkt das berühmte unter dem Namen Holloway's Pillen bekannte Heilmittel mit einer Sicherheit, Präcision und Schnelligkeit, welche in der medizinischen Wissenschaft ohne Gleichen dastehen, während die Salbe die feinen Kanäle der Haut reinigt und dieser zarten Umhüllung einen unvergleichlich schönen, ruhigen Anhauch verleiht. Alle, welche Gesundheit und Schönheit schätzen, sollten sich vor Cosmetics hüten, indem diese nicht nur äußerlich schaden, sondern auch der Gesundheit gefährlich sind. 158




Deutsch-Amerikanische Monatshefte

für

Literatur, Kunst, Wissenschaft und öffentliches Leben.

Redigirt von

Rudolph Lexow.

III. Jahrgang. I. Band. 1866. Juni-Heft.

Der deutsche Sonntag in Amerika.

Von **C. L. Bernays.** (St. Louis.)

Von der eifersüchtigen Juno verfolgt, flieht Latona über Berg und Thal. Vom Durst gequält, will sie an einem See trinken. Die Bauern verhindern sie daran. Dafür verwandelt Latona sie in Frösche.

Das schöne Gemälde von Rubens, dessen Gegenstand diese Götterfabel ist, wird wohl manchem Besucher der Münchener Gallerie erinnerlich sein. Die Bauern, welche der flüchtigen Göttin am nächsten stehen, sind schon vollständige Quacker. Die nächst hinter diesen stehenden haben bereits Froschgesichter, und alle ihre Glieder nähern sich der Froschgestalt. Die Hintersten sind erst grünlich angelaufen und fangen an, die Miene in's Froschartige zu verziehen. Die Froschwerdung des Menschen ist in allen Stadien dargestellt. Doch ist das Alles nur gemalt. Man sieht nur Farben und die äußere Gestalt. Ob sich wohl die Physiologen der damaligen Jugendepoche der Erde auch Rechenschaft gegeben haben über den i n n e r e n Verwandlungsprozeß der Menschennatur in die Natur der Frösche?

Wir überspringen einen Zeitraum von 100,000 Jahren. Wir begegnen ungeheuren Menschenschwärmen, 200,000 alle Jahre und mehr, die sich aus Europa, vielleicht 20,000 alljährlich, die sich aus Asien nach Amerika flüchten. Der neue Welttheil nimmt sie auf, und verwandelt Angelsachsen und Germanen, Slaven, Celten und Romanen in Amerikaner. Haben w i r uns schon volle Rechenschaft gegeben über die Natur dieses merkwürdigen Prozesses? Was ist es, was schon nach wenigen Jahren die gekrümmte Wirbelsäule eines überschafften Odenwälders gerade richtet? was den starren Zügen der norddeutschen Bauern Beweglichkeit giebt? was schon vor Ablauf des ersten Lüstrums den schwäbischen Bauer antreibt, seine Zeitung zu lesen? was ihn zwingt, eine politische Versammlung zu besuchen? was ihn nach z e h n Jahren etwa befähigt, das Amt eines Friedensrichters zu bekleiden, ihn, der niemals eine Zeile in einem Gesetzbuch gelesen, und dessen leiblicher Vetter zu Hause fünfzehn volle Jahre auf niedern





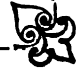

und hohen Schulen zugebracht, um sich auf eine ähnliche Würde vorzubereiten? Wie geht es zu, daß seine hier geborenen Kinder so leicht Englisch sprechen lernen und die englische Sprache der eigenen Mundart vorziehen? daß ihr Betragen gegen Fremde, unter einander und ganz besonders gegen die Frauenwelt so vollkommen geändert erscheint? Was ist es, was ihnen das ihren Eltern fast gänzlich unbekannte Unabhängigkeitsgefühl eingeimpft hat?

Es ist das demokratische Leben; es ist der Umgang mit sich ihrer Unabhängigkeit bewußten Menschen; es ist die Wahrnehmung, daß Wohlstand und Behagen der unfehlbare Lohn und Erfolg von beharrlicher und intelligenter Arbeit sind; es ist Amerika, was den Europäer unfehlbar über kurz oder lang zum Amerikaner macht. Mag er sich noch so störrisch dagegen wehren; mag er mit dem Klima hadern; mag er sich aus Abneigung gegen das Klima das Leben noch so sehr erschweren; mögen auch Fieber und Diarrhoe sich zu Bundesgenossen seines Vorurtheils machen; mögen es auch ideologische Ueberschätzer des Alten und Nichtsnutzigen versuchen, in ihren Zeitungen die Sehnsucht des sich Entpuppenden nach der alten Larve zu bestärken — Alles umsonst! Gegen die Amerikanisirung der Europäer giebt es kein Mittel, als von Amerika fern zu bleiben.

Einer der widerspenstigsten Patrone in diesem Amalgamirungsprozeß ist der deutsche Sonntag. Es giebt keinen einzigen deutschen Wochentag in Amerika. Vom Montag bis zum Samstag sträubt sich Keiner gegen die Fülle, mit der die Wochentage in ihrer amerikanischen Emsigkeit den fleißigen Fremden beschenken, — der Sonntag ganz allein wehrt sich für seine Lustigkeit und für seine deutsche religiöse Indifferenz gegen seine Metamorphose in den ernsteren, beschaulichen amerikanischen Ruhetag. Wird es ihm nicht gelingen, sich unberührt von amerikanischen Einflüssen zu erhalten?

Selbst wenn dies Land und Volk ihren Grundcharakter der deutschen Einwanderung verdankten, was zu ganz unschätzbarem Vortheil für die Deutschen nicht der Fall ist, würde dennoch unser deutsches Wesen radikalen Veränderungen gerade so unterworfen gewesen sein, als ihnen das angelsächsische Wesen unterworfen war. Ein Land von so wesentlich verschiedenem Charakter als es die Ver. Staaten im Vergleich mit Mitteleuropa sind, modelt die Menschen und ihre Gebräuche unabwendbar nach seinen Eigenthümlichkeiten um, und gegen die Kräfte, die diesen Prozeß durchsetzen, verschwindet der menschliche Eigenwille und verschwendet nutzlos seine Kraft.

Die erste, die direkt eingewanderte Generation, lebt wie in so vielen andern Gegensätzen, auch im Gegensatz des amerikanischen und des deutschen Sonntags. Je näher sie noch zu der alten Heimath steht, desto tiefer versenkt sie sich in Vergleiche. Wo das unmittelbare Interesse ins Spiel kommt und nur der Verstand entscheidet, da schlagen schon in der ersten Generation die Vergleiche zu Gunsten der neuen Gebräuche aus. Die alte Axt, die schwerfälligen Pferdegeschirre, die gewohnte Behandlung des Ackers, die alle beim ersten Betreten des amerikanischen Bodens vom Einwanderer unendlich besser gefunden




waren als das neue amerikanische Werkzeug, als die hiesige Bespannungsweise und Bodenkultur, weichen zuerst. Deutsche Begriffe von guter Polizei und Justiz halten schon viel länger nach; — der deutsche Sonntag stirbt kaum mit der Generation, die ihn importirte, und dieweil denn die Einwanderung wohl noch ein Jahrhundert fortdauern mag, und die ersten Generationen sich immer wieder noch eine ziemliche Weile erneuern werden, so mag es sehr wohl geschehen, daß in jener fernen Zukunft der amerikanische Sonntag einen Charakter angenommen haben wird, gegen den die heutigen deutschen Vorwürfe vielleicht grundlos geworden sind, ohne deswegen gegen die Ausstellungen der in einem Jahrhundert erst Einwandernden gesichert zu sein.

In den Ver. Staaten entwickelt sich Alles von der Basis der Demokratie aus. Wenn die Demokratie der Religion entwachsen sein wird, dann hat der Sonntag seinen religiösen Charakter verloren. Als ein der Gesundheit des Körpers und des Geistes unentbehrlicher Ruhetag, als ein regelmäßig wiederkehrender Rasttag von mehr oder minder schwerer, unschöner und am Ende trotz aller Erleichterungen nothwendiger Weise anhaltender Arbeit, wird der Sonntag wohl in alle Ewigkeit bestehen, und seine Begehung, wenn sie auch kraft des Gesetzes in jedes Einzelnen freies Ermessen gelegt sein wird, wird trotzdem nothwendiger Weise einen allgemeinen Charakter annehmen, der — man kann darauf schwören — den Deutschen, die in hundert Jahren von heute einwandern, auch wieder nicht gefallen wird.

Der heutige amerikanische Sonntag ist ein vollkommen consequentes Resultat der gesammten amerikanischen Volksanschauung. Dieser Umstand hat den deutschen Parteikleppern unendlich viel Kopfbrechens gemacht. Da sich für diese Menschen, gerade so wie für die amerikanischen Parteiklepper, Alles nur um die nächste Wahl dreht, und da der deutsche Sonntag eine Wahlpeitsche ist, die der deutsche politische Hauterer auch nicht eine einzige Sekunde aus der Hand legt, und da amerikanische Radikale gerade so wie amerikanische Demokraten auf ihrem Sonntage beharren, so entsteht jedesmal die Frage, auf welche Weise man steuern müsse, um den sogenannten Kopfhängern unter den amerikanischen Radikalen zu entgehen ohne den Kopfhängern unter den amerikanischen Demokraten in die Hände zu fallen. Natürlicher Weise finden sich dann amerikanischer Seits immer einige Aemterjäger, die ihr Amerikanerthum wenigstens zeitweise, bis sie das Amt haben, gegen deutsche Stimmen umsetzen, und die persönliche Niedertracht oder eine Art plötzlicher, höchst individueller Sinnesänderung irgend eines Candidaten hilft dann dem perplexen Parteihauterer über die Schwierigkeit. Er hat einen Candidaten wie er ihn braucht, radikal, oder demokratisch und deutsch-sonntäglich zugleich — und damit ist seine Parteiseele salvirt. Kein Mensch wird es von vorn herein bezweifeln, und persönliche Kenntniß bestätigt die Annahme, daß in der Regel diejenigen Menschen, die sich unter ähnlichen Umständen von der allgemeinen Richtung ihres Volkes lossagen, zu den untergeordneten Menschen gehören. Ein Amerikaner, der sich in der Sonntagsfrage auf die deutsche Seite stellt, ist in der







Regel ungefähr ebenso weit her als diejenigen Leute im Süden, die da behaupten, selbst während der Rebellion Unionsmänner gewesen zu sein. Ich habe gefunden, daß von je zehn sogenannten Unionsmännern im Süden gut zwei Drittheile erbärmliches Pack sind, und gerade so constant ist meine Erfahrung, daß diejenigen Amerikaner, die sich von ihren Landsleuten in der Sonntagsfrage trennen, zu der allergeringsten Sorte von Amerikanern gehören. Zum deutschen Sonntag gehört ein deutscher Mensch, und ein Deutscher erster Generation in diesem Lande, der dem amerikanischen Sonntag das Wort redet, wird, wenn er nicht gerade schon in Deutschland zum Mucker erzogen wurde, eben auch nur die allererbärmlichsten Gründe für seine Abtrünnigkeit haben. Ein deutscher Mensch aber, der eine genügende Zeit hier gelebt, um die Thatsache beobachtet zu haben, daß es nicht nur amerikanische Sektenmitglieder sind, welche den „Sonntag im Wirthshaus" verabscheuen, sondern daß die Millionen von Amerikanern, die zu keinem bestimmten Kirchenverbande gehören und die überhaupt fast niemals eine Kirche besuchen, dennoch am Sonntag geräuschvolle öffentliche Vergnügungen vermeiden, und sich lieber — wer weiß, ob dem so ist — „zu Hause tödtlich langweilen", als in Wein- und Bierschenken herumzuliegen, darf nicht von sich behaupten, er sei auch ein gebildeter Mensch, wenn er dieser amerikanischen Uebung Heuchelei unterschiebt, und wenn er dafür keinen anderen Erklärungsgrund findet, als gerade dieses Laster, das in einem freien Lande am allerwenigsten Veranlassung zu nationaler Ausbreitung findet.

Zwei Entwickelungen, im Ganzen nicht mehr verschiedener Art als die katholische und die reformirte Anschauung überhaupt auseinander liegen, laufen hier neben einander her, bis sie sich in einem Dritten, Neuen auflösen. Das, was wir hier den deutschen Sonntag heißen, ist katholischen Ursprungs. Der katholische Sonntag ist in der ganzen Welt der heitere Sonntag. Er hat sich in den protestantischen Ländern Deutschlands selbst über die Reformation hinaus erhalten. Der heitere Sonntag herrscht in Frankreich und in Italien ununmschränkt. An die Kirchen angebaut wie die Schwalbennester, sind Cafe's „Weinspelunken", und mit den Glocken des Kirchthurms zusammen klingen die Gläser um die Wette. Der Herr Pfarrer selber ist zehn Minuten nach der Vesper mitten unter den Gästen, womöglich in den Weinstuben, zu sehen, und erst in den allerletzten Jahren hat die Furcht vor Spöttern in Bezug auf den katholischen Clerus überall eine strengere Sonntagsdisciplin herbeigeführt; die katholischen Geistlichen trinken jetzt ihren Schoppen am Sonntag meistens zu Hause statt im Wirthshaus. Ein sichereres Bollwerk gegen das freie, kritische Denken als die Schlemmerei und Völlerei, konnte der Glaube nicht um sich erheben; ein angenehmeres Joch als frivole Heiterkeit, konnte er nicht ersinnen. Bei den Deutschen kam ihm die Anlage zur schwerfälligen Trunksucht nnd Romantik gerade so gelegen, als bei den Franzosen die leichtfertige, frivolere Lebensanschauung. Ueberall unterstützte er den Sinnestaumel; sogar der Sentimentalität war er fremd, und die grellen, direkten Sinnesgenüsse waren seine mäch-







tigsten Bundesgenossen gegen das selbstständige Denken der Massen. Der lustige Sonntag war der natürliche Vormund des frommen Sonntags, der Mummenschanz der Zwillingsbruder der Fastenzeit, und wie der Bettel die einträglichste Finanzpolitik des Glaubens gewesen, so waren Romantik und Frivolität seine unverfänglichsten und unfehlbarsten Polizisten. Der umnebelte Verstand, der durch Genüsse gebrochene Wille, die zwischen schwere Arbeit und rohen Genuß getheilte Zeit sind die unfehlbaren Beitreiber des Glaubens gewesen und sind auch heute die mächtigsten Hülfen des politischen Despotismus. Könnten die Deutschen ihre Romantik, ihr Bier und ihre Musik auf ein einziges Jahrzehnt gegen die blanke Münze von politischem Verstand, von klarer Erkenntniß ihrer Lage, von Entschiedenheit und präcisem Wollen versetzen, statt daß sie das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch ihre nationale Selbstständigkeit, Einheit und Freiheit zu ertrinken, zu eressen, zu ersingen und zu erfaseln sich bestreben, sie würden dabei sicherlich viel besser fahren.

Doch kann dies einmal nicht sein, und neben einander, vermuthlich für eine noch sehr lange Dauer, werden die wenigen großen, sich selbst beherrschenden deutschen Denker und das von Romantik und Genußsucht umnebelte und beherrschte deutsche Volk, ohne jede äußere Verbindung und ohne jedes greifbare Resultat, her laufen. Die Romantik wird die deutschen Biertrinker, die deutschen Zweckesser und die deutschen Musikfestler mit Stolz auf ihre Kants, Fichtes und Hegels erfüllen; die Kanonen und die Bayonnette aber werden wie bisher vom politischen Verstande und von energichem Willen commandirt sein.

Der Sonntag ist der Tag der allgemeinen Heiterkeit für die ganze katholische Welt, und namentlich ist er es so für die arbeitenden Klassen. Die ganze Religionspolitik des Katholizismus erfordert den heitern Sonntag, und wenn immer die ersten, um Weniges strenger gefeierten Festtage auf Sonntage fallen, dann ist ihnen ein zweiter Feiertag beigegeben, an welchem eingeholt wird, um was man an Lust und Genuß am ersten Tage etwa zu kurz gekommen war. Der Pariser Sonntag vor der Barriere, der römische Sonntag jenseits der Tiber überbieten an Heiterkeit und unmittelbarer Freude den Sonntag jedes andern Volkes — und doch hat der Deutsche am Pariser Sonntag unendlich viel auszusetzen. Warum? Der Pariser trinkt Wein und tanz Cancan — der Deutsche möchte lieber Bier und seinen Walzer haben! Ja, wenn ich heut in Bernheim, oder in Sachsenhausen, oder auf der Mainlust, oder in der schönen Aussicht, oder auf dem Waldschlößchen wäre! ruft er gerade so mitten unter den heitersten Sonntagsfreuden der Pariser aus, als er sich hier inmitten des ihn langweilig drückenden amerikanischen Sonntags nach einem Biergarten mit seiner sentimentalen Tanzmusik sehnt.

Kein Volk ist bei dem anderen vollkommen zu Hause. Geht's dem Fremden noch so gut, so ist er mit dem neuen Guten allein nicht zufrieden, er möchte auch noch das alte Gute dazu haben. Der Deutsche erschafft sich an



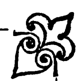



den Wochentagen in Amerika viel mehr, als er sich daheim erschaffen konnte — ist es geschaffen, so möchte er es am liebsten so genießen, wie er es draußen genossen. Das mehr Verdienen und das leichter Erwerben an Wochentagen lernt sich schon leichter ertragen — die geringste Entbehrung am Sonntag verschmerzt sich nicht so bald. Ein tüchtiger deutscher Mann in New-York — ich will ihm seine glückliche Beobachtung nicht stehlen — sagte einst zu mir: Der Unterschied zwischen einem Amerikaner und einem Deutschen besteht darin, daß der Amerikaner ein Spitzbube ist so lange er erwirbt. Ist er aber reich geworden, dann macht er gewöhnlich den generösesten Gebrauch von seinem Gelde für Freunde und für's Allgemeine. Der Deutsche dagegen ist in der Regel ehrlich so lange er erwirbt. Seine Lumperei fängt gerade dann an, wenn die des Amerikaners aufhört. Der reiche Deutsche ist theilnahmlos für's Allgemeine; sein Reichthum fördert kein edles Streben — er dient nur seinem eigenen Ich. Ich lasse es unentschieden, in wie weit dies Bild wohlgetroffen ist; eine Thatsache aber ist es, daß der Deutsche nicht einen einzigen Schoppen Bier am Sonntag der amerikanischen öffentlichen Meinung opfern will, während der Amerikaner seinen Reichthum selbst für spezifisch deutsche öffentliche Anstalten auf's Bereitwilligste anbietet. Unter hundert Beispielen dieser Art erwähne ich nur ein einziges. Ich hatte mir vor etwa drei Jahren vorgesetzt, einem der populärsten deutschen Dichtergelehrten eine Bibliothek amerikanischer Originalwerke zum Geschenk zu machen. Ich wendete mich um Beiträge an Amerikaner und Deutsche gleichmäßig. Von etwa 400 Bänden erhielt ich 20 von Deutschen; den Rest gaben mir mit größter Bereitwilligkeit **amerikanische** Freunde.

Angesichts der unumstößlichen Wahrheit, daß die von der Hierarchie so geschickt benutzten Excesse der Sinnesgenüsse den freien Gebrauch des Verstandes hemmen, und, zur Gewohnheit ganzer Völker geworden, ihre politische Entwickelung verzögern, wenn nicht gar vollkommen unmöglich machen, scheint mir die Propaganda für Einführung des deutschen Sonntags in Amerika mit seinem Appendix von der hohen Culturbedeutung des Bieres ein unverantwortlicher Unfug zu sein. Um diese Propaganda vor dem eigenen besten Wissen plausibel zu machen, hat man den heitern deutschen Sonntag mit der deutschen Philosophie in Zusammenhang gebracht, während man das amerikanische professionelle Temperenzwesen, allerdings nur allzu sehr dazu berechtigt, als Ausschuß engherzig amerikanisch religiöser Begriffe und Anschauungen bezeichnete. Daß Mäßigkeit in Sinnesgenüssen der größte Segen für dieses Land sein müßte, und daß man darauf hin mit allen Mitteln der Intelligenz und wahren Aufklärung arbeiten sollte, davon spricht der deutsche Sonntags-Propagandist niemals. Statt daß er Angesichts der begreiflichen Wirkungslosigkeit des religiösen Muckerthums auf Veredlung der Sitten, auf Mäßigkeit und Decenz in allen Genüssen, diese Zwecke auf rein sittlichem und verstandesmäßigem Wege zu erreichen strebte, macht er lieber die deutsche Philosophie zum Deckmantel gerade seiner zweifellosesten Schwächen. Die Religion, die ihm den lustigen Sonntag gegeben,





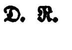


möchte er los sein; die Religion, die den beschaulichen Sonntag einführt, haßt er noch mehr. Ohne eine Autorität für seine ihm unentbehrlich gewordenen Gewohnheiten kann er nicht sein, und da begeht er denn die unerhörte Blasphemie, die deutsche Philosophie zum Vertreter des deutschen Sonntags und seiner Bierbummelei zu machen. Die amerikanische Arbeitswoche, gekrönt mit dem deutschen Sonntag — was kann es Herrlicheres geben!

Den deutschen Sonntag erfüllt das deutsche Trinken*). Amerikaner und Deutsche trinken, und beide trinken gerade so auf verschiedene Weise, als sie in allem Uebrigen verschieden sind. Der ungemüthliche, Zeit wie Geld werthschätzende Amerikaner weiß nichts von dem Zeit und Geld raubenden Trunk des Deutschen. Sein Trinken hat abscheuliche Seiten — aber das deutsche Trinken hat sie in noch höherem Grade. Das amerikanische Trinken ist stets ein individuelles Laster. Es führt die Hand an den Revolver, es stürzt den Kopf in's Delirium. Das deutsche Trinken ist ein allgemeiner Unfug und hat ein Volk von Philistern erzeugt. Das Trinken macht viele Tausende von Amerikanern zu Rowdies, es giebt dem ganzen deutschen Volk seinen schwerfällig romantischen Grundcharakter. Beide Völker, wie alle Völker, trinken um die abgespannten Nerven zu reizen, und um sich künstlich in einen Zustand höherer Erregung zu versetzen. Der Deutsche verwendet dazu größere Quantitäten von Flüssigkeit, auf die der berauschende Alkohol vertheilt ist; der Amerikaner trinkt sein Quantum Alkohol in concentrirterer Form. Daher ist die Zeit, die der Amerikaner vertrinkt, unbedeutend gegen die vom Deutschen trinkend consumirte Zeit. Darum ruinirt auch das amerikanische Trinken den Trinker rasch; das deutsche Trinken versimpelt den Trinker sicher. Darum erscheint dem Amerikaner selbst sein eigenes Trinken so abscheulich, daß es ihn sehr häufig zur plötzlichen Abstellung bringt. Das deutsche Trinken ist scheinbar so unschuldig, ja es gilt für eine so tief im Deutschthum wurzelnde Tugend, daß sich's kaum jemals Einer abzugewöhnen für ersprießlich hält. Beim Amerikaner fast jedesmal ein Exceß, ist es beim Deutschen ein sogar häufig mit Pedanterie begleiteter systematischer Gebrauch. Das amerikanische Trinken ist meist ein Laster, das deutsche Trinken ist ein Attribut des deutschen Lebens. Für den Ersten stets ein isolirter, wenn auch sich nur allzu oft wiederholender Akt, ist es bei dem Letzten ein zum Ensemble seiner Nationalität und seines geselligen Lebens gehöriger Grundzug. Der Deutsche verbindet das Trinken wo möglich mit Allem — er hat einen entschiedenen Hang für das Wirthschaftsgeschäft. Er trinkt wo möglich beim Turnen, beim Lesen, beim Musiciren und beim Politisiren — jede deutsche Anstalt in Amerika, bei der nicht getrunken wird, zerfällt. Den freien Sonntag ganz oder zum größten Theil zu vertrinken — dies ist der wahrhaftige Inhalt des der Philosophie in die Schuhe geschobenen und die Cultur befördernden

*) Das gilt aber doch nur für Amerika, und es würde anders damit sein wenn, wie in Deutschland, andere, edlere Genüsse erreichbar wären, was eben der puritanische Sonntag verhindert.

D. R.








deutschen Sonntags. Die philosophischen Systeme, die historischen Arbeiten, die großen öffentlichen Lehranstalten, die Schauspielhäuser, die Kunstakademieen, die Sternwarten, die öffentlichen Bibliotheken u. s. w., die unsere fünf bis sechs Millionen zählende deutsche Bevölkerung in den Ver. Staaten hergestellt hat, sind der sprechendste Beweis für die Cultur befördernde Wirkung des deutschen Sonntags mit seinem obligaten Bierconsum. Was hat dagegen der langweilige Amerikanismus und der noch viel langweiligere Puritanismus aufzuweisen? Nichts, gar nichts, als ihren unerträglich langweiligen Sonntag!

Wahrlich, ich bin der letzte Mensch auf dem Erdboden, der irgend einem Schatten von Intoleranz das Wort redete. Wenn aber Herr Bancroft mit Fug das Verbrechen sectirerischer Intoleranz bei den Puritanern durch die Laster, welche die Ausschweifung unter den Cavalieren erzeugte, für aufgewogen hält, und wenn er dann die Motive, Bestrebungen und Resultate Beider mit einander vergleicht, und den Puritanern das große Lob als Ueberschuß ertheilen muß, daß sie die Größe dieses Volkes auf dem Grundsatz allgemeiner Erziehung aufgebaut, und daß sie in die Herzen der Menschen die unzerstörbaren Grundsätze demokratischer Freiheit eingepflanzt haben, — dann müssen mir die Propagandisten des deutschen Sonntags erst mit ganz anderen Resultaten, als den bisher erzielten, entgegenkommen, ehe ich zu ihrem Vortheil das System verdamme, das neben solcher staunlichen Schöpfung, wie es diese Union ist, allerdings auch den mir selbst antipathischen amerikanischen Sonntag hervorgebracht hat.

Daß die deutsche Philosophie mit dem deutschen Sonntag in keinem näheren Verwandtschaftsverhältniß steht, als daß die Herren Schelling, Fichte, Kant und Hegel am Sonntag vielleicht einmal in einem Biergarten gewesen sind, das liegt auf der Hand. Der deutsche Sonntag ist immer noch ein Ueberbleibsel vom religiösen Sonntag und durchaus kein Produkt der Philosophie, des Indifferentismus oder der Freidenkerei; ja der heitere Sonntag ist orthodox katholisch geblieben, trotz Philosophie und Reformation; er wird vielleicht noch ein Jahrtausend lang die schönste Erinnerung an eine Religion bleiben, die neben so vielen Irrthümern doch den großen Vorzug hatte, daß sie den natürlichen Trieb des Menschen zur Freude und zum Genuß, wenn sie ihn auch ausbeutete, doch nicht in Sentimentalität verheuchelte. Der katholische Glaube hat starke Menschen erzeugt — stark im Herrschen nnd stark im Dulden; stark im Genießen und im Entbehren; stark in der Freude und stark in der Ergebung. Die Schmachtlappen, die Weltschmerzler, die Kopfhänger und die Sentimentalen, die Liberal- und die Radicalthuer sind anderen, neueren Ursprungs. Nur die Armen im Geiste, die da meinen, um ein rechter Fortschrittler zu sein, dürfe man kein gutes Haar am Katholizismus lassen, nur Die sind gezwungen, wenn sie dem Bier am Sonntag das liberale Mäntelchen umhängen, zu behaupten, daß die deutsche Philosophie den deutschen Sonntag geschaffen habe. Nur Diejenigen, denen es angeboren und anerzogen ist, vor Jemandem zu kriechen, und die daher das Wesen der Demokratie auch nur als ein Kriechen vor der







Majestät des Volkes begreifen, und die darum gerade seinen schlechtesten Eigenschaften, weil sie am verbreitetsten sind, am meisten schmeicheln, nur Diejenigen müssen die Permanenz des Trinkens durch irgend einen Nimbus verherrlichen; und da man zum Nimbus am besten dasjenige verwendet, wovon die Wenigsten etwas verstehen, so kleiden unsere deutschen Demagogen das Trinken am Sonntag in das Gewand der deutschen Philosophie. Wer nicht mehr stark im Glauben ist, der sollte stark im Denken sein — zum starken Denken gehört ein freier Geist — und frei ist allein der mäßige Mensch. Die Bierbummelei predigen und dabei den Fortschritt und die Philosophie im Munde führen, ist wohl die barockste Gattung von Heuchelei, die es giebt.

Sind die Kategorieen von gut und böse auf große Charakterzüge irgend eines Volkes überhaupt anzuwenden, so gehört offenbar das stereotype Trinken oder das Gewohnheitstrinken bei allen Völkern zu den schlechten Angewöhnungen. Ich rede hier nicht von dem Trunke, der angeblich nur aus Gesundheitsrücksichten genommen wird, noch von den bösen Wirkungen des Gewohnheitstrinken, das sich auch nicht einen einzigen Tag in der Woche nehmen lassen will. Ich kann unbeschadet meines Argumentes zugeben, daß sie bei weitem in dem Maße, wie dies religiöse Mäßigkeitsprediger behaupten, nicht existiren. Offenbar aber haben die Völker neben dem gewohnheitsmäßigen Genuß alkoholhaltiger Getränke auch noch andere charakteristische Beschäftigungen oder Triebe, und unter diesen giebt es bessere als das Gewohnheitstrinken. So sind z. B. bei dem deutschen Volke der aventuröse Trieb seiner Ausbreitung über den ganzen Erdball, die Gewöhnung an kritische Beobachtung, der Hang zu Genüssen tief sinniger Art, wie zur Musik und zur Metaphysik, das eigenthümlich rasche Verschmelzen mit fremden Elementen, das schnelle Erlernen anderer Sprachen u. s. w. — Alles Eigenschaften, die offenbar weit über dem gewohnheitsmäßigen Trinken stehen; und dennoch gilt gerade hier die Vertheidigung des Bierhauslebens als vollkommen gleichbedeutend mit der Vertheidigung des tiefsten deutschen Wesens. Eine deutsche wissenschaftliche Anstalt mag aus Gleichgültigkeit gegen höheres Streben untergehen — ein Local-Item von sechs Zeilen umfaßt den ganzen Schmerz, den ein deutscher Journalhauterer darüber empfindet; aber die geringste polizeiliche Ueberwachung oder Beschränkung eines Bierhauses entlockt ihm Monate lang Ströme indignirten Freiheitsgefühls, Stoßseufzer philosophischer Kränkung. Um den radikalthuerischen Zeitungshauterer concentrirt sich das ganze sociale Leben des Deutschthums im Bierhaus.... unumschränkte Herrschaft des Biers auch am Sonntag ist ihm das Höchste, was er kennt. Sechshundert, wenn nicht Tausend deutsche Bierhäuser auf sechszig Tausend deutsche Einwohner — das ist sein Element. Wo dieses glorreiche Verhältniß besteht, da verzichtet er selbst auf die leiseste Anspielung, daß diese 60,000 Deutschen nicht eine einzige gute höhere Knaben- oder Töchter-Schule, keine einzige wissenschaftliche Anstalt, kein respektables Theater, keine Bibliothek, kein Hospital, ja nicht einmal einen einzigen anständigen Gasthof haben! Im Dasein von 1000 Bierlokalen ist ihm deutsche Ge-







lehrsamkeit und Philosophie, deutsche Kunst und deutsche Erziehung genügend repräsentirt; — daß die deutsche Politik dort am kühnsten, am liberalsten, am entschiedensten und bewußtesten repräsentirt ist, daran zu zweifeln, gilt ihm geradezu als Hochverrath am Deutschthum und an der Union.

Zum Glück kennen die politischen Hauterer den mächtigen Einfluß der deutschen Einwanderung auf die Entwickelung des amerikanischen Volkscharakters viel zu wenig; — sie würden ihn ohne Zweifel schwer gefährden, wenn sie seine wahrhaftigen Elemente zum Gegenstand ihrer Phrasendrescherei machten. Die bloße Anwesenheit eines Millionen zählenden Volksstammes, dessen praktische Thätigkeit überall das Nahe, das Sichere und das vergleichsweise Kleine vorzieht, dessen Denken dagegen sich absolut gar keine Grenzen gefallen läßt, selbst dann nicht, wenn sie so weit hinaus gesteckt sind, daß sie noch für Jahrhunderte einen hinlänglich weiten Spielraum für jede Geistesthätigkeit bieten, unter einem Volke, das, nahezu gleichgültig gegen das Erworbene, für seine Thätigkeit die größtmöglichen Combinationen sucht, sich in seinem Denken aber stets zusammenfaßt — dies allein ist, abgesehen von den sich alltäglich bietenden, beiden Volksstämmen ununterbrochen aufgezwungenen Vergleichen ihrer Verschiedenheiten, unendlich wirksamer, als der unaufhörliche Vorhalt des deutschen Sonntags, in welchem das sociale deutsche Wesen sich zu concentriren vorgiebt. Der deutsche Geschäftsmann und der deutsche Ackerbauer, der deutsche Arzt und der deutsche Ingenieur, wirken absichtslos und indirekt wesentlicher und tausendmal wohlthätiger auf den Amerikanismus, als alles Sonstige zusammengenommen. Mit allem Uebrigen wirkt das Deutschthum fast ausschließlich nur auf sich selbst zurück. Die Deutschen in Amerika haben einen Eifer und eine Hartnäckigkeit zu Gunsten gewisser national-amerikanischer Richtungen bewiesen, welche die deutsche Nation zur Durchsetzung ihrer eigenen Sache niemals findet, — ihr direkter, gewollter und auf diese Weise erzielter Einfluß auf das Amerikanerthum läßt sich beim besten Willen kaum in schwachen Spuren nachweisen. Bei dem Bewohnen desselben Landes ist ein unaufhörliches Ineinanderströmen von Geist und Sittlichkeit, gerade weil es durch ein unendlich reiches und feines Geäder geschieht, absolut unausbleiblich — der pretentiöse Strom von Deutschthümelei und Deutschdickthuerei, der sich von unseren wirklichen und gedruckten Bierhäusern aus über den Amerikanismus ergießt, verfehlt seine beabsichtigte Wirkung durchaus. An einer halben Million von Repräsentanten der deutschen Bohème möchte das Amerikanerthum vielleicht bersten — der aus seinem Ruin für die Welt entspringende Vortheil läßt sich wohl vor der Hand noch nicht discutiren; eine nach vielen Millionen zählende deutsche Einwanderung wird den Amerikanismus durch ihre Anwesenheit und durch ihren Untergang*) mit Elementen von Innerlichkeit und Stabilität befruchten, wie sie besser gewiß kein anderes Volk liefern könnte.

Gerade so wie der lustige deutsche Sonntag ein Resultat der die Sinnengenüsse ausnutzenden katholischen Politik ist, gerade so ist der beschauliche

*) Da protestiren wir. D. R.







Sonntag des Amerikaners ein Resultat des ernsten, schwerfälligen Protestantismus. Beide stehen auf religiösem Boden, beide haben sich von ihrem religiösen Charakter zu befreien, und beide werden sich in einem verständigeren und darum sittlicheren und freudigeren Ruhetag versöhnen. Daß der beschauliche Sonntag mit all seiner uns Deutsche anstarrenden Langenweile für Amerika unendlich nützlicher war, als es der lustige Sonntag jemals für Deutschland gewesen ist, und als er es jemals für dieses Land sein wird, darüber zu sprechen erloubt mir wohl der Herausgeber dieser Zeitschrift ein anderes Mal. So lange beide auf Distanz neben einander bestehen, sind beide Sonntage sehr wohl erträglich. Wo sie sich aber im Kampf begegnen, sei es, daß das Bierhausgetöse neben einer Kirche das religiöse Geleier überbieten will, oder sei es, daß sie in der Presse oder gar in gesetzgebenden Körperschaften aufeinander stoßen — der Eine täppisch und lügnerisch auf deutsche Philosophie pochend, der Andere seine Blößen mit dogmatischen Lumpen bedeckend, da erscheinen Beide als die ekelhaftesten Cultur-Carrikaturen, die jemals ibre Lanzen gekreuzt. Für Amerika war der Puritanismus einmal die zweckmäßigste Socialpolitik. Das Land ist ihm nahezu entwachsen. Wehe, wenn aus dem Puritanismus heraus der Weg in irgend ein Deutschthum und nicht zu allgemein menschlichen Lebensformen und zu allgemein menschlicher Freiheit, Bildung und Gesittung führte! *)

Der Nicaragua-Transit. **)

Touristisch-ethnographische Skizzen von Theodor Kirchhoff.

I.

Wer von San Francisco nach den Staaten reisen will—"The States", wie man in den Goldlanden die östlichen Staaten der Union nennt, — dem liegen drei Reiserouten offen: die eine über die „Plains" mit den Over-Land-Stages, und die beiden andern zur See, über Panama oder Nicaragua.

„Wer die Wahl hat, der hat die Qual!" Die Wahrheit dieses alten Sprichwortes leuchtete auch mir ein, als ich im Monat November 1855 die Wahl zwischen oben erwähnten drei Reiserouten hatte, um von der Goldstadt am Stillen Meer nach den Staaten zu reisen, wohin dringende Geschäftsangelegenheiten mich riefen.

---

*) In der Selbstkritik wird leichter zu wenig als zu viel geleistet. Diese Erwägung veranlaßte uns zur Aufnahme eines Artikels, mit dem wir nicht durchweg einverstanden sind, und der neben dem vielen Beherzigenswerthen, das er enthält, unserer Ansicht nach in manchen Stücken zu weit geht. D. R.

**) Die in dieser Skizze angeführten statistischen und geographischen Notizen sind einem gediegenen Werke über Central-Amerika entnommen:
The States of Central America by E. G. Squier,
ein Werk, das ich Jedem, der sich über diese Länder zu unterrichten wünscht, empfehlen kann.







Gern hätte ich die Reise über Land gemacht. Mit schnaubenden Sechsergespannen über die breiten Sierras zu donnern und das Silber-Ophir des neunzehnten Jahrhunderts wie im Sturmwind zu durchfliegen; die mythenhaften Domänen der Heiligen zu betreten; über den Wolken auf dem Felsen-Rückgrat des Continents zu stehen und wie eine wilde Jagd über die endlosen Savannen des großen Westens dahin zu brausen — wahrlich, eine äußerst verführerische Reiseroute!

Aber der Gedanke einer zwei Wochen lang ununterbrochen dauernden Stage-Reise hatte für mich wenig Einladendes. Soeben erst hatte ich solch eine ermüdende Reise von über achthundert Meilen zurückgelegt, die mich in sechs Tagen und Nächten von Oregon nach San Francisco gebracht. Eine Wiederholung der dabei ausgestandenen Strapazen in einer verbesserten Auflage von etlichen Tausend Meilen schien mir durchaus nicht wünschenswerth, weshalb ich für diesmal auf das Vergnügen der romantischen Reise über den Continent verzichtete.

Von den zwei Seerouten war mir die über den Isthmus von Panama bereits bekannt, und da ich oft schon von der wundervollen Scenerie von Nicaragua gehört hatte, so entschloß ich mich zuletzt, die Linie der „Nicaragua Transit Compagnie", die sogenannte „Oppositions-Linie", zu wählen. Man hatte mich allerdings vor den Beschwerlichkeiten des kostspieligen Nicaragua-Transits gewarnt, auf dem die Passagiere sich selbst beköstigen müßten, und oft schon hatte ich gehört, daß Reisende wochenlang dort aufgehalten worden und vielerlei Unannehmlichkeiten ausgesetzt gewesen wären, ehe sie den Transit hätten bewerkstelligen können; — aber ich las in den San Francisco Zeitungen, die Compagnie würde für's Wohl der Passagiere musterhaft sorgen, und der San Juan Fluß sei voll von Wasser, so daß unterwegs durchaus gar kein Aufenthalt zu befürchten wäre. Innerhalb vierundzwanzig Stunden würde der Transit gemacht und — "no extra charge for board on the Isthmus."

Genug, ich dachte, ich könnte die Reise über Nicaragua so gut wie die andern siebenhundert Passagiere, welche diese Linie gewählt, riskiren, zahlte der „Central American Transit Compagnie" Einhundert und fünfzig Dollars in Gold für den besten Platz auf ihrem besten Dampfer, der „America", und machte mich reisefertig.

Es war der 13. November 1865, als unser gutes Schiff „America", welches vor der Abfahrt noch von einigen geldgierigen Gläubigern der sich fast fortwährend in pecuniären Verlegenheiten befindenden Transit-Compagnie mit Beschlag belegt war und nur mit Mühe eine Kleinigkeit von neunzehn Tausend Dollars gezahlt hatte, um freien Abzug zu erhalten, — der Goldstadt ein Lebewohl sagte und unter dem Zuruf der am Mission Street Wharf dicht gedrängten Zuschauer langsam in die offene Bai hinausfuhr. Nachdem sämmtliche Passagiere noch einer genauen Ticket-Revision unterworfen worden, bei welcher Gelegenheit, wie dieses auf den California-Dampfern nichts Seltenes ist, mehrere ticketlose Subjekte, welche die Reise nach den Staaten umsonst zu machen beab-







sichtigten, per Schub in eines der uns begleitenden Boote transportirt wurden; nachdem mehrere an Bord befindliche Polizisten sämmtliche Passagier-Physiognomieen einer kritischen Examination unterworfen hatten, um zu sehen, ob sich nicht Galgenkandidaten unter uns befänden, welche sich der speziellen Fürsorge von Oncle Sam zu entziehen wünschten, und nachdem der Lootse uns glücklich durch das ganz in Nebel gehüllte goldene Thor geleitet: — verließen uns ticketlose Passagiere und Lootse, und wir braus'ten, uns selbst überlassen, lustig gen Süden, dem Tropenkreise entgegeneilend.

Da es nicht der Zweck dieser Skizze ist, eine Beschreibung unserer Reise von San Francisco nach Central-Amerika zu geben, so will ich nur kurz erwähnen, daß dieselbe im Allgemeinen eine recht angenehme, wenn auch sehr langsame war. Letzteres hatte seine Ursache darin, daß unsere Dampfkessel von Altersschwäche litten und nicht viel Dampfsdruck aushalten konnten, weshalb wir z. B. gezwungen waren, auf der Höhe des Caps Corrientes einen halben Tag stille zu liegen, damit eine schadhafte Stelle an einem der Dampfkessel ausgebessert werden könne.

Sonst störte Nichts das Angenehme der Seereise, deren Gemüthlichkeit auf den Postdampfern des Stillen Meeres sprichwörtlich geworden ist. Eine Schauspielergesellschaft, die sich an Bord befand, unterhielt uns mit mimischen Vorstellungen und Concerten; bei Tage hatten wir das immer wechselnde Schauspiel der wolkengekrönten Bergkette der Cordilleren, welche sich majestätisch zu unserer Linken in den blauen Aether thürmte; auf dem Hurrican-Deck wurde, als wir in wärmere Breiten kamen, fast jeden Abend beim hellem Lichte des Vollmonds getanzt; die lauen Tropennächte waren himmlisch — Luna segelte in silberner Pracht in den blauen Tiefen des unbewölkten Himmels, und malte leuchtende Pfade über die dunklen Fluthen des friedlichen Stillen Meeres, das die Flanken unseres feuerschnaubenden Renners mit goldenen Funken umspielte, indeß unterirdische Feuer blitzende Lichter an den fernsten Gipfeln des in Dunkel gehüllten mexikanischen Hochgebirgs anzündeten.

Am frühen Morgen des 27. Novembers 1865 liefen wir, nach einer Fahrt von 2500 Seemeilen, in die kleine und offene, von waldgekrönten Felsen umgebene Bucht von San Juan (Huan) del Sur ein, und ankerten inmitten derselben. Jedermann an Bord war vor Allem begierig, zu erfahren, ob der an der Ostseite des Isthmus erwartete Dampfer, der uns von Greytown nach New-York bringen sollte, bereits angelangt sei; es war jedoch unmöglich, irgend eine genaue Auskunft hierüber zu erhalten.

Um das Schiff schwärmte eine Menge von Ruderbooten, worin halb entkleidete Eingeborene uns mit Geschrei und lebhaften Pantomimen zu überreden suchten, uns für einen halben Dollar die Person an's Land rudern zu lassen. Der Wunsch, bald einmal wieder den Fuß auf festen Boden zu setzen, war zu stark, als daß wir den Aufforderungen der Eingebornen lange hätten widerstehen können, obwohl unser Capitän versicherte, daß die Leichter des Dampfers uns binnen Kurzem unentgeltlich an's Land bringen würden. Es währte







daher nicht lange, bis ein großer Theil der Passagiere, worunter auch ich, sich mit ihrem Handgepäck an's Ufer rudern ließ, um den unbekannten Hafenort etwas näher in Augenschein zu nehmen.

San Juan del Sur verdient kaum den Namen einer Stadt, und ist weiter nichts als ein Landungs=Depot der Transit=Compagnie, in dessen Nähe die Eingeborenen eine Anzahl von offenen, mit Ochsenfellen bedeckten Buden und Baracken, für welche der Name Häuser zu gut wäre, errichtet haben, um daselbst von den Durchreisenden für Leckereien, Getränke, Cigarren, Kuriositäten und dergleichen mehr möglichst viele Dimes und Halbdollarstücke zu erhaschen. Von Amerikanern und Deutschen sind mehrere Hotels nnd Stores erbaut worden, welche recht gute Geschäfte machen sollen. Wie es möglich ist, in einem solchen Platze, der nur ein Mal im Monat eine Verbindung mit der äußeren civilisirten Welt hat, eine zufriedene Existenz zu führen, ist ein psychologisches Räthsel. Da den in San Juan del Sur wohnenden Yankees und Deutschen der Platz jedoch zu gefallen scheint und sie Niemandem etwas zu Leide thun, so hat natürlich auch Niemand ein Recht, etwas gegen ihr Hiersein einzuwenden.

Zur Zeit unserer Ankunft in San Juan waren nur wenige Eingeborene im Ort. Die Mehrzahl derselben waren mit ihren Mauleseln und Fuhrwerken nach der zwölf englische Meilen von San Juan entfernten Stadt Virgin Bay gezogen, wo sie auf die Passagiere des New=Yorker Dampfers warteten, um dieselben über Land nach San Juan del Sur zu bringen.

Die Zeit bis zur Ankunft der Karavane von Virgin Bay, welche unser Capitän per Telegraph nach San Juan beordert, verbrachte ich zum größten Theil auf der Veranda des California House, an dessen Giebel ein Schild mit den Worten „Deutsches Gasthaus" paradirte. Unser Wirth, Mr. Green, wie er sich schrieb — wahrscheinlich ein Herr Grün — schien ein Universalgenie und ein ächter Weltbürger und keineswegs ein Grüner zu sein. Seit geraumer Zeit war er hier ansässig und führte ein einträgliches Geschäft. Zur Zeit der Flibustier=Expedition hatte ihm der "Grey-eyed man of destiny", wie Herr Walker sich gern nennen ließ, fast all sein bewegliches Hab und Gut abgenommen und dafür Schatzscheine auf den neu etablirten Nicaragua=Sklavenstaat gegeben. Unser Landsmann, der Gott dankte, damals das nackte Leben gerettet zu haben, scheint seine Flibustier=Verluste durch verdoppelte Energie so ziemlich wieder ersetzt zu haben und m a c h t Geld, wie er mir erzählte. Seine Familie lebt zur Zeit in New=York. Er hat den Bibelspruch: „Es ist nicht gut, daß man allein sei", jedoch wohl beherzigt, indem er eine pompös aussehende Gelbe, mit kohlschwarzem Haar, hohem Busen und Gluth schießenden Augen als Haushälterin genommen, welche mit ihm die Einsamkeit theilt und ihm die Trennung von seiner Familie weniger bitter erscheinen läßt.

Die Aussicht von der Veranda meines Hotels war recht romantisch. Gerade vor mir lag die halbmondförmige Bucht von San Juan mit ihren felsigen, waldgekrönten Ufern, hinter ihr das Stille Meer, zum tief=blauen Himmel







gleichsam emporsteigend; inmitten der Bucht unser gutes Schiff „America“ mit dem Sternenbanner am hohen Mast. Leichte Ruderboote fuhren zwischen Schiff und Ufer hin und her, welches die vom offenen Meer hereinrollenden langschwellenden Wogen jede halbe Minute mit einem Schaumkranze wie mit Silber umgürteten, während das Donnern der Brandung durch die stille Nacht erzitterte. Am Strande hin und her wogte das Getriebe der Passagiere und Eingebornen, und mitunter mischten sich die Töne fröhlichen Gesanges mit dem Donnern der nahen Brandung.

Während ich, eine Havanna-Cigarre dampfend, auf der Veranda des Hotels meine Siesta hielt, ward es am Ufer immer lebendiger. Die meisten unserer Passagiere befanden sich am Lande, und auch unser Gepäck war angelangt und in den Schuppen der Compagnie untergebracht. Bereits sprengte die Avantgarde der Maulesel-Karavane, von Virgin Bay kommend, im gestreckten Gallopp in die Stadt und wurde von den Passagieren mit jubelndem Hurrah begrüßt.

Auf dem Schiffe waren wir vor diesen gelblich-braunen Mauleseltreibern gewarnt worden, welche auf alle nur erdenkliche Weise von den Passagieren Geld erpressen würden. Es wurde vor unserer Abfahrt vom Schiffe bekannt gemacht, daß man jetem Passagier am Lande ein Ticket geben würde, welches ihn je nach seiner Wahl zu einem Platz in einem der Fuhrwerke oder zu einem Ritt per Esel oder Roß nach Virgin Bay berechtige. Jede Extra-Geldforderung sei Schwindel und dem Vertrage der Transit-Compagnie mit den Eingebornen zuwider.

Um mir möglichst schnell einen guten Platz zu verschaffen, begab ich mich nach der Ticket-Office, gerade als das Gros der Muleteers und Fuhrleute mit der Roß- und Mauleselarmee in die Stadt rückte. Passagiere, welche bereits von der Office zurückkamen, suchten sich die besten Thiere aus und boten ihre Tickets den Eingebornen als Zahlung an, welche diese mit Verachtung zurückwiesen, und einen oder zwei Dollars oder noch mehr Zuzahlung verlangten. Der Lärm, das Geschrei und die zornigen Gestikulationen sowohl von Muleteers als den erboßten Californiern waren sehr erheiternd. Hin und wieder sprengten Passagiere durch's Gedränge, welche sich einen Esel erobert hatten, der hinten und vorn ausschlug, rechts und links nach den Fußgängern schnappte und mit flach an's Haupt gelegten Ohren äußerst feindselig aussah.

Die Eß- und Trinkbuden machten brillante Geschäfte. Neger und Eingeborne beiderlei Geschlechts — sowohl Damen als Herren, Alle Cigarren rauchend — waren die Besitzer dieser Restaurationen, wo den Passagieren für hartes Geld die Delicatessen Central-Amerikas verabreicht wurden, meistens unnennbare Confitüren, Kaffee, Chocolade, Eier und braune Kuchen. Wer Kuriositäten als Andenken an San Juan zu kaufen wünschte, der hatte die Wahl zwischen Kalabaschen, welche mit blumigem Schnitzwerk verziert waren, worauf sich die Industrie der Eingeborenen zu beschränken schien, und bunten Muscheln.







Mit großer Mühe arbeitete ich mich durch's Gedränge an die Office der Transit-Compagnie und verschaffte mir das ziemlich nutzlose Ticket, worauf ich mich nach dem Waaren-Schuppen begab, um nachzusehen, ob mein Gepäck glücklich angelangt sei. Da die Compagnie sich nur für Koffer verantwortlich erklärt hatte, bei denen fünfzig Pfund Gewicht frei befördert wurden, da zehn Cents in klingender Münze für jedes Pfund Uebergewicht gezahlt werden mußten, und Handkoffer, Mantelsäcke und ähnliche kleinere Packete ohne Aufsicht im wilden Durcheinander an's Land transportirt wurden, so war ich begierig, zunächst das Schicksal meines herrenlos umherwandernden Valise zu erfahren.

Am Waarenschuppen stand eine Abtheilung von Nicaragua-Linientruppen aufmarschirt, von denen der Flügelmann, eine imposante Erscheinung in schmutzigen, bis über die Kniee aufgerollten Leinwandhosen, welche die chocoladefarbenen Beine in Natura zeigten, in Schwalbenfrack, Hickoryhemd und Strohhut und mit dampfender Cigarre im Munde, mir mit kühnem Griff das Bayonnett seines alten Feuerschloßgewehrs entgegenhielt und mich grimmigen Blicks in mir unverständlichem Spanisch zurückbeorderte. Die meisten dieser baarfuß wandernden Grenadiere waren ähnlich wie mein Flügelmann uniformirt, Jeder nach seinem Geschmack, und ein Jeder von ihnen mit der unvermeidlichen langen schwarzen Nicaragua-Cigarre im Munde.

Möglichst schnell vor meinem grimmigen Flügelmann retirirend, begab ich mich zwischen die Packwagen, in deren Nähe ich meines Gepäckes zu meiner Beruhigung ansichtig ward. Die in Nicaragua, wie in allen spanisch-amerikanischen Ländern, gebräuchlichen Packwagen haben meistentheils Räder von ungeheuren Dimensionen, an denen alles Eisenwerk fehlt. Das Kreischen der Räder auf ihren Achsen, wenn sich die Stiere in Bewegung setzten, welche von nacktbeinigen, vor den Thieren marschirenden, laut schreienden Treibern vermittelst eisenbeschlagener Piken sehr geschickt geleitet wurden, war wahrhaft ohrenzerreißend und gab die höheren Discantnoten zu dem uns umrauschenden Gemenge thierischer und menschlicher Töne. Die Langsamkeit, mit der das Aufladen des Gepäcks betrieben ward, überstieg alle Begriffe.

Nicht weit von den Packwagen standen in langer Reihe die Passagierwagen, schwere, unbeholfene Fuhrwerke, mit den schändlichsten Schindmähren bespannt, welche je die Rolle von Kutschpferden gespielt haben. Fast ein jeder dieser Wagen war gedrängt voll von Passagieren, Männern, Frauen und Kindern, von denen die Damen nebst der Jugend bereits von vier bis zu sechs Stunden lang dort gesessen hatten und geduldig auf die Abfahrt warteten.

Da mir die Esel und Reitpferde noch weniger als die Wagen als Transportmittel zusagten, so beschloß ich zuvörderst, mein Heil in einem der Letzteren zu versuchen. In einem wie mir deuchte ziemlich leichten Fuhrwerk eroberte ich mir einen Platz auf dem Kutscherbock und war froh, als unser Wagen bereits um drei Uhr Nachmittags reisefertig war.

Mein Kutscher, dessen eines Bein um mehrere Zoll kürzer als sein anderes







war und der wie alle Nicaraguer ein drittehalb Fuß langes, in einer mit Kupferknöpfen beschlagenen Lederscheide steckendes breites Messer am Gürtel hängen hatte, hinkte, eine Cigarre dampfend und eine aus dem Urwald geschnittene Peitsche schwingend, ein paar Mal um unsere Equipage herum, sein Gespann mit kritischen Blicken musternd, ehe er auf dem Kutscherbock neben mir Platz nahm. Dann ging's, mit einem lauten Hallo die Thiere aufmunternd, endlich vorwärts.

Langsam manöverirte er unsere Karosse durch's Gedränge, und ich schätzte mich glücklich, nachdem er in den ersten zehn Minuten versucht, wenigstens ein halbes Dutzend Bäume umzufahren, endlich aus dem Gewirr der Wagen und der unter lautem Hurrah auf und ab reitenden Eselreiter mit heilen Knochen herauszukommen.

Wir hatten ein Zweigespann vor dem Wagen, Esel und Roß, die beide äußerst niedergeschlagen aussahen nnd weder durch Schläge, noch Zureden aus dem Schritt zu bringen waren. Auch war es ein absolutes Ding der Unmöglichkeit, die Thiere zu bewegen, gleichzeitig anzuziehen. Der Schimmel namentlich zeichnete sich durch seine Störrigkeit aus und weigerte sich öfters entschieden, anzuziehen, wenn der Esel sein Bestes that. Ein zweiter Esel, der hinten am Wagen angebunden war, that dabei sein Möglichstes, das Fuhrwerk mit steifem Nacken rückwärts zu ziehen.

Meine Reisegesellschaft bestand aus einer Amerikaner-Familie, welche aus den Goldlanden nach dem Osten heimkehrte. Die Frau, eine schmächtige Südländerin mit halb durchsichtigem, leidendem Teint, wie er von Amerikanern so sehr bewundert wird, war in tiefe Trauer gekleidet. Zwei Brüder waren ihr in den südlichen Armeen in Virginien gefallen. Ihr Gemahl, ein Yankee von ächtem Schrot und Korn, fragte bereits in den zehn Minuten unserer Bekanntschaft meine ganze Lebensgeschichte von mir aus. Meine Schicksale und Wanderzüge in beiden Hemisphären schienen ihm bedeutenden Respekt vor mir einzuflößen, und es währte keine weitere zehn Minuten, bis auch ich über seine Erlebnisse ziemlich gut unterrichtet war. Er hatte einen Feldzug auf der „Peninsula“ unter McClellan mitgemacht, war sodann Stiefel-Lieferant in Washington gewesen, spekulirte in Gold, wobei all sein mit Stiefeln erworbener Reichthum wieder verschwand, wanderte nach Californien und Washoe aus, wo er glücklich in claims und F ü ß e n machte, und ging jetzt wieder heim nach den Staaten. Die beiden Buben, Lee und Sherman, aßen Nicaragua-Candy und freuten sich über den Schimmel und Esel. Bob Sherman titulirte seinen jüngeren Bruder, der den Schimmel beanspruchte, mit Rebell und wollte ihm Candy wegnehmen, worauf die Mutter mit dem durchsichtigen Teint den kleinen Lee zu sich auf den Schooß nahm und der Papa dem Bob auf die Schultern klopfte.

Ich machte den stillen Beobachter, wie sich so ein Stückchen Weltgeschichte neben mir abspann, und dachte an die Thränen, welche der eben erst beendete Bürgerkrieg in Strömen über mein sonst so glückliches Adoptivvaterland ergossen. Wahrlich, wenn den Anstiftern dieses höllischen Zwiespalts, der Haß







und blutige Feindschaft in den Schooß unzähliger Familien getragen, nicht dereinst ein bitterer Lohn wird, wer wollte noch an himmlische Gerechtigkeit glauben! Oder sind wir nur blinde Werkzeuge, mit denen das Schicksal spielt, und kann nur durch Ströme von Thränen das köstliche Kleinod der Freiheit aller Welt theilhaftig werden?

Langsam fuhren wir durch die etwas rückwärts gelegene Hauptstraße von San Juan, wo sich viele unserer Passagiere versammelt hatten und sich theils mit Speise und Trank zu der bevorstehenden Reise stärkten, theils, im Schatten eines Cocosbaumes lagernd, den Tönen der Mandolinen lauschten, welche nebst heiterm Gesange aus dem Innern einer nahen Adobe-Wohnung*) hervorklangen. Mehrere der Häuser an dieser Hauptstraße, wenn eine Reihe von Bretterbuden mit Blätterdächern und Adobes diesen Namen verdient, waren unbewohnt. Thüren und Fenster derselben waren vernagelt, und die Straße hatte trotz des Getümmels der California-Passagiere ein sehr trostloses Aussehen. Im gewöhnlichen Alltagsleben, wenn kein Dampfer im Hafen liegt, möchte San Juan del Sur ein beneidenswerthes Asyl für einen menschenfeindlichen Einsiedler abgeben!

Sobald wir die letzten Häuser der Stadt hinter uns hatten, bog unser Dreigespann in den dunklen Tropenwald ein, durch welchen sich die Transit-Straße wie ein heller Faden hinschlängelte. Hin und wieder standen Zuckerrohr- und Maisfelder am Wege, die von kreuz und quer über einander geworfenen riesigen Baumstämmen eingefenzt waren, und alle paar hundert Schritt kamen wir an Eß- und Trinkständen vorbei, wo von den Eingebornen oder von Negern den Reisenden Delicatessen und Getränke zum Verkauf angeboten wurden.

Unser Fuhrmann, der bald rechts, bald links in die Büsche hineinfuhr, fast an jeder der zahlreichen Brücken Viertelstunden lang stecken blieb und uns alle Augenblicke der Gefahr des Umwerfens aussetzte, würde einen Washoe-Stagekutscher, der sein schnaubendes Sechsergespann im gestreckten Gallopp über die Sierras peitscht, zur Verzweiflung gebracht haben. Der langsamen Reise herzlich satt, schlugen der Yankee und meine Wenigkeit sich seitwärts in die Büsche, wo wir uns ein paar tüchtige Dornenknittel als Peitschen abschnitten, indeß der Gelbe, der neben den Thieren auf und ab hinkte, dieselben mit freundlichen Worten zum Weitergehen zu überreden suchte.

Ich hatte einen besonderen Groll auf den Schimmel, der bereits in der Stadt, als ich neben ihm stand, wiederholt nach mir gebissen, und der Yankee nahm den Esel in Arbeit — und ehe wir es uns versahen, ging's in schlankem Trab vorwärts, indeß unsere Dornenknittel schnell in Fetzen zersprangen. Ein halbes Dutzend Californier, die wie toll bei uns vorbei galloppirten, hieben gleichfalls auf unsere Thiere ein. Diesen schien jedoch der Spaß schlecht zu

*) Die in allen Ländern des spanischen Amerika gebräuchlichen Häuser, aus in der Sonne getrockneten ungebrannten Ziegeln gebaut.







gefallen. Plötzlich bogen sie, über die schändliche Behandlung entrüstet, scharf in den Wald ein, wo unser Wagen in schiefer Stellung an einem Bananabaume Halt machte, während der Esel, welcher hinten am Fuhrwerk angebunden war, seinen Strick zerriß und langsam zur Stadt zurücktrabte.

Da die Sonne bereits stark im Niedergehen begriffen war, und ich befürchtete, falls ich mich länger auf unsere Extrapost verließe, spät in der Nacht nach Virgin Bay zu kommen, so beschloß ich, die Strecke nach dem nur noch ein paar Meilen entfernten "**half way house**" zu Fuß zurückzulegen und mir dort wo möglich ein gutes Reitpferd zu verschaffen. Das Wetter war herrlich und durchaus nicht übermäßig warm. Die Regenzeit, welche erst seit einigen Wochen vorüber war, ließ die Vegetation noch im herrlichsten Grün prangen, und ein kühler Seewind rauschte durch den dunklen Wald. Die Landstraße war besser als ich erwartet, und an Unterhaltung unterwegs fehlte es nicht, da sowohl Eingeborne als Passagiere fast fortwährend im wilden Durcheinander bei mir vorbeisprengten.

Wie ich, rüstig vorwärts marschirend, die Wasserscheide zwischen dem Stillen Meere und dem See Nicaragua erstiegen hatte, gewahrte ich plötzlich die gewaltige Kegelkuppe des Vulcans Omotepec, der, von der Abendsonne vergoldet, majestätisch über die grünen Baumwipfel in den blauen Aether ragte. Es war ein herrliches Schauspiel, einzig in seiner Art, und kam so unerwartet, daß ich, in Verwunderung versunken, wohl eine Viertelstunde lang wie angemauert stehen blieb. Selbst in der an überwältigenden Scenerieen so reichen Schweiz habe ich nichts Schöneres gesehen.

Im "**half way house**" miethete ich mir, nachdem ich mich daselbst zuvor mit einer Tasse vorzüglicher Chocolade gestärkt, für anderthalb Dollars eine feurige Rozinante, auf der ich bald wohlgemuth weiter ritt. Ganz unerwartet überraschte mich bereits nach einer guten halben Stunde die Nacht, welche in diesem Breitengrade sehr schnell hereinbricht.

Der Ritt vom "**half way house**" nach Virgin Bay, ganz allein und unbewaffnet wie ich war, in dunkler Nacht und in einem fremden, nur halb civilisirten Lande, war einer der unklugsten Streiche, welche ich mir je in meinem Leben habe zu Schulden kommen lassen. Oefters begegneten mir Eingeborne, die halb betrunken waren und mit ihren drittehalb Fuß langen Messern sehr verdächtig aussahen. Einer derselben machte den Versuch, meinem Pferde in den Zügel zu fallen, und zog, als ich mit einem gewichtigen Strick, den ich als Peitsche benutzte, nach ihm ausholte, drohend sein Messer. Doch kam ich mit dem bloßen Schrecken davon, da mein Schlachtroß bald im Gallopp von meinem Widersacher fortsprengte. Zwischen den dunklen Büschen glänzten öfters die Lichter von Trinkständen, bei denen ich mich jedoch nicht aufhielt, sondern mein Roß unbarmherzig antrieb, um wo möglich eine mir etwa vorangegangene Reisegesellschaft einzuholen.

Froh war ich, bald darauf mit einer Gesellschaft von sechs Californiern zusammenzutreffen, welche an einem der Trinkstände Halt gemacht hatten, ge-







wahrte jedoch zu meinem nicht geringen Aerger, daß dieselben in keineswegs nüchternem Zustande waren und also sehr schlechte Reisebegleiter sein würden. Ich ließ mir ein Glas aguardiente reichen und wollte allein weiter reiten, als ein von mir nicht bemerkter, dreiviertel angetrunkener Mestize plötzlich dicht vor mir im Grase einen Kriegsgesang anstimmte, der meine Rozinante so sehr außer Fassung brachte, daß sie mit beiden Hinterbeinen auf einmal ausschlug — gerade in den Trinkstand hinein. Nach rechts und nach links, durcheinander hin flogen Gläser und Flaschen, Orangen, Backwerk, Cocosnüsse und Bananen, und fort sprengte mein Gaul, von den carachos der ihre Messer schwingengen Eingebornen verfolgt. Von Barmherzigkeit meinerseits gegen meine Rozinante war natürlich keine Rede, und wundere ich mich nur, daß ich sie nicht zu Tode geprügelt.

Bald war ich wieder allein im Finstern und begegnete von jetzt an nur noch einigen Zügen von Muleteers, die mit ihren Thieren von Virgin Bay nach San Juan zurückkehrten.

Meine Phantasie bevölkerte die dunklen Büsche rechts und links an der Landstraße mit den Schatten kämpfender Flibustier, und mancher schwankende, nackte Ast nahm die Gestalt eines riesigen Reiters an, der sich mir drohend entgegenstellte. Ich sprengte hier über geschichtlichen Boden, den Walker mit seinen wilden Flibustiern, Nicaraguer, Guatemaler und Costa Ricaner, sich wieder und wieder streitig gemacht hatten. Dort hinter jener Anhöhe lagen vielleicht die verwegenen Scharfschützen, welche mit sicherem Auge und fester Hand den Tod aus ihren langen Rifles in die Reihen des zehnfach überlegenen Feindes sandten, welche den Krieg aus Lust zum Abentheuerlichen trieben, jenem Manne blindlings gehorchend, der ein neues Sklavenreich in Central-Amerika gründen wollte.

Schon damals wurden die Saaten zu dem Bürgerkriege gesäet, der in den letzten vier Jahren die Fluren des sonnigen Südens mit Blutlachen getränkt hat. Unverhohlen sprach es schon Walker aus*), daß die Sklaverei, eingedämmt, bald in sich selbst vergehen müsse, daß dem Süden, der Kansas verloren, nur die Wahl bleibe, sich nach dem Tropenkreise hin auszudehnen, oder dem Norden über kurz oder lang zu unterliegen.

Doch ein gerechtes Schicksal hat den Mann ereilt, der unter nichtigen Vorwänden die Fluren des herrlichen Nicaragua mit dem Blute seiner Kinder tränkte; und der sonnige Süden, zu dessen Vorkämpfer er sich aufwarf, wenig Dank wird er es ihm wissen, daß er zuerst mit die Furien des Bürgerkrieges entfesselte, welcher seinen Wohlstand vernichtete und sein blühendes und weites Reich mit den bleichenden Gebeinen seiner Söhne und den Ruinen seiner Städte und Wohnungen übersäete.

Froh war ich, als ich die Lichter von Virgin Bay vor mir erblickte und die Brandung des nahen Sees durch die stille Nacht zu mir herübertönte.

---

*) The war in Nicaragua, written by General William Walker. Mobile 1860.







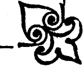
Nachdem ich mein treues Roß an den ersten besten Baum gebunden und dort seinem Schicksal überlassen, wanderte ich zunächst durch die mit hell erleuchteten Buden, Stores und Hotels besetzte und mit lärmenden Passagieren und Eingebornen angefüllte lange Hauptstraße des Orts nach dem See, um mich an Bord des Dampfers zu begeben und die Stunde seiner Abfahrt auszukundschaften. Am unteren Ende eines langen und stattlichen Holzquais, an dem der See mit mächtigen Wellen hinbraus'te, fand ich unsern Dampfer, der jedoch durchaus keine Anstalten zur baldigen Abreise zeigte. Vor Tagesanbruch war auch offenbar hieran gar nicht zu denken, da noch manche Stunde vergehen mußte, bis das zahlreiche Gepäck der Passagiere anlangen würde.

Ich begab mich daher bald wieder in die Stadt, um daselbst die Ankunft der Gepäckwagen abzuwarten. Das lebhafte Getreibe daselbst während der Nacht war sehr unterhaltend. Alle zehn Minuten langte eine neue Gesellschaft von Passagieren von San Juan an, deren Erscheinen jedesmal mit dem Klingeln unzähliger Glocken und dem betäubenden Getöse der Gongs begrüßt wurde, womit die hungrigen Gäste von den Bewohnern des „Jungfrauen-Hafens“ zum Abendmahl eingeladen wurden. An verschiedenen Plätzen hatten sich Gesellschaften im Freien gelagert, welche heitere Gesänge vortrugen. Eine Abtheilung Deutscher marschirte die Hauptstraße des Orts singend auf und ab und erntete ungemessenen Beifall durch ihren kräftigen, vierstimmigen Männergesang, welcher von dem dumpfen Rauschen der nahen Brandung begleitet wurde.

An einem Tische, wo von dunkeläugigen Nicaragua-Schönen Chocolade ausgeschenkt ward, nahm ich Platz und beobachtete das mich umgebende fremdartige Treiben. Die feurigen Augen, die regelmäßigen Gesichtszüge und der schöne Wuchs der Töchter Nicaraguas, welche fast ohne Ausnahme etwas sehr Einnehmendes sowohl in Benehmen als Kleidung hatten, interessirten mich fast noch mehr als die romantisch-wilde Umgebung des Ortes. Die schönste der Schönen von Virgin Bay versah an meinem Tische ihr Amt als Mundschenk mit so viel natürlicher Grazie, daß ich mich bewogen fühlte, mehrere Tassen ganz vorzüglicher Chocolade zu trinken, um nur etwas länger in ihrer Nähe verweilen zu können.

Ein infernalischer Lärm, der plötzlich aus einer der nahen Buden erscholl, wohin von allen Seiten wie auf ein gegebenes Signal eine dichte Menschenmenge strömte, bewog mich jedoch, meine Chocolade-Spenderin, obgleich ungern, zu verlassen, um mich nach der Ursache desselben zu erkundigen. Er kam aus einer der vielen Spielbuden, wo den Passagieren mit genialem Hazardspiel ihr überflüssiges Reise-Kleingeld abgenommen wurde. Ein Californier, der soeben achthundert Dollars verloren hatte, klagte den Bankhalter des Schwindels an und fluchte wie nur ein biederer Goldgräber zu fluchen versteht, obgleich seine Lungenanstrengung ihm offenbar zu nichts nützte.

Die auf dem Isthmus üblichen Hazardspiele werden theils mit Karten, theils mit Fingerhüten gespielt.




Zum Kartenspiel werden drei Karten gebraucht. Der Bankhalter legt sie zuerst alle drei offen vor sich hin, mischt sie alsdann und legt sie zuletzt verdeckt vor sich auf den Tisch, und wer Lust hat, mag wetten, ob er eine der drei Karten nennen kann. Der Bankhalter mächt mit Vorbedacht wie zufällig Merkmale an den Karten, biegt die Ecken um, bezeichnet sie mit Flecken oder dergleichen, so daß die Zuschauer, welche diese Zeichen bemerkt haben, schwören, sie wissen ganz genau die Karte, welche sie nennen sollen. Aber gerade diese Zeichen, welche der Spieler geschickt und unbemerkt verändert, sind das Verführerische beim Spiel, und der Bankhalter, der so wie so immer auf zwei gegen eine Karte wettet, gewinnt fast immer.

Das Fingerhutspiel wird nach derselben Theorie mit drei Fingerhüten gespielt, meistens auf einem der Kniee des mit der ehrlichsten Miene von der Welt da sitzenden Fingerhut-Besitzers. Dieser rollt ein kleines Kügelchen mit fabelhafter Geschwindigkeit bald unter den einen, bald unter den andern Fingerhut und läßt es zuletzt unter einem derselben liegen. Die meisten der Zuschauer nun glauben ganz bestimmt, den Fingerhut nennen zu können, unter dem das Kügelchen verschwunden ist. Es gewinnt aber Niemand, außer der Fingerhut-Spieler läßt Jemanden mit Willen ein paar Mal den richtigen Fingerhut treffen, um ihn hitzig zu machen, auf daß er hoch spiele. Es ist für den Spieler ein Leichtes, die Kugel beim Aufheben des Fingerhuts verschwinden zu lassen, und der Betrug dabei ist so offenbar, daß es Wunder nimmt, wie sich Jemand verleiten lassen kann, sein Geld so fortzuwerfen.

Ich erwähne diese Spiele hier weil vielleicht Einer oder der Andere, dem diese Zeilen zu Gesichte kommen, einmal über den Isthmus von Nicaragua reisen könnte und vor diesen Schwindlern auf der Hut sei, welche schon manchen arglosen Goldtouristen um seine in den Minen sauer erworbenen Dollars gebracht haben. Unser californischer Freund, der seine achthundert Dollars unter dem Fingerhut verloren, fuhr fort, solch einen Höllenlärm zu machen und dabei einen geladenen Revolver, den Finger am Drücker und die Mündung gegen den Fingerhut-Künstler gerichtet, so unvorsichtig in der Hand zu halten, daß dieser es für rathsam fand, mit seinem Raube auf kurze Zeit vom Schauplatze seiner Industrie in der Dunkelheit zu verschwinden. Er war jedoch bald wieder da, und muß, nach dem Gedränge und den Verwünschungen der Umstehenden zu urtheilen, noch manchen Dollar bis Mitternacht mit seinen Fingerhüten verdient haben.

Gegen Mitternacht meldeten sich endlich die Gepäckwagen mit ihren kreischenden Rädern, und fuhren langsam durch die Stadt nach dem Dampfer. Ich folgte ihnen alsbald, um meines Handgepäcks nicht verlustig zu werden. Dieses wurde von den Wagen in wildem Durcheinander auf den Quai geworfen, und Jeder mußte für das seinige sorgen und Acht geben, daß ihm nichts abhanden komme. Da die Transit-Compagnie, wie bereits früher bemerkt, sich nicht für kleinere Packete verantwortlich hält und an Spitzbuben eben kein Mangel war, so hatte ich gegründete Ursache, für mein herrenlos gewordenes







Valise besorgt zu sein. Ich war jedoch so glücklich, dasselbe bald im Gedränge zu erhaschen, und war froh, als ich es unverletzt an Bord gebracht, wo mehrere meiner Mitreisenden, denen ihre Mantelsäcke entweder aufgeschnitten oder gar unsichtbar geworden waren, laut lamentirten.

Da bereits alle Schlafstellen auf dem Dampfer mit Beschlag belegt waren, so suchte ich mir ein Ruheplätzchen auf dem Quarterdeck, wo ich es mir auf den harten Brettern den Umständen nach bequem machte, um dort das Signal zur Abreise in Geduld abzuwarten.

Wie herrlich die laue Tropennacht dort auf dem hohen Verdeck des Nicaragua-Dampfers! Dunkel vor mir hob sich die gewaltige Kegelkuppe des Vulcans Omotepec aus den Wogen des Sees in die blaue Ferne, und darüber glänzte in Demantpracht das Kreuz des Südens in einem Gewirr goldener Sterne; aus der Stadt herüber tönten vaterländische Gesänge, und unter mir rauschte der See mir ein Schlummerlied. Wie ich halb träumend in die lichtdämmernde Ferne hinausblickte, hob sich vom Horizont im Nordost plötzlich eine blendend-glühende Feuerkugel, deren scheinbarer Durchmesser dem der unter gehenden Sonne gleich kam. Langsam erstieg das Meteor den Zenith des sternenbesäeten Gewölbes, wo es plötzlich erlosch. War es eine irrende Welt, welche, aus den unbekannten Tiefen des Himmels kommend, die Bahn unseres Erdballs gekreuzt und, von dessen Atmosphäre entzündet, plötzlich einen Feuertod gefunden? Oder war es eine Schöpfung unserer Erde, eins von jenen unerklärbaren elektrischen Phänomenen, welche, wie das Nordlicht an den Grenzen unseres Luftkreises, ein kurzes, aber blendendes Dasein feiern? Mir war es ein leuchtender Himmelsbote, welcher mir einen Gruß gebracht über Länder und Meere von den Lieben des fernen Vaterlandes.

Unvermerkt ward ich im Geiste der Gegenwart entrückt, und Vaterland und Tropenwelt füllten denselben mit Zauberbildern, bis plötzlich das schrille Signal des Dampfers mich aus einem kurzen Schlummer aufschreckte, und als das Kreuz des Südens in dämmernder Morgenstunde erbleichte und sich die Gebirgsufer des Sees deutlicher zeigten, fingen die Räder des Dampfers an, sich brausend zu drehen; hinaus ging's in die wogende Ferne, und neue Bilder entrollten sich vor meinen Blicken.

Der jetzt ausgebrannte Vulcan Omotepec, welchen ich bereits Tags zuvor von der Landstraße zwischen San Juan und Virgin Bay bewundert hatte, zog nebst dem neben ihm stehenden, etwas niedrigeren Madeira mehr als alles Andere meine Aufmerksamkeit auf sich. Die regelmäßige Kegelform dieser Geschwisterberge, welche von fast allen Punkten des Isthmus und sogar vom Stillen Meere aus deutlich gesehen werden, und die sich direkt aus dem Schooße des Sees Nicaragua in den blauen Aether erheben, war einzig in ihrer Art. Schrecklich schön muß das Schauspiel gewesen sein, wenn diese Berge, mit glühenden Lavabändern geschmückt und von wildkochenden Wogen umbraus't, ihre dampfenden Häupter wie zwei zornige Titanensöhne über dem feuerfarbenen See hoch in den finstern Wolken schüttel-







ten, und mit höllischem Athem Asche und Gluthmassen vom Stillen Meere bis zur Caraibischen See über den zitternden Isthmus ausschütteten. Aber jene Zeiten des Schreckens liegen in dunkler Vergangenheit. Mit seinem Zwillingsbruder, dem Madeira, auf dieselbe Insel gebaut, liegt der Omotepec jetzt friedlich da im Schooße blauer Wellen, und nur noch die Wahrzeichen alter Lavaströme, welche in schwarzen Furchen die grünen Abhänge dieser Kegelbergriesen durchziehen, mahnen an die höllischen Feuer, welche unter ihren Grundvesten schlummern.

Die zahlreichen Vulcane, welche sich am Stillen Meere entlang in fast gerader Linie von der Bai von Fonsecabis zu der von Nicoya hinziehen, bilden nächst den großen Inland-Seen — Managua und Nicaragua — das Hauptcharakteristicum der Bodenformation des Staates Nicaragua. Seit der Zeit der spanischen Eroberung sind zahlreiche feuerspeiende Berge dort abwechselnd mehr oder minder in Thätigkeit gewesen; gegenwärtig scheinen sie jedoch, mit Ausnahme der Vulcane von Masaya, Coseguina, Momotombo und Orosi, sämmtlich erloschen zu sein.

Zur Zeit der spanischen Eroberung war der Vulcan von Masaya, damals die Hölle von Masaya genannt, der Schrecken des Landes. Im Jahre 1670 fand ein Ausbruch statt, bei dem ein Lavastrom durch den nördlichen Abhang des Vulcans brach und fast zwanzig Meilen weit, bis in die Nähe des Sees Managua, durch's Land wogte. Gegenwärtig kreuzt die Landstraße, welche von Granada nach Leon führt, dieses Lavafeld, das mit seinen zerrissenen, pechschwarzen Lavamassen, die in riesigen Tafeln und Blöcken regellos über und durch einander daliegen, einen schrecklich wilden Anblick gewährt, wie die lebhafteste Phantasie ihn sich kaum schreckhafter ausmalen könnte. Solch eine chaotische Lava-Wüste, gelegen inmitten der reichsten Tropennatur, muß dem Beschauer ein Bild entsetzlich grausiger Verlassenheit in die Seele malen. — Seit der Zeit dieses Ausbruchs ist der Vulcan öfters in Thätigkeit gewesen, das letzte Mal im Jahre 1857, als er ungeheure Massen von Sand und Asche aus seinem Krater schleuderte.

Der Ausbruch des Vulcans von Coseguina im Jahre 1863 war einer der schrecklichsten in den Annalen vulkanischer Eruptionen. Er begann am 30. Januar und dauerte ununterbrochen drei Tage und Nächte lang. Solch ungeheure Massen von Asche und Sand wurden aus dem Krater emporgeschleudert, der pechschwarze Rauchwolken dämonisch weit und breit durch die Luft rollte, daß die Sonne bis auf eine Entfernung von hundert Meilen gänzlich verfinstert war. Schauer von Sand fielen auf einem Durchmesser von fünfzehn hundert Meilen, in Jamaica, Santa Fé de Bogata und Mexiko, und ein Schiff segelte zur selben Zeit eine Strecke von fünfzig Leguas durch schwimmende Massen von Bimsstein, welche die Oberfläche des Wassers buchstäblich verdeckten. Der Donner der Explosionen war in einer Entfernung von achthundert Meilen deutlich zu hören. Am vierten Tage trat die Ruhe ebenso plötzlich wieder ein, wie der Ausbruch unerwartet gekommen war, und seit jener







Zeit geben nur noch die hin und wieder seinen Gipfel umflatternden Rauchwolken ein Zeichen, daß der Riese nur schlummert.

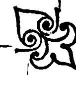
Sowohl der Vulcan Momotombo, als der am südlichen Ufer des Sees gelegene, 8650 Fuß hohe Vulcan Orosi, sind heut zu Tage in unausgesetzter Thätigkeit.

Außer den genannten Vulcanen giebt es Hunderte von ausgebrannten Kratern in den Bergen, welche, von verbrannten Felsmassen eingeschlossen und öfters mit Wasser gefüllt, alsdann kleine Landseen bilden. Der nicht unbedeutende See von Masaya ist einer dieser Krater-Seen Nicaraguas. Kein Land der Erde — die Insel Island etwa ausgenommen — zeigt so viele Merkmale vulcanischer Thätigkeit, wie der schmale Landstreifen in Nicaragua, welcher sich zwischen seinen Binnenseen und dem Stillen Meere hinzieht.

Der See Nicaragua, auf dem wir hinfuhren, der Cocibolca der Ureinwohner, hat eine Länge von 110 und eine Durchschnittsbreite von 35 englischen Meilen. Die Wasser desselben nehmen gegen die Ufer hin allmälig an Tiefe ab, und nur an wenigen Stellen können größere Schiffe landen. Doch ist seine Durchschnittstiefe für die Schifffahrt vollkommen genügend. Vor dem Ausfluß des San Juan ist die Tiefe nur von fünf bis zu zehn Fuß, an andern Stellen dagegen vierzig Faden. Es ist dieser See vielleicht der schönste der Landseen Amerikas. Die in regelmäßiger Kegelform sich aus seinem Schooße emporhebenden Vulcane Omotepec und Madeira, die mit Wald bedeckten Gebirgslande, welche sein südliches Ufer umkränzen, sowie die an seine nördliche Küste sich lehnenden wellenförmigen grünen Savannen, die Heimath unzähliger Rinderheerden, die zahlreichen grünen Inseln, welche aus seinem klaren Spiegel emportauchen, und die sich überall bis hart an's Wasser drängende reiche tropische Vegetation entzücken das Auge durch ihre mannichfaltigen, malerischen Gruppirungen.

Am südlichen Ufer des Sees lag die ehemals bedeutende, von Hernandez de Cordova im Jahre 1522 gegründete und auf Befehl Walkers im Oktober 1856 zerstörte Stadt Granada, einst die Haupthandelsstadt Nicaraguas. Im siebzehnten Jahrhundert war Granada eine der bedeutendsten Städte des spanischen Amerika. Es führte einen direkten Handel mit Guatemala, Honduras und San Salvador, mit Peru, Panama, Carthagena und Spanien. Ein damals das Land bereisender englischer Mönch mit Namen Gage erzählt, daß er an einem Tage achtzehnhundert mit Indigo, Cochenille und Häuten beladene Maulesel in die Stadt ziehen sah, und daß zwei Tage darauf wieder neunhundert Packthiere daselbst anlangten, von denen der dritte Theil mit Gold und Silber — Tribut des Königs — beladen war. Als General Henningsen, der unter Walker ein Commando führte, die Stadt, welche die Flibustier nicht zu halten vermochten, zerstörte, betrug ihre Bevölkerung noch an fünfzehn Tausend Seelen. Es befanden sich zu der Zeit unter andern hervorragenden Gebäulichkeiten sieben Kirchen, ein Hospital und eine Universität in der Stadt.

In ihrer Nähe tritt der jetzt ausgebrannte, 4480 Fuß hohe Vulcan von



Mombacho scharf in die Gewässer des Sees, aus dem sich ihm zu Füßen Gruppen unzähliger kleiner Inseln — Los Corales — in Gestalt grüner Kegel, von zwanzig bis zu hundert Fuß Höhe, die vulcanischen Ursprung haben, empordrängen.

An demselben Ufer mit Granada, aber vierzig Meilen davon entfernt, liegt die alte Stadt Rivas, eine der bedeutendsten Städte Nicaraguas, welche wie Granada der Schauplatz mehrerer der heftigsten Flibustier-Kämpfe war. In ihren Mauern wurde das Ende des Flibustier-Dramas gespielt, als Walker mit dem Reste seiner Mannschaft an den Vereinigten Staaten Flottencommandeur H. Davis capitulirte.

Der Handel Nicaraguas hat seit der Vertreibung der Spanier an Bedeutung ungeheuer verloren. Dasselbe Schauspiel hat sich hier wie in fast allen ehemalig spanisch-amerikanischen Colonieen wiederholt. Die Bevölkerung — zum größten Theil eine Mischlingsrace — hat sich, nachdem sie sich nur einmal im Befreiungskampfe ermannt, darauf wieder ganz der ihr angebornen Trägheit ergeben, und die ehemals so blühenden Städte dieser Länder sind allesammt mehr oder minder in Verfall gerathen. Die Hauptstadt des Landes, das einst so blühende Leon, zur Zeit der spanischen Herrschaft eine Stadt von Palästen, ist gegenwärtig ein wahres Jammerbild des Verfalls. Revolutionen, welche Feuersbrünste und Plünderungen im Gefolge hatten, haben den ehemaligen Glanz der Stadt zerstört. Ganze Straßen sind verlassen und mit Sträuchern und Unkraut überwachsen, aus denen die Ueberreste in Staub sinkender Prachtgebäude traurig hervorragen. Innerhalb stolzer Marmorhöfe stehen elende Rohrhütten, und die prächtige Kathedrale ist ringsum von den Ruinen ehemaliger Paläste umgeben.

So verwerflich auch die spanische Tyrannei in diesen Ländern gewesen ist, es bleibt eine unwiderlegliche Thatsache — alle größeren Unternehmungen, sei es in Beförderung von Wissenschaften und Künsten oder im Handel oder in Anlagen großartiger Bauten, von Denkmälern, Straßen, Viaducten, Bädern rc. schreiben sich aus der Zeit der spanischen Herrschaft her. Die untergeordneten Racen scheinen der Führung einer höher begabten nicht entbehren zu können, um der auf dem ganzen Erdball mit Riesenschritten vorschreitenden Cultur zu folgen. Nicht einmal möglich ist es ihnen gewesen, auf dem Standpunkt bereits errungener Cultur stehen zu bleiben, obwohl die gesegnetsten Erdstriche ihnen zugehören.







Die Lücken im Sonnensystem.

Nach R. Radau von Victor Ernst.

In allen Zweigen der Wissenschaft begegnen wir der fieberhaften Ungeduld, mit welcher die jetzige Generation sich neue Aufgaben stellt und voll edlen Wetteifers die vorgerückte Position im Sturme nimmt. Die Physik, die Chemie und die Physiologie verdanken ihre größten Entdeckungen und schönsten Erfolge mindestens ebenso sehr dem kühnen Aufschwung der sie beherrschenden allgemeinen Ideen, wie der Genauigkeit angestellter Beobachtungen. Die Astronomie folgt diesem Impuls. Das Teleskop genügt ihr nicht mehr, und in der mathematischen Zergliederung bemächtigt sie sich eines neuen und gewaltigen Mittels zur Durchforschung des Weltalls. Schon ist es gestattet, von einer Astronomie des Unbekannten zu sprechen; Planeten, welche nie ein Auge erblickt, Sterne, deren schwaches Licht dem Späherblick der Astronomen entgangen war, wurden auf dem Wege der Berechnung erst geahnt, dann entschleiert. Die Beobachtung konnte dem durch die Berechnung mit Sicherheit Bezeichneten nur noch die Weihe der Bestätigung ertheilen.

Eine solche Entdeckung, welche noch dieser Weihe harrt, beschäftigt seit einigen Jahren die gelehrte Welt. Nach den Berechnungen Le Verrier's existirt in den Bewegungen des Mercur eine kleine Unregelmäßigkeit, welche sich vermittelst der bekannten Kräfte nicht erklären läßt. Der Planet rückt in seinem Umlauf wie eine schlecht regulirte Uhr vor; seine Bahn ist einer fortwährenden Abweichung unterworfen, zu welcher Venus, Erde, Mars, Jupiter und die andern bekannten Planeten kein Seitenstück bieten. Daraus muß geschlossen werden, daß sich in unmittelbarer Nähe der Sonne planetarische Anhäufungen, Kugeln oder Ringe befinden, deren Anziehungskraft dem Mercur auf seiner Bahn hinderlich ist. Diese noch unbekannten Planeten oder planetarischen Massen würden somit, wenn entdeckt, so zu sagen eine Lücke im Sonnensystem ausfüllen; sie würden die Harmonie der Berechnung und Beobachtung bis in die kleinsten Details vervollständigen. Es möchte nicht uninteressant sein, kurz die Fälle herzuzählen, in welchen bereits heute die Resultate des Gedankens durch die Entdeckung bestätigt worden sind. Schön hat unser Schiller das Verhältniß zwischen dem Menschengeist und der Natur in den Worten bezeichnet: „Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde; was der eine verspricht, hält die andre gewiß.“

Die Alten kannten nur fünf Planeten: Mercur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn, zu welchen im Ptolomäischen System noch Sonne und Mond gefügt wurden, um sich mit den übrigen um die Erde zu drehen. Jedoch läßt sich die Idee einer Menge von Wandelsternen, ebenso wie die der Erdumdrehung, bis ins graue Alterthum verfolgen. Schon ein Jahrhundert vor Christi Geburt behauptete Artemidor aus Ephesus, die Anzahl der Planeten sei unendlich, und Democrit sagte, es gebe mehr Planeten als uns sichtbar







seien. Aber erst durch Keppler gewann diese Behauptung Consistenz und trat in faßbarer Gestalt aus dem Kreise vager Behauptungen hervor.

Durch freilich noch sehr unklare theoretische Spekulationen geleitet, stellte dieser große Astronom die Behauptung auf, es müsse sich zwischen Mars und Jupiter ein unbekannter Planet befinden, um die zwischen jenen Sternen scheinbar bestehende Lücke auszufüllen. Diese Hypothese wurde jedoch mit solcher Ungunst aufgenommen, daß er selbst sie wieder fallen ließ. Mit besonderer Heftigkeit protestirte Sizzi, ein florentinischer Astronom, gegen diese Doctrin. Es giebt, sagte er, nur sieben Löcher im Kopf, zwei Augen, zwei Ohren, zwei Nasenlöcher und den Mund; es giebt nur sieben Metalle, nur sieben Tage hat die Woche, und nur sieben Planeten kann es geben. Viel später hielt sogar der Philosoph Kant es noch für seine Pflicht, zu erklären, weshalb es keine Planeten zwischen Mars und Jupiter geben könne. Im Anfang der Dinge, sagte er, zog der Jupiter alle nebelhaften Massen zu sich heran, welche den Planeten zwischen beiden hätten bilden sollte. Aus demselben Grunde blieb der Mars so klein und bekam keinen Mond; der kolossale Jupiter entriß ihm einen Theil seines Urstoffs.

Aber dennoch ließ die Idee Kepplers den Gelehrten keine Ruhe. Lambert lenkte wiederum die Aufmerksamkeit der Astronomen auf die scheinbare Lücke zwischen Mars und Jupiter. Der Professor Titius entdeckte ein Gesetz, oder, wenn man das lieber will, eine auffallende Analogie, welche der bestehenden Vermuthung zu Hülfe zu kommen schien. Er bildete nämlich folgende Zahlenreihe, worin jede Ziffer (die Null abgerechnet) das Doppelte der vorhergehenden repräsentirt: 0, 3, 6, 12, 24, 48, 96. Jeder von diesen 4 hinzufügend, erhielt er folgende Reihe: 4, 7, 10, 16, 28, 52, 100. Die zwei ersten Zahlen entsprachen, wie die 6te und 7te, der Entfernung der sechs zur Zeit Kepplers bekannten Planeten von der Sonne, wobei man sich unter jeder Einheit eine Million deutscher Meilen denken muß. 4 repräsentirte Mercur, 7 Venus, 10 Erde, 16 Mars, 52 Jupiter, 100 Saturn. Aber für 28 war keine Vertretung vorhanden, und daher die Hypothese, daß an der betreffenden Stelle noch ein unbekannter Planet existiren müsse.

Dies Titius'sche Gesetz wurde vom Astronomen Bode, Direktor des Observatoriums zu Berlin, so warm ergriffen und so viel besprochen, daß man ihn am Ende für den Urheber desselben hielt und die Zahlenreihe nach ihm benannte. Eine ganz unerwartete Bestätigung lieferte im Jahre 1781 die Entdeckung des Uranus durch William Herschel, denn dieser Planet ist 196 deutsche Meilen von der Sonne entfernt, entspricht also genau dem angegebenen Verhältniß. Die Ueberzeugung stand jetzt so fest, daß Lalande im Jahre 1796 einen Verein von 24 Astronomen bildete, von denen Jeder den vierundzwanzigsten Theil des Thierkreises auf's Genaueste beobachten sollte; aber umsonst.

Joseph Piazzi, Direktor des Observatoriums zu Palermo, welcher schon seit zehn Jahren an einem vollständigen Katalog der sichtbaren Sterne arbeitete, bemerkte, daß einer derselben, den er am 1sten Januar 1801 beobachtet hatte, sich



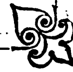




am nächsten Abend nicht mehr an der Stelle befand, den er ihm auf der Karte gegeben; statt dessen aber gewahrte er in kurzer Entfernung davon einen Stern, den er gestern nicht gesehen, und am 3ten bemerkte er dieselbe Veränderung. Da konnte kein Zweifel mehr obwalten; er hatte einen Wandelstern entdeckt, den er jedoch für einen Kometen hielt. Er verfolgte ihn bis zum 11. Februar. An jenem Tage unterbrach der Eintritt schlechten Wetters seine Beobachtungen, und eine schwere Krankheit verhinderte ihn an deren Wiederaufnahme.

Piazzi hatte schon im Januar seine Entdeckung Bode und andern Gelehrten mitgetheilt; aber seine Briefe trafen erst zwei Monate später ein, als der neue Stern sich bereits in den Strahlen der Sonne verloren hatte. Bode war sofort überzeugt, daß es sich um einen neuen Planeten handle, und Piazzi stimmte ihm bei; aber es war unmöglich, den Flüchtling wieder aufzufinden, und man mußte sich entschließen, bis zum Herbst zu warten. Der Glückliche, welchem jetzt der Fund gelang, war der Bremer Arzt Olbers, und geleitet wurde er dabei durch die von den Andern nicht beachteten Berechnungen eines obskuren astronomischen Dilettanten, Gauß in Göttingen, welcher nach den dürftigen, von Piazzi gelieferten Daten die Bahn des Fremdlings berechnet hatte. Jetzt nahm Ceres definitiv ihren Platz unter den Planeten ein, und ihre Entfernung entsprach fast vollkommen jener Zahlenreihe. In einige Verlegenheit kam man als bald darauf auch Juno, Pallas und Vesta entdeckt wurden — also vier Planeten für die Lücke, welche bereits zur Genüge durch Ceres ausgefüllt wurde; jedoch dienten diese Entdeckungen nur dazu, dem Titius-Bode'schen Gesetz eine neue Bestätigung zu verleihen, denn wich Ceres um ein Weniges davon ab, so beträgt die mittlere Entfernung jener vier Asteroiden genau 28. Im Jahre 1845 gab uns der Postmeister zu Driesen in Preußen noch Asträa dazu, und jetzt hat sich die Zahl der Asteroiden schon bis auf sechs und achtzig vermehrt. Die Hypothese, daß sie aus einem größern, durch eine Himmelsrevolution zerplatzten Planeten entstanden seien, ist nicht stichhaltig.

Unerwarteter als das Auffinden der Asteroiden war die zufällige Entdekkung des großen Planeten Uranus durch William Herschel. Am 13. März 1781 gewahrte dieser im Felde seines Telescops einen Stern von sehr beträchtlichem Durchmesser. Er merkte sich den verdächtigen Fremdling und konstatirte am nächsten Tage eine Veränderung in der Position desselben. Er dachte so wenig an einen Planeten, daß er seinen Fund für einen Kometen hielt, aber bald sollte er seines Irrthums gewahr werden. Es wurde sogar bewiesen, daß dieser Planet seit 1690 schon in neunzehn verschiedenen Positionen in die Kataloge eingetragen war. Die alten Beobachtungen des Uranus wurden mit den seit 1781 erhaltenen verglichen, und da ergab sich im Laufe der Zeit ein merklicher Widerspruch, welcher die Berechnung so sehr erschwerte, daß man, um nur zu einem Resultat zu gelangen, sich an das Neueste halten und das Frühere ganz ignoriren mußte. „Ich überlasse — sagte Bouvard im Jahre 1821 — der Zukunft die Aufgabe, zu ermitteln, ob die Schwierigkeit von der Ungenauigkeit der früheren Beobachtungen oder von einem unbekannten Einfluß herrührt, welcher auf die Bewegungen des Planeten influirt hat."




Schon nach einigen Jahren zeigte es sich, daß Bouvard's Tabelle nicht mehr mit den Bewegungen des Planeten in Harmonie stand, und offenbar war hier ein Räthsel zu lösen. Schon regte sich die Idee eines Planeten jenseits des Uranus, welcher vielleicht diesen afficiren könne, in den Geistern. Lange wurde vergeblich gesucht, bis Le Verrier im Juni 1846 der Akademie der Wissenschaften zu Paris mittheilte, daß er die Stellung des unbekannten Planeten nach der Einwirkung, welche derselbe auf den Uranus äußere, fast genau ermittelt habe.

Jetzt entstand eine allgemeine Aufregung. Das Observatorium in Greenwich beauftragte Herrn Challis, den Planeten nach den gegebenen Daten aufzusuchen. Einige Tage später, am 4. August, hatte Challis ihn schon im Felde seines Teleskopen, notirte ihn aber auf der Karte als Fixstern, und hatte keine Ahnung von dem köstlichen Preis, den er sich entschlüpfen ließ. Am 20. September fand er ihn noch einmal und konstatirte, daß er, wie alle großen Planeten, einen Ring habe; aber noch errieth er nicht die Wahrheit, und am wenigsten ahnte er, daß der Planet schon seit einer Woche (am 23. Septbr.) durch Herrn Galler vom Observatorium in Berlin nach den am Morgen desselben Tages dort erhaltenen Anleitungen Le Verriers erkannt und notirt sei.

Man wird sich des Enthusiasmus erinnern, welchen diese glänzende Bestätigung der Kalkulation durch die Entdeckung erregte. Was die Astronomen seit zwanzig Jahren geahnt, war endlich als Thatsache erwiesen. Giebt es noch Planeten jenseits des Neptun? Es spricht nichts dagegen, aber auch nichts dafür. Neptun genügt, um den Wankelmuth des Uranus zu erklären.

Dieser herrliche Sieg der Wissenschaft fand vor drei Jahren sein Seitenstück in der Entdeckung eines Trabanten vom Sirius. Die Beobachtung der diesem Stern eigenthümlichen Bewegungen durch Bessel ergab periodische Abweichungen, welche sich nur durch die Annahme erklären ließen, daß der Sirius dem Einflusse eines ziemlich großen Weltkörpers unterliege, mit dem er durch das Gesetz der Schwere verbunden sei. Die Hypothese stieß auf beträchtlichen Widerspruch, wurde aber im Jahre 1851 von Peters wieder aufgenommen, welcher bewies, daß sie zur Erklärung der nähern Umstände des Phänomens vollkommen genüge, und die Bahnen des Sirius sowohl, wie seines unsichtbaren Trabanten, welchem er eine Umlaufszeit von 50 Jahren gab, genau bestimmte. Lange wurde der Begleiter des Sirius von den Astronomen, welche über besonders mächtige Instrumente verfügen, vergeblich gesucht. Schon glaubte man, daß es ein dunkler Körper sei, als er im Januar 1862 durch Herrn Alvan Clark in Amerika entdeckt und seitdem wiederholt beobachtet wurde.

Le Verrier will jetzt seinen Triumph von 1854 erneuern, verlegt jedoch den Schauplatz desselben von der äußersten Grenze unsers Planetensystems bis dicht an die Sonne. Im September 1859 schrieb er an Herrn Jäger, daß die Bahn des Mercur Abweichungen unterliege, welche unerklärlich sein würden, wenn man nicht annehmen wolle, daß sich noch Weltkörper oder Weltmassen







zwischen ihm und der Sonne befänden. Diese Massen könnten in einem einzelnen Planeten conzentrirt sein, oder eine Menge zerstreuter Körperchen bilden; letztere Hypothese habe die Wahrscheinlichkeit für sich, weil die Kleinheit dieser Körper ihre Unsichtbarkeit erklären würde. „Die Hypothese — bemerkte Herr Le Verrier — hat nichts Auffallendes. Zwischen Mars und Jupiter befindet sich eine Gruppe von Asteroiden, und zweifelsohne haben wir bis jetzt von diesen nur die größeren erblickt. Es ist sogar Grund zu dem Glauben vorhanden, daß unser Sonnensystem eine Unzahl kleiner Körper enthält, welche um die Sonne kreisen. Betreffs der Region in der Nähe unserer Erdbahn ist dies unzweifelhaft."

Giebt es wirklich solche Planeten, so müssen sie unter gewöhnlichen Verhältnissen stets unsichtbar bleiben. Schon der Mercur ist der Sonne so nahe, daß er sich nur schwer beobachten läßt. Meistens in den Feuerkreis des Hauptgestirns gehüllt, ist er nur dann dem nackten Auge sichtbar, wenn die Sonne durch einen Schirm gedeckt wird, wie z. B. wenn sie sich eben unter dem Horizont befindet, oder bei einer Sonnenfinsterniß. Soll man ihn bei Tagesanbruch erblicken, so muß er noch obendrein der Sonne vorausgehen, oder umgekehrt, wenn wir ihn am Abend schauen sollen, ihr folgen. Ueberdies ist zu bedenken, daß gerade am Morgen und Abend es sehr häufig nebelt. Aus allen diesen Gründen sind die Gelegenheiten zur Beobachtung des Mercur so selten, daß z. B. der große Copernikus eines Tags mit tiefem Verdruß die Bemerkung fallen ließ, er werde ins Grab sinken müssen ohne jemals diesen Planeten gesehen zu haben. Heutzutage ist, Dank der Vervollkommnung der Fernröhre, diese Schwierigkeit, welche den berühmten Astronom so sehr bekümmerte, zum Theil dadurch gehoben, daß man den Mercur am hellen Tage neben der Sonne gewahren kann, besonders wenn er sich aus dem Profil, d. h. in derselben Beleuchtung zeigt, wie der Mond beim ersten und letzten Viertel.

Körperchen aber, welche der Sonne noch näher sind, wird man unter den günstigsten Verhältnissen nur in einem Fall, nämlich bei einer totalen Sonnenfinsterniß, möglicherweise als schwach leuchtende Punkte in der unmittelbaren Umgebung des verdunkelten Sterns gewahren können. Indessen bleibt noch eine andere Möglichkeit; vielleicht wird es thunlich sein, sie von hinten, von ihrer dunklen Seite, zu gewahren, wenn sie an der Sonnenscheibe vorüber gehen, gerade wie es bei dem Mercur, wenn er sich in gleicher Linie mit Erde und Sonne befindet, d. h. nur im Mai und November zuweilen, gestattet ist. Der letzte Uebergang dieser Art wurde am 12. November 1861 beobachtet, und der nächste wird am 5. November 1868 stattfinden. Die gemuthmaßten sogenannten intra-mercurialen Planeten müßten sich gleichfalls von Zeit zu Zeit auf der Sonnenscheibe abzeichnen, und zwar müßte dies mit ihnen viel häufiger geschehen, weil sie eine kleinere Umlaufsbahn hätten und rascher als der Mercur zwischen Sonne und Erde zu stehen kämen. Sie würden alsdann am östlichen Rande eintreten und an der westlichen Seite wieder verschwinden.







Aber existiren sie wirklich, wie geht es dann zu, daß sie noch nie beobachtet wurden, da die Sonne doch seit so vielen Jahren fast täglich durch eine Menge von Astronomen bewacht wird? Hierauf lautet die Antwort, daß man sie wirklich mehr als einmal gesehen haben will. Professor Ritter und Julius Schmidt haben im Jahre 1857, Lichtenberg und Pilnitz am 19. November 1863, Hoffmann im Mai 1864 kleine schwarze Punkte bemerkt, die in der bezeichneten Richtung vorüberglitten, und es giebt auch noch eine Menge von Wahrnehmungen ältern Datums, welche kaum einen Zweifel übrig lassen.

Werden wir jemals die intra-mercurialen Planeten unter den offiziell anerkannten figuriren sehen? Die Zukunft muß darüber entscheiden. Mittlerweile bleibt die von Le Verrier signalisirte Lücke noch unausgefüllt.

Freie Gemeinden.

Von Dr. Rud. Dulon.

Die höchste Blüthe der wissenschaftlichen Cultur fällt unter Griechen und Römern mit dem Untergange der Freiheit zusammen. Aristoteles war Alexanders Zeitgenoß, und als in Rom die Richtung der Scipione über den alten biderben Cato und seine barbarische Einfalt gesiegt hatte, als die römische Jugend auf der Hochschule Athens in respektabler Fülle Weisheit einzusammeln begann, standen Sulla und Cäsar vor den Thoren des Weltreichs. In Frankreich steckten Voltaire, die d'Alembert, die Rousseau, die Montesquieu ein Licht nach dem andern an, und die Revolution brach sich Bahn. Die Revolution brachte den bluttriefenden Unsinn der Schreckensherrschaft hervor, um in das Kaiserreich auszulaufen, die Restauration zu ermöglichen, Louis Philipps philisterhafter Gemeinheit den Weg zu bahnen und dem geistreichen Neffen da, wo Arago gelehrt hatte und die Wissenschaft Siege nach Siegen errang, den Thron einer schrankenlosen Despotie zu errichten. In Deutschland donnerten Kant und Fichte, sangen Schiller und Göthe in die Zeit des tiefsten Verfalls hinein, und so kernig und mächtig der geistige Erfolg ihrer Worte und Lieder war, Deutschland blieb geknechtet und trug seine Ketten in hündischer Demuth. Es siegte bei Leipzig. Die Frucht seines Sieges warf es brutalen, unwissenden Unteroffizieren vor die Füße und begnügte sich mit der Rolle des Speichelleckers. Und so wichtig und glorreich seine Thaten auf den Gebieten der Wissenschaft gewesen, so weit diese Thaten mit ihren gewichtigen Erfolgen in die Massen hineingedrungen sein mögen: Deutschland gehorcht noch heute brutalen, unwissenden Unteroffizieren, steht noch heute bei der liederlichen Junkerherrschaft Bismarck und bei jenem letzten „Hoch lebe der König", durch welches der gelehrte Grabow eine der empörendsten Niederträchtigkeiten begangen hat, von denen die Geschichte weiß.







Mit diesen Bemerkungen will ich wahrlich nicht der Würde der Wissenschaft zu nahe treten. Ebenso wenig will ich ihre weltgestaltende Macht in Zweifel ziehen. Aber ich will damit andeuten: die wissenschaftliche Erkenntniß kann mit der schändlichsten Despotie und mit tiefer Entwürdigung der Völker Hand in Hand gehen. Sie ist nicht die einzige Macht, die den Tempel der Freiheit baut und die Erschaffung des freien Menschen zu Stande bringt. Männer der Wissenschaft sind oft genug gemeine Hallunken gewesen, und noch am heutigen Tage stellen Männer der Wissenschaft ihr reichliches Contingent zur Bande der Lügner, Betrüger, Spitzbuben, Schurken und Lumpen aller Art. Die wissenschaftliche Erkenntniß muß die Grundsätze des freien Handelns schaffen, muß mit der Heilighaltung jener sittlichen Gedanken Hand in Hand gehen, die die Grundlage eines kraftvollen Lebens sind, muß zur Begeisterung für das Ideal werden, ohne welche der Mensch das rechte Ziel seines Strebens aus den Augen verliert, ohne die seine Würde zum Teufel geht, und mit der Würde die Freiheit, mit der Freiheit das menschenwürdige Glück.

Ich will den freien Gemeinden das Wort reden. Die freien Gemeinden verdienen die Beachtung jedes denkenden Menschen. Sie verdienen die Theilnahme aller Gelehrten und aller Handelsherren, die jene Welt kennen, die hinter ihren Schriften, ihren Contobüchern und Champagnerflaschen sich ausbreitet. Sie fordern diese Theilnahme als ein Recht, und wer weiter sieht als seine Nase reicht, wer auf den landläufigen Titel eines gebildeten Mannes einen Rechtsanspruch erheben will, der muß sie als Pflicht anerkennen.

Die freien Gemeinden haben nicht immer diese Theilnahme und diese Beachtung verdient. Als sie im Jahre 1846 in den preußischen Staaten entstanden, waren sie nicht ein Fortschritt, sondern ein Rückschritt, nicht eine wackere That, sondern ein Verbrechen, und der alte Uhlich hat durch ihre Gründung die unleugbaren und großen Verdienste seines früheren Wirkens zu Schanden gemacht.

Als die freien Gemeinden entstanden, begann es in Preußen zu tagen. War Preußen unter Friedrich Wilhelm III. eine Kleinkinderbewahranstalt gewesen, so war es unter dem romantischen Champagnerfritz auf dem besten Wege, ein Asyl für hirnlose Narren zu werden. Der schweigende, demüthige Gehorsam kannte keine Grenzen. Alles erstarb in tiefster Demuth, und die Majestät geruhte allergnädigst zu thun, was ihr durch den Kopf ging. Zuweilen brachten verbotene Schriften eine angenehme Abwechslung. Heinzen platzte hinein, Venedey seufzte, Ruge zürnte, Hoffmann von Fallersleben politisirte in Versen, Walesrode, Jacobi, Heinrich Simon sprachen männliche Worte. Kurz, die Herren Geheimräthe rieben sich vergnügt die Hände, lasen mit Eifer, freuten sich in geheimnißvoller Stille über die Wuth der charmanten Männer, eilten flugs zu ihren Lhombrepartieen, aßen und tranken vortrefflich, schüttelten die Köpfe und zogen als demüthige Esel weiter am Staatskarren. Bürger und Bauern kümmerte das nicht.

So lange Friedrich Wilhelm III. gelebt hatte, war es noch gegan-







gen. Der alte Philister hatte immer einige Achtung vor dem bewahrt, was Friedrich der Große, was Stein, Scharnhorst und Altenstein geschaffen. Das Landrecht blieb die Grundlage eines vielfach vortrefflichen Civilprozesses; die Städteordnung blieb für die Stadtgemeinde eine bedeutungsvolle Vorschule freier Bewegung und ließ selbst noch in ihrer revidirten Gestalt den kühnen und richtigen Gedanken ihres Ursprungs erkennen; die Militairverfassung machte das ganze Volk waffengeübt und warf werthvolle Brocken städtischer Bildung in die entlegensten Dorfschaften; die Schule blieb der Stolz des Vaterlandes und wirkte als Seminar und Volksschule so mächtig, wie als Universität und Gymnasium. So schauerlich die Polizeiwirthschaft, so widerwärtig der Kamaschendienst, so ekelhaft der ersterbende Gehorsam und die allerunterthänigste Demuth sein mochten: es blieb Manches, an das sich die Hoffnung anklammern konnte, was als Aussaat für eine bessere Zukunft wirken mußte. Da starb der alte Bursch, und sein „geistreicher" Sohn bestieg den Thron seiner Väter. Wer diesen „geistreichen" Sohn noch nicht kannte, dem wurden die Augen schnell geöffnet. Er war ein romantischer Narr und ein so verbissener Despot, wie je einer gelebt hat. Er hatte keine Ahnung von der Bestimmung Preußens, keine Ahnung von den Bedingungen seiner Macht, und wenn er die Glanzpunkte einer bedeutungsreichen Vergangenheit erkannte, so geschah es nur um an ihnen seine Angriffe auf die großen Resultate der Vergangenheit zu concentriren. Er tastete die gesicherte Stellung des Richterstandes an. Er durchlöcherte, namentlich den großen Städten gegenüber, die Städteordnung. Er betrachtete die Schule als eine Magd seiner romantischen Laune, und viel zu oberflächlich gebildet, um die wahre Bedeutung der Universitäten seines Landes aufzufassen und z. B. den Gegensatz zwischen Berlin und München richtig zu verstehen, berief er den alten Schelling an den Platz, auf dem Hegel gestanden. Er übte die empörendsten Frevel. Und je toller er es trieb, je unumschränkter er Alles antastete, was heilig war, desto mehr erstarben seine allerunterthänigsten Unterthanen in bewundernder Liebe und Verehrung, desto mehr flossen sie über von Lobeserhebungen, deren Gegenstand seine großartige Begabung, seine tiefe Weisheit, sein unergründlicher Scharfblick war. Er liebte es, in seinen Landen herumzureisen. Ueberall, wohin er kam, strömten Edelleute und Geheimräthe, Schulmeister und Pastoren, Bürger und Bauern in zahllosen Schaaren zusammen, die weißgekleideten Jungfrauen umringten und umdrängten ihn, Alles jubelte und jauchzte, Alles erstarb in Liebe und Verehrung. Eine Opposition gab's da nicht. Die „Geistreichen" waren, wie immer und überall, elende Wichte. Die geistreichen Salons in Berlin, — Mancher erinnert sich wohl noch des Kreises, in dem Louise Mühlbach ihr Licht leuchten ließ, — waren ekelhaft, ekelhaft war das ganze Leben in den Erscheinungen seiner hündischen Niedertracht.

Eine Opposition, die den Namen verdient, gab's unter den Millionen nicht. Kein Lüftchen wehte, das auf eine Opposition hindeutete. Die paar Literaten, — was wollten sie denn nur, sie sollten hübsch zu Hause bleiben und







das Maul halten, „uns" ging's ja ganz vortrefflich, und im Uebrigen sorgten Seine Majestät in allerhöchster Weisheit und Gnade.

Aber — was war das? Plötzlich regten sich dennoch unehrerbietige Gedanken in den allerunterthänigsten Herzen. Plötzlich schnitten diese gehorsamen Philister in allem Ernste saure Gesichter. Sie brummten und murrten, und wagten sich an bescheidene Versuche, in der Tasche die Fäuste zu ballen! Und siehe da, es regte sich endlich ein Etwas, das mit Zorn und Erbitterung unverkennbare Aehnlichkeit hatte. Ja, unehrerbietige Gedanken wagten sich ans Licht, kräftige Worte wurden laut, Fäuste drohten am hellen Tage, ein wahrhaftiger Zorn trat mitten in das demüthige Staatsleben hinein. Es war wirklich so. Sie schalten und raisonnirten. Die Aufregung wuchs und dehnte sich aus. Von Provinz zu Provinz ging der Aerger, und die tugendreichen Philister waren auf dem besten Wege, Helden zu werden. Jedenfalls erwachte das ersterbende Gesindel zu menschlichem Gefühl. Das war ein Anfang. Das war eine Morgendämmerung, wie frischer Morgenwind. Und es wurde besser, kräftiger, nachhaltiger. Mein Gott, — das war's ja, dessen wir bedurften, zu allererst und allermeist bedurften, der erste Keim einer berechtigten Hoffnung. Wie war das gekommen?

Die Majestät hatte sich verrechnet. Sie ließ dem Eichhorn die Zügel, und wollte durchaus die Kirche um etliche Jahrhunderte zurückschieben. Der herrschende und mächtige Rationalismus wurde geächtet, die Bekenntnißschriften florirten, Bürger und Bauern sollten sich in den Kirchen, die sie ehrten, mit Erbsünde, Dreieinigkeit und Lämmerblut abfüttern lassen. Das ging nicht. Da war das Heilige angetastet, das sie verstanden und wofür sie warm waren. Die unterthänige Demuth kam in die Brüche.

In dieser Zeit wirkten die protestantischen Freunde erfolgreich und segensreich. Sie schürten, klärten auf, entflammten und gossen Oel ins Feuer. Uhlich eilte von Provinz zu Provinz, und sein verständiges, eindringliches Wort erweckte und stählte Hunderttausende. Wislicenus große That: „Ob Schrift, ob Geist", brachte Klarheit in die Sache. Erbitterung hatte die Hundedemuth verdrängt. Das Ekelhafteste war beseitigt, das Unentbehrlichste war gewonnen.

Leider gab es unter den protestantischen Freunden, die behäbige Pfarrherren waren, eine große Masse „geistreichen" Gesindels. Der Muth des Wortes war ihnen handgerechter als der Muth der That. Sie weigerten sich, entschlossen zu Wislicenus zu treten und den Ruhm seiner That auch für sich in Anspruch zu nehmen. An ihrer Feigheit wuchs dem Eichhorn und seinem romantischen Herrn der Kamm, und sie setzten Uhlich, Wislicenus und Andere ab. Das war gut und in der Ordnung. Richtig benutzt, konnte diese Absetzung der Vorläufer — anderweiter Absetzungen werden. Die Aufregung mußte sich steigern, die Erbitterung mußte wachsen, und eine bessere Vorbereitung auf Achtundvierzig wäre nicht denkbar gewesen.

Da — kamen die freien Gemeinden und verdarben Alles. Uhlich







mußte vor allen Dingen predigen. Wenn Uhlich nicht predigen konnte, so wankte die Welt in ihren Fugen. So errichtete Uhlich schleunig eine freie Gemeinde und predigte wie er gepredigt hatte. Wislicenus machte es wie er, und Andere folgten. So waren aus dem brausenden Strom die drohenden Gewässer in einen harmlosen Canal geleitet. Alles, was warm, was der Entschlossenheit, des Muthes, der kühnen That zumeist fähig gewesen war, ergoß sich in den Kanal der freien Gemeinden, und in der Kirche wurde es still und friedlich, ganz still, ganz friedlich. Wie mit einem Schlage, legte sich jede Erbitterung. Die Majestät war klug genug, den freien Gemeinden anfänglich ein freundliches Gesicht zu machen, und siehe da, die Majestät war bald wieder der vielgeliebte, allverehrte Landesvater, Alles war wieder ein Herz und eine Seele, und die ganze Kirche mit allen ihren Schätzen, mit ihrer Unzahl von Schülern, mit ihrem ungeheuren Einflusse, mit ihrem großen, werthvollen Schatz alter Anhänglichkeit und Gewohnheit, — die ganze mächtige und wichtige Kirche war wie im heitern Spiel den Frömmlern, den Gleichgültigen und Trägen, den Feiglingen und Verräthern in den Schooß geworfen.

So waren die freien Gemeinden allerdings da. Sie waren ein Rückschritt zur kindlichen Demuth, ein Verrath an der Freiheit, das empörendste Verbrechen, welches die wohlmeinende Kurzsichtigkeit möglicher Weise begehen konnte.

Sie waren ein Neues nnd — hatten nichts Neues. Uhlich hatte nichts, als den alten sächsischen Rationalismus, der seit länger als einem Jahrhundert in der Kirche breit getreten war und sein gutes Recht von allen möglichen Consistorien und Kirchenregimenten anerkannt gesehen hatte. Höher als Uhlich standen Wislicenus und Andere. Sie vertraten den speculativen Rationalismus. Suchte der alte sächsische Rationalismus, seiner Zeit ein vortrefflicher Freiheitsfreund und Freiheitskämpfer, von den alten Mythen, Sagen und Dogmen so viel wie irgend möglich als Geschichte und Wahrheit zu retten, so viel es dem hausbacknen Menschenverstande nur irgend gelingen wollte ohne dem Aristoteles und seiner Logik allzu empfindlich anf die Hühneraugen zu treten: so nahm der spekulative Rationalismus Mythen, Sagen und Dogmen als das, was sie waren, hielt aber die berechtigten Ideen fest, die in ihnen den Ausdruck gefunden, und fand seine hohe Aufgabe in der Vermittelung des religiösen Bewußtseins mit dem wissenschaftlichen Bewußtsein der berechtigten Gegenwart. Er hatte in der Kirche eine ersprießliche Anzahl von Vertretern. Er war die Form der Anschauung, die zur Herrschaft gebracht, das Ziel, welches in der Kirche erreicht werden mußte, wenn die Kirche für den Dienst der freien Entwickelung, als Vermittlerin des Volksbewußtseins mit dem wissenschaftlichen Bewußtsein, benutzt werden und nicht zur Narrenanstalt herabsinken sollte. Davon zu laufen, die Kirche mit ihrem Einfluß, ihrer Macht und ihren Schulen den Feinden zu überlassen und in dem Hafen der freien Gemeinde eine leidlich gesicherte Heimstätte zu finden, — das war wahrlich keine Heldenthat. Die Mehrzahl der protestantischen und lichtfreundlichen Redehelden und Federfuchser machte es freilich noch besser. Die Herren nahmen das Gewisse für das Ungewisse und







verkauften Wissenschaft und Ueberzeugung um ihre Pfarrrevenuen. Sie ergaben sich Eichhorn und dem romantischen Kirchenregimente mit Haut und Haar, beteten und glaubten auf Commando, lehrten Erbsünde, versorgten mit Lämmerblut, trieben Teufel aus und hätten auch, wenn es verlangt worden wäre, des Teufels Großmutter ausgetrieben. Sie waren Heuchler, Schurken, Verräther, aber sehr respectable Gentlemen. Die Gemeinden sahen die Noth der geplagten Männer an und nahmen den Hut vor den entschlossenen Vertheidigern ihrer Pfarrrevenuen ehrerbietig ab.*)

So stand es mit den freien Gemeinden. Ihre Sünde war eine dreifache. Sie besänftigten den Sturm, als der Sturm die denkbar größte Wohlthat war und die unerläßliche Aufgabe hatte, den Pesthauch hündischer Demuth zu vertreiben. Sie verließen die Kirche, als es galt, innerhalb derselben den kräftig fortschreitenden Entwicklungsgang zu sichern und die ganze Kirche je mehr und mehr in den Dienst der Freiheit hineinzuzwingen. Sie glaubten an die Mög-

---

*) Herr Schünemann-Pott, Sprecher der freien Gemeinde in Philadelphia, hat in seinen „Blättern für freies religiöses Leben“ seinen Lesern kürzlich die Versicherung gegeben, der Schreiber dieser Zeilen hätte sich zur Zeit der Bildung der freien Gemeinden auf die Seite der Hildebrandt und Consorten, also auf die Seite der Feiglinge und heuchlerischen Schurken gestellt, er hätte wie sie in aller Ehrbarkeit und Gottseligkeit ein gemüthliches Leben führen können, wenn ihm nicht die böse Demokratie einen Streich gespielt. Der Herr Schünemann-Pott muß die in Rede stehende Zeit in den Windeln durchlebt haben. Ich verließ allerdings die Kirche nicht. Ich hatte das Mögliche gethan, die lichtfreundlichen Pfarrherren zu einem entschlossenen Schritte zu bewegen. Als meine Bemühungen an ihrer Sorge für die Pfarrrevenuen gescheitert waren, trennte ich mich von den protestantischen Freunden und setzte den Kampf auf eigene Faust entschlossen fort. Ich that, was gethan werden mußte. Die deutsch-reformirte Kirche in Magdeburg, deren Prediger ich war, gehörte der Landeskirche nicht an. Diesen Umstand benutzte ich, um dem Consistorium und dem Minister Eichhorn, als Behörden einer uns fremden Confession, jede Autorität in Betreff des Cultus und der Lehre abzusprechen. In Sachen des Cultus und der Lehre der reformirten Kirche sei ich für sie Autorität, nicht sie für mich; an meiner Belehrung sollte es ihnen nie fehlen, sofern sie sie wünschten. Ich verwarf die Bekenntnißschriften als Lesevorschriften unbedingt, kritisirte die biblischen Bücher mit vollkommener Freiheit und erklärte die gesicherten Resultate der Wissenschaft als die einzige Autorität, die ich anerkennen könne. Dieselbe Stellung nahm ich später in Bremen ein. Ich vertrat dieselbe in bestimmten Erklärungen an die Behörden, in Colloquien und anderweiten Besprechungen, in meinen Predigten, deren viele gedruckt wurden, und in meiner großen Zahl von Büchern und Schriften, die weite Verbreitung fanden. So hatte ich keine Veranlassung, aus der Kirche zu scheiden. Ich hatte in eigener Machtvollkommenheit die Grenzen der Kirche so weit ausgedehnt, wie es mir erforderlich schien; und wahrlich, innerhalb der von mir gezogenen Grenzen hätte der ganze Schwarm der freien Gemeinden vollkommen genügenden Raum gefunden.

Damals fanden meine Schriften Beachtung. Vielleicht gab's in Deutschland damals kaum eine Zeitung oder eine Zeitschrift, die meinen Schriften und meinem Kampf nicht häufige und zum Theil eifrige Theilnahme geschenkt hätte. Auch das Ausland fand sich veranlaßt, von denselben Notiz zu nehmen. Der Herr Sprecher von Philadelphia muß also jene Zeit durchaus in den Windeln durchlebt haben. Ich betheiligte mich allerdings auch an politischen Bestrebungen. Die Freiheit ist eine Macht. Freie Gemeinden im Lande der Despotie können nicht gedeihen, und das Land der Freiheit wird durch unfreie Gemeinden um seine schönsten Früchte betrogen. Was ich auf dem Gebiete der Politik gethan, macht das, was ich auf dem Gebiete der Kirche erstrebt, nicht ungeschehen. A. d. V.







lichkeit eines Bettelbrockens der Freiheit für sich und ihre harmlose Weisheit, während das Auge der Despotie wachte und Polizeibüttel sie begleiteten auf Schritt und Tritt.

In der Märzzeit haben Einige aus der Zahl der freigemeindlichen Helden ihre Sünden quitt gemacht, unter ihnen Wislicenus. Die Mehrzahl, die große Masse, hat nichts gethan, was den freien Gemeinden Absolution sichern könnte. Sie waren sehr freiheitliebend und sehr vorsichtig. Sie hätten gern die Kastanien aus dem Feuer geholt, nur wollten sie sich als kluge Hausväter so wenig die Finger wie die Nasen verbrennen. Sie spielten vor Schwurgerichten allerliebst Heldenrollen, nahmen den Mund zuweilen erstaunlich voll und erstarben als unterthänige Unterthanen in tiefer Demuth. Sie waren Gothaer der allerfeigsten Sorte und stehen heute mit den National-Vereinlern auf derselben Stufe. Sie wollen das Unmögliche. Sie wollen von den Gottbegnadigten die Freiheit erbetteln. Sie wollen aus der Despotie zur Freiheit auf — gesetzlichem Wege! Sie wollen Freiheit unter Gensdarmenbegleitung und hochobrigkeitlicher Controlle! Wenn sie auch heute nur ein kümmerliches Scheinleben führen und sich mit einem Etwas begnügen müssen, in dem kein Vernünftiger eine Form der Freiheit erkennen kann, so dürfen sie sich nicht beschweren. Es ist die nothwendige Consequenz ihrer Thorheit. An der niederen Entwicklung der Kirche zur gemeinsten Despotenmagd trägt der feige Verrath der Hildebrandt und Consorten keinen größeren Theil der Schuld, als die Blindheit des wackeren Uhlich und seiner freigemeindlichen Gefährten. Schafft Freiheit, so werdet ihr frei sein, aber — schafft reelle und wirkliche Freiheit!

Wenden wir uns jetzt aus dem Lande der Despotie in das Land der vielgerühmten Freiheit. Hier lagen und liegen die Sachen anders.

Aeußerlich sind in Amerika alle kirchlichen Gemeinden freie Gemeinden. Es giebt hier keine romantische Kirchenregenten, die, mit staatlicher Allmacht ausgerüstet, die widerstrebenden Gemeinden in ihre Launen hineinzuzwingen versuchen könnten. In stolzer Machtvollkommenheit könnten die Gemeinden kühn fortschreiten, wenn sie zum Fortschritt Lust verspürten. Aeußerlich sind sie frei; im Innern freilich, in ihren Anschauungen und Bestrebungen, sind sie desto unfreier.

Pastoren, geistigfreie, gediegene Männer, die auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit ständen, giebt es hier nirgend in großer Zahl. Die Becher und Parker sind äußerst dünn gesäet, und selbst die Becher und Parker dürften noch ziemlich tief in der christlichen Gläubigkeit stecken und den speculativen Rationalismus unserer theologisch uniformirten Philosophen kaum gehörig verdaut haben.*) Die Masse der Pastoren steht tief unter einem Wislicenus und seinen Genossen. Sie kann nimmermehr auf den Gedanken kommen, das fort-

*) Hinsichtlich eines Parker möchten wir das doch in Zweifel ziehen. Sehr gewagt ist es, ihn in gleiche Linie mit Becher zu stellen. D. R.







bildende Werk der protestantischen Freunde aufzunehmen, den Dogmenrust zum Fenster hinauszuwerfen und in der Kraft der berechtigten Ideen die Kirche zum Dienste der Freiheit zu bewegen. Diese Doctors of Divinity finden ihres Gleichen kaum unter den verkommensten und am meisten verbauerten Landpfarrern der entlegensten Haidedörfer. Auch die Gemeinden sind selbstverständlich andere. Es giebt hier keine Gemeinden, die den Entwicklungsprozeß von der orthodoxen Gläubigkeit durch die Denkgläubigkeit hindurch zur Dogmenfreiheit des speculativen Rationalismus rüstig in ihrem Bewußtsein mit mehr oder weniger klarem Verständniß vollzogen hätten. Was hier zu den Kirchen gehört, ist mit den Kirchen, wie sie von Alters her sind, vollkommen zufrieden. Sie wollen entweder mit Hülfe der Kirchen Geschäfte machen, durch ihre Kirchlichkeit ihrem Geldbeutel aufhelfen und ihrer wackeligen Respectabilität eine Stütze verschaffen, oder sie finden in den Kirchen was ihr Herz begehrt, wohlklingendes Gesalbader und das unentbehrliche Sonntagsvergnügen. Im Uebrigen meinen es die Kirchen so gar ernst nicht. Sie bieten sich der Langweiligkeit des Sonntags als Aushülfe dar und besorgen nach besten Kräften das Geschäf unserer Theater, Concerte und Bälle, so gut es gehen will. Von jener Tiefe des kirchlichen Einflusses, von jener Innigkeit der Angehörigkeit an die Kirche, die für Deutschland nur der Blinde bestreiten kann, finden sich hier kaum leise Spuren. Zu Herz und Gemüth, zu Gesinnung und Leben stehen die Kirchen in einem oberflächlichen Verhältniß.

Endlich giebt es hier keine Kirche, die als große einheitliche Macht dem Dienste der Freiheit gewonnen werden könnte. Diese Kirchen und Kirchlein sind nicht die mächtige Kirche der alten Heimath. Diese Kirchen und Kirchlein beherrschen nicht die stolze Wacht der Volksschule. Auch die Beecher und Parker vertreten hier nur eine mehr oder weniger große Anzahl persönlicher Anhänger, nicht eine mächtige Kirche, die hinter ihnen stände und begierig ihren Geist in sich verarbeitete. Die Synoden der Episcopalen, Presbyterianer, Methodisten, Baptisten u. s. w. besagen wenig. Wer auf den tollen Gedanken gerathen könnte, von ihnen eine Erhebung zu wissenschaftlicher Freiheit zu erhaschen, der müßte an den Beelzebub glauben, der den Beelzebub austreibt.

Es steht hier wesentlich anders, als es in Deutschland zur Zeit der Entstehung der freien Gemeinden stand. Wer hier wirklich geistig frei ist, hat längst den Zusammenhang mit der Kirche abgebrochen.

Was ist zu thun?

Die Kirchen ruhig laufen lassen? Sie ignoriren, und thun als ob sie im Pfefferlande lägen? Das wäre eine Maßregel von eigenthümlicher Weisheit, ein Gedanke, der nur in der schwächlichsten Gedankenlosigkeit seine Erklärung finden könnte. Auch so wie die Kirchen sind, sind sie bedenkliche, nachhaltig wirkende, verdummende, einschläfernde und in die Irre führende Feinde der Freiheit. Sie ruhig gewähren zu lassen, sie zu ignoriren, ist ein Verrath an der Freiheit, doppelt schändlich im Lande der politischen Freiheit. Wer aber nicht sieht, daß nur die ganze und volle Freiheit den Namen verdient und das







Wesen giebt, daß politische Freiheit ohne geistige Freiheit höchstens als leiser Anfang zur Möglichkeit der Freiheit gelten kann, nun, der hat das Pulver sicher nicht erfunden und wir wollen uns des Weiteren nicht mit ihm incommodiren.

Jene stattlichen Kauf- und Handelsherren, die aus Geschäftsrücksichten in die Kirche laufen und ihrer Ueberzeugung zum Hohne mit frommer Heuchlermiene singen und beten, stehen mit Jenen auf gleicher Stufe, die ihres Geldinteresses wegen der verruchten Rebellion die Hand reichten und zu Verräthern an der Republik wurden. Daß derartige Leute im Lande der Freiheit Geltung, Achtung und Ehre finden, ist äußerst charakteristisch. Es charakterisirt die Farbe von Freiheit, die hier vielfach ihr Wesen treibt.

Die Wissenschaft ist eine mächtige Waffe. Nur heran mit euren Zeitungen, Zeitschriften und von Wissenschaft strotzenden Büchern! Nur heran! Ihr seid das schwere Geschütz und mögt Bresche schießen.

Aber reicht die Wissenschaft mit ihrer logischen Schärfe, ihren durchschlagenden Gründen, ihren mächtigen Gedanken überall und überall hin?

Hier stehen Hunderttausende, hier stehen Millionen, die keine wissenschaftlich gehaltenen Schriften lesen. Umd wenn sie sie läsen, so verständen sie sie nicht. Und wenn sie manchen Brocken heilsamen Lebensbrodes auffingen, — der erste beste Pfaff, der erste beste, schlaue Wortverdreher würde ihnen den Sinn zum Unsinn machen und den treuesten Wahrheitsfreund in ihren Augen zum Lügner stempeln. Und verdienen Jene dort — gleichfalls Millionen — keine Beachtung? Sie denken mehr mit dem Herzen, als mit dem Kopfe. Sie sehen wohl so ungefähr, was die Glocke geschlagen hat, aber sie wollen angeregt und erwärmt sein, wollen immer besser einsehen, immer klarer erkennen, immer deutlicher den Grund der Sache verstehen. Ihr Herz ist warm und ihr Gemüth nicht ohne Tiefe. Sie müssen sich gepackt und ergriffen fühlen, sie müssen etwas haben, was ihren empfindsamen Menschen befriedigt, was sie auf den Altar ihres Herzens stellen können, und können sie nicht anbeten, so wollen sie doch verehren, und für Sonn- und Festtage soll's jedenfalls etwas Anderes sein. Finden sie nichts Besseres, so laufen sie in die Kirchen und zu den Predigern des hirnlosen Dogmenkrames. Nur wer sehr kurzsichtig und ein sehr schlechter Beobachter ist, kann die außerordentlich große Anzahl dieser respektabeln Menschenklasse verkennen. Sie stellt zu den gedrängten Schaaren, die allsonntäglich die Kirchen füllen, ein sehr ansehnliches Kontingent.

Wie die Sachen stehen und liegen, sind in Amerika die freien Gemeinden eine durchaus unentbehrliche Hülfsmacht zur Bekämpfung der Kirchen und zur Förderung der Freiheit, die den Namen verdient. Wie steht es mit den freien Gemeinden? Was wollen sie und was können sie?

Die freien Gemeinden finden ihren Lehrinhalt in den gesicherten Resultaten der wissenschaftlichen Erkenntniß. Ihre Religion geht mit der Philosophie, mit der gesammten Wissenschaft Hand in Hand, schreitet in ihrem Gedanken-Inhalte mit dieser fort und geht mit ihr dieselbe Straße der Entwickelung.







Aber sie hält sich vor Allem an die Resultate, stellt sie in populärer Form dar, weis't in populärer Form ihre Begründung und Berechtigung, ihre Wichtigkeit, ihren Einfluß auf alle Offenbarungsformen des Lebens nach. Ihre Seele ist der wissenschaftliche Gedanke in der Form schöner Popularität nach seiner Bedeutung für das praktische Leben. Für diese Religion und durch diese Religion ergreift die freie Gemeinde, die ihre Aufgabe versteht, Herz und Gemüth, und giebt sie dem Geiste so viel Licht, wie er haben will und aufzufangen im Stande ist. Die freie Gemeinde, die ihre Aufgabe versteht, ist negativ und bekämpft. Aber vor Allem ist sie positiv, sie giebt und behauptet. Sie bekämpft den priesterlichen Vater im Himmel, aber sie behauptet die Idee der Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe. Sie wirft die Götterbilder mit den Altären um, aber stellt den Menschen auf die leer gewordene Stelle und bringt ihn nach der ganzen Schönheit seines Wesens, nach der ganzen Fülle seiner vortrefflichen Eigenschaften zur Anschauung. Sie bekämpft die Kirche der Priester, aber sie verherrlicht den Staat als den Träger des Rechts, die Familie als den Tempel der Liebe, die Schule als den Sitz der Erkenntniß, die Kunst als die Macht der erfreuenden, herzerhebenden Schönheit. Ja, die freie Gemeinde giebt, und wer mit dieser Welt der erhabensten Ideen die Gemüther nicht tief zu ergreifen versteht, der mag sich getrost sagen, daß er trotz alledem noch ein Stümper sei.

Was die freien Gemeinden wollen und können? Sie wollen die Heuchler zum Teufel jagen, und sie können es. Sie wollen die suchenden Menschen fangen, und sie können es. Sie wollen der Liederlichkeit und der Spitzbüberei einen Riegel vorschieben, und sie können es.

Vor allen Dingen wollen sie Denen, die ein Herz im Leibe haben und für Herz und Gemüth noch eine angemessene, wohlthuende, ihnen zusagende Sonntagskost verlangen, eine entsprechende Sonntagskost verabreichen. Nur Geduld, nur Ausdauer, nur immer in der rechten Weise, daß das Herz sich in Bewegung gesetzt fühlt und in den werthen Köpfen sich ein Licht nach dem andern entzündet, — es wird sich schon machen. Sie kommen. Sie kommen mit der Zeit in immer größerer Zahl. Sie kommen endlich in Schaaren, und — in den Kirchen wird's leerer und leerer. Bleiben aber aus den Kirchen die Menschen weg, so stellen sich auch die Schillinge nicht ein, und noch viel weniger die Greenbacks. Dann aber — ade, ihr Herren Pastoren!

Denken wir jetzt auch ein wenig an unsere deutsch-amerikanischen Landsleute.

Als Uhlich in Deutschland die freien Gemeinden stiftete, lief er, wie wir oben gesehen haben, in Gesellschaft Derer, die sich zu den Freien und Avancirten zählten, zur Kirche hinaus, und übergab das Bollwerk, anstatt es zu vertheidigen, in feindliche Hände. Hier sind die Freien und Avancirten längst aus dem Bereich der Kirche heraus. Sie geben keinen Deut um die Kirche, und fragen nichts nach den Pastoren.

Wie leben die Freien und Avancirten unter unsern deutsch-amerikanischen Landsleuten?







Ganz vortrefflich. Sie arbeiten rechtschaffen. Sie haben sich als tüchtige Arbeiter einen guten Namen verschafft. Sie sind hoch angesehen in den verschiedenen Branchen des Geschäftslebens. Ihrer Viele sammeln und sparen, machen ein hübsches Vermögen und arbeiten erfolgreich an einem der werthvollsten Dinge, an denen der Mensch arbeiten kann, an ihrer finanziellen Unabhängigkeit. Daneben freuen sie sich aber rechtschaffen ihres Lebens; sie singen sehr schöne Lieder, veranstalten anmuthige Bälle, feiern gar lustige Feste und trinken in reichen Zügen Lagerbier, welches zuweilen sehr gut, zuweilen miserabel schlecht ist.

Was ist dagegen zu sagen? Gar Nichts!

Es ist aber doch eine eigene Sache. Blos arbeiten, sparen, sammeln, singen, tanzen und trinken? Gelten hohe Ideen, wie sie sonst die Herzen schwellten, gar nichts mehr? Sind sie aus der Mode gekommen, überflüssig geworden, nur gut genug für die Rumpelkammer veralteter Dinge?

Der Mensch, der neben dem werthen Ich herum läuft, ist bald eine Waare, an der ich Geld verdiene, bald eine Maschine, die für mich arbeitet, bald ein Geldsack, aus dessen Vorrath ich schöpfe, bald ein Instrument, das meinem Vergnügen dient, bald ein Gefährte, der mir die Zeit vertreibt, bald ein Hülfsbedürftiger, an dem ich das Licht meiner Großmuth leuchten lasse. Der Staat ist ein heilsames Institut. Ich kann ihn sehr gut gebrauchen. Zapft er mich jeweilig etwas derb an, je nun, es kommt schon wieder; wo ich ihn prellen kann, prelle ich ihn, und was gemacht werden kann, wird gemacht. Onkel Sam hat volle Taschen, zahlt sehr gut und sieht gelegentlich durch die Finger. Und gar die Familie! Wie angenehm und wie behaglich; — wie bequem die ordnungsmäßig verlaufende Liebe! Ehret die Frauen! Sie plagen sich wacker; — ich diene der Partei, raisonnire für's Vaterland, dominire im Verein und trinke den Nektar in reichen Zügen. Die Schule aber und die Kunst, — wo ist der Barbar, der ihren Werth verkennen könnte? Meine Kinder müssen doch Bildung haben, müssen tüchtig für's Geschäft und tüchtig für die vornehmste Gesellschaft werden! Und wie kahl würde jene Wand sein, wenn der goldene Rahmen nicht wäre, in dem das schöne Bild hängt; wie langweilig die langen Abende, wenn der große Künstler H o y m uns nicht das Stadttheater zurecht gemacht hätte! Der Arion aber und der Liederkranz, — wie wunderschön singen sie! Und war das eine Menschheit auf den Bällen! Es konnte, weiß Gott, kein Apfel zur Erde fallen, und wer ohne Quetschungen nach Hause kam, konnte von Glück sagen.

Ehret die Kunst, — sie ist des Himmels schönste Tochter!

Das ist nun sehr vortrefflich; — vortrefflich, so weit es nicht zu weit geht.

Der Mensch, die Familie, der Staat, die Schule, die Kunsthalle sollen und wollen Diener deines werthen Ich sein, und magst du dich in Gottes Namen als das Centrum betrachten, um das sie im Kreise herumtanzen.

Vor allen Dingen sind sie aber auch wissenschaftliche Gedanken und sittliche Ideen, und zwar die ehrbarsten und heiligsten, die je in eines Menschen






Herz gekommen sind. Sie wollen und müssen der Gegenstand einer gründlichen und umfassenden Erkenntniß sein. Sie wollen nnd müssen nach ihrem Wesen, nach ihrem ungeheuren Gewicht, nach den Bedingungen ihres beglückenden Einflusses verstanden und begriffen sein. Ja, du mußt sie verstehen und begreifen, wenn sie dir die Augen öffnen und in dem wunderschönen und überreichen Leben ein Glück offenbaren sollen, in dessen heiterem Glanze man sich just nicht todtlacht, aber stolz und glücklich lebt. Sie wollen und müssen die Zielpunkte einer anhaltenden, gründlichen, ernst gemeinten Arbeit sein, einer Arbeit, die, so bedeutungsreich sie ist, doch unsern Officen, Stores und Shops keine der ihnen gebührenden Stunden stiehlt. Sie wollen und müssen die Gegenstände eines gewissenhaften, ausdauernden, begeisterten Strebens sein, in dem wir je länger, je mehr das schönste, am meisten und am allseitigsten befriedigende Glück des Lebens finden, die Gegenstände unserer Liebe, unseres Stolzes, unserer Ehrfurcht, die segnende Quelle, aus der das Ich im reichsten Genuß ein seliges Vergessen trinkt.

Sind sie das?

Ich glaube, die freien Gemeinden finden viel Arbeit und haben eine hohe und ernste Aufgabe.

Ihr bestreitet oder vergeßt, daß Mensch, Familie, Staat, Schule, Kunsthalle erhabene Gedanken, sittliche Ideen von der allerhöchsten Bedeutung sind. Ihr seid befriedigt im Essen und Trinken, im Arbeiten, Singen und Jubeln, und das erforderliche Cash ist der einzige Gegenstand eurer ernsten Sorge. So geht ihr an einem ziemlich steilen Abhang. Ihr kommt ins Laufen. Unten liegt der Verrath, fluthet Gemeinheit und Bestialität. Da ist keine Rettung. Wer an diesem Abhange ins Laufen kommt, der plumpt in die Gemeinheit und Bestialität hinein bis über die Ohren.

Es giebt Millionen, die an dem steilen Abhange gehen. Eine gute Zahl ist ins Laufen gerathen. Wimmelt es nicht im Unrath von Gefallenen?

Wahrlich, die freien Gemeinden haben reiche Arbeit.

Ich weiß sehr wohl, die freien Gemeinden werden keine Wunder thun und am wenigsten die sich aufblähende Rohheit und die weisheitgefütterte Dummheit curiren.

Das Leben ist so ganz eigenthümlich, so mächtig bewegt, so reich und zuweilen so verzweifelt arm. Ich kann's nicht ändern, ich muß Beute machen, ich darf's so genau nicht nehmen, ich muß mich in die Zeit schicken und mit dem Strome schwimmen. Was Lüge hin und her, — sie machen es Alle so, und ich werde wahrlich kein Narr sein. Das Cash ist der wahre Zweck, und ich muß vorwärts. Laßt sie raisonniren und schwatzen, ich weiß besser, wo Barthel Most holt.

Und Barthel holt Most. Er lügt, betrügt, prellt, beutet aus, wirft Ehre und sittliche Gedanken zum Fenster hinaus, lebt sehr vergnügt, fühlt sich, wird immer behäbiger; immer heller klingt es, wenn er selbstbewußt auf seine Taschen klopft.







Das Leben ist ganz eigenthümlich. Es ist furchtbar ernst in der Macht seiner Versuchungen. In seinen schauerlichen Strudeln gehen Menschenadel und Menschenglück zu Grunde ohne Maß und Zahl.

Barthel holt Most. Wie wäre es, wenn zu Zeiten einmal der sittliche Gedanke in das lügende und betrügende Leben hineindonnerte; wenn dem Geldsucher einmal der Gedanke vor den Kopf stieße, daß Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Redlichkeit Dinge sind, die für das praktische Leben doch auch eine gewisse und zwar eine sehr große Bedeutung haben; wenn ihm Mensch und Staat, Familie und Schule einmal in einem anderen Lichte erschienen, in einem Lichte, von dem ein viel schönerer Abglanz auch auf **sein** Leben fallen könnte?

Wie wäre es?

Curiren würde es ihn wahrlich nicht, auch sicher nicht auf den Kopf stellen. Aber nicht vielleicht ein wenig bedenklich machen? zum Nachdenken veranlassen? zum Zweifel erheben und aus seiner Sicherheit wach rütteln?

Wird der sittliche Gedanke seinem Leben ganz fremd, so liegt der Erfolg am Tage. Er hält seine Brutalität gegen den Menschen, seine Prellereien und Betrügereien, seine Lügen und Schurkenstreiche, seine nichtswürdige Auffassung des Staates und der Familie für das vollkommen Berechtigte, das Selbstverständliche und allein Zulässige. Ist das der Fall, so braucht er nicht ins Laufen zu gerathen. Er ist im vollen Laufe oder liegt schon im Pfuhle der Gemeinheit und Bestialität. Das Schöne im Menschen, das Edle im Menschen, das namentlich, was den Menschen auch in Liebe, Genuß und Erwerb so unendlich hoch über das Thier erhebt, ist abgestorben, ist todt. Der Mensch ist begraben, nur die Bestie wühlt noch im Leben herum.

Es droht eine fürchterliche Gefahr. Ich schildere sie nicht, weil die Geschichte das Geschäft redlich besorgt hat, und weil sie Jeder sehen **muß**, der sehen **kann**.

Die freien Gemeinden haben ohne Zweifel eine große, hochwichtige Aufgabe.

Sie würden nicht durchdringen? Mächtig ist der Einfluß des Lebens, verführerisch die Macht des Beispiels, furchtbar groß die herrschende Gewissenlosigkeit und die Beredsamkeit des triumphirenden Dollars?

Allerdings — das sind Thatsachen. Beispiel, Gewissenlosigkeit, Dollar sind Thatsachen von erschütternder Macht. Allein ist die Thatsache, daß **Schiller**, daß **Humboldt**, daß die Gebrüder **Grimm**, daß Hunderte und Tausende gelebt haben, deren ganzes Leben eine Verwirklichung der erhabenen Idee des wahren Menschen gewesen; ist die unleugbare Thatsache, daß wir auch heute, auch in diesen gesegneten Tagen der schreienden Habsucht noch zahlreiche Menschenkreise finden, in denen zart besaitete Gemüther unter der leisesten Verletzung der sittlichen Idee erzittern und erbeben; ist die fernere Thatsache, daß auch heute noch Männer und Frauen in nicht geringer Zahl und unter allen Lebensverhältnissen im strikten Gehorsam gegen bewährte







Grundsätze alle Befriedigung und den reichsten Lebensgenuß finden : — sind alle diese ganz unleugbaren Thatsachen ganz werthlose Seifenblasen? Wahrlich, der Mensch ist und bleibt eine erhabene Idee, eine Idee von ergreifender Macht und Schönheit. Und die Idee kann zur Wirklichkeit werden, ist in tausend und aber tausend Fällen zur Wirklichkeit geworden, wird in immer weiteren Kreisen zur beglückenden Wirklichkeit werden, wenn die Hochweisen nicht Narren werden und die Unweisen nicht Narren bleiben wollen.

Und wenn heute Tausenden politischer und unpolitischer Männer der Staat nichts weiter ist, als ein Mehlfaß, aus dem sie sich mit Brod versorgen, oder eine Vorrathskammer, nach deren leckeren Bissen sie lüstern sind; wenn die Familie Tausenden von Philistern und Wüstlingen nichts ist, als ein behagliches Ruhepolster; wenn die Schule, das schönste Heiligthum der Menschheit, Geldmenschen in die ruchlosen Hände fällt und — der Ruchlosigkeit die Bahn bricht: so ändert das an der Berechtigung unserer Auffassung gar nichts. Seht Staat, Familie und Schule nur genau an. Ihr müßt ihre hohe sittliche Bedeutung erkennen. Ihr müßt den Staat auffassen als den Träger des Rechts, der Grundbedingung eines menschenwürdigen Lebens und Lebensgenusses, die Familie als jenen schönen Tempel der Liebe, in dem das allein ganz und völlig befriedigende Menschenglück geboren wird, die Schule in ihrer weitesten Bedeutung als den immer frisch sprudelnden Quell lichtvoller Erkenntniß und gediegener Kraft. So sind sie aufgefaßt worden. So werden sie in immer weiteren Kreisen aufgefaßt werden. Und weshalb sollte diese Auffassung nicht eine vorherrschende, eine allgemeine werden? Es steht wahrlich nichts weiter im Wege, als unsere Trägheit, unsere Blasirtheit, unsere Feigheit.

Die freien Gemeinden haben eine hochwichtige Aufgabe. Sie können sich nach allen Seiten umsehen, überall finden sie Arbeit.

Die freien Gemeinden haben bis jetzt in Amerika wenig Glück gehabt. Ja, sie haben fast überall entschieden Fiasco gemacht und nirgend einen erheblichen Erfolg erzielt.

Woher kommt das?

Die Beantwortung dieser Frage ist schwerer, als sie scheint. Wir behalten sie uns für einen folgenden Artikel vor.







Der Briefkasten der Madonna.

Von Julian Werner.

(Fortsetzung.)

Der Gaucho, durch das entgegenkommende Wesen und den vertraulichen Ton des Priesters geschmeichelt, zauderte doch einen Augenblick, ob er es wagen dürfe, an der Seite eines Gesalbten des Herrn Platz zu nehmen, und erst als ihn der Prior nochmals dringend dazu aufforderte, ja sogar einen leeren Sessel eigenhändig dicht an den seinigen heranzog, leistete er mit schüchterner Verlegenheit der ungewohnten Einladung Folge, setzte aber doch dabei die Etikette nicht ganz außer Augen, indem er seinen Sessel zur Gewinnung einer respektvollen Distanz wieder um einige Schritte zurück schob. Die Anspielung auf den Geiz Don Escovedos und die Freigiebigkeit des Paters hatte offenbar ihren Eindruck nicht verfehlt; ein zustimmendes Kopfnicken und Lächeln deutete an, daß der Gaucho dieses Argument vollkommen zu würdigen wisse und zu der gewünschten Mittheilung bereit sei.

„Beginne, mein Sohn", sagte Ugarte.

„Es sind etliche Wochen her", hub Gil Perez an, „als ich auf meinen Wanderungen durch die Stadt einen alten Landsmann aus der argentinischen Steppe traf, der wohl schon seit dreißig Jahren in Chili umherzieht, wo er allerlei wechselnde Schicksale erlebte. Er treibt kein bestimmtes Geschäft, läßt sich's auch bei der Arbeit nicht eben sauer werden, lebt aber doch auf recht anständigem Fuße und hat wohl längst sein Schäfchen im Trocknen. Der alte Fernandez ist ein großer Liebhaber vom Spiel — er hat auch Glück im Spiel, und wo er eine Bank auflegt, da fliegt das Geld nur so in seine Tasche."

„Also ein Spieler von Profession", unterbrach der Pater, „ei, ei, mein Sohn, das ist nicht das beste Gewerbe."

„Aber einträglich, Ehrwürdigster, sehr einträglich! Und ich will auch nicht sagen, daß Fernandez falsch spielt — behüte, das wäre gegen seine christlichen Grundsätze; er versteht nur die Launen des Glücks hin und wieder ein wenig zu corrigiren. Dabei ist er ein braver alter Bursche, giebt Gott was Gottes ist und hört wöchentlich dreimal die heilige Messe."

„In diesem Falle wird wenigstens der Böse nie die Oberhand über ihn gewinnen."

„Davor ist mir auch nicht bange, frommer Vater. Wollte man's mit der Art und Weise, wie Dieser oder Jener sein Geld erworben, allzu genau nehmen, man könnte sich auf der Welt des lieben Gutes kaum mehr erfreuen. Als ich Fernandez so unerwartet in Santiago traf, theilten wir uns unsere jüngsten Schicksale mit; er erzählte von seinen Irrfahrten, ich ließ ihn wissen, daß ich in Diensten des reichen Don Escovedo stehe. Natürlich kamen wir auf die Heirath mit der schönen Donna Leontica Mureno zu sprechen. Mein Freund Fernandez ward bei Nennung dieses Namens sehr aufmerksam und erkundigte







sich näher nach den Verhältnissen der Dame. Ich theilte ihm mit, was ich selber darüber wußte. Er besann sich eine Weile, und meinte dann, der Name Mureno sei ihm nicht fremd, da er schon vor vielen, vielen Jahren mit einem Gliede dieser alten Familie bekannt geworden. Gern hätte ich Näheres darüber in Erfahrung gebracht, doch Fernandez war an diesem Tage nicht sehr mittheilsam; ich mußte es einer spätern Gelegenheit überlassen, ihm die Zunge zu lösen. Glücklicherweise hatte ich nicht allzu lange darauf zu warten. Wir trafen uns seit der ersten Begegnung öfter, schlürften unser Aguardiente und machten auch gelegentlich ein Spielchen zusammen, wobei ich nie versäumte, Fernandez scharf auf die Finger zu sehen, obgleich ich überzeugt bin, daß er einem armen Landsmanne gegenüber von seinen kleinen Künsten nie Gebrauch machen würde. Vor zwei Tagen — es war gegen Sonnenuntergang — saßen wir vor der alten Pulperia am oberen Ende des Tajamar. Die Straße war mit Spaziergängern und den Karossen unserer vornehmen Welt bedeckt. Eine weinumrankte Laube machte uns den Blicken der Vorüberziehenden unsichtbar, — wir aber beobachteten Alles, was draußen vorging. Da plötzlich kam Don Escovedo's Equipage des Wegs; an Donna Leontica's Seite machte der reiche Mann seine abendliche Spazierfahrt. Fernandez, der während seines kurzen Aufenthalts in Santiago noch keine Gelegenheit gehabt, Don Escovedo zu sehen, blickte neugierig hinaus. Das Gewühl von Menschen und Wagen gestattete kein rasches Fahren, und da wir selber dicht an der Straße saßen, hatten wir die beste Gelegenheit, die in der Equipage sitzenden Personen scharf in's Auge zu fassen. Natürlich galt der erste Blick der reizenden Sennorita, Santiagos gefeiertster Schönheit.

„Bei St. Vincentio", rief er, „eine ächte Mureno! Sie gleicht ihrem unglücklichen Oheim, den ich vor 25 Jahren kennen lernte."

„Unglücklich — weshalb?" fragte ich.

Fernandez antwortete nicht, denn Don Escovedo, der sich bisher in eifrigem Gespräch seiner jungen Gattin zugewendet, drehte den Kopf plötzlich nach uns herüber, so daß mein Freund sein volles Profil sehen konnte.

„Caramba!" rief Fernandez und beugte sich so hastig über den Tisch, daß dieser das Gleichgewicht verlor und unsere beiden gefüllten Gläser herunterkollerten und das feurige Naß, das dem inneren Menschen so wohl gethan haben würde, von dem Sande des Bodens, statt von unseren Lippen aufgesogen wurde. „Caramba, den Mann sollte ich kennen! Ist es wirklich der reiche Escovedo?"

„Auf Ehre, Amigo, wenn man mit Jemandem täglich verkehrt, wird man sich wohl kaum in seiner Person irren. Wo hast Du Don Escovedos Bekanntschaft gemacht?"

„Er kann es nicht sein .... ich wage nicht zu behaupten, daß er es sei....doch diese Aehnlichkeit....trotz der inzwischen verflossenen 25 Jahre, die sein Antlitz gerunzelt und sein Haar gebleicht, diese ganz überraschende Aehnlichkeit...."

Der Wagen fuhr weiter; Fernandez folgte ihm mit den Augen so lange







er es nur irgend vermochte. Endlich setzte er sich wieder und blickte mit verschränkten Armen vor sich hin. Natürlich drang ich abermals in ihn, mir mitzutheilen, welche Bewandtniß es mit jenem Zusammentreffen mit einem Gliede der Familie Mureno habe, ganz besonders aber, wo und wann er die Bekanntschaft Don Escovedo's gemacht. Auch jetzt wollte er nicht mit der Sprache heraus; ich aber bestürmte ihn, meine Neugier nicht unbefriedigt zu lassen. Endlich, nachdem ich für frisches Aguardiente gesorgt und ihm tüchtig zugesprochen, zeigte er sich nachgiebiger.

„Es ist wahr, Gil, was ich über diese Personen weiß, könnte Dir früher oder später von großem Nutzen sein, und da Du mein Freund und Landsmann bist, wäre es am Ende unrecht, wenn ich es Dir vorenthalten wollte. Daß Du bei der hervorragenden Stellung der betreffenden Individuen von dem, was ich Dir zu erzählen im Begriff stehe, einen höchst vorsichtigen und discreten Gebrauch zu machen hast, wird Dir Dein eigener Verstand sagen."

„Wir Argentiner stehen keineswegs im Ruf, unsere fünf Sinne nicht beisammen halten zu können," versetzte ich, ihm nochmals zutrinkend.

Fernandez that einige tüchtige Züge, lächelte wohlgefällig und fuhr dann fort: „Vor 27—28 Jahren, als ich als junger Bursche über die Cordillere gezogen, um an der Südsee mein Glück zu versuchen, hatte ich zunächst meinen Wohnsitz in Valparaiso aufgeschlagen. Ein Landsmann aus der Argentina hielt an der Calla Guinodie ein Kaffeehaus, welches von vielen reichen Kaufleuten und sonstigen angesehenen Bewohnern der Stadt besucht wurde; er brauchte gerade einen Gehülfen, und da das Geschäft einem jungen Manne, der Mutterwitz und eine erträglich geschickte Hand besaß, gute Chancen bot, nahm ich die Stellung mit Freuden an. An Arbeit fehlte es nicht, doch das war gerade was ich wollte. Ich war Morgens der Erste auf dem Platze und harrte in der Nacht aus bis der letzte Gast unser Lokal verlassen hatte. So erwarb ich mir die Gunst meines Herrn und in nicht geringerem Grade die der Gäste. Unter Letzteren befand sich ein Bankier, Sennor Balzado, der ziemlich umfangreiche Geschäfte betrieb, obwohl man wissen wollte, daß sein Vermögen eigentlich in keinem Verhältniß zu denselben stehe. Bei uns ließ er viel Geld aufgehen. Er kam täglich mehrmals und blieb oft bis spät in die Nacht, wo er mit Freunden beim Spiele saß. Die Gäste, welche er uns zuführte, waren fast immer Leute, die viel Geld besaßen und auch nicht allzu sparsam damit umgingen. Er hatte viele Bekannte unter den fremden Schiffskapitänen, und diese wiederum verschafften ihm die Bekanntschaft der ausgezeichnetsten Fremden. Sennor Balzado galt für einen ganz tüchtigen und erfolgreichen Geschäftsmann, von dem man übrigens annahm, daß er in der Wahl der Mittel, um zu dem ersehnten Reichthum zu gelangen, nicht eben übertrieben gewissenhaft sei. Eines Tages kam er in Begleitng eines Fremden, der erst kürzlich aus England angelangt war. Er hieß Sennor Felippo Mureno, war Chilene von Geburt, und unter den Gästen unseres Lokals gab es Viele, die seine Verhältnisse genau kannten. Er stammte aus einer alten castilischen Familie, die ehemals zu den







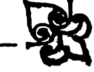
reichsten des Landes gehört, im Lauf der Jahre aber den größten Theil ihres Besitzes verloren hatte. Sennor Juano Mureno, ein tapferer Offizier in der chilenischen Armee, hatte auf das eigene knappe Erbtheil verzichtet, um seinen jüngeren Bruder Felippe, der als Kaufmann in England lebte, in den Stand zu setzen, sein Geschäft zu erweitern und sich in umfassende mercantile Spekulationen einzulassen, von denen er sich bedeutenden Erfolg versprach. Diese Erwartungen erfüllten sich inzwischen nicht, und Juano Mureno, der Jahre lang durchaus keine Nachricht von seinem Bruder erhalten, hatte sich bereits mit dem Gedanken des völligen Verlustes seines Vermögens vertraut gemacht. Er lebte von dem geringen Solde, welchen ihm die Republik zahlte, und commandirte zur Zeit, von der ich rede, eine kleine Truppenabtheilung, die ein entlegenes Grenzfort in der öden Provinz Araukania besetzt hielt. Da langte Sennor Felippe Mureno, der bereits für verschollen gegolten, ganz unerwartet in Valparaiso an. Ich weiß nicht, ob er früher schon mit Balzado bekannt gewesen; damals, als er mit ihm nach unserem Hause kam, was gleich in den ersten Tagen nach seiner Ankunft geschah, bestand zwischen Beiden ein sehr intimes Verhältniß. Es schien, daß Sennor Mureno sein jedenfalls beträchtliches Vermögen, oder wenigstens einen großen Theil desselben, bei dem Bankier deponirt hatte, der nun alle laufenden Ausgaben für ihn bestritt. Wir schlossen dies aus einzelnen Aeußerungen, die uns im Verlauf ihres Gesprächs zu Ohren kamen, während sie sich in unserem Lokale aufhielten. Wie gesagt, Sennor Balzado fehlte selten am Farotisch, der jeden Abend aufgestellt wurde. Er spielte mit wechselndem Glück, so daß sich Gewinn und Verlust zuletzt ausgleichen mochten. Sein neuer Freund betheiligte sich an dieser Unterhaltung und schien ihr gleichfalls Geschmack abzugewinnen. Unter den regelmäßigen Spielern befand sich ein Sennor Rodriquez, ein Mensch von athletischen Körperformen und rauhem, ungeschlachtem Wesen. Er betrieb kein Geschäft, hatte aber stets Geld im Ueberfluß und prahlte mit seinen gefüllten Taschen. Damals hatte ich in die Geheimnisse des Spiels noch keine Einsicht; ich glaubte, er spiele mit solchem Glücke, daß er auf diese Weise in den Besitz seiner Reichthümer gelangt sei; jetzt weiß ich es besser: er war ein Gehülfe Derer, die die Bank hielten, nnd arbeitete ihnen durch falsches Spiel in die Hände. Mit diesem Rodriquez war Sennor Balzado seit der Ankunft Mureno's plötzlich sehr vertraut geworden. Ich sah sie einige Male in eifriger Unterhaltung begriffen, die jedoch sogleich abgebrochen wurde, wenn sie sich beobachtet glaubten. Es fiel mir auf, denn bis dahin hatte ich nicht bemerkt, daß zwischen dem angesehenen Bankier und dem immerhin etwas abentheuerlichen, in gebildeter Gesellschaft kaum geduldeten Spieler ein näheres Verhältniß bestanden hätte. Eines Nachts ging es an unserer Farobank sehr lebhaft zu. Balzado und Mureno spielten höher als gewöhnlich, namentlich wagte Letzterer sehr bedeutende Summen. Das Glück war ihm scheinbar nicht günstig, er verlor einen Satz über den andern und gerieth dadurch in einen Zustand ungewöhnlicher Aufregung. Endlich, als er die ganze Summe, welche er bei sich führte, verloren hatte,







wollte er das Spiel abbrechen und sich nach Hause begeben. Die Anwesenden bestimmten ihn, zu bleiben. Sogar Sennor Balzado redete ihm ein, es sehe aus wie Feigheit, wollte er sich jetzt zurückziehen; er möge es nochmals mit einer größeren Summe versuchen, das Glück müsse sich wenden und er könne dann mit Einem Schlage den ganzen früheren Verlust wieder ersetzen. Diese Vorstellungen thaten ihre Wirkung. Mureno blieb, und der Bankier erklärte sich sogleich bereit, für jeden weiteren Betrag, den er riskiren wolle, für ihn einzustehen. Das Spiel begann auf's Neue. Der kürzlich zurückgekehrte Chilene gewann die ersten Sätze. Durch diesen Erfolg kühn gemacht, wagte er größere Summen, um den erlittenen Verlust rascher zu ersetzen. Drei-, vier-, fünfhundert Dublonen auf eine Karte; — die Karten verloren, die Bankhalter strichen das Geld ein. „Tausend Dublonen!" rief Mureno, zitternd vor Aufregung, und über Sennor Balzado's Gesicht flog ein höhnisches Lächeln, während ein leichtes Nicken des Kopfes andeutete, daß er auch für diesen Betrag seinem Freunde Credit gebe. Die Karten wurden ausgetheilt, die Würfel rollten .... „Gewonnen!" tönte es aus dem Munde des Bankhalters, der mit geschäftsmäßiger Gleichgültigkeit die Summe notirte, welche ihm der Bankier auf Rechnung seines Freundes zu zahlen hatte. Mureno, der keinen Blick von dem Spiel verwendet, fuhr jetzt plötzlich in äußerster Wuth empor und packte Rodriquez, der die Karten gegeben und die Würfel geworfen, bei der Kehle. „Schurke! Räuber!" rief er, „gieb mir mein Geld zurück! Ich sah es mit diesen meinen Augen, daß Du einen falschen Würfel unterschobst!" Für den riesenstarken Rodriquez war es ein Leichtes, sich des Angriffs zu erwehren. Mit einem kräftigen Stoß der Linken schüttelte er den Gegner ab, während seine Rechte pfeilschnell nach dem im Gürtel verborgenen Dolche fuhr. Hätten sich die Anwesenden nicht rasch dazwischen geworfen, die blitzende Schneide wäre schon im nächsten Augenblick im Herzen des Gegners begraben gewesen. Man trennte die Streitenden und suchte zu vermitteln. Jede Vermittlung erwies sich inzwischen als fruchtlos, da Mureno auf seiner Beschuldigung beharrte und Rodriquez wuthschnaubend Genugthuung verlangte. Eine Herausforderung war unvermeidlich. Man kam überein, sich augenblicklich zu schießen, und zwar über das Schnupftuch, mit einem einzigen Schritte Distanz. Das Wechseln der Kugeln sollte so lange fortgesetzt werden, bis einer der beiden Gegner gefallen oder so schwer verwundet worden, daß eine Fortsetzung des Kampfes unmöglich geworden. Das Duell fand im Garten hinter dem Hause statt. Sennor Balzado secundirte seinem Freunde und lud dessen Pistolen. Beide hatten vorher einige Minuten mit einander verkehrt; vermuthlich galt die Berathung den Privatangelegenheiten Mureno's. Im Schein des den Garten bestrahlenden Vollmonds standen sich die Gegner endlich dicht gegenüber; nur das dazwischen gehaltene Tuch trennte sie. Rodriquez hatte den ersten Schuß — er ging fehl; Mureno feuerte unmittelbar darauf mit nicht besserem Erfolg. Nun war die Reihe wieder an Rodriquez; sein Pistol knallte — ein leiser Aufschrei, dann ein schwerer Fall deutete an, daß diesmal die tödtliche Kugel ihr Ziel nur zu gut erreicht.




Mureno lag auf den Tod getroffen, er verschied schon nach wenigen Minuten. Kaltblütig entfernten sich die Zeugen der nächtlichen Mordscene, am kaltblütigsten Rodriquez, der eigentliche Urheber derselben. In seiner Begleitung befand sich Sennor Balzado, angeblich aus keinem anderen Grunde, als um die letzte Schuld seines Freundes aus dem noch in seinen Händen befindlichen Nachlaß gewissenhaft zu tilgen. Rodriquez verschwand; er hatte vielleicht nicht länger nöthig, seinen Unterhalt am Spieltische zu verdienen. Die Behörden stellten eine Untersuchung des Vorfalls an; natürlich lieferte sie, wie zu damaliger Zeit alle derartigen Untersuchungen in Chili, kein Resultat. Am Tage nach der Beerdigung des unglücklichen Opfers traf Sennor Juano Mureno, der durch einen Brief seines Bruders von der Rückkehr desselben in Kenntniß gesetzt worden, in Valparaiso ein. Statt den Wiedergefundenen zu umarmen, mußte er an das frische Grab des nun für immer Verlorenen treten. In dem von dem Bruder empfangenen Briefe hieß es, daß Felippe, durch die Gunst des Glückes reich gesegnet, seinem geliebten Juano nunmehr reichlich vergelten könne, was derselbe früher an ihm gethan. Der tapfere Offizier hatte sich kurz vorher verheirathet; seine Familie lebte in Santiago, doch der knappe Sold der Republik reichte kaum zu deren Unterhalt aus. Was konnte da erwünschter kommen als die Rückerstattung jenes Kapitals, welches er einst großmüthig dem Bruder überlassen? Gestützt auf den Brief und seine wohlbegründeten Erbrechte, forschte er nach der Hinterlassenschaft Felippo's. Nur Sennor Balzado vermochte Auskunft darüber zu geben. Als der Offizier vor den Bankier trat, überreichte ihm dieser ein Portefeuille, welches außer einigen unbedeutenden Papieren einen Wechsel auf die Summe von 150 Dublonen enthielt. Die Beerdigungskosten und allerlei kleine Schulden des Verstorbenen verringerten diesen Betrag noch um mehr als die Hälfte; inzwischen erklärte sich Sennor Balzado großmüthig bereit, alle diese Unkosten aus Rücksicht auf seine aufrichtige Freundschaft für den unglücklichen Sennor Felippe aus eigenen Mitteln bestreiten zu wollen. Juano, erst durch den Verlust des Bruders niedergebeugt, ward durch diese ganz unerwartete Enthüllung vollends zu Boden geschlagen. Vergeblich erhob er Einsprache, vergeblich wendete er sich an die Gerichte — Balzado beharrte bei seiner Angabe, und obwohl Alles dafür sprach, daß der Verstorbene Besitzer eines beträchtlichen Vermögens gewesen, ließ sich auch nicht die geringste Spur über den Verbleib desselben auffinden. Ein tüchtiger Anwalt, dessen Hülfe Juano in Anspruch genommen, richtete seine Nachforschungen nach England und ermittelte dort ohne große Schwierigkeit, daß Felippo Mureno bei seiner Einschiffung nach der fernen Heimath an dem Gestade der Südsee ein baares Vermögen von mindestens 250,000 Pfd. Sterling bei sich geführt habe. Wo war das Geld geblieben? Felippe hatte sich von London nach Rio Janeiro begeben, und war von da nach einem Aufenthalt von nur wenigen Wochen zu Schiff nach Valparaiso gegangen. Es ließ sich nicht ermitteln, daß er in Rio irgend welche ungewöhnlichen Ausgaben gemacht; auch konnte er sich an Bord des Schiffes des Geldes nicht entäußert haben. Seit







seiner Ankunft in Valparaiso hatte er zwar als vermögender Mann gelebt, jedoch mit Ausnahme der verhältnißmäßig unbedeutenden Summen, welche er im Spiel verloren, sich keiner Verschwendung schuldig gemacht. Der Bankier Balzado, auf den er Wechsel aus England mitgebracht, war sein einziger näherer Bekannter gewesen. Gerichtlich vernommen, sagte dieser aus, daß er dem Verstorbenen seine Wechsel, die sich jedoch nur auf einige tausend Dublonen beliefen, ausbezahlt, im Uebrigen aber nicht wisse, ob derselbe noch weitere Mittel besessen habe oder nicht, da sich ihr Verkehr nur auf den Austausch gewöhnlicher Höflichkeiten beschränkt und durchaus kein vertraulicher gewesen. Die öffentliche Meinung bezüchtigte damals den Bankier Balzado, daß er das ganze unermeßliche Vermögen unterschlagen, ja noch mehr, daß er den unnatürlichen Tod Sennor Felippe's veranlaßt habe. Oeffentlich durfte man dergleichen freilich nicht behaupten, denn es lag auch nicht der Schatten eines Beweises dafür vor. Rodriquez war und blieb verschwunden; man hat seitdem in Valparaiso nie wieder von ihm gehört. Auch der Bankier — jetzt wohl nicht blos dem äußern Anschein nach reich — gab nach einiger Zeit sein Geschäft auf und wandte sich nach dem Norden, wo er in Kupferminen spekulirt haben soll. Der tapfere Juano Mureno kehrte auf seinen Posten zurück; er blieb arm sein Leben hindurch und fiel etwa acht bis zehn Jahre später in einem Gefecht mit den kriegerischen Araucos des Südwestens.

Fernandez schwieg und blickte sinnend vor sich hin. Natürlich hingen meine Blicke noch mit gespannter Neugier an seinen Lippen.

„Ist Deine Geschichte zu Ende?“ fragte ich.

„Bis auf die Nutzanwendung, ja.“

„Nun, und diese?“

„Ich halte sie nicht gerade für nothwendig, darf sie aber doch auch nicht umgehen, falls Dir die Sache dienlich sein soll. Thue also damit nach Belieben. Ich rede zu einem vertrauten Freunde und brauche daher meine Worte nicht erst auf die Goldwage zu legen. Der Mann, der soeben in prächtiger Karosse hier vorüber fuhr, und den Du mir als den Gatten der einzigen Tochter Juano Murenos bezeichnetest, hat eine ganz merkwürdige Aehnlichkeit mit jenem Bankier in Valparaiso, den man damals im Verdacht gehabt, daß er den Vater der jungen Frau um sein ganzes Hab und Gut gebracht. Wenn nicht Dein Herr ein in dieser guten Stadt Santiago seit vielen Jahren so hoch angesehener Mann wäre, ich würde einen körperlichen Eid darauf schwören, daß der damals jugendliche Balzado und der jetzt auf der Schwelle des Alters stehende Don Escovedo eine und dieselbe Person seien.“

Bei dem letzten Worte des Gauchos vernahm man in der Hauptwand des Gemaches ein leises, dumpf-knarrendes Geräusch. Pater Ugarte war erschreckt emporgesprungen, ob in Folge der überraschenden Enthüllung oder des seltsamen Geräusches, vermögen wir nicht anzugeben. Sein scharfes Auge flog im Nu zu dem Muttergottesbilde in der Nische empor .... in demselben Augenblick verlöschten zwei der davor brennenden Kerzen und die Flamme der dritten flak-







kerte zitternd nach den Fenstern hinüber, als ob sie durch einen aus der Wand kommenden Luftzug bewegt werde. Der Prior entfärbte sich; er wankte und mußte sich fest auf den Tisch stützen, um seine aufrechte Haltung zu behaupten. Der Umstand, daß er gerade in diesem Moment von Gil Perez scharf beobachtet wurde, legte ihm einen peinlichen Zwang auf. Er nahm seine ganze Festigkeit zusammen und bemühte sich sogar, ein Lächeln um seinen Mund spielen zu lassen.

„Deine Geschichte ist von großem Interesse, mein Sohn," sagte er, „nur der Schluß scheint mir etwas gesucht und bei den Haaren herbeigezogen. Wer möchte auf eine ganz zufällige Aehnlichkeit hin eine solche Behauptung aufstellen? Doch Dein Freund war vorsichtig genug, die Sache als vertrauliche Mittheilung zu behandeln; hüten wir uns, ihr einen anderen Charakter beizulegen. Meines Dankes und meiner Erkenntlichkeit darfst Du gewiß sein. Madonna lohnt Dir jeden Dienst, den Du ihren treuen Dienern erzeigest. Jetzt geh', mein Sohn, entbiete Deinem würdigen Herrn, Don Escovedo, meinen Gruß und sage ihm, daß ich seinem Wunsche, so weit es in meinen schwachen Kräften liege, nachzukommen suchen werde."

Der Gaucho küßte dem Pater die Hand und entfernte sich. Kaum war die Thür hinter ihm zugefallen, als Ugarte mit raschen Schritten auf die Nische zuging, in welcher das Muttergottesbild aufgestellt war. Die Nische war ziemlich tief, nach hinten concav gewölbt und schien in den massiven Stein eingehauen. Das Madonnenbild füllte sie nur theilweise aus. Nirgends zeigte sich die Spur einer Oeffnung. Zwei der davor befindlichen Kerzen waren wirklich erloschen, die dritte brannte noch.

Der Prior rückte einen Sessel an die Wand, stieg darauf und betastete die hintere Wölbung mit großer Vorsicht. Er konnte nichts Ungewöhnliches entdecken. Dennoch prägten sich Angst und Schrecken in seinen Mienen aus.

„Was war das?" murmelte er leise vor sich hin. „Die geheime Thür knarrte....ein aus der hintern Wand kommender Luftzug verlöschte die Kerzen....Sollte unser Gespräch belauscht worden sein und das für mich unschätzbare Geheimniß jetzt noch einem Anderen angehören? .... Welche Unvorsichtigkeit, den Diener Escovedo's gerade in diesem Raume zu empfangen, der eigens mit einer Vorrichtung versehen wurde, um Geheimnisse zu ergründen und die darin geführten Gespräche zu belauschen! Die Construktion der Nische ist freilich keinem der Bewohner des Convents bekannt....außer mir weiß nur Diego darum....Diego — ja, ja, er wird alt und geschwätzig....er ist nicht mehr im Stande, ein Geheimniß zu bewahren....Wer seinen Schwächen zu schmeicheln versteht, kann ihm Alles entlocken....Manuel ist sein Liebling....mit schlauer Berechnung hat er sich großen Einfluß über ihn verschafft und sucht ihn jetzt zu meinem Nachtheil auszubeuten....Wenn Manuel dort verborgen gewesen....wenn er die Erzählung des Gauchos belauscht hätte....Bei allen Heiligen, ich muß Gewißheit haben, um meine Maßregeln danach nehmen zu können!"







Ugarte ergriff die Klingel und läutete stark. Es währte nicht lange, so trat der dienende Laienbruder ein.

„Wo ist Bruder Manuel?“

„Vor wenigen Augenblicken schritt er über den Hof durch die äußere Pforte. Er wird sich nach der Sacristei begeben haben, um an der Verrichtung des Abendgottesdienstes Theil zu nehmen.“

„Er kam aus Bruder Diegos Zelle auf dem linken Flügel?“

„Nicht doch, ehrwürdigster Pater, ich sah ihn die Haupttreppe herunter kommen und durch das Vestibulum gehen. Er war in Eile, da die Vesper schon geläutet wurde.“

„Gut, Bruder, ich weiß genug.“

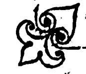
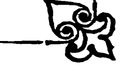
Der dienende Bruder entfermte sich.

„Manuel und kein Anderer!“ rief Ugarte, als er sich wieder allein sah. „Was in aller Welt konnte ihn antreiben, diese Unterredung zu belauschen? Nimmt er ein geheimes Interesse an dem Schicksal Escovedos, oder spürt er lediglich meinen Plänen nach, um einen schwachen Punkt zu entdecken, an dem sich wirksame Hebel zu meinem Sturze ansetzen ließen? Er vertraut auf seine Schlauheit und Verstellungsgabe — wohlan, ich will ihm zeigen, daß er selbst in dieser Kunst noch ein gewaltiger Stümper ist!“

8. Buzon de la Virgen.

Der Palast Don Escovedo's war einer der prachtvollsten Santiagos. In maurischem Style erbaut, von Außen mit Stukkatur- und Bildhauerarbeit reich verziert, glich er einem jener alterthümlichen Gebäude aus der Zeit der Araberherrschaft, wie wir sie heute noch, wenigstens in einzelnen imponirenden Ueberresten, in den alten Städten Südspaniens bewundern. Die innere Ausschmükkung stand im vollsten Einklang zu der wunderbaren Architektur. Neue und alte Welt, Morgen- und Abendland hatten ihre reichsten Schätze, ihre seltensten Kostbarkeiten hergeben müssen, um die von dem chilenischen Millionär bewohnten Räume zu schmücken, sie in eine Zauberwelt umzuschaffen, welche allen Sinnen schmeichelte und der Phantasie unbeschränkten Spielraum ließ. Don Escovedos Haus glich dem Palast eines orientalischen Fürsten; man mußte über den darin aufgehäuften Reichthum staunen, konnte aber auch nicht umhin, den auserlesenen Geschmack, die Anordnung und Zusammenstellung zu bewundern.

In einem kleinen traulichen Gemach, dessen Wände mit Draperieen aus weißem und himmelblauem Seidenstoff bedeckt sind, aus welchen sich die schwer vergoldeten Rahmen werthvoller Kupferstiche und Gemälde effektvoll hervorheben, dessen Möbel aus dem feinsten Palissanderholz bestehen und von den Händen wahrer Künstler geschaffen scheinen, finden wir zwei Frauen, beide reich und geschmackvoll gekleidet, jedoch an Alter und Ansehen sehr verschieden. Die Aeltere — sie zählte wohl nahezu fünfzig Jahre — hatte ein schmales, blasses Gesicht, auf dem die Stürme des Lebens ihre Linien gezogen. Sie mochte einst




eine blendende Schönheit gewesen sein; wenigstens sprachen dafür jene leicht zu erfassenden Merkmale, welche selbst das herannahende Greisenalter nicht völlig zu vertilgen vermag. Das Auge, mit tiefen Ringen umzogen, hatte sein jugendliches Feuer und den dunkeln Metallglanz noch nicht ganz verloren; die leicht gebogene, aus den eingefallenen Zügen jetzt freilich zu markirt hervorspringende Nase deutete auf ein stolzes aristokratisches Wesen; die Haare waren noch lockig und üppig wie ehemals, nur die kastanienbraune Färbung hatte dem Silberreif des Alters Platz machen müssen. Was diese Frau einst gewesen, konnte man sich leicht durch einen Blick auf ihre jugendliche Gefährtin vergegenwärtigen, deren Züge eine überraschende Aehnlichkeit mit Jener zeigten und die, in der Fülle der Jugend prangend, von so wunderbarer und eigenthümlicher Schönheit war, daß man bei ihrem Anblick erst recht an eine Verwirklichung jener orientalischen Märchenwelt glauben konnte, in die man durch die Bauart und Ausschmückung des Palastes und des reizenden Boudoirs versetzt wurde. Leontica Mureno hatte seit Jahren für das schönste Mädchen Santiagos gegolten; die nunmehrige Gattin Don Escovedos machte diesem Ruf alle Ehre und konnte wohl selbst das Herz einer so an Huldigungen und Auszeichnungen gewöhnten Mutter, wie Donna Uraca, mit gerechtem Stolz erfüllen.

Die Fenster des Gemaches, auf einen mit steinerner Brüstung eingefaßten Balkon führend, waren weit geöffnet und ließen die würzige Abendluft frei einströmen. Die Sonne war schon gesunken; abendliche Tinten färbten den Himmel; in dem Boudoir herrschte trauliche Dämmerung. Die Damen hatten ihre Sessel dicht an die Fenster gerückt und fächelten sich mit den aus feinem Holz geschnitzten, mit Gold und Elfenbein reich eingelegten Fächern Kühlung zu. Auf einem zierlichen Nipptischchen, halb verdeckt von den in duftigen Windungen herniederfallenden Spitzenvorhängen, standen silberne Becher mit Eislimonade. Die Unterhaltung war ziemlich lebhaft, wurde jedoch mit gedämpften Stimmen geführt.

„Was in aller Welt, Mama, ist der Zweck dieses Documents, zu dessen Unterzeichnung Don Escovedo uns drängt?" fragte die jüngere der Damen, deren Antlitz einen zarten Anflug von Röthe zeigte, welcher ihr bei dem magischen Schein des Abendlichtes einen wirklich zauberhaften Reiz verlieh. „Wir sollen auf Güter verzichten, die wir nicht besitzen, sollen etwas übertragen, was nicht vorhanden ist — ich gestehe, ich vermag das nicht zu fassen und möchte mich keiner Handlung schuldig machen, die ich selbst als sinnlos und unnütz bezeichnen müßte."

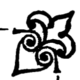
„Dein Gatte thut nichts ohne reiflich erwogenen Grund, mein Kind," versetzte die Duegna. „Auch diese Forderung hat gewiß ihren ganz bestimmten Zweck, nur gestehe ich, daß mir die Ergründung desselben noch nicht recht gelingen wollte."

„Er behauptet, die Rücksicht auf seine gesellschaftliche Stellung, seinen Einfluß in geschäftlichen Kreisen erheische es so."

„Das mag Nebensache sein. Der wahre Grund ist wohl in anderer







Richtung zu suchen. Ich bin übrigens überzeugt, es ist ein ehrenwerther und löblicher, sonst würde ihn der hochwürdigste Pater Ugarte, dessen Rath ich noch stets bewährt fand, nicht zu vertheidigen unternommen haben."

„Was räth Dir der fromme Pater?"

Er stellt die schließliche Entscheidung ganz unserm eigenen Ermessen anheim."

„Und was werden wir thun, Mama?"

„Laß mich gewähren, mein Kind. Ich werde für Dich handeln und Deine Interessen wahren."

„Du fügst Dich seinem Verlangen?"

„Unter gewissen Bedingungen, denen er seine Zustimmung nicht versagen wird."

„Aber die ganze Sache ist leere Form; ich kann ihr keine praktische Bedeutung beilegen."

„Auch Formen sind wichtig, wo es sich um den Namen und das Ansehen einer so altehrwürdigen Familie, wie die unsrige handelt."

„Du sagtest mir oft genug, Mama, daß dieser Name und dieses Ansehen nur durch den Besitz von Reichthümern wieder zu Werth gelangen könnten."

„Ich sagte es und sage es noch jetzt. Fern sei es aber von mir, dem Reichthum Vorrechte einzuräumen, ihn über Namen und Herkunft stellen zu wollen. Eines ist so nothwendig wie das Andere, Eines ergänzt das Andere. Indem ich mich irgend welcher Rechte und Befugnisse unserer Familie begebe, habe ich Rücksichten auf den letzten männlichen Sprossen derselben, auf Deinen älteren Bruder, zu nehmen."

„Mama, er starb eh' ich das Licht der Welt erblickte!"

„Ich habe seine Leiche nicht gesehen, sie ruht nicht in der Gruft der Murenos, an der Seite seines tapferen, aber unglücklichen Vaters — für mich lebt mein Juano noch!"

Die junge Frau erhob sich von ihrem Sessel und trat an die Seite der Mutter, der sie liebkosend die Wangen strich. „Immer wieder diese seltsame Idee, mit der Du Dir selber so viel Kummer und Qual bereitest! Du wärest glücklicher, Mama, wenn Du den Tod meines armen Bruders ein- für allemal als eine nicht zu ändernde Thatsache angenommen, und Dich mit frommer Ergebung dem Willen der Vorsehung unterworfen hättest."

„Wer sagt Dir, Kind, daß die Vorsehung etwas mit seinem Verschwinden zu schaffen hatte?"

„Wenn sie es nicht zugelassen, würde er seinen Tod in den Fluthen des Mapacho gefunden haben? Du hast mir das traurige Ereigniß oft genug erzählt. Der sechsjährige Juano spielte täglich in dem großen Garten hinter unserer Hacienda. An den Garten stießen weite Wiesengründe, die sich thalabwärts bis zu den von Schilf und Sumpf umgebenen Ufern des Flusses hinzogen. Der Garten, so groß er auch war, bot dem in's Weite strebenden Knaben keinen hinlänglichen Spielraum. Trotz des strengen Verbots, ihn nicht zu verlassen, kletterte er zuweilen über die Einfriedigung und streifte durch die Wie-







sengründe bis in die Nähe des Flusses. Einst hatte er sich wieder bis an das Ufer vorgewagt, wo er kleine Schiffchen, die er sich aus Baumrinde geschnitzt, von den Wellen forttreiben ließ. Der Gärtner, der ihn aus weiter Entfernung bemerkt, eilte auf ihn zu, um ihn von der gefährlichen Stelle zu entfernen. Plötzlich — er hatte noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt — vernahm er einen ängstlichen Schrei; er blickte empor — der Knabe war von seinem Platz verschwunden und konnte nur in den Fluß gestürzt sein, da er ihn wenige Augenblicke vorher noch ganz deutlich gesehen. Athemlos und an allen Gliedern zitternd vor Schreck, langte der Gärtner am Ufer an; der Mapacho, durch heftige Regengüsse oben in der Condillere angeschwellt, wälzte seine gelben, schaumbedeckten Fluthen mit rasender Schnelligkeit dahin — stromauf- und stromabwärts nirgends eine Spur von dem Knaben, nur seine Fußstapfen zeigten sich noch im Sande; an der Stelle, wo er verschwunden, war das Erdreich frisch losgelöſ't und offenbar unter seinen Füßen in den Fluß gestürzt, und am Ufer lagen noch einige der von seiner Hand geschnitzten Schiffchen, das gefährliche Spielwerk, welches ihm den Tod gebracht."

„Den Tod in den Wellen! Meinem schönen blondgelockten Knaben, dem einzigen Erben des Namens Mureno, den Tod in den Wellen!" wiederholte die alte Dame händeringend und mit schmerzlichem Ausdruck.

„Wohl ihm, Mama! Er lernte des Lebens Schmerzen nicht kennen, er ging in der Jugend Freuden hinüber in ein besseres Land."

Die Duegna hatte sich eine Thräne aus den Augen gewischt und fuhr jetzt nachdenklich mit der Hand über die Stirn. „Es ist vielleicht kein besseres Land, wohin er ging; er weilt vielleicht noch immer in dieser irdischen Sphäre, — doch ohne Freunde, ohne Schwester, ohne Mutter, die für ihn sorgt und über ihn wacht!"

„Mama!"

„Sie haben vergebens nach seiner Leiche geforscht; nirgends ward sie an's Ufer getrieben, so weit der Mapacho seine Fluthen wälzt."

„Der reißende Fluß führte das arme Kind von dannen, weit, weit hinweg, vielleicht ins unendliche Meer."

„In's Meer oder über das Meer! Im fernen Osten und Westen giebt es ja auch noch mächtige Länder, die dem Verschwundenen ein Asyl bieten konnten."

„Aber der Gärtner sah ihn selber in den Strom stürzen, bezeichnete genau die Stelle, an der er versunken, fand die Gegenstände, mit denen er sich zuletzt beschäftigt!"

„Der Gärtner, ja, doch ich sagte Dir oft, daß ich den Menschen nicht für zuverlässig hielt. Er hatte viele Jahre in unserer Familie gelebt, war stets liebreich behandelt worden; gleichwohl konnte er keine innige Zuneigung zu uns gefaßt haben, sonst würde er seine Stellung nicht so plötzlich aufgegeben haben. Wenige Monate nach jenem unglücklichen Ereigniß nahm er seinen Abschied — ich sah ihn später nie wieder."







„Vielleicht machte er sich Vorwürfe, daß er den Knaben nicht besser überwacht.“

„Konnte er, fern von uns, die wir nie einen Tadel gegen ihn ausgesprochen, darauf rechnen, diesen Vorwürfen zu entgehen? Du weißt, mein Kind, daß ich Grund zum Mißtrauen hatte. Es gab Leute, die auf das Erlöschen der Familie Mureno hofften ... Dein Vater hatte bittere Feinde, denen es zuzutrauen war, daß sie selbst zu einem so teuflischen Mittel greifen würden, um....“

„Laß das Vergangene ruhen, Mama! Du weckst den Todten dadurch nicht zum Leben auf, Dir selber aber bereitest Du namenlose Qual. Jede Zeit hat ihre eigenen Leiden. Die Gegenwart drückt schwer genug; warum den Schleier der Vergangenheit lüften, da er doch nur schmerzliche Erinnerungen deckt?“

„Ich bin mit der Gegenwart zufrieden, meine Tochter. Der Abend meines Lebens scheint sich freundlicher zu gestalten, als es der trübe Morgen versprach.“

„Ich danke Dir für dieses Geständniß, Mama. Es giebt mir Kraft, die Bürde zu tragen, welche auf meinen Schultern lastet.“

„Versündige Dich nicht, Leontica. Du nennst eine Bürde, was Anderen als großes Glück erscheint. Bist Du nicht reich und angesehen? Findet nicht jeder Deiner Wünsche Erfüllung? Nimmst Du nicht unter den Damen dieser Hauptstadt fast den ersten Rang ein? Wo wäre ein Mädchen Deines Alters, das Fortuna so verschwenderisch mit ihren köstlichsten Gaben überhäuft hätte?“

„Und in deren Herzen es doch so öde, so trostlos öde geblieben wäre! Ach Mama, stände mir noch einmal die Wahl frei, wie freudig wollte ich auf dieses Glück verzichten, um mir dafür ein anderes zu erkaufen!“

„Thörichte Schwärmereien, die vor dem Richterstuhl des gesunden Verstandes nicht bestehen können! Was Du erreicht, hält Stand für's ganze Leben, was Du aufgegeben, würde Dir nur flüchtige Befriedigung gewährt haben.“

„Ein einziger Augenblick wahren Glücks — und wie gern wollte ich für immer elend sein!“

„Das sind Gedanken, die sich für eine Frau in Deiner Stellung nicht ziemen, meine Tochter. Verbanne sie, beherrsche Dich! Ich hoffte, daß Dich die überstandene Krankheit für immer von jener Jugendverirrung geheilt.“

„Im Gegentheil, sie hat mir das Unrecht, welches ich beging, erst recht lebhaft vor Augen gestellt.“

Die junge Frau schlang den runden Arm um den Hals der Mutter. „Mama, wenn ich ihn nur noch einmal sprechen, ihm Abbitte leisten, mir seine Verzeihung erflehen dürfte!“

„Bist Du von Sinnen, Leontica? Was würde Dein Gatte zu solchem Beginnen sagen?“

„Mein Gatte! Fragt er nach den Kämpfen und Leiden dieses Herzens?“

„Seine Ehre soll Dir heilig sein.“







„Kann sie darunter leiden, wenn ich ein Unrecht zu sühnen versuche?"

„Die Welt wird Dich verdammen."

„Aber mein eigenes Gewissen mich freisprechen."

„Laß diesen Gedanken fahren, Kind! er stürzt Dich ins Unglück."

„Kann ich unglücklicher werden, als ich es schon bin?"

„Du frevelst! Madonna wird Dich strafen!"

„Madonna soll entscheiden! Ich habe an die Gebenedeite geschrieben und sie um ein Zeichen gebeten. Heute Abend nach der Vesper lege ich das Schreiben in den Briefkasten unserer Madonna de la compañia. Erbarmt sich die Himmelskönigin ihrer unwürdigen Magd, giebt sie das Zeichen, dann...."

Die Damen hatten im Eifer ihres Gesprächs ein leises Pochen an der Thür überhört. Eine Kammerzofe unterbrach durch ihr Eintreten den Schluß der Rede Leontica's.

„Don Escovedo läßt fragen, ob er den Damen genehm sei."

„Es bedarf für Don Escovedo keiner Meldung, wenn er Zutritt in diesen Räumen wünscht," versetzte die junge Frau rasch.

Die Zofe entfernte sich.

„Er wird uns das Document zur Unterschrift vorlegen," sagte die Duegna. „Laß mich gewähren, mein Kind. Ich werde thun, was der Würde unseres Namens ziemt, was ich vor meinem Gatten, Deinem Vater, in einer anderen Welt dereinst verantworten kann."

Donna Uraca und ihre Tochter nahmen ihre früheren Sitze an den Fenstern des Gemaches ein. Don Escovedo trat ein, hinter ihm ein Diener, einen silbernen Armleuchter mit brennenden Kerzen tragend, den er auf einen der Tische in der Nähe der Thür niedersetzte, worauf er wieder ging. Die Wachskerzen verbreiteten ein glänzendes Licht im Zimmer; draußen im Freien war es fast dunkel geworden. Der Millionär küßte seiner reizenden Gattin die Hand und erwies dann der Schwiegermutter dieselbe Aufmerksamkeit. Der Einladung der Damen folgend, rückte er sich einen Sessel dicht an's Fenster und nahm zwischen ihnen Platz. Das Gespräch bewegte sich anfangs im gewöhnlichen Geleise der Conversation. Don Escovedo war trotz seiner vorgerückten Jahre und seines nicht sehr einnehmenden Aeußeren noch immer ein Mann von Welt und ein Meister in den Formen des Umgangs. Er behandelte die Damen mit der ausgesuchtesten Galanterie und Zuvorkommenheit, und seiner Unterhaltung ließ sich ein gewisser Reiz keineswegs absprechen. Nachdem er den Grund dergestalt gehörig vorbereitet glaubte, schritt er endlich zum Bestellen desselben. Er zog ein Papier aus der Tasche, faltete es spielend zwischen den Fingern und wendete sich mit scheinbar größter Unbefangenheit an seine jugendliche Gattin.

(Fortsetzung folgt.)







Licht und Wärme.

Der gegenwärtige Stand der Radiations- und Absorptions-Lehre.

Nach Professor John Tyndall.

Von Dr. G Blöde.

II.

Energie der Wärmestrahlen im Vergleich zu den Lichtstrahlen.

Das merkwürdige Verhalten der elementarischen Gase führte zur Untersuchung anderer Elementarkörper in Beziehung auf Radiation. Man fand, daß Schwefel, Lampenschwarz, schwarzes Glas (Kohlenstoff) Schwefel in Doppel-Schwefel-Kohlenstoff aufgelös't, die Wärmestrahlen durchließen; man fand diese Eigenschaft in noch höherem Grade bei den dunkel gefärbten elementarischen Stoffen Brom und Jod; man fand, daß eine Lage von Jodauflösung (durch Doppel-Schwefel-Kohlenstoff), dunke. genug, um das helle Licht der Mittagssonne abzuschneiden, für die unsichtbaren Wärmestrahlen fast absolut durchdringlich war. Mittelst dieser Thatsache gelang es Sir Will. Herschel (1862) mit Hülfe von Linsen aus Steinsalz (Glas verschluckt einen großen Theil der Wärmestrahlen) und eines Metallspiegels, die dunklen unsichtbaren Wärmestrahlen zu einem focus (Brennpunkt) zu sammeln, in welchem nicht nur die Nadeln eines groben Galvanometers im Augenblick heftig ausschlugen, sondern auch ein brennbarer Körper in Brand gesteckt wurde.

Mit denselben Hülfsmitteln gelang es auch, das Verhältniß der Wärmekraft der Leucht- und der Wärmestrahlen zu einander festzustellen. Die zu diesem Zwecke angestellten sinnreichen Experimente ergaben als Resultat:

„daß wenn alle sichtbaren Strahlen des electrischen Lichtes zu einem focus von blendender Helle vereinigt waren, deren Hitze gleichwohl nur den neunten Theil der durch den unsichtbaren focus der unsichtbaren Strahlen hervorgebrachten betrug.

Mit Hülfe einer beweglichen thermo-electrischen Säule, welche man allmälig dem Einflusse der einzelnen Farbenstrahlen des electrischen Lichtspectrums aussetzte, stellte man nicht nur fest, daß unter den farbigen Strahlen der rothe die höchste Hitzkraft besitzt, sondern daß, wenn die thermo-electrische Säule über das Roth hinaus in die dunkle Region geschoben wird, die Wärme, anstatt zu verschwinden, plötzlich zu enormer Höhe steigt, und nachdem sie in gewisser Entfernung über das Roth hinaus ein Maximum erreicht, ebenso plötzlich wieder sinkt, so daß ein nach diesem Verfahren entworfenes Diagramm der Wärmelinie das Bild eines steilen massiven Riffs — einer Art von Wärme-Matterhorn, wie Tyndall sagt — gewährt.

In der That kommt man bei Betrachtung dieser „Wärme-Höhenkarte“ auf die Idee, daß die Leuchtstrahlen ein bloßer unbedeutender Anhang zu den dunklen Strahlen seien, so zu sagen von der Natur für den Zweck des Ge-







sichtssinnes mit hineingeworfen. Dies ist das Diagramm des electrischen Lichtspectrums. Das von Müller (Professor in Freiburg) entworfene, die Vertheilung der Wärme im Sonnen-Spectrum zeigend, ist durchaus nicht so auffallend, was Tyndall dem Durchpassiren der Sonnenstrahlen durch die Atmosphäre beimißt, deren wässerige Bestandtheile energisch auf die Strahlen jenseits des Roth wirken. Auch die Bergspitze im Diagramm des electrischen Lichtes nimmt ab wenn man die Strahlen durch eine dünne Lage Wasser hindurchgehen läßt.

Wenn es wahr ist, was die halbsagenhafte Geschichte von Archimedes erzählt, der bei der Belagerung von Syracus (im zweiten Punischen Kriege, 212 vor Chr.) die feindlichen Schiffe mit Brennspiegeln in Brand gesteckt haben soll, so könnte er sich dabei nur der dunklen Strahlen der Sonne bedient haben.

Das Experiment des großen Mathematikers kann durch die von uns beschriebene Vorrichtung zur Sammlung der unsichtbaren Wärmestrahlen in einen ebenfalls unsichtbaren Brennpunkt, in kleinem Maßstabe dargestellt werden. Aus einem Stücke Holz, das man in diesen Brennpunkt bringt, erheben sich sofort dicke Rauchwolken, Blei, Zinn und Zink schmelzen u. s. w.; will man Metalle verbrennen (in Dampfform verflüchtigen), so muß man sie schwärzen, um ihre Reflexions-Kraft zu mindern. So geschwärzte Zinkfolin, Magnesium-Draht, ꝛc. brennen mit dem ihnen eigenen Farbenglanz. Stücke von Kohle, in Sauerstoff aufgehängt, werden durch das Glas hindurch noch entzündet; in luftleerem Raume glühen sie auf der Stelle, sowie sie in den focus der unsichtbaren Wärmestrahlen gebracht werden.

Wesentliche Identität von Licht und Wärme.

Durch weitere Experimente (Stokes und Tyndall) gelang es ferner, die substantielle Identität von Licht und strahlender Wärme nachzuweisen. Wir können hier nur die Resultate dieser interessanten Experimente mittheilen. Tyndall stellte die Verwandlungsfähigkeit (Transmutation) der Strahlen fest, und nannte diese Erscheinung Calorescenz. Mit Benutzung von Platinfolin erhöhte man die Brechbarkeit (Refrangibilität) der Ultra-Roth-Strahlen, so daß sie sichtbar wurden. (Mit anderen Worten, man verwandelte die Wärme in Licht) und erhielt von ihrem Lichte, durch das Prisma gesehen, ein neues vollständiges Spectrum, von dessen dunklen Strahlen man wieder ein zweites und von diesem ein drittes Spectrum und so fort erhalten könnte, wenn man Mittel besäße, die ursprüngliche Quelle der Strahlen zu genügender Höhe der Temperatur zu erheben.

Aber trotz dieser Identität der Licht- und Wärmestrahlen und der Verwandelbarkeit dieser in jene, ist gleichwohl

der Sehnerv des Auges

für die Eindrücke dieser mächtigen Wärmestrahlen völlig unempfindlich, so zu sagen todt. Auch diese Thatsache mußte von der unermüdlichen Forschung durch Experimente festgestellt werden. Diese Versuche mit einer gewaltigen un-







sichtbaren Kraft waren gefährlich; sie konnten dem Versucher das Auge kosten. Wurden die dunklen Strahlen von den Flüssigkeiten des Auges in hohem Grade absorbirt, so konnte das in diesem enthaltene Eiweiß (wie dieses bekanntlich in Hitze thut) gerinnen (coaguliren); gelangten die Strahlen dagegen bis zur Netzhaut, so konnten sie diese zerstören. In beiden Fällen war Blindheit der Lohn des Forschers. Man stellte daher zuerst Versuche mit Wasser und Alaunlösung an, welche jene Wirkung unwahrscheinlich machten. Dann wurde das Auge dem dunklen Brennpunkte nahe gebracht, aber die Hitze desselben war für die die Pupille umgebenden Theile des Auges unerträglich. Man schützte diese daher durch eine mit einem Loche versehene Metallplatte, und brachte so erst die Pupille und dann die Netzhaut in den dunklen Focus. Keine Empfindung von Licht, nicht einmal von Wärme, wurde auf den Sehnerv hervorgebracht; und doch war die Letztere so groß, daß Platinfolin, welche man nachher an die Stelle des Auges brachte, alsbald rothglühend wurde!

Weitere Experimente im Auge eines Ochsen ergaben, daß die dunklen Strahlen zum Theil durch die Flüssigkeiten des Auges aufgesaugt werden, zum Theil die Netzhaut erreichen, und zwar das Letztere in dem Verhältniß von 18 Prozent der gesammten Ausstrahlung (sichtbare und unsichtbare Strahlen). Um sich nun die wunderbare Einrichtung dieses feinen Nervengewebes zu versinnlichen, faßte man folgende Thatsachen ins Auge. Die bloßen Leuchtstrahlen der electrischen Lampe in einen Brennpunkt gesammelt, würden die Netzhaut unwiederbringlich zerstören, und doch würde deren Wellenbewegung wenig über die Hälfte derjenigen betragen, welche die Netzhaut im unsichtbaren Focus ohne alle Empfindung erträgt! Die Netzhaut entspricht daher einzig und allein den ihr verwandten Schwingungen der Lichtätherwellen; aber von der unberechenbaren Feinheit dieser Reizempfänglichkeit wird das Folgende eine weitere Anschauung gewähren.

Ein gewöhnliches Licht (Kerze oder Lampe) kann in klarer Nachtluft leicht in der Entfernung einer Meile (Englisch) gesehen werden, und doch beträgt die Stärke dieses Lichtes in dieser Entfernung nur den 20 Millionsten Theil seiner Stärke bei einer Entfernung von einem Fuß. In derselben Entfernung (von 1 Fuß) kommt aber der Theil der Radiation des elektrischen Lichtes, welcher die Netzhaut trifft ohne die Gesichtsempfindung zu erregen, 1500 Mal der leuchtenden Strahlung des Lichtes gleich. Dies ergiebt, daß (1500 × 20,000,000), der 30,000 Millionste Theil der Radiation von elektrischem Lichte, in der Entfernung von 1 Fuß von der Netzhaut aufgefangen, reichlich genügen würde, die Gesichtsempfindung anzuregen! So groß ist die Empfänglichkeit des Sehnervs fnr den verwandten Lichtreiz!

Der wahre Ursprung der Leuchtstrahlen.

Weitere Versuche mit dem electrischen Licht ergaben, daß mit der Energie der Leuchtschwingungen durch Verstärkung des electrischen Stromes auch die Ener-







gie der dunklen Ausstrahlung (Hitze) in bestimmtem Maße wächs't; daß jedem Strome blendenden Lichtes auch ein Strom unsichtbar strahlender Wärme zugesellt ist, der das Licht an Kraft weit übersteigt—und daß dies von allen Körpern gilt, die in festem oder geschmolzenem Zustande in Weißglühhitze überzugehen fähig sind. Tyndall schließt daraus — wenn, wie er sagt, es ihm erlaubt sei zu spekuliren — auf den wahren Ursprung der Leuchtstrahlen. „Wir sehen sie erscheinen wenn der ausstrahlende Körper eine gewisse Temperatur erreicht hat, oder, mit andern Worten: wenn die schwingenden Atome des Körpers einen gewissen Zeitabstand (Kürze) erlangt haben. Sind nicht die rascheren Schwingungen das Erzeugniß der langsamern? Ist es nicht die gegenseitige Wirkung der Atome, wenn sie durch sehr weite Räume schwingen, und so einander drängen, was sie in kürzern Zeiträumen zu schwingen veranlaßt? Mit andern Worten: Die lichtgebenden Wellen sind wahrscheinlich die nothwendige Nachkommenschaft der Wärme gebenden Schwingungen. „Von dem Glanze des Lichtes einiger Fixsterne selbst können wir auf die Intensität ihrer dunklen Ausstrahlung schließen, welche die Vorläuferin und unzertrennliche Genossin ihrer Lichtstrahlen ist."

Nachdem man die Absorptionsfähigkeit der permanenten Gase festgestellt —wie wir oben gesehen — dehnte man die Untersuchung weiter auf dieselbe Fähigkeit der Dünste—wie des Benzal, Amylene, Schwefel und anderer Aetherarten,— sowie verschiedener essentieller Oele, Gerüche, aus, und kam auch hier zu den auffallendsten Abständen der Absorptionskraft. Während—die Absorption der trockenen, reinen Luft als Einheit angenommen — die Wärmeabsorption des Patchouli 30 ist, beträgt die des Anies 372. „Es würde — setzt Tyndall mit Recht hinzu — müßig sein, über die Menge des Stoffes zu spekuliren, die bei diesen Wirkungeu im Spiele ist."

Diese Untersuchungen selbst aber sind nichts weniger als müßig, denn sie führten zur Feststellung des Verhältnisses

der Wasserdünste zur Erdwärme.

Die Wasserdünste, von welchen hier die Rede ist, darf man nicht, wie der Laie geneigt sein möchte, mit den Wolken oder sichtbarem Nebel verwechseln. Der Dunst, der den Gegenstand dieser Untersuchung bildet, ist ein völlig untastbares Gas, welches selbst an den klarsten Tagen durch die Atmosphäre verbreitet ist. Im Verhältniß zum gesammten Ganzen der Luft beträgt der Wasserdunst eine fast unendlich kleine Menge, indem von 100 Theilen der Atmosphäre 99½ aus Sauerstoff und Stickstoff zusammengesetzt sind, und der übrigbleibende ½ Volumtheil noch verschiedene andere Beimischungen (wie Ammonium, Kohlensäure 2c.) enthält. Ohne die beschriebenen Experimente würden wir niemals daran gedacht haben, dem Wasserdunst, jenem dürftigen und wechselnden Bestandtheile der Luft, irgend einen wichtigeren Einfluß auf die Erdwärme beizumessen. Und doch ist dieser Einfluß mächtiger als der der großen Masse der Luft! Die Wirkung des Was-







serdunstes an einem Tage von Durchschnittsfeuchtigkeit in England zum Hundertfachen der der Luft selbst anzuschlagen, würde unter der Wahrheit bleiben; die Absorption dieses Stoffes beträgt vielleicht 200 Mal die der Luft, in der er schwebt, und die der einzelnen Molecüle des Wasserdunstes in Vergleich zu einem der beiden Hauptbestandtheile unserer Atmosphäre allein, vielleicht mehrere 1000 Male. Dies ist von der höchsten Wichtigkeit für das Leben auf der Erde Man stelle sich die Molecüle der Erdoberfläche, in der Bewegung der Wärme schwingend und diese dem umgebenden Aether mittheilend, vor, so würde diese Bewegung (d. i. Wärme) rasch fortgeführt werden und unserem Planeten für immer verloren gehen, wenn die Aetherschwingungen bei ihrem Bestreben nach auswärts keinen andern Widerstand fänden als die Luft. Aber diese Aetherschwingungen werden von dem Wasserdunst aufgenommen, dieser wird dadurch erhitzt und umhüllt so die Erde wie ein warmes Kleid und schützt ihre Oberfläche gegen die tödtliche Erkältung, welche sie sonst erfahren würde. Die Speculationen, welche De Saussure, Fourier, Pouillet, Hopkins und andere Naturforscher über die atmosphärische Hülle des Erdkörpers angestellt haben, sind also nach den jetzigen Erfahrungen wesentlich auf die Wasserdünste zu übertragen.

Die Beobachtungen über den extremen Wechsel der Temperatur an sehr trockenen Orten bestätigen das Obige vollkommen. Je trockener die Luft — wie auf den Ebenen Indiens, in der Wüste Sahara, auf den Hochebenen des Himalaya u. s. w. — desto schneller und tiefer sinkt die Temperatur der Luft vom Maximum der Hitze am Tage bis auf den Gefrierpunkt in der Nacht.

Aber, könnte man hier einwerfen, dieselbe Hülle, welche die Erde gegen Erkältung schützt, muß ebenso gut die Radiation der Sonne, von welcher wir unsere Wärme empfangen, abhalten. Dieser Einwand ist wahr, aber nur zum Theil, weil die Sonnenstrahlen von den Erdstrahlen qualitativ verschieden sind. Die Sonnenstrahlen gehen z. B. durch eine Wasserlage von einem Zehntel Zoll Dicke mit ziemlicher Leichtigkeit durch, während nicht ein einziger Wärmestrahl der Erde durch eine nur halb so dicke Lage passirt; und dasselbe gilt von den Wasserdünsten. Die Folge davon ist, daß die mittlere Temperatur unsers Planeten höher ist, als sie nach seiner Entfernung von der Sonne eigentlich sein sollte.

Diese Thatsache der starken Wärme-Absorptionskraft des Wassers und der wichtigen Function der Wasserdünste in der Luft ist durch weitere Experimente mit andern Flüssigkeiten und deren Dünsten in Bezug auf die Aufsaugung der Wärmestrahlen ferner bestätigt worden. Man fand dabei, daß das Wasser die höchste Absorptionsfähigkeit besitzt, und daß z. B. eine Luftsphäre von 2 Zoll Dicke, mit dem Dunste von Schwefeläther gesättigt, und unmittelbar die Erdoberfläche umhüllend, die Wärmestrahlung unendlich weniger verhindern würde, als die Wirkung des atmosphärischen Wasserdunstes innerhalb 10 Fuß von der Oberfläche der Erde.







Die Molecüle von Gasen und Dünsten sind aber nicht allein Empfänger und Auffauger der an sie gelangenden Wellenbewegung, sondern auch selbst Ausstrahler und Urheber von Wellenbewegung; dieselbe Molecular-Anordnung, die ein Gas zu einem kräftigen Auffauger der Wärme macht, macht es in demselben Grade auch zu einem kräftigen Ausstrahler; das Atom oder Molecüle, welches im Stande ist, die Wärmewellen aufzufangen, ist in demselben Maße fähig, solche zu erzeugen, oder mit andern Worten: Radiation und Absorption sind gegenseitig. Auch dies wurde durch höchst sinnreiche Experimente mit erhitzten Gasen und Dünsten festgestellt, und der Fähigkeit solcher, die in ihnen hervorgerufenen Wärmeschwingungen dem sie umgebenden Aether mitzutheilen, oder, mit andern Worten, auch diesen in eine ausstrahlende Form zu versetzen, gab man den Namen der „dynamischen Radiation".

Bei diesen Experimenten mit Gasen und Dünsten — die durch die Arbeiten des großen deutschen Physikers Kirchhoff, des Hauptentdeckers der Spectral-Analyse, wesentlich gefördert wurden — wurden nur unsichtbare Strahlen angewendet, und einige von jenen gasförmigen Körpern sind für diese so undurchdringlich, daß sie in der Entfernung von nur wenigen Fuß jeden Strahl der Art so vollständig auffangen, wie eine Lage von Pech thun würde, während dieselben Substanzen für das Licht vollständig durchsichtig sind. Da nun die Lichtstrahlen von den unsichtbaren Wärmestrahlen sich einzig durch ihre Schwingungsperioden unterscheiden, indem diese zu langsam sind, um die Netzhaut zu affiziren, so hängt auf irgend eine Weise die Durchsichtigkeit unserer Gase und Dünste von den Schwingungsperioden der Wellen ab, die auf sie stoßen. Was ist das Wesen dieser Abhängigkeit? Die bewunderns-werthen Untersuchungen Kirchhoff's geben uns Antwort darauf. Die Atome und Molecüle jedes Gases haben gewisse bestimmte Raten der Zitterschwingung (Oscillation), und diejenigen Wellen des Aethers werden von ihnen am reichlichsten verschluckt, deren Schwingungsperioden mit denen der Molecüle, an denen sie vorbeipassiren, synchronisch sind, d. h. die gleichen Zeitabstände beobachten, oder: der Zeitlänge der Schwingungen nach zusammenfallen. So schließen wir, wenn wir sehen, daß eine Lage von Gas die unsichtbaren Strahlen absorbirt, die sichtbaren aber durchläßt, daß die Schwingungsperioden der Gasmolecüle mit denen des unsichtbaren und nicht mit denen des sichtbaren Spectrums zusammenfallen. Mit einiger Uebung der Einbildungskraft, die wir hier wieder zu Hülfe rufen müssen, ist es möglich, sich ein klares Bild von dem betreffenden Vorgange zu entwerfen. Wie ein schwerer Pendel durch richtig eingetheilte Athemstöße allmälig in Bewegung gesetzt wird, so, wenn die Aetherwellen auf diejenigen Molecüle treffen, die in gleichen Perioden mit ihnen schwingen, veranlassen sie eine Anhäufung der Bewegung der Molecüle. Indem nun Tausende von Millionen Stößen in jeder Secunde von den Wärmewellen ausgehen, ist es nicht schwer einzusehen, daß jede Welle, die eben zur rechten Zeit eintrifft, um die Wirkung ihrer Vorgängerin zu wie-







derholen, die Molecüle schließlich veranlassen muß, durch weitere Räume zu schwingen, als wenn jene in nicht so abgetheilten Zeiträumen einträfen. Man sieht weiter daraus leicht, daß eine Sammlung von Molecülen, auf welche widerstreitende Wellen (d. h. Wellen mit verschiedener Schwingungszeit) einwirken, thatsächlich in Ruhe verbleiben müssen (wie der Pendel, auf den unzeitige, verschieden eingetheilte Athemstöße wirken), und dies ist wirklich der Fall, wenn die Wellen des sichtbaren Spectrums durch ein transparentes Gas oder transparenten Dunst hindurchgehen. Hier findet keine sichtbare Uebertragung der Bewegung vom Aether auf die Molecüle oder mit andern Worten keine fühlbare Absorption statt.

Durch Benutzung dieser Erfahrung ist man vermittelst der Strahlen der Kohlen-Oxyd-Flamme im Stande, die Anwesenheit der geringsten Quantität Kohlensäure zu entdecken, und so z. B. den Kohlensäuren-Gehalt des menschlichen Athems und damit den Betrag der in den Lungen vorgehenden Verbrennung genau zu bestimmen.

Aber auch die Periodicität der Wellenbewegung erklärt die beobachteten Thatsachen noch nicht vollständig; es bleiben noch gewisse Störungen und Ungleichheiten in der Aetheraction übrig, so daß wir vor der Hand annehmen müssen, daß auch die Gestalt, Größe und Dichtigkeit der Molecüle auf die Aetherbewegung umstimmend einwirkten.

Dem Leser, der uns aufmerksam bis hierher gefolgt ist, wird es nicht unerwünscht sein, wenn wir die Hauptergebnisse unserer Betrachtungen noch in einigen kurzen Sätzen übersichtlich wiederholend zusammenstellen:

1) Das allgemeinste Gesetz der Natur ist Bewegung.

2) Auch Licht und Wärme sind nur Formen der Bewegung des Stoffes.

3) Die Bewegung besteht in Zittererscheinungen.

4) Alle Körper in der Natur senden Strahlen, d. h. die Fortsetzung der Schwingungen ihrer kleinsten Theile, aus, die entweder sichtbare (Licht) oder unsichtbare (Wärme) sind.

5) Kein Körper ist absolut kalt, alle senden daher Wärmestrahlen aus.

6) Die Masse der unsichtbaren Wärmestrahlen ist unendlich größer als die der unserm Sehnerv wahrnehmbar werdenden (sichtbaren) Lichtstrahlen.

7) Licht und Wärme sind ihrem Wesen nach (Schwingungsbewegung der Atome und Molecüle) identisch; ihre Verschiedenheit liegt in der Kürze der Zeitperiode ihrer Schwingungen. Die Wärmestrahlen sind die langsameren, die Lichtstrahlen die schnelleren.

8) Die Bestandtheile der Ausstrahlung von der Sonne sind dreifach. Sie sendet Wärmestrahlen, Leuchtstrahlen und chemische Strahlen aus.

9) Die Körper theilen einander ihre Molecular-Bewegung gegenseitig mit und tauschen sie unter einander aus.

10) Das Medium für diese Mittheilung ist ein den ganzen Weltenraum und







alle Atom- und Molecularzwischenräume erfüllender Körper; der Aether, der die Licht- und Wärmeschwingungen aufnimmt, durch Selbstschwingen fortsetzt und auf andere Körper überträgt (z. B. auf den Sehnerv des Auges).

11) Einige Körper verschlucken die Lichtwellen und geben die Wärmewellen weiter; andere verschlucken die Wärmewellen und lassen die Lichtwellen durchgehen.

12) Das Verhalten der zusammengesetzten Körper in dieser Beziehung ist durchaus verschieden von dem der einfachen. Die Fähigkeit der Körper in Bezug auf Absorption und Radiation der Licht- und Wärmewellen wird durch die Zusammensetzung, Größe, Gestalt u. s. w. ihrer kleinsten Theile bedingt.

Fügen wir dem Vorstehenden noch als praktisches Ergebniß der Forschungen über Wärme hinzu: daß

13) für das Leben der Erde die mächtige Absorptionskraft des über ihr schwebenden Wasserdunstes für die von ihr selbst ausgehenden Wärmestrahlen eines der wichtigsten Momente ist, so haben wir ungefähr die Summe des gegenwärtigen Standes dieses wichtigen Theiles der Physik wiedergegeben, wie derselbe von John Tyndall in einer am 16. Mai 1865 vor der Universität Cambridge in England gehaltenen Vorlesung dargelegt wurde.

Wer uns bei unserer Darstellung gefolgt ist, der wird gewiß ein Gefühl der Bewunderung für die Errungenschaften der modernen Wissenschaft nicht unterdrücken können, die auf dem mühsamen Wege der Schlußziehung mit Hülfe des Experimentes Schritt vor Schritt mehr und mehr in die Geheimnisse der Natur eindringt. Noch größer aber wird seine staunende Bewunderung sein für die Größe der Natur selbst, die mit einer einzigen Kraft, der der Bewegung, nicht nur in den kleinsten Theilen des Stoffes die Wunder des Lichtes und der Wärme, die Bedingungen alles Lebens, schafft, sondern auch Welten mit einander in Verbindung setzt, und im denkenden Menschen durch die Lichtwellen des fernen Fixsternes, die nach jahrtausendlanger Reise seinen Sehnerv treffen, das Bewußtsein seines unlösbaren Zusammenhanges mit dem großen Weltganzen erweckt.

Der Blumen Tod.

Von William Cullen Bryant. Deutsch von Carl Theodor Eben.

Die trüben Tage sind nun da, die traurigsten im Jahr;
Der Sturm durchtobt den kahlen Wald, die Fluren nackt und bar;
Das trockne Laub der Bäume liegt in Schluchten aufgethürmt,
Und durch die Haine öd und leer der Nordwind schaurig stürmt;
Die Drossel und der Colibri sind längst entflohen schon,
Und nur die Krähe krächzet noch, als wie zum bittern Hohn.







Doch sprich, wo sind die Blümchen denn, die noch vor kurzer Zeit
Mit ihrem Duft, mit ihrer Pracht der Menschen Herz erfreut?
Ach, alle sind in ihrem Grab! sie traf des Ird'schen Loos.
Sie starben hin, und ruhen in der Erde kühlem Schooß.
Es strömt der Regen wohl herab und netzet ihre Gruft,
Doch kein Novemberregen sie in's Leben wieder ruft.

Die Windros' und das Veilchen hold sind längst verblühet schon,
Auch Orchis und Dornröschen sind geraume Zeit entflohn;
Doch Tausendschönchen auf dem Berg, die Sonnenblume hoch,
Sie prangten mit der Aster zart vor wen'gen Tagen noch;
Da traf, gleich einer Seuche, sie der Herbstwind rauh und kalt,
Und hin war ihrer Blüthen Pracht in Feld und Flur und Wald.

Und kommen milde Tage noch, wie oft der Herbst sie bringt,
Wenn aus dem Winterbau hervor das Eichhorn munter springt,
Wenn nur der Nüsse hohlen Fall man höret in dem Thal,
Und in dem Bache spiegelt sich der Sonne matter Strahl,
Dann kommt der Südwind her, und sucht die Blümchen weiß und roth,
Und seufzet tief, zu finden sie im Grabe, welk und todt.

Und eines Wesens denk' ich dann, das früh von hinnen schied,
Der Blume, die an meiner Brust erblühte und verblüht'!
Wir senkten sie in's kalte Grab, als schon verwelkt das Laub,
Und weinten lang', daß sie so früh dem Tode ward zum Raub;
Doch tröstet der Gedanke mich, daß dieses süße Kind
Sich in der Erde bettet kühl mit Blümchen zart und lind.

Die Indianer als Bundesgenossen der Deutschen im nordamerikanischen Freiheitskampfe.

Von Max von Eelking.

(Schluß).

Die Indianer benahmen sich auf dem Zuge nach Saratoga, wo bekanntlich im Oktober 1777 die brittisch-deutsche Armee unter Bourgoyne die Waffen strecken mußte, sehr übel. Je mehr die Armee Mangel litt, und je weniger es in den Einöden zu plündern, wohl aber mit den Waffen mehr zu thun gab, desto mehr lichteten sich auch die Reihen der Indianer. Viele entfernten sich heimlich, andere in ganzen Trupps und Stämmen, vorgebend, ihre Ernte einbringen zu müssen. Zuletzt waren von einigen Tausenden nur noch etliche Hundert da, die aber kurz vor der Katastrophe auch davon liefen.







Die Indianer, die sich beim deutschen Corps mitbefanden und gewöhnlich die Vorhut und Seitendeckung bildeten, führte der brittische Capitain Fraser, ein Neveu des bekannten brittischen Brigadier-Generals gleichen Namens, der auf diesem Zuge in einem Gefecht blieb. Gewöhnlich wurden den Detachements, namentlich zu den entfernteren Expeditionen, Indianer beigegeben, so unter Anderem dem Braunschweig'schen Oberstlieutenant Bauer zu dem verunglückten Zuge nach Bennington, wobei der tapfere Commandeur tödtlich verwundet und der größere Theil des Detachements gefangen wurde. Auch hier stoben die Indianer zeitig genug auseinander, um mit dem Feinde nicht in allzu nahe Berührung zu kommen. Sie streiften nun da- und dorthin, der Armee oder ihrer Heimath zu, jetzt ganz frei und ungebunden, unterwegs raubend und mordend. Zwei dieser Unholde drangen in ein Haus und brachten hier eine Frau mit ihrer Tochter, die sie darin allein fanden, scheußlich um's Leben. Sie kamen wieder zur Armee, und als ihre Unthat bald darauf bekannt wurde, ließ sie Bourgoyne festnehmen, vor ein Kriegsgericht stellen und wollte sie nach dem Ausspruche desselben, der auf Tod lautete, bestrafen lassen, um endlich ein Beispiel zu geben. Das brachte die Indianer aller Stämme in großen Allarm; die Häuptlinge begaben sich zu Bourgoyne und baten für das Leben ihrer Stammesgenossen. Der General wollte erst nichts davon hören; als aber seine eigenen höheren Offiziere ihm vorstellten, daß sämmtliche Indianer die Armee nicht nur verlassen, sondern ihre Gegner werden würden, und ihn ebenfalls baten, die Verurtheilten frei zu lassen, als ihm auch die Häuptlinge versprachen, daß dergleichen nicht mehr vorkommen solle, ließ er sich endlich bewegen, diesen Vorstellungen, obwohl ungern, Gehör zu geben. Dennoch dankten ihm die Wilden diese Nachgiebigkeit und Milde schlecht genug, denn sie verließen bald darauf, bis auf etwa fünfzig, die Armee und gingen nach Canada zurück. Einige davon streiften am Mohawk hinauf und beredeten hier ihre Genossen, die sich bei St. Legers Corps befanden, mit ihnen zu ziehen, was diese auch größtentheils thaten. Da die Indianer die Hauptstärke seines Corps bildeten, so fand er sich jetzt so geschwächt, daß er nichts Entscheidendes mehr unternehmen konnte.

Der Haufe kam, nachdem er auf seinem Zug unzählige Gräuel an den Colonisten verübt hatte, in verschiedenen Trupps in Canada an. Die Häuptlinge begaben sich zu Carleton, dem „guten Vater", und klagten diesem ihre Noth: wie Bourgoyne sie zu hart gehalten habe; sie würden sich gewiß nicht an diesem Feldzuge betheiligt haben, wenn sie gewußt hätten, daß sie einen „neuen Vater" bekommen sollten. Viele ihrer Genossen waren Willens, sich zur andern Partei zu schlagen; sie glaubten aber, diese noch besänftigen zu können.

Carlton suchte sie zu beruhigen, ohne ihnen weitere Versprechungen zu machen, und beredete sie, vorläufig nach Hause zu gehen.

Die Wilden liebten die Deutschen mehr als die Britten, weshalb sie sich ihnen auch ergebener zeigten; aber in Betreff des Gehorsams und der Zucht ver-






mochten Jene ebenso wenig über die Störrigen wie die Letzteren. Ein deutscher Militär schreibt darüber:

„Den Wilden ist wegen ihrer angebornen Bestialität nicht zu trauen. Sie sind höchst brav, aber auch höchst zügellos, und müssen daher mit englischen und canadischen Offizieren durchspickt werden. Sie wünschten unabhängig und nicht unter dem Commando englischer Generale oder Offiziere als treue Bundesgenossen und Freunde des Königs zu fechten. Ein Irokese, Namens Joseph, der sich sogar einige Zeit in England aufgehalten hat und das Interesse der Engländer und der Wilden ganz richtig kennt, sucht seines Namens Gedächtniß als Chef einer Armee Wilder zu verewigen. Man wird dieses aber auf alle Art zu decliniren suchen, denn Gott sei alsdann den Colonisten gnädig, die ihre Nachbarn sind."

Ein anderer der damals angesehensten Häuptlinge unter allen Stämmen, und zugleich eine eigenthümliche Erscheinung, war der bekannte Capitän Brandt. In früher Jugend war er durch des Gouverneurs Vermittlung nach England gekommen; der König fand Wohlgefallen an ihm, und ließ ihm eine möglichst gute Erziehung wie einem Europäer von Stande geben. Brandt lernte gut, er kannte die neueren Sprachen und Sitten der vornehmen Welt; als er aber reifer wurde, erfaßte ihn unter all der Herrlichkeit großstädtischen und feinen Lebens eine Sehnsucht nach seinen wilden Landsleuten, die er nicht überwinden konnte. Als der Krieg ausbrach, eilte er zurück und focht tapfer mit für die königliche Sache.

Deutsche Offiziere aßen einige Male mit Brandt an Carleton's Tafel, und kamen auch sonst mit ihm in Berührung. Man rühmte seine Feinheit und sein gutes Benehmen; man wollte daher nicht begreifen, wie ein Mann von solcher Bildung sich unter seinen Landsleuten behaglich fühlen konnte. Brandt bezog als Capitain vom Könige eine Gage, und war halb als Militair und halb als Indianer gekleidet. Er gehörte dem Stamme der Mohawk-Indianer an, die vom Mohawk nach Canada übersiedelten. Das Nähere über diesen merkwürdigen Mann findet man in den Memoiren der Generalin von Riedesel.

Zu jener Zeit traf man auch in den längst cultivirten Landgebieten Nordamerikas noch viele Indianer, sogar in der Nähe von New-York, auf Long-Island und den andern benachbarten Inseln. Diese Indianer, mit den Europäern meist zusammen lebend und mit ihnen in stete Berührung kommend, waren ebenfalls nur dem Namen nach Christen, und boten ein Gemisch von angeborener Wildheit und etwas europäischer Cultur. Ausnahmsweise betrieben hier die Männer, die sich sonst nicht um den Haushalt kümmerten, etwas Ackerbau und kleine Gewerbe, oder verrichteten sonst leichte Dienste. Auch hatten sie ihre eigenen Gesetze, die ihre Barbarei etwas mehr im Zaum halten sollten. Da diese aber von ihnen nicht niedergeschrieben werden konnten, so kam man hier auf eine originelle Aushülfe; es wurden nämlich Einige unter ihnen, die als mit dem besten Gedächtniß begabt galten, auserwählt, und jeder von








diesen mußte einen bestimmten Satz oder Paragraph auswendig lernen und sich so fest einprägen, daß er ihn auf Anlaß des Richters schnell und richtig hersagen konnte. Wer das Gelernte vergessen hatte oder falsch sagte, war dem Tode verfallen. Man hatte sich auf diese Weise einen lebendigen Codex geschaffen.

Da auch unter diesen etwas abgeschliffenen Indianern kein Fest ohne völlige Hingabe an den Trunk abging, wobei es gewöhnlich Mord und Todtschlag gab, so trafen sie unter sich die Einrichtung, daß vorher Einer zum Aufseher und Schiedsrichter ernannt wurde. Er mußte bei allen Gelagen stets zugegen sein und — was die schwerste Aufgabe war — nüchtern bleiben. Um dies um so sicherer ermöglichen zu können, mußte er sich alles Trinkens enthalten, so lange er in seiner Funktion war. Ihm war dafür ein großes Ansehen eingeräumt, und er konnte Jeden, der ihm nicht sofort gehorchte, mit dem Tomahawk niederhauen; ein Gleiches drohte aber auch ihm, wenn er den Trinkgelüsten nicht widerstehen konnte.

So furchtbar die Wilden dem Feinde waren, so warm konnten sie auch am Freunde hängen, und man findet daher auch bei ihnen schöne Züge von Treue und Hingebung, die freilich nur in der Minderzahl anzuführen sind. An ihnen wurde namentlich die Gastfreundschaft sehr gerühmt. Daher kommt es auch, daß die Urtheile von Deutschen über sie verschieden lauten. Die Stämme waren nicht nur an Sitten und Gebräuchen von einander verschieden, sondern auch das Individuum zeigte auf die auffallendste Weise zwei verschiedene Seiten. Das gute wie das böse Prinzip fand man beim Indianer auf das Merklichste ausgeprägt; in dem einen Moment war er der treueste und hingebendste Samariter, im nächsten der leibhaftige Satan.

Wenn die Indianer Andern furchtbare Martern zufügten, so abstrahirten sie dabei nicht nach unsern Begriffen, sondern nach den ihrigen. Ihr abgehärteter Körper konnte Unglaubliches aushalten, und die heftigsten körperlichen Leiden ertrugen sie mit bewunderungswerthem Stoicismus. Hiervon nur ein Beispiel, das dem Tagebuch des braunschweig'schen Adjutanten von Papet entnommen ist, der im Sommer 1782 mit seinem Brigadier eine Tour nach Montreal machte. Hierüber erzählt er Folgendes:

„Heute habe ich zwei Chefs der Wilden gesehen, wovon der Eine der famose Brandt ist, der die sechs Nationen commandirt und der von Oswego gekommen war. Er spricht gut Englisch und hat den Rebellen entsetzlich viel Schaden zugefügt. Der Zweite ist ein junger Mann, der im Jahre 1778 von Sr. Excellenz *) bei einer Versammlung von beinahe 5000 Wilden in Montreal zum Chef einer Nation erklärt wurde. Man erzählt bei dieser Gelegenheit folgende wahre Geschichte: Als sich nach dieser Erklärung dieser Wilde der Nation als Chef präsentirte, sagte der einer andern, es sei nicht erlaubt, daß ein so junger Mann, der noch nicht hinlängliche Proben seines Muthes abge-

*) Ist hier General Carleton gemeint?







legt habe, einer Nation als Chef vorstehen solle. Jener, dem dieses wieder gesagt wird, geht darauf in's Lager dieser Nation und schlägt mit seinem Tomahawk den alten Chef todt. Nach dieser That geht er in's Haus des Monsieur St. Luc, wo eben viele Wilde versammelt sind, und sagt zu dem Einen, er solle ihm an seinen Armen Löcher durchs Fleisch stechen. Dieses geschieht. Er giebt ihm darauf ein rothes Band, läßt sich solches durch die beiden Löcher ziehen und so die Arme hinten zusammen binden. In solchem Zustande präsentirt er sich der Nation, deren Chef er erschlagen hatte, bekennt sich als Thäter, giebt die Veranlassung an und giebt sich nun deren Rache preis. So aufgebracht auch die Nation ist, so erstaunt sie doch über des jungen Menschen Kühnheit. Es wird zwar Einer commandirt, ihm den Schädel einzuschlagen, aber am Ende wird ihm der Todtschlag doch verziehen. Ich selbst habe noch die beiden Narben an seinen Armen gesehen. Dennoch sagt man, die beleidigte Nation werde über kurz oder lang den Todtschlag rächen, denn in diesem Punkte ist ein Wilder unversöhnlich."

Man sollte nach dem bisher Mitgetheilten kaum glauben, daß ein irgend gesitteter Europäer an dem Toben und Treiben der Indianer habe Gefallen finden können, und dennoch gab es Mehrere, welche dies durch die Brille der Romantik besahen und dafür schwärmten. Selbst der Neffe des Gouverneurs, der Kapitain und General-Adjutant Carleton, ein sonst feiner und gebildeter Mann, zählte zu diesen excentrischen Naturen. Nach den Aufzeichnungen eines Braunschweig'schen Offiziers war er einer der tüchtigsten Militairs in der Armee. Nachdem er die Sitten und Bräuche der Wilden kennen gelernt, gesellte er sich gänzlich zu ihnen und fügte sich ganz ihrer rauhen und unsteten Lebensweise, so daß er zwei Jahre unter ihnen aushielt. Er bemalte sich wie sie, trug Ringe in Nase und Ohren und suchte ihnen in Allem ähnlich zu werden. Sehr oft aß er, wie er erzählt, in mehreren Monaten nichts als rohes Fleisch und unreine Gedärme. Er selbst sagt, daß er solches anfangs schwer habe überwinden können; endlich habe ihn der Hunger dazu gezwungen, und nach und nach hätte er sich daran gewöhnt, so daß es ihm endlich ganz gut geschmeckt habe. Wenn die Wilden ihre weiten Jagdzüge machten, begleitete er sie auf Touren von 400 bis 500 Stunden. Um dem Ganzen schließlich die Krone aufzusetzen, heirathete er eine junge Indianerin, die Ehe blieb aber kinderlos; er trennte sich bald wieder von der rothhäutigen Gefährtin, weil sie angeblich einige Geschenke, welche sie von ihm bekommen, einem Anderen gegeben hatte. Die Scheidung machte nicht viel Umstände; er brachte seine ehemalige Liebste zu ihren Anverwandten zurück, gab die Ursache an, warum er sie nicht behalten könne, und damit war die Sache abgemacht. Capitain Carleton, der auch während des Krieges eine Abtheilung Indianer führte, hatte somit sattsam Gelegenheit, ihr Thun- und Treiben kennen zu lernen. Nach seiner Aussage übertrafen an Rachsucht und Grausamkeit gegen den gefangenen Feind die Weiber noch die Männer; er schildert sie als wahre Hyänen. Sie rissen oder bissen in ihrer Wuth das Fleisch stückweise aus dem noch lebenden Opfer.







So viel er sich auch Mühe gab, diesem Kannibalismus zu steuern, und dabei all seinen Einfluß aufbot, so gelang ihm dieses doch nicht immer. Das Höchste, was er erreichen konnte, war, daß man ihm von fünf Gefangenen drei überließ, denen er somit die Freiheit wieder geben konnte.

Carleton hatte sich so an die Wilden gewöhnt, daß es nur den inständigsten Bitten seines Oheims endlich gelang, ihn von diesen zurückzurufen. Er heirathete später dessen Schwägerin, eine feingebildete Dame aus der brittischen Aristokratie. Die Generalin v. Riedesel, die mit diesem Sonderling zusammenkam, schildert ihn ebenfalls als einen sehr artigen, interessanten Mann, der sich aber immer nach jenem früheren unsteten und ungebundenen Leben zurückgesehnt habe.

Aber nicht blos in den nördlichen Provinzen fanden die Deutschen an den Indianern Bundesgenossen, sondern auch in den südlichen. Das Regiment Waldeck kam von den deutschen Hülfstruppen am weitesten hinunter, bis nach Westflorida, und focht hier mit gegen die Spanier bis zum Falle Pensacola's, wo es mit den brittischen Truppen gefangen wurde.

In den dortigen, damals noch dichten Waldungen haus'ten mit den mancherlei wilden Thieren auch mancherlei Indianerstämme, deren Wildheit und Grausamkeit die der nördlichen weit übertraf. Sie werden als stark und wohlgewachsen, aber dunkelfarbiger als die anderen geschildert, indem sie ihren Körper mit einer schwarzbraunen Farbe bestrichen. In dem milderen Klima gingen sie fast ganz nackt, hielten aber dabei doch auch auf ihren eigenthümlichen Putz, der in einem buntbemalten Gesicht und bunten Federn auf dem Kopfe, die mit Perlen und Metallzierrath umschlungen waren, bestand. Den oberen Theil des Ohres hatten die Meisten abgeschnitten, und am übrig gebliebenen Läppchen hing ein Bündel von silbernen und goldenen Gehängen, sowie bunte Corallen. Sie waren namentlich gute und abgehärtete Jäger und treffliche Schützen.

Ein Trupp von einigen Tausenden dieser wilden Gäste erschien vor dem Lager der Verbündeten und stellte an den Gouverneur die Frage: ob die fremden Krieger als Feinde oder Freunde gekommen wären. Im letzteren Falle würden sie für „ihren Bruder jenseits des großen Wassers“, wie sie Se. Brittische Majestät nannten, die Waffen ergreifen; wäre das nicht, so möchten die Fremdlinge sofort wieder abziehen. Als nun der Gouverneur ihnen durch den Dollmetscher sagen ließ, daß er ihre Freundschaft wünsche und diese Krieger nur gekommen wären, sie zu beschützen, so schienen sie darüber sehr erfreut, indem sie solches durch lautes Geschrei und ein Freudenfeuer zu erkennen gaben. Der Zufall wollte, daß die guten Waldecker in dem Dollmetscher, der sich bei den Indianern befand und wie diese costümirt war, einen Landsmann fanden, der aus Königshagen gebürtig war und als er wider Willen in den Soldatenrock gesteckt wurde, eines schönen Tages vom Schlosse zu Waldeck, das er bewachen sollte, echappirte. Dieser sonderbare Kauz hatte es bis zum Häuptling unter den Wilden gebracht und befehligte über einige Tausend Mann. Er legitimirte







sich durch sein gut waldeckisches Deutsch, seine helle Hautfarbe und seinen Bart, indem seine Untergebenen kein Haar im Gesicht duldeten. Wie er unter diese Leute gekommen und es da zum Häuptling gebracht, blieb in ein mystisches Dunkel gehüllt.

Die Häuptlinge dieser Stämme waren insofern das Gegentheil von anderen, als sie unter ihren Genossen die weniger bemittelten waren und wahrscheinlich ihren Stolz in der Armuth suchten, um dadurch den Neid der Anderen nicht zu erregen und ihre Stellung nur ihren Thaten beizumessen. Geschenke und Beute vertheilten sie meist unter die Aermeren. Bestrafungen ihrerseits bestanden in Beschämung und Geringschätzung gegen den Fehlenden; Beleidigungen von Anderen rächten sie jedoch sehr grausam. Versprochenes hielten sie unverbrüchlich und hielten fest an ihren alten Sitten und Bräuchen. Als einst ein englischer höherer Offizier dem Stamme der Kryks-Indianer durch ihren Dollmetscher den Vorschlag machen ließ, sich mehr dem Benehmen der Christen zuzuwenden, ließen sie ihm sagen: sie sähen täglich, daß die christlichen Fremdlinge in mehr Lastern lebten als sie, weshalb sie lieber Wilde ohne solche Untugenden bleiben wollten, die nicht unter ihnen geduldet würden. Diese Abneigung war tiefer und älter als sie den Anschein hatte, und datirte sich noch von den ersten spanischen Eroberern her, welche die armen und ihnen freundlich entgegenkommenden Rothhäute wie das Wild behandelten und hetzten und sich allerlei Grausamkeiten erlaubten. Dieses hatte sich traditionell unter den Indianern erhalten.

In dem Tagebuche eines Waldeckers (des Fouriers Steuernagel) finden wir über diese Indianer noch Folgendes angeführt:

„Im Kriege sind diese Wilden fürchterlich unt sehr grausam. Sie bringen ihre gefangenen Feinde um, weil sie voraussetzen, daß diese sie umbringen würden, wenn sie dazu gelangen könnten. Sie rächen übrigens alle Beleidigungen, und fordern Blut gegen Blut.

„Sie singen vor einem Kampfe die Heldenthaten ihrer Vorfahren auf eine festliche Art ab, und jedesmal den Tag vor dem Anfang des Krieges ziehen sie den besten Putz, den sie haben, wie zu einem Feste an. Sie besitzen eine besondere Geschicklichkeit im Schleudern und namentlich auch darin, den Tomahawk zu werfen.

„Mit ihrem Feinde, wenn sie eines habhaft werden können, verfahren sie sehr grausam. Sie schneiden ihm vorn über der Stirn, oder hinten im Nacken, die Haut auf und ziehen solche mit den Zähnen über den Kopf herunter, oder öffnen ihm den Bauch, nageln ein Ende des Eingeweides an einen Baum und jagen ihn dann unter fortwährendem Geißeln um diesen herum, bis das Eingeweide heraus und das Opfer zu Tode gejagt ist.

„Die Frauen stehen gewöhnlich einige Tausend Schritt hinter der Schlacht, und stimmen einen so entsetzlichen Gesang an, daß die Luft davon erdröhnt, verstümmeln dabei auch die auf dem Boden liegenden Feinde und bringen die zerstückelten Gliedmaßen als Siegeszeichen mit zurück. Wenn sie eine Anzahl Scalpe haben, so liefern sie solche ab, da ihnen für jedes Stück 3 Pfd. Sterling







ausbezahlt werden. Erschrecklich zu sagen! — In Hinsicht dessen ist es für einen christlichen Soldaten der schauderhafteste Gedanke, jemals in solche Hände zu gerathen."

Am 20. März 1779, als die Spanier gelandet waren und zur Belagerung Pensacola's schritten, fand ein seltsamer Auftritt im diesseitigen Lager statt. Es erschien nämlich ein Trupp Indianer, die mehrere Scalps von Spaniern brachten. Auch führten sie einen gefangenen Matrosen mit, den ein Wilder mit ernster und grausamer Geberde, gefesselt und entkleidet, an einem Strick im Lager herumführte und dabei von Zeit zu Zeit ein furchtbares Geschrei erhob. Sie hatten dem armen Opfer die Haare abgeschoren und ihm das Gesicht, wie bei ihnen üblich, mit allerlei bunten Farben bemalt. So führten sie den Gefangenen auch zum brittischen Gouverneur, worauf sie ihn lebendig verbrennen wollten; allein dieser und die andern Generale und Offiziere, namentlich die Deutschen, bezeigten ihr Mitleid für den Unglücklichen und suchten ihn zu retten. Sie versprachen den Indianern alles Mögliche, wenn sie ihnen den Gefangenen überlassen wollten; aber lange hatten diese dafür taube Ohren und bestanden darauf, an diesem Blut gegen Blut zu rächen, da auch von den Ihren durch die spanischen Kugeln Mehrere gefallen waren. Nur durch das inständigste Bitten des Gouverneurs Chester und des Generals Campbell ließen sich die Wilden endlich bewegen und gaben den Gefangenen gegen ein bedeutendes Geschenk, jedoch nur unter der Bedingung ab, ihn am Leben zu bestrafen. Der Unglückliche war bereits durch die Mißhandlungen mannigfach verwundet und beinahe halb todt.

Hier im Süden fochten Indianer, aber nur ein geringer Theil, auch mit den Spaniern und Franzosen gegen die Britten und Deutschen. Die Franzosen scheinen die Hülfe der Wilden ebenso wenig verschmäht zu haben wie die Britten, denn in einem Briefe aus New-York (vom 1. August 1779) heißt es, daß die Franzosen durch Emissäre versucht hätten, die Indianer durch allerlei Geschenke auf die Seite der Amerikaner herüberzuziehen, was ihnen auch zum Theil in der Weise gelungen sei, daß bereits einige Hundert zu Washington's Armee gestoßen wären. Wohl möglich, daß diese Wilden bei der amerikanischen Armee sich einfanden, aber angenommen wurden sie nicht. Washington wollte sich, auch in der ärgsten Bedrängniß, mit dieser Hülfe nicht befassen. Im Jahre 1777 boten Indianer dem amerikanischen Feldherrn ihre Dienste an. Während der Vorgänge am Champlain-See meldeten sich im Lager zu Cambridge, wo Washington damals stand, Häuptlinge, die von mehreren Stämmen oberhalb des Lorenzstromes beauftragt waren, ihm ihre Hülfe anzubieten.

Washington empfing sie mit all dem dabei üblichen Ceremoniell, ließ sie bei sich speisen und tractirte sie sonst nach ihrer Art, suchte aber unter allerlei Höflichkeiten und Vorwänden ihre Offerten abzuweisen, da der Congreß auch vorläufig nichts weiter als Neutralität von den Wilden wünschte. Die hier Abgewiesenen scheinen Diejenigen gewesen zu sein, die später und noch während des Zuges nach Saratoga bei der brittisch-deutschen Armee eintrafen.







Diejenigen Wilden, welche etwa gegen die brittischen Truppen fochten, hatten sich daher jedenfalls, wie bereits oben bemerkt, den französischen Truppen angeschlossen.

Was wir von den deutschen Kampfgenossen in jenem Kriege über die Indianer vernehmen, läßt trotz der argen Gegensätze beider Nationalitäten voraussetzen, daß sie sich unter einander im Allgemeinen gut vertrugen. Wohl waren die deutschen Krieger über die Grausamkeit und sonstigen Leidenschaften der Wilden empört; da sie ihnen aber nichts zu Leide thaten, sie sich im Gegentheil immer freundlich und dienstfertig gegen sie zeigten, so gewöhnte man sich allmälig an ihren Umgang. Man rühmte namentlich ihre Gastfreundschaft, das Theilen des letzten Bissens mit dem Hungrigen.

Zuweilen machten die deutschen Offiziere, wohl mehr aus Neugier, das Leben dieser Wilden näher kennen zu lernen, Besuche in den nächst gelegenen indianischen Dörfern, und sie wurden hierbei jedesmal auf das Freundlichste empfangen. Nächst der Gastlichkeit rühmte man auch ihre große Ehrlichkeit, denn niemals ist ein Fall vorgekommen, daß ein Indianer dem Freunde etwas entwendet hätte, so groß auch ihre Raublust dem Feinde gegenüber war. Der Dichter Seume hat bekanntlich einige dieser Tugenden der Wilden, mit denen er gern verkehrt zu haben scheint, in seinen Gedichten verherrlicht.

Die Indianer besaßen damals auch noch ein kleines Gebiet auf Neuschottland, an der Bai von Chebucto, wo die Britten zu jener Zeit, das indianische Territorium nicht respektirend, Befestigungen anlegen ließen, in die auch Deutsche als Besatzung verlegt wurden. Die Indianer fühlten, daß man sie auch von hier verdrängen werde. In dem Tagebuch eines deutschen Militärs finden wir folgendes Schreiben eines Indianerhäuptlings an den damaligen brittischen Gouverneur angeführt. Es lautet:

„Statthalter des Königs.

Der Platz, wo Du bist, der Platz, wo Du wohnst, der Platz, den Du befestigst, der Platz, den Du einzurichten suchst, der Platz, von dem Du Dich Meister zu machen gedenkst, dieser Platz ist mein.

„Ich bin in diesem Lande gleichwie das Gras entstanden. Ich, der ich ein Wilder bin, bin hier geboren, und meine Väter vor mir. Dies Land ist mein Erbtheil. Ich schwöre, daß es das Land ist, welches mir Gott gegeben hat, daß es mein Land sein soll, immer und ewig."

„Ich sage hiermit ganz deutlich die Gedanken meines Herzens vor Dir. Denn wisse, daß die Worte, die Du zu Chebucto redest, mir Veranlassung zu ernsthaftem Nachdenken geben. Mein König und Dein König jenseits des großen Wassers haben sich unter einander wegen der Vertheilung gewisser Länder vereinigt, und haben daher Frieden mit einander. Was mich betrifft, so kann ich mit Dir weder in einen Bund treten, noch Frieden mit Dir machen. Zeige mir doch, wohin ich als Indianer meine Zuflucht nehmen soll. Du hast dieses ganze Land in Besitz genommen, so daß Chebucto noch meine letzte Zuflucht ist, und dennoch mißgönnst Du mir diesen Fleck Landes und willst







mich davon verdrängen. Dieses zeigt, daß Du mich nöthigen willst, beständig Krieg gegen Dich zu führen und niemals an einen Bund mit Dir zu denken. Du rühmst Dich Deiner großen Menge und Deiner Festungswerke; ich, der ich nur eine kleine Anzahl Mannschaft habe, kann nichts Besseres thun, als meinem Gott zu vertrauen, der zwischen uns richten muß. Der Wurm, welcher kriecht, weiß sich zu vertheidigen, wenn er angefallen wird. Gewiß, so wild ich auch bin, bin ich doch besser als ein Wurm, und muß wissen, wie ich mich vertheidigen soll, wenn ich angegriffen werde. Ich werde bald kommen, Dich zu besuchen. Ja, glaube mir, ich werde Dich besuchen, und ich hoffe, was ich alsdann aus Deinem Munde hören werde, wird mir einigen Trost verschaffen." Doch diesesmal blieb es noch bei dem Drohen der Rothhaut; zu ernstlichen Konflikten kam es damals zwischen den Deutschen und den Indianern nicht. Neuschottland war zu jener Zeit mehr als ein großer Stapelplatz von Wachposten anzusehen.

Die Indianer sind bekanntlich seit jener Zeit aus diesen Strichen fort- und weit nach dem Westen zurückgedrängt worden. Mancher Stamm ist seitdem gänzlich verschwunden, und ein Deutscher wird hoffentlich nie wieder in die Verlegenheit kommen, der Bundesgenosse einer Rothhaut zu werden.

Schleswig-Holsteinische Skizzen.

Von Friedrich Lexow.

II.

Als die Preußen und Oesterreicher den Dänen, welche trotz dreijährigen Kampfes die Schleswig-Holsteiner nicht hatten unterjochen können, zu Hülfe kamen, ihnen Land und Leute, die Festung Rendsburg mit der schönsten Waffensammlung, die es damals in Europa gab, überlieferten, und sich nicht einmal die Amnestirung Derjenigen ausbedangen, welche sie selbst als die Autoritäten des Landes anerkannt, deren Streben sie selbst gebilligt und unterstützt hatten, wurden Schleswig und Holstein, die Siamesischen Zwillinge des europäischen Staatensystems, von einander getrennt, oder richtiger auseinander gerissen, und behielten nur fünf gemeinschaftliche Institutionen — die Universität, das Irrenhaus, das Zuchthaus, das Taubstummeninstitut und die Ritterschaft, so daß als Schleswig-Holsteiner nur Professoren, Wahnsinnige, Spitzbuben, Taubstumme und Adelige anerkannt wurden. Ob die Dänen mit dieser Zusammenstellung eine Malice beabsichtigten, bleibe hier unerörtert; die Thatsache aber steht fest und bildet auf immer einen Theil von der Lebens- und Leidensgeschichte des „verlassenen Bruderstammes". Die Kieler Universität ist eine sehr respektable Anstalt, Irrenhaus und Taubstummeninstitut haben viel Gutes gestiftet, und das Zuchthaus scheint die jetzige preußische Regierung als einen sehr anständigen Aufenthalt zu betrachten, da sie alle anständigen Schleswig-Holsteiner







damit bedroht. Wir wollen jedoch diese Etablissements hier übergehen und uns in Kürze nur mit der Ritterschaft befassen. Gebildet ist dieselbe aus den Nachkommen Derer, welche von den Friesen und Dithmarschern übrig gelassen wurden, und den Angehörigen einiger seitdem entstandener Adelsgeschlechter. Sie ist eine fest gegliederte Korporation und hat die Grundsätze beibehalten, welche sie einst in den Kampf führten und ihr so viele Prügel einbrachten; nur von der Ritterlichkeit ist wenig übrig geblieben, und obgleich sie in ihrer Weise patriotisch war, ließen sich doch nur wenige ihrer Mitglieder im dreijährigen Unabhängigkeitskampfe auf dem Schlachtfelde blicken.

Ist die Organisation der Westküste durch und durch demokratisch, so besteht an einem großen Theil der Ostküste das aristokratische Princip in seiner größten Vollendung. Nirgends hat die Leibeigenschaft in krasserer Gestalt existirt als dort, und selbst jetzt sind ihre Spuren noch nicht völlig verwischt, denn es giebt Tausende von „Hörigen", welche der Gutsherrschaft zu bestimmten Diensten verpflichtet sind und nur ein sehr geringes Aequivalent dafür erhalten. Das eigentliche Adelsparadies ist in der Gegend der oberen Eider und des schleswig-holsteinischen Kanals. Ein prachtvolles Land; aber es schwebt ein Flug über dem Paradies. Paläste, in denen die Herren, stattliche Gebäude, in denen ihre Pferde und Hunde wohnen; aber rings umher gruppiren sich, gleich den Sklavenhütten südlicher Plantagen, die elenden Behausungen der sogenannten „Insten", der Hörigen, welche die Pferde und Hunde des „gnädigen Herrn" beneiden. Sie werden im Falle des Ungehorsams nicht mehr in die Burgverließe geworfen, welche noch jetzt mit allem ihrem barbarischen Zubehör unter den ältesten Burgen zu sehen sind; aber es droht ihnen Gefängniß bei Wasser und Brod und der Stock des Büttels. Das „Recht der ersten Nacht" (ein „wohlerworbenes Recht", welches noch vor einigen Decennien mit der größten Gewissenhaftigkeit beobachtet wurde) ist außer Gebrauch gekommen; dafür aber existirt noch jetzt die Patrimonialgerichtsbarkeit; d. h. der Gutsherr ist Inhaber der Polizeigewalt und bedient sich derselben auf patriarchalische Weise. Die Seele der schleswig-holsteinischen Ritterschaft war bis Anno 1848 der Herzog von Augustenburg. Seine nobeln Passionen, die von ihm veranstalteten Klappjagden, bei welchen die Bauern als Hunde das Wild auftreiben mußten, welches sie nicht auf ihrem eignen Felde, während es ihre eignen Saaten fraß, schießen durften, stehen noch in frischem Andenken, und nicht befremdend ist es daher, daß, als im vorigen Jahre dieser „Angestammte" seine ehemaligen Unterthanen auf Alsen und der Halbinsel Sundewitt besuchen wollte, dieselben ihn baten, sie lieber mit diesem Besuch zu verschonen, nicht befremdend, daß nach der Vertreibung der Dän von Alsen der „rechtmäßige Landesherr Friedrich der Achte", der hoffnungsvolle Sohn des Alten, in Sonderburg nur von v i e r Personen proklamirt wurde. Der Apfel soll in diesem Fall weit vom Stamme gefallen sein; der Sohn hat sofort beim imaginären Antritt seiner Regierung das Staatsgrundgesetz beschworen, welches, ein Kind des Jahres 1848, mit den Adelsprivilegien tabula rasa machte. Daß es ihm damit Ernst war, wollen







wir glauben bis das Gegentheil erwiesen ist; jener Verleugnung der Grundsätze, deren hartnäckigster Vertreter sein Vater war, hat er es aber zu verdanken, daß die Ritterschaft sich von ihm abgewendet hat und für den Anschluß an Preußen wirkt. Gar gemüthlich sitzt es sich für Leute solchen Schlages im preußischen Herrenhause, während die Entwicklung Schleswig-Holsteins, sobald es sich selbst überlassen ist, nur eine rein demokratische sein kann.

Die Leibeigenschaft existirte noch im Anfange dieses Jahrhunderts, und ihre Ueberreste reichen, wie gesagt, bis in die Gegenwart hinein. Aber man möge nicht glauben, daß die „Hörigen" ihr Joch geduldig trugen. Schon lange vor jenen gesegneten Februar- und Märztagen rüttelten sie an ihren Ketten. Zur Charakterisirung der Stellung, welche schon damals die Bauern der Ostküste zum Adel einnahmen, diene folgender Zug. Das geistreichste, begabteste und liberalste Mitglied der Ritterschaft, Graf Reventlow-Preetz, pflegte die ihm untergebenen Bauern mit „Er" anzureden. Sie wollten sich das nicht mehr gefallen lassen und brachten die Sache in die Zeitungen. Eines Tages ließ nun der Graf sämmtliche Bauernvögte zu sich kommen und sagte zu ihnen: „Ich höre, daß Ihr mit Sie angeredet sein wollt. Das ist wider allen Brauch und schickt sich nicht. Ich werde Euch auch ferner Er nennen und sage Euch hiermit, daß es nicht meine Absicht ist, Euch damit zu beleidigen. Es geschieht nur der Ordnung wegen." Die Bauern antworteten: „Herr Graf, dann müssen wir Sie auch Er nennen." „O nein, das muß ich mir verbitten!" rief der Graf auffahrend. „Ihr verbindet damit eine Beleidigung, und das ist ganz etwas Anderes!" — „Mag sein, Herr Graf", erwiderte der Wortführer der Bauern trocken, „aber wir verstehen's nun einmal nicht anders, und wie Er uns nennt, so nennen wir Ihn." Um nicht von seinen Bauern Er titulirt zu werden, mußte der edle Graf nachgeben, und für den Spott brauchte er auch nicht zu sorgen.

Im Jahre 1848 zündete der Funke der Freiheit nirgends schneller und lebendiger als bei den Untergehörigen der schleswig-holsteinischen Ritter. Die provisorische Regierung bildete eine sogenannte Insten-Commission, welche von einem Gut zum andern reisen und die Verhältnisse genau ermitteln sollte. Aber die Sache dauerte zu lange und die Leute merkten bald, daß nichts dabei herauskommen werde. Da traten sie, ohne daß die geringste Agitation unter ihnen stattgefunden, zusammen, sandten Deputationen zu den Volksführern in den Städten, und baten, daß man ihnen zu ihrer Organisation behülflich sei. Auf jedem adeligen Gut entstand ein Arbeiterverein, welcher allsonntäglich vor den Schlössern unter freiem Himmel seine Sitzungen hielt. Commissionen, mit denen die Regierung nichts zu thun hatte, reis'ten jetzt von Ort zu Ort, nahmen Protokolle auf und sorgten dafür, daß die Wahrheit an den Tag komme. Die bäuerlichen Arbeitervereine schlossen sich denen in den Städten an, und so entstand ein zahlreicher, weit verbreiteter Arbeiterbund, welcher sich sehr bald offen für die Republik erklärte und auf die Wahlen zur Landesversammlung einen so bestimmenden Einfluß übte, daß trotz des sonderbar konstruirten Wahlgesetzes







zuletzt nur noch wenige Stimmen an einer republikanischen Majorität fehlten. Excesse wurden nirgends begangen, aber die Menschenwürde verschaffte sich Geltung. Da ein Ritter an der Spitze der Regierung (damals Statthalterschaft genannt) stand, so konnte dies natürlich nicht lange so fortgehen, und es entstand eine Reihe von Prozessen und Zuchthausverurtheilungen, mit denen die gegenwärtige preußische Gewaltherrschaft bis jetzt nur gedroht hat. Die damals ausgestreute Saat ging jedoch nicht verloren. Wie weit die geistige Emancipation bereits gediehen, zeigte sich unter Anderm bei einer Landtagswahl in Kiel, wo der Republikaner Doctor Lafaurie dem Kandidaten der Aristokratie gegenüberstand. Es war bald einleuchtend, daß Ersterer die Majorität erlangen würde, wenn nicht die Gutsbesitzer der Umgegend noch zu rechter Zeit ihre Hörigen als Stimmvieh herbeitrieben. Schleunigst wurden einige fünfzig Wagen gemiethet, die Insten und Tagelöhner vom Felde und aus den Ställen geholt und instruirt, was sie zu thun hätten. Aber zur großen Belustigung des Volkes, zum namenlosen Verdruß der Adligen, stimmte jeder Hörige in Gegenwart seines gestrengen Herrn für den Republikaner Lafaurie, selbst auf die Gefahr hin, dadurch brodlos und elend zu werden.

Wie viel der Sachsenstamm in Schleswig-Holstein unter der Herrschaft des Adels, der Fürsten und der Pfaffen gelitten hat, das offenbart sich auch in den Volkssagen, welche wohl nirgends reichlicher vertreten sind als dort. Es zieht sich durch dieselben ein tiefer, bitterer Groll, geknüpft an Erinnerungen, welche, wenn auch im Laufe der Jahrhunderte der historischen Klarheit entkleidet, doch nie erlöschen können und im Gewande naturwüchsiger, kindlicher Poesie von einer Generation auf die andere übertragen werden. Namentlich in der Gegend der Stadt Schleswig, deren majestätischer Dom eins der ehrwürdigsten und interessantesten Mausoleen oder Museen bildet, wimmelt es von solchen Sagen, deren jede eine positive historische Grundlage hat. Hier sei nur eine hervorgehoben, weil sie sich an die Freiheitskämpfe der Friesen knüpft. Noch wird im Dome die Kette gezeigt, womit vor reichlich sechshundert Jahren der König Erich gefesselt wurde bevor man ihn von dem Boote, auf welches sein verrätherischer Bruder Abel ihn gelockt hatte, an den Grund der Schlei versenkte. Nachdem der Brudermörder unter dem Rächerbeil des Friesen gefallen, wurde sein Leichnam nach wiederholter Weigerung ausgeliefert und im Dome beigesetzt. Aber er fand, wie die Sage behauptet, im Grabe keine Ruhe, es gab allnächtlich einen Skandal, der Alles mit Grausen erfüllte, und da blieb nichts Anderes übrig, als den Leichnam der Königsgruft zu entreißen, ihn im Walde zu beerdigen und ihm einen Pfahl durch den Leib zu rennen. Die Stelle, wo dies geschah, befindet sich im Thiergarten, und ungern naht man sich ihr, besonders zur Nachtzeit. Auch war das Mittel nicht ganz probat, denn alljährlich steht in der Nacht, in welcher der Brudermord geschah, der Mörder dennoch auf, und ras't mit Denen, die ihm beigestanden, als wilder Jäger durch die Luft. Dieser Sage entsprang eine Sitte, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, der sogenannte Mövenpreis. Die Burg Abels befand sich auf einer Insel in der







Schlei, welche damals durch eine Brücke mit dem Festland verbunden war, dem Mövenberg, so genannt weil sie lediglich von Möven bewohnt wird und von oben bis unten mit den Nestern dieser Vögel bedeckt ist. Unter diesen Möven stellt man sich die Genossen Abels vor, und ihr Geschrei lautet: „Komm mit!" — der Ruf, mit welchem der zaudernde Erich bewogen wurde, sich dem Boot anzuvertrauen. Jährlich, an einem bestimmten Tage, werden nun diese Möven preisgegeben, d. h. auf ein gegebenes Signal hat Jeder das Recht, auf sie zu schießen. Da giebt es ein blindes, brutales Würgen unter den armen Thieren, und unentschuldbar müßte man die Sitte finden, wenn die Schüsse nicht dem Andenken des königlichen Schurken geweiht wären, wenn nicht jeder von ihnen einen Fluch gegen die Tyrannei enthielte. An jede adlige Burg knüpfen sich schauerliche Sagen über darin begangene Grausamkeiten. Will man den Charakter eines Volkes ergründen und sich über das klar werden, was unter gegebenen Umständen von ihm zu erwarten ist, so darf man die Sagen, in denen sich sein innerstes Bewußtsein offenbart, nicht unbeachtet lassen.

Rein historisch, ohne die geringste sagenhafte Beimischung, ist folgende Zug. Einer der besten Fürsten, welche jemals gelebt haben, war Knud Lavard, König der Wenden, welcher eine Zeitlang über Schleswig herrschte. Als einige Ritter, welche er wegen Seeräuberei wollte aufknüpfen lassen, sich auf ihre hohe Geburt beriefen, antwortete er ihnen: „Ich will Euch über alle andern Schurken erhöhen!" und ließ sie an Mastbäume aufhängen. Durch den Dänenkönig Christoph wurde Knud Lavard nach Seeland gelockt und dort in einem Walde ermordet. Da er Mitglied der Schleswiger Schützengilde war, lag dieser nach ihren Gesetzen die Sühnung seines Blutes ob. Der König Christoph wußte dies nicht oder glaubte der Gefahr trotzen zu können, und begab sich als Nachfolger seines Opfers nach Schleswig, um dort die Huldigung in Empfang zu nehmen. Sobald er aber das Weichbild der Stadt überschritt, wurde er von den Gildebrüdern überfallen und erschlagen.

Man ist gewohnt, die Schleswig-Holsteiner als unverbesserliche Philister und Partikularisten zu betrachten; scheinbar hat man ein Recht dazu, aber doch thut man ihnen Unrecht. Was die deutsche Nordmark in ihrer politischen Entwicklung zurückgehalten hat, ist der Nationalitätskampf, dieser Fluch jedes Grenzlandes mit gemischter Bevölkerung. Von Deutschland ihrem Schicksal überlassen, mußten sie alle Energie, alle ihre Kraft aufbieten, um den Uebergriffen des Dänenthums Stand zu halten. Die Nationalität wurde durch ihre fortwährende Gefährdung so sehr in den Vordergrund gedrängt, daß für die Freiheit nur wenig Raum übrig blieb, und da die Unterdrückung sich gerade auf dem Gebiete der Nationalität besonders fühlbar machte, konnte es nicht fehlen, daß sich im Bewußtsein des Volkes die Unabhängigkeit vom Auslande mit der Freiheit identificirte. Einen Fluch nennen wir den Nationalitätskampf, und er verdient diesen Namen. Auf ein Gut, dessen ungestörter Besitz sich von selbst verstehen sollte, vergeudet man die Kraft, welche dem Höchsten und Heiligsten gewidmet werden müßte. Es ist dies die wirksamste Handhabe der Despotie.







Divide et impera! Hetzt die Völker gegen einander, macht ihnen weiß, daß sie einander ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Einrichtungen aufdrängen müssen, und sie werden vergessen, daß ihre Interessen identisch sind, sie werden sich gegenseitig chikaniren und würgen, und die Kette an den eigenen Gliedern wird ihnen lieb sein, wenn sie damit nur dem Nachbar um die Ohren schlagen können. Entzündet in der Schweiz einen nationalen Hader, und die Schweizer Freiheit wird keine zehn Jahre mehr dauern. Bringt das Evangelium der Völkersolidarität zur allgemeinen Anerkennung, und die Freiheit der Welt ist gesichert. Als die Fürsten sich im Jahre 1848 nicht mehr zu helfen wußten, pflanzten sie die Fahne des Dänenhasses auf, und das Mittel erfüllte seinen Zweck. Und gegenwärtig lassen sich die Dänen ein Stück Freiheit nach dem andern abschwindeln, weil ihnen vom Glücksburger vorgehalten wird, daß die Rettung der bedrohten Nationalität das Opfer verlange. Die Schleswig-Holsteiner mußten, so lange der Nationalitätskampf dauerte, im politischen Philisterium verharren, und die Verantwortung dafür trifft das mächtige Deutschland, welches der kleinen Schaar kühner Grenzwächter nicht zu Hülfe kam. Die demoralisirende Wirkung des Nationalitätskampfes läßt sich in Nordalbingien deutlich verfolgen. Je weiter nach dem Norden, desto weniger fruchtbaren Boden finden die wirklichen Freiheitsbestrebungen. Holstein, welches als Bestandtheil des deutschen Bundes in Betreff seines Volksthums so ziemlich gesichert war, unterschied sich in dieser Beziehung vortheilhaft von Schleswig, und im nördlichsten Theile dieses Herzogthums, wo kein Tag ohne nationale Reibungen verging, war vollends mit den Leuten nichts Vernünftiges anzufangen. Jetzt, da die Frage der Nationalität definitiv gelös't ist, wird Schleswig-Holstein in der Phalanx der Freiheit nicht die letzte Stelle einnehmen.

Was den Schleswig-Holsteinern mit dem größten Fug zum Vorwurfe gemacht wird, ist die unausstehliche Rechtsboden-Reiterei. Die Schuld hierfür ist auf Rechnung der Leiter der ehemaligen schleswig-holsteinischen Agitation zu schreiben. Der Thatkraft des deutschen Volkes durchaus kein Vertrauen schenkend und das Heil nur von den Fürsten, ja sogar vom deutschen Bundestage, erwartend, verwendeten diese allen ihren Scharfsinn darauf, zu beweisen, daß vor etlichen hundert Jahren Leute, welche dem Volke völlig fern standen, beschlossen oder versprochen hätten, daß demselben auf ewige Zeiten bestimmte Rechte gehören sollten. Vom Rechte, daß mit uns geboren ist, war dabei nie die Frage, und da eben die historische Entwicklung Schleswig-Holsteins so überaus verwickelt war, kam man mit der Argumentation nie zu Ende, denn jeder Beweis konnte von einem gescheiten Widersacher durch zehn ebenso triftige Gegenbeweise entkräftet werden. Wollte man den Kampf auf dieser Linie ausfechten, so war es unmöglich, daß man jemals zu einem Resultat gelangte, und hätte nicht endlich das Schwert den Knoten durchhauen — tausend Jahre hätte man noch den gelehrtesten Deduktionen widmen können ohne nur um einen Schritt weiter zu kommen. Der gelehrte Kampf wurde in sämmtlichen Zeitungen des Landes geführt, und auch der gesundeste Menschenverstand







mußte dadurch konfus gemacht werden. Wir sind in der That Herrn von Bismarck Dank dafür schuldig, daß er endlich durch sein Tintenfaß und das grobe Geschütz der preußischen Artillerie dieses Düppel gestürmt und mit dem ganzen Schwindel aufgeräumt hat. Jetzt ist das Feld rein, und die einzige Appellation von dieser Unterdrückung lautet an das natürliche Recht, an die Selbstbestimmung des Volkes.

Die jetzige Schwärmerei für den Augustenburger muß Jedem unerklärlich sein, welcher nicht das Volk und die Verhältnisse kennt. Fern sei es von uns, diese sonderbare Verirrung in Schutz nehmen zu wollen; aber geht man ihr auf den Grund, so stellt sie sich minder gravirend dar. Die Proklamirung „Friedrich des Achten" sofort nach dem Tode des Königs von Dänemark geschah weil man die Nothwendigkeit erkannte, die Gelegenheit beim Schopf zu ergreifen, und sie involvirte den Protest gegen das Londoner Protokoll, d. h. gegen die Anmaßung der Fürsten, über ein Volk zu verfügen ohne dasselbe gefragt zu haben. Man sagte: „Der Mannsstamm des Oldenburger Hauses ist erloschen", und stellte sich damit auf den alten morschen Rechtsboden, nur weil man der Ueberzeugung war, nicht anders handeln zu dürfen, und auf diese Weise das Ziel — die definitive Trennung von Dänemark — am sichersten zu erreichen hoffte. Daß man wirklich in den Sohn des Alten vernarrt sein sollte, ist undenkbar. Im Jahre 1848 hatte der Alte die größte Lust, die Rolle des Fiesko zu spielen; aber kein Mensch wollte etwas von ihm wissen, und wo nur darauf angespielt wurde, erfolgte die allerderbste Zurechtweisung. Das jetzige Festhalten an dem Proklamirten erklärt sich einerseits aus der sprichwörtlichen Holstentreue. Der Schleswig-Holsteiner bleibt so fest bei dem, was er einmal versprochen hat, daß es ihm in nicht sehr alten Zeiten noch für eine Schande galt, bei geschäftlichen Transaktionen eine andere Bürgschaft als den männlichen Handschlag zu verlangen oder zu geben. Aber man braucht nicht auf den abgeschmackten Akt der „Huldigung" zurückzugreifen, um das hartnäckige Festhalten am „Angestammten" erklärlich und entschuldbar zu finden. Die Republik steht ja leider noch nicht auf der Tagesordnung, und wenn das Nachgeben einen Sieg des Bismarckschen Systems in sich schlösse, ist es doch wohl das Beste, bis auf Weiteres bei dem geringern Uebel zu verharren, wofür man sich einmal entschieden hat. Eingefleischte Monarchisten sind die Schleswig-Holsteiner entschieden nicht; seit zwanzig Jahren hat man sie bei keiner Gelegenheit dazu bringen können, dem Königthum auch nur die allereinfachste Höflichkeit zu erweisen, während sie es an den unzweideutigsten Beweisen der Verachtung und des grimmigsten Hasses nicht fehlen ließen. Die beiden letzten Könige von Dänemark wußten davon zu erzählen. War ihr Erscheinen in Hamburg stets das Signal zu einem Triumph, so wurden sie auf schleswig-holsteinischem Boden vom Norden bis zum Süden geradezu en canaille behandelt. Die Agitation und der Fluch des Verhängnisses haben die Schleswig-Holsteiner zu Fanatikern des Rechtsbodens gemacht. Von der Heiligkeit dieses Instituts überzeugt und in ihm die Gewähr ihrer Freiheit erblickend, vertheidigen sie ihn gegen alle fürstlichen







Uebergriffe. Bringt ihnen die Agitation oder die bittere Erfahrung das höhere Recht zum Bewußtsein, so werden sie diesem mit nicht geringerer Entschiedenheit und Ausdauer zugethan sein, und die zukünftige deutsche Republik wird nirgends auf weniger Schwierigkeiten stoßen als bei den Nordalbingiern.

Den Schleswig-Holsteinern Partikularismus zum Vorwurf zu machen, ist das schmählichste Unrecht, welches sich denken läßt. Nie vermag Deutschland den Bewohnern der Nordmark die Treue zu vergelten, mit der sie ihm unter den schwierigsten Umständen angehangen sind. Ihre Liebe zum großen Vaterlande, welches sich doch so wenig um sie bekümmerte und es zuletzt noch gar zuließ, daß deutsche Waffen sie dem Landesfeind überlieferten, war rührend und im höchsten Grade erhebend. Trotz der trübsten Erfahrungen wankte nie der Glaube an das deutsche Volk, nie das feste Vertrauen auf die bessere Zukunft im Schooße eines einigen, freien Germanien, und in diesem Glauben wurde durch Jahrhunderte ohne Ermatten gekämpft, in diesem Vertrauen ein dreijähriger Krieg geführt und nach der Zertrümmerung alles schwer Errungenen erst recht nicht verzagt. Keinen Augenblick würde sich Schleswig-Holstein besinnen, zu Gunsten Deutschlands auf jede Spur partikularer Selbstständigkeit zu verzichten. Was aber gegen die Ehre, gegen das Interesse und die Freiheit Deutschlands ist, das hat in den Nordalbingiern seine unversöhnlichsten Feinde, und ein Glück ist es für das deutsche Volk, daß gegenwärtig das Loos des herrschenden Systems in *ihren* Händen ruht, denn an *den* Eisenköpfen scheitern alle Künste eines Bismarck.

Die verlorene Ursprache.

Von C. Lüdeking.

Auf keinem Gebiete der Forschung haben religiöse Phantasieen länger ihren hemmenden und lähmenden Einfluß geäußert, auf keinem Gebiete hat die Willkür unvernünftiger Ueberlieferungen den Fortschritt vorurtheilsfreier Erkenntniß länger aufgehalten, als auf dem Gebiete der Sprachengeschichte, und nirgends kann uns der scharfe Gegensatz deutlicher vor Augen geführt werden, der zwischen den Phantasieen einer ein für alle Mal fertigen Schöpfung und der Erkenntniß einer fortlaufenden Entwicklung besteht, als hier. Nirgends zeigt sich der verderbliche Einfluß deutlicher, welchen, wenn auch in ihren letzten und leisesten, unbewußten Anklängen, willkürliche Traditionen auf die Unbefangenheit des Forschers ausgeübt haben, nirgends mehr als hier tritt die heillose Macht des öffentlichen Vorurtheils hervor, die den Forscher angesichts des klar erkannten Zieles plötzlich lähmt und ihn in die dunklen Irrgänge willkürlicher Voraussetzungen zurückwirft, aus denen er sich so mühsam herausgearbeitet. So kläglich und niederschlagend dieses Schauspiel aber auch sein mag, in welchem, mit sehr geringen Ausnahmen, die Koryphäen der Wissenschaft ihre grö-







ßeren und kleineren Rollen gespielt haben, so erhebend ist es auf der anderen Seite, wenn trotz aller solcher Rückfälle und Compromisse im Besonderen, die allgemeine Entwicklung vorwärts schreitet, unbeirrt in der Verfolgung ihrer Consequenzen. Wo aber hätten wir mehr Ursache, mit alleiniger Ausnahme einiger Zweige der Naturwissenschaft, auf die glänzenden Resultate vorurtheilsfreier Untersuchung mit Stolz zu verweisen, als auf dem Gebiete der allgemeinen Sprachengeschichte? Was wußte das klassische Alterthum, was das christliche Mittelalter, was die mit der Reformation angebrochene Aufklärung von ihr? Höchstens daß man sich zu einer sogenannten „vergleichenden Philologie" verstieg, indem man in aller Herren Ländern, die man aus den fabelhaftesten Schilderungen beliebiger Reisender kennen gelernt, sprachliche Bruchstücke auflas und je nach ihrem zufälligen Gleichlaut, dem Gehör nach willkürlich und planlos zusammenstellte, oder daß man das Vaterunser in den Sprachen so und so vieler Völker, die der Bekehrungseifer der Missionäre erreicht, vergleichend aneinander reihte? Unverfängliche Bemühungen der gläubigen Wissenschaft, deren Resultate der Tradition zu gut kommen, da sie, weit entfernt, einen geschichtlichen Zusammenhang, eine regelmäßige Entwicklung nachweisen zu wollen, vielmehr das große Wunder der Verwirrung der Sprachen illustrirten und gleichzeitig im Hintergrunde in den willkürlich zusammengewürfelten gleichlautenden Ausdrücken verschiedener Sprachen die sogenannte Ursprache, die der Herr im Paradiese mit Adam gesprochen, durchschimmern ließen. Denn so stand es geschrieben: Als die Thiere des Feldes und die Vögel des Himmels von Erde gemacht waren, brachte sie der Herr, der sie gemacht, zu dem Menschen, daß er sähe, wie er sie nennte. Und der Mensch gab jedem Vogel und Vieh und Thier seinen Namen. So hatte denn alle Welt einerlei Zunge und Sprache. Und sprachen unter einander: Wohlauf, laßt uns eine Stadt und einen Thurm bauen, daß wir uns ein Zeichen machen, denn wir werden vielleicht zerstreut in alle Länder. Da fuhr der Herr nieder und sprach: Siehe, es ist einerlei Volk nnd einerlei Sprache, und haben das angefangen zu thun, und werden nicht ablassen, was sie sich vorgenommen. Wohlauf, lasset uns ihre Sprache verwirren, daß Keiner den Anderen verstehe. Und so zerstreute sie der Herr in alle Länder, und mußten aufhören die Stadt zu bauen. Daher heißt ihr Name Babel, das heißt Verwirrung.

So willkürlich und kindisch diese Sage erscheint, so spiegelt sich in derselben ebenso getreu wie in der Paradiesessage, der Maßstab wieder, den der culturlose Mensch noch heute an die wirklichen oder vermeintlichen Miseren der Natur und der Civilisation legt, zu welchen letzteren er natürlich die Verschiedenheit der Sprache, „die er nicht versteht und die ihn nicht versteht," rechnen muß. Das Fremdlautende und Fremdländische ist ihm alle Mal das Feindliche; er flucht dem unverständlichen Kauderwelsch, ob es ihn auf fremder Erde oder am häuslichen Herde begrüßt, und mit allem Willen kann er in das Durcheinander verschiedener Zungen keinen vernünftigen Sinn bringen, als den der Abweichung von einer ursprünglich besseren Ordnung, einer heillosen Verwir-







rung, die an die Stelle der Einheit und Harmonie zufolge der superklugen Vermessenheit der Menschen getreten sei. Derselbe kindische Einfall, der noch heute den an die fremde Küste Geworfenen überkommt, wie schön es doch sein müsse, wenn alle Menschen einerlei, oder noch besser *eine* Sprache redeten, und daß wohl die alte *eine* Sprache verloren gegangen sei, ähnlich wie Lessing's „ächter Ring", unter den widerwärtigen Gegensätzen der Gegenwart, hat dem religiösen Alterthum die Phantasie von einer Ursprache eingegeben, die in einer heillosen Confusion untergegangen sei; derselbe *kindische* Einfall, wo die Phantasieen von einer verloren gegangenen Ursprache ebenso wie diejenigen von einer verloren gegangenen Urreligion, von einem untergegangenen Urmenschen oder Urzustand und dergleichen dem Grundgesetze einer vernünftigen Entwicklung widersprechen, deren Wesen nicht in der Herleitung aus dem Gewordenen, sondern im Werden, nicht in der Vererbung, sondern der Erwerbung, nicht in der Nachbildung einer ein- für allemal bestimmten Form, sondern in der ewig sich erneuernden Umbildung des Vorhandenen in unendlicher Verschiedenheit besteht.

Wenn die Sagen von einer Veränderung der Sprachen und einer ursprünglichen Einheit derselben in der clannischen Beschränktheit des Alterthums wurzelten, das in seiner kleinen Localität die Welt, in seinem patriarchalischen Herkommen die Weltordnung, in seiner Sprache die Sprache des Universums erblickte, so ist die Fixirung einmal hergebrachter Sprachen und Schriften zu allen Zeiten das Hauptaugenmerk Derjenigen geblieben, die zu Hütern und Wächtern des Bestehenden in Staat, Kirche, Gesellschaft, Wissenschaft sich berufen fanden. Wenn die römische Kirche, trotz des heftigsten nationalen Widerstandes seitens der bekehrten Völker, die lateinische Sprache im Gottesdienst festhielt und außer der von ihr autorisirten Uebertragung, gegen alle Uebersetzungen der heiligen Schriften in fremde Sprachen sich feindlich und widerwillig gezeigt hat, so geschah das im selben Interesse der Conservirung einer „ursprünglichen" Einheit, als wenn Czar Alexander, nachdem er im Streben, seine Völker geistig zu heben und eine Volkskirche zu begründen, das Neue Testament in die Sprache fast sämmtlicher Völker seines ungeheuren Reiches hatte übertragen und verbreiten lassen, plötzlich vor den bedenklichen Früchten nationaler Selbstständigkeit, die er dadurch geweckt hatte, zurückbebte und seine ganze Schöpfung widerrief, um seinem Nachfolger es zu überlassen, aller nationalen und sprachlichen „Verwirrung" in seinem Reiche durch Einführung des einen russischen Glaubens und der einen russischen Sprache ein Ende zu machen. Wo immer, der vorangeschrittenen Bildung der Sprache gegenüber, der veraltete Ausdruck beibehalten wird und absolute Formeln und Zeichen cultivirt werden, sei es in der Kirche, oder in der Kanzlei, in der Loge oder auf der Herberge, auf der Kneipe oder in der Turnhalle, überall geschieht es im Interesse der gedankenlosen Observanz auf Kosten der Vernünftigkeit, im Interesse der Form auf Kosten des Inhalts, im Interesse der Einerleiheit und Einförmigkeit auf Kosten der freien Entwicklung und Selbstständigkeit. „Eine Sprache und Zunge";







was darüber hinausgeht, ist vom Uebel und führt zur Verwirrung und Auflösung, zum Zerfall und zur „Zerstreuung". Auch politische, wissenschaftliche und andere Cliquen profitiren von diesem Satze und fristen durch die Eintönigkeit derselben Schlag- und Kraftworte ihre zeitweise Existenz. Philosophische Schulen, die Epigonen ganzer Literaturperioden zehren, vom Nachlaß ihrer Meister und werden durch die Einverleibtheit desselben Zopfes und desselben Styles zusammengehalten. Freilich legen alle diese Bemühungen, die Sprache in festere Formen zu fixiren, den besten Beweis für die unverwüstliche Zeugungskraft derselben ab, indem diese sehr bald die gezogenen Grenzen überspringen und Diejenigen, welche dieselben gezogen, als Fremdlinge ihrem eigenen Geschlecht gegenüber hinter sich lassen. Gerade die Versuche, einen vorhandenen Sprachsatz zu conserviren, beweisen am augenscheinlichsten, wie die Sprache unter unsern Augen sich wandelt, wie sie im Laufe des Jahrhunderts veraltet und einem neuen Geschlechte barock und lächerlich vorkommt, um nach Verlauf von Jahrhunderten zu den Todten versammelt zu werden. Dennoch und obgleich gerade diese Conservirungsversuche heiliger und profaner Sprachreliquien, diese barocken Stylproben vergangener Zeiten so deutlich zeigen, daß die Sprache nicht sowohl das Produkt der Vererbung, als der Um- und Neubildung ist, hat die religiöse Ueberlieferung noch vor einem Jahrhundert einen solchen Druck auf die Freiheit der Forschung ausgeübt, daß dieselbe nur in fortwährendem Rückblick auf jene sich zu bewegen wagte. Es erscheint fast unglaublich, daß man bis dahin alles Ernstes sich bemühte, alle Sprachen auf das Hebräische, als die heilige Sprache, die Familiensprache des Paradieses, die Ursprache, zurückzuführen, und man sich höchstens verstieg, den Söhnen Sarahs zu Lieb, von denen alles Land besetzt wurde, von Sprachen der Semiten, Japhetiten und Hamiten zu reden.

Erst später erkühnte man sich, von abendländischen und morgenländischen Sprachen, und, was angesichts des frommen Abstammungs- und Vererbungsdogmas ja auch unverfänglich genug war, von Mutter- und Tochtersprachen, von lebenden und todten Sprachen zu reden. Wenn man die modernen Sprachen auf gewisse specifisch unterschiedene Familien eines untergegangenen germanischen, slavischen, romanischen u. s. w. Sprachstammes zurückführte, so kam man ebenso wenig in Widerspruch mit dem alten Schöpfungs- und Herleitungsdogma, als wenn man die vorhandenen Menschentypen von gewissen, weil durch ihre Farbe u. s. w. specifisch verschiedenen primären Familien herleitete, wenn man nur die Ursprache ruhig in ihrem Grabe schlafen und den gemeinsamen, verloren gegangenen Adam einen guten Mann sein ließ. Auch als die fortschreitende Forschung die Entdeckung machte, daß die bis dahin festgehaltenen Stammsprachen wieder auf einen gemeinsamen Stamm zurückweisen, wurde wohl die Autorität bis dahin bestandener philologischer Größen berührt, dagegen die alte Vererbungstheorie nichts weniger als beeinträchtigt, da man der verloren gegangenen Ursprache durch vergleichende Zusammenstellung der Elemente der alten Zend- und Sanskritsprache mit denen der jüngeren Zweige des indoeuro-







päischen Stammes um einen großen Schritt näher gekommen zu sein glaubte. Erst als man beim Zurückgehen auf solche so genannte Stammsprachen Vergleiche anstellte zwischen den Sprachschätzen dieser und ihrer Nachkommen, die nicht zu Gunsten der Ersteren ausfielen, als man bemerkte, daß das Erbtheil der Mutter unter den Händen der Kinder und Enkel ins Tausend- und Hunderttausendfache sich vermehrt habe, wurde das alte System, dem zufolge die ganze jetzige Welt nur eine Degeneration einer vollkommenen Urschöpfung, die heutigen Menschen nur die entarteten Nachkommen gewaltiger Urmenschen, und die heutigen Sprachen nur Ausartungen und Fälschungen der ächten Ursprache sein mußten, in seinem Grunde erschüttert, und in der Negative das Dogma von einer fortschreitenden Entwicklung, gegenüber dem trostlosen Pessimismus des Christenthums, festgestellt. Der Satz, daß die Sprache sich vom Niederen zum Höheren entwickelt, aus der Armuth und Dürftigkeit zu Fülle und Reichthum emporgearbeitet habe, stellte die alte Anschauung gerade so auf den Kopf, wie die Behauptung eines unbedingten Voranschreitens der menschlichen Kultur gegenüber der Erbsünde, und die Theorie von einer gleichzeitig mit den Bildungsstadien der Erde aufsteigenden Entwicklung des organischen Lebens gegenüber der alten Schöpfungslehre. Man wies den Sprachen allerdings bestimmte Kreise an, innerhalb deren sie sich verändern und modificiren könnten, erklärte aber gleichzeitig die Verschiedenheit der Sprachstämme, die man unangetastet stehen ließ, für den Ausdruck der mit der Zeit von der unvollkommnen zur vollkommenen Form aufsteigenden Schöpferkraft des Genius der Sprache. Wie Lamarck für jede „primäre" Art des Pflanzen- und Thierreichs einen besonderen Keim annahm, aus deren Reihenfolge die immer vollendetere Form als Addition zu der vorangehenden, unvollkommenern sich stufenweise entwickelt habe, so mochte man sich nun die vermeintlich primären Abtheilungen der Sprachstämme als Offenbarungen eines beliebigen linguistischen Genius denken, der, an der Hand der Zeit voranschreitend, seine Reihenfolge immer reicherer sprachlicher „Additionen" entwickle. So sehr sich diese Fortentwicklungstheorie auf den ersten Blick empfiehlt, indem sie nur auf den mit der Cultur wachsenden Schatz hinzuweisen braucht, so wenig kann sie ihre willkürliche Beschränkung der Modificationsfähigkeit einer Sprache auf bestimmte Grenzen rechtfertigen und die neben dem allgemeinen Fortschritt hergehenden Erscheinungen des Rückschritts und Zerfalls vollkommener Formen erklären. Ebenso unhaltbar, wie sich die Annahme erwies, daß die niederen und höheren Formationen des organischen Lebens und das größere und geringere Alter der Erdschichten, in denen jene ihre Spuren hinterlassen, einander bedingen, indem man in Jahrtausende älteren Schichten, die man nur den untersten Formationen als Quartier angewiesen hatte, plötzlich auf Ueberreste weit vollkommnerer Organismen stieß, die man bereits in einem viel später entstandenen Erdquartier einlogirt hatte, ebenso wenig läßt sich die unbedingte Weiterentwicklung der Sprache an der Hand der Chronologie nachweisen. Vergleichungen des formalen Gehaltes der klassischen Sprachen und des in seinen Schriftwerken vier-

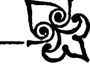






tausend Jahre alten Sanskrit mit den modernen Sprachen, z. B. dem Englischen, das den großen vererbten grammatischen Formenreichthum nahezu über Bord geworfen hat, fallen nichts weniger als zu Gunsten jener Annahme aus.

Wie willkürlich es sei, die Modificationsfähigkeit einer Sprache innerhalb gewisser Grenzen zu beschränken, erhellt am besten, wenn wir die Definition: „daß eine Sprache von Solchen gesprochen werde, die einander verstehen", ins Auge fassen und gewahren, daß in dem kurzen Zeitraum von Jahrhunderten jede der modernen Sprachen dieselbe Umwandlung erfahren hat, wie z. B. unsre deutsche, daß jede der modernen Sprachen in dem Sinne eine andere, völlig neue geworden ist, als keinerlei Verständniß der jetzigen Generation mit ihren barbarischen Voreltern in der, dem Namen nach, doch gleichen Sprache mehr möglich wäre. Genügen aber Jahrhunderte, um die Umformung einer Sprache in die andere zu vollenden, so daß das Verständniß zwischen beiden aufhört und nur noch die Wissenschaft im Stande ist, ihren elementaren Zusammenhang nachzuweisen, so wird derselbe Prozeß der Wandlung, durch Jahrtausende fortgesetzt, auch die leiseste Spur eines solchen Zusammenhangs verwischt und den wissenschaftlichen Nachweis eines solchen unmöglich gemacht haben. Unterliegt aber jede Sprache diesem Prozeß der Auflösung und Umbildung, und vermag selbst geographische Isolirung und der tödtende Einfluß erstarrter Cultur sie nicht derselben zu entziehen, so erklärt sich die Unzulänglichkeit der obigen Definition, sowie das Hin- und Herschwanken bezüglich der Anzahl und des Unterschiedes von Sprachen und Dialecten. Sind Dialecte, wie man sie genannt hat, beginnende Sprachen, von denen, je nach ihrer Adaptionsfähigkeit an veränderte äußere Verhältnisse, nur wenige sich behaupten, während die Mehrzahl zu Grunde geht, so erscheinen unsere modernen Sprachen nicht mehr als gemüthliche Erben, die den Nachlaß einer gemeinsamen Mutter geschwisterlich unter sich vertheilt und in Frieden ein gemeinsames Erbe angetreten, sondern als Fortsetzungen desselben erlöschenden Sprachstammes, die sich im Kampfe mit einer Unzahl concurrirender Dialecte siegreich erhalten haben. Je näher die einzelnen concurrirenden Idiome einander verwandt waren, desto schärfer war die Concurrenz, desto eifriger die Rivalität, desto heftiger entbrannte der Kampf, so daß nach der raschen Beendigung desselben die siegreich aus dem Kampf hervorgegangenen „neuen" Sprachen einander weit entfremdet gegenüberstanden, da sie selbst die vermittelnden Sprachglieder, welche die leisesten Uebergänge bezeichneten, vernichtet hatten. Das Gesetz einer unbegrenzten Variabilität der Sprachen durch Bildung neuer Wörter und Aufgeben veralteter Ausdrücke, durch Aufnahme fremder Sprachelemente und Formen und Aufopferung der eigenen aus Bequemlichkeit, Rücksicht auf Wohllaut und Kürze und dergleichen, daneben die Erhaltung einzelner weniger unter vielen concurrirenden Ausdrücken und Formen, erklärt ebenso das Aufblühen wie die Entartung, die Neubildung wie den Untergang, die Verwandtschaft wie die scheinbar unversöhnliche Trennung verschiedener Sprachen. Die Sprache, sonst ein wirrer Haufe, ein wüstes Durcheinander zusammenhangloser Erscheinungen, gestaltet




sich zu einem organischen Ganzen, dessen Formen, wie die des aufsteigenden Pflanzen- und Thierlebens, sich vervielfältigen und verfeinern; die Sprachen, sonst das wunderliche Resultat einer unbegreiflichen Verwirrung, werden zu Knotenpunkten einer fortlaufenden vernünftigen Entwicklung, deren vermittelnde Zwischenglieder ausgefallen sind. Die „Gabe der Sprache", sonst das wunderliche Product eines ein für alle Mal geschehenen schöpferischen Actes, wird zur mühevollen, durch Tausende mißlungener Versuche vorbereiteten Errungenschaft des zum Menschen transformirten Thieres; die so genannte Ursprache, sonst das fix und fertig zugeschnittene Muster, reducirt sich auf das bescheidene Maß der ersten Modificationen des unarticulirten thierischen Lautes, wie sie von „Waldmenschen" und Troglodyten, den untergegangenen Patriarchen und Erzvätern des Menschengeschlechts, mögen versucht worden sein.

Aus den wilden thierischen Lauten, die Freude, Schmerz, Verlangen, Furcht ausdrückten, bildeten sich articulirte Laute und Lautverbindungen, die, von einer wilden Geberdensprache unterstützt, in Ausrufen und Befehlen sich ergingen. Indem der Mensch die Laute, welche aus der ihn umgebenden Natur an sein Ohr schlugen, das Brausen des Windes, das Rauschen des Stromes, das Rollen des Donners, die Stimme der Thiere „nachäffte" und auf die Dinge übertrug, an denen er die Laute wahrnahm, bildete er die ersten Worte zur Bezeichnung von Gegenständen, Thätigkeiten, Erscheinungen, Eigenschaften. Das Bedürfniß, geschäftig, auch für diejenigen Gegenstände einen Ausdruck zu finden, die nicht zunächst zum Sinne des Gehörs sprechen, verlieh jedem Dinge eine Sprache, einen Grundton, bildete diesen in entsprechender Lautverbindung nach und suchte den neugewonnenen Ausdruck zur Berechtigung zu bringen. Tausende von ungenügenden Ausdrucksformen mögen so zum Vorschein gekommen sein, bis es einer gelang, aus der Sprachverwirrung sich siegreich zu erheben und, als der geeignetste, in einem gewissen Kreise sich zu behaupten, und Hunderte von Jahrtausenden müssen vergangen sein, bis die Sprache von der Geberde- und Lautsprache des Kindes und des Wilden zur Höhe der modernen Rede sich entwickelt hat. So gleich nun auch, dem allgemeinen Umfang nach, die ersten Sprachversuche des Thiermenschen ausgefallen sein mögen, so muß doch der Typus der Sprache schon in diesen seinen rohesten, primitivsten Versuchen dieselbe Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit gezeigt haben, wie der Typus der menschlichen Form, die unter dem Einfluß verschiedenster äußerer Verhältnisse und an die verschiedensten Voraussetzungen anknüpfend, sich aufbaute. Je nach der Verschiedenheit der umgebenden Naturerscheinungen, der Thierwelt, nach der Verschiedenheit des Klimas, der geographischen Lage, der Beschäftigung, der Ernährung und der dadurch bedingten verschiedenen Ausbildung der Sprachorgane, nach der verschiedenen individuellen Aufstellung der Dinge unter sonst gleichen äußeren Verhältnissen, bildete sich von vorn herein eine Mannigfaltigkeit verschiedener Sprachformen, die, weit entfernt, von einer Grundform, Ursprache und dergleichen auszugehen, vielmehr erst im Laufe jahrtausendjährigen Ringens sich auf eine Anzahl relativ ausgebildeter Sprachen reducirt ha-







ben, freilich um wiederum in der Mannigfaltigkeit neuer Varietäten auseinander zu gehen.

Die Phantasie von einer universellen Weltsprache, in welche alle sprachlichen und nationalen Gegensätze der Gegenwart aufgelös't werden sollen, eine Phantasie, welche nicht blos von bornirten Knownothings, sondern auch von den Advokaten einer „allgemeinen Menschheit" vertheidigt wird, ist nur das Spiegelbild der alten abgethanen religiösen Tradition. Hier, wie dort, ist der kindische Wunsch, die unbequemen, störenden, und doch so vernünftig begründeten Gegensätze des Natur- und Culturlebens in eine allgemeine Harmonie aufgehen zu sehen, der Vater des unverständigen Gedankens gewesen. Nur ein Wunder vermöchte eine solche, allen Bedürfnissen, allen Zonen, allen Culturstufen gerechte Universalsprache zu Stande und zur Herrschaft zu bringen, und nur ein Wunder vermöchte die so geschaffene dem Prozeß der unendlichen Modification zu entziehen, welcher bereits nach einem oder mehreren Jahrzehnten, den fortwährend vor sich gehenden Wandlungen der Cultur, der geographischen und klimatischen Lage, der Beschäftigung und so weiter entsprechend, die eine Universalsprache in mindestens ebenso viele neue Sprachen würde aufgelös't haben wie dermalen vorhanden sind, und nur die Wissenschaft würde im Stande sein, den Nachweis eines etymologischen Zusammenhangs zeitweise zu verfolgen. Die so genannten Weltsprachen werden darum im Bewußtsein ihrer eigenen und der Wandelbarkeit alles Irdischen auf die ihnen zugedachte hohe Mission verzichten und der Vernünftigkeit, nicht dem Fanatismus ihrer Anwälte es überlassen müssen, sie über ihre derzeitige nationale Geltung hinaus in weiteren Kreisen als Cultursprachen zur zeitweisen Berechtigung und Anerkennung zu bringen.

Literarisch-artistisches Feuilleton.

Von J. W.

Wenn es sich um ein neues Werk des geistreichen, vielseitig gebildeten Verfassers des „Lebens Jesu" handelt, darf man schon zum Voraus auf einen auserlesenen Genuß, auf ein geistiges Leckermahl gefaßt sein, zu dem sich alle Berufenen und Geladenen mit innigstem Behagen niederlassen. Geraume Zeit war er verstummt; seine Feder schien zu ruhen. Dieses lange Schweigen war ein Verlust für die deutsche Literatur, ein Hemmschuh am Fortschritt der deutschen Intelligenz. Wenn solche Apostel des heiligen Geistes feiern, wie soll die unaufhaltsam fortschreitende Bildung des Volkes zum Ausdruck gelangen? Zum Glück war seine Unthätigkeit nur eine scheinbare. Er dachte und arbeitete im Stillen, um zu gelegener Stunde die Welt mit den Früchten dieses Denkens und Arbeitens zu überraschen. Der wunderbare Erfolg eines französischen Autors, der im Grunde nur sein eigener Erfolg war, rief ihm die Pflicht in's







Gedächtniß, das vor fast zwanzig Jahren von ihm begonnene Werk unter veränderten und ungleich günstigeren Zeitumständen weiter zu führen. Ernest Renan, was auch sonst seine Vorzüge und Verdienste sein mögen, ist im Grunde doch nur ein Schüler und Nachahmer von David Friedrich Strauß; sein „Leben Jesu", das in unseren Tagen so gewaltiges Aufsehen erregt, wäre sicher nie geschrieben worden, hätte nicht das gleichnamige Werk des deutschen Autors schon vor Jahrzehnten in der betreffenden Richtung Bahn gebrochen. Renans Erfolg mußte Strauß überzeugen, daß der von ihm ausgestreute Samen, so lange er auch im Boden gelegen, kräftig erblüht war, und sofort griff auch er wieder zur Feder, die er nun in den gereiften Mannesjahren mit derselben Meisterschaft handhabt, welche einst schon die ersten schriftstellerischen Versuche des jungen Gelehrten gekennzeichnet.

Vor Kurzem erschien der erste Band einer neuen Folge der „Kleinen Schriften von David Friedrich Strauß". Unter diesem bescheidenen Titel giebt uns der Autor eine Reihe größerer und kleinerer Aufsätze des mannigfaltigsten Inhaltes. Literatur und Kunst, Geschichte, Politik, gesellschaftliches Leben, Belletristik und natürlich auch Religion sind die Gebiete, auf denen er sich abwechselnd bewegt, die er bald nur flüchtig und in graziöser Weise berührt, bald aber auch mit Muße durchwandert, wobei er uns den unermeßlich reichen Schatz seines Wissens erschließt, durch anregende, geistvolle Reflexionen überrascht und den sittlich erhabenen, ächt humanen, vom reinsten, geläutertsten Christenthum durchwehten Gedankengang bewundern läßt. Ueber den bunten Inhalt dieser „Kleinen Schriften", sowie über den darin angeschlagenen Ton macht er selber folgende überaus treffende Bemerkungen: „Ich wollte einmal mein ganzes Orchester vorführen, d. h. von den verschiedenen Instrumenten, die ich zum Trost oder zur Kurzweil nach und nach erlernt, auf jedem ein Stückchen zum Besten geben. Vom Piccolo darf man kein Adagio verlangen, aber der Tag hat mehr als zwölf Stunden, das Leben unzählige Lagen und Stimmungen: und da ist es manchmal gar nicht übel, wenn man nicht blos Ein Instrument und Eine Leier zu spielen weiß."

Die größere Hälfte des ersten Bandes nimmt ein literarisches Fragment ein, welches über die Jugend Klopstocks handelt. Daran reiht sich eine Lebensskizze der eigenen Mutter des Verfassers, einer vortrefflichen, fein gebildeten Frau, deren treues Charakterbild er seiner mit der Konfirmation selbstständig gewordenen Tochter entwirft, um sie zur Nacheiferung anzufeuern; ferner zwei Nekrologe, der des Königs Wilhelm von Würtemberg und Justinus Kerner's; zwei Leichenreden, die eine auf den Tod des 1861 in Heilbronn verstorbenen Dr. Sicherer, die andere auf den seines eigenen Bruders, Friedrich Wilhelm Strauß, welcher 1863 mit Tode abging; weiter finden sich „Erinnerungen an Möhler", einen schon 1838 in München verstorbenen Professor der katholischen Theologie, der den Ruf eines aufgeklärten, vorurtheilsfreien Mannes genoß. Letztere sind angeblich von einer gleichfalls verstorbenen protestantischen Dame verfaßt, „nicht ohne Zuthun" von Strauß, wie sich aller-







dings an der ganzen Denk- und Darstellungsweise leicht erkennen läßt. Es folgen nun weiter einige sogenannte „deutsche Gespräche", d. h. Gespräche, welche vorzugsweise deutsche Themen behandeln, wie z. B. die schleswig-holsteinische Frage, die Stellung der deutschen Großmächte, die der deutschen Mittelstaaten, den Kölner Dom 2c. Dieselben wurden ursprünglich für die „Deutschen Blätter", das Beiblatt der „Gartenlaube", geschrieben und erscheinen hier zum zweiten Mal im Druck. Schließlich giebt uns der Verfasser noch vier kleinere belletristische Arbeiten, die ihn auch auf diesem Gebiete als überaus begabten und gewandten Schriftsteller erkennen lassen. „Der alte Schauspieldirektor" behandelt die Erlebnisse des erst vor ganz Kurzem in Pforzheim in hohem Alter verstorbenen Schauspieldirektors Jakob Winter, eines der letzten Veteranen aus der großen Schiller-Göthe'schen Kunst-Epoche. „Barbara Streicherin von Aalen" war eine Geliebte Schubarts, des Dichters der „Fürstengruft", deren Bild uns Strauß in einigen kräftigen Zügen entwirft. Der „Papier-Reisende" ist eine recht artige humoristische Novellette, wie wir sie dem ernsten Philosophen kaum zugetraut. „Die Göttin im Gefängniß" endlich behandelt eine komische Episode der Münchener Kunstgeschichte. Der alte König Ludwig von Baiern, sonst bekanntlich nicht übermäßig prüde, hatte in einer seltsamen Anwandlung philiströser Moral, „aus Sittlichkeitsrücksichten", die Praxitelische Venusstatue aus der Münchener Glyptothek nehmen und eine Zeit lang unter Schloß und Riegel legen lassen. Dieser Vorfall giebt Strauß Veranlassung zu einer sehr artig geschriebenen Humoreske.

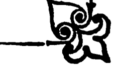
Das interessante Buch wäre einer ausführlicheren Besprechung und des Citirens besonders gelungener Stellen werth; doch unsere literarische Revue muß sich innerhalb gewisser Schranken halten, und es giebt ja der lesenswerthen Bücher, der wichtigen Erscheinungen auf den Gebieten der Literatur und Kunst noch so viele! Dennoch können wir nicht umhin, dem ersterwähnten Fragment der Lebensbeschreibung des Messiasdichters für einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit zu schenken. Strauß beabsichtigte, eine vollständige Biographie Klopstocks zu schreiben, kam aber bis jetzt noch nicht zur Ausführung dieses Vorhabens. Er hatte sogar den Plan gefaßt, eine ganze Reihe deutscher Dichterbiographieen zu liefern, wobei er unsere sechs Dichterkoryphäen paarweise wie folgt zusammenzustellen gedachte: Klopstock — Wieland, Lessing — Herder, Göthe — Schiller. Diese Zusammenstellung soll nämlich die gewiß recht geistreiche und originelle Beobachtung klar machen, „wie theils innerhalb der Paare jedesmal der zweite Mann die Ergänzung des ersten ist, theils die Paare unter sich in der Art eine Stufenleiter bilden, daß, nachdem das erste Paar durch das zweite beseitigt und der Grund tiefer gelegt ist, in dem dritten sich das erste in höherer und reicherer Weise wiederholt." Man kann nur bedauern, daß Strauß den erwähnten Plan noch nicht zur Ausführung brachte, denn wahrlich, nur Wenige sind, wie er, befähigt, das innerste Wesen unserer großen Dichter zu erfassen, uns ein anschauliches, abgerundetes Bild ihres Lebens und Wirkens vor Augen zu führen. Seine Klopstockbiographie ist nur halb vollendet, allein







in der Jugendgeschichte eines Dichters liegt ja, wie Strauß sehr richtig bemerkt, der Schwerpunkt seines ganzen Strebens. Bei Klopstock fällt überdies das Hauptwerk in diese Jugendperiode. Zunächst führt uns der Verfasser in die Familie des Dichters ein. In dem alten Commissionsrath Klopstock, späterem Pachter des Gutes Friedeburg im Mansfeldischen, wo der Dichter seine frühe Jugend verlebte, lernen wir einen eisernen Charakter, einen Mann von persönlichem Muthe, seltener Biederkeit und ungeheuchelter Gottesfurcht kennen, der, als einstmals in seinem Beisein über religiöse Gegenstände gespottet wurde, an seinen Degen schlagend, äußerte: „Meine Herren, wer etwas wider den lieben Gott spricht, das nehme ich als touche gegen mich, der muß sich mit mir schlagen!" Seine Gattin, Anna Maria Schmidt aus Langensalza, gebar ihm siebenzehn Kinder, unter denen der Dichter Friedrich Gottlieb als Erstgeborner am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg das Licht der Welt erblickte. Seine Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung erhielt er zu Schulpforta, unter Leitung des Conrektors Stübel, dessen Andenken der hochbetagte Dichter in sinniger Weise ehrte, indem er 1800, bei Uebersendung einer Prachtausgabe des Messias an die Schulbibliothek der Pforta, anordnete, daß von einem der Zöglinge irgend etwas, das der Frühling zuerst gegeben, junge Zweige, Blüthenknospen oder Blumen, mit leiser Nennung seines (Klopstocks) Namens, auf Stübels Grab gestreut werden sollten." Sehr interessant sind die Schilderungen von Klopstocks ersten poetischen Versuchen, während seines Aufenthaltes in Schulpforta und später auf den Universitäten von Jena und Leipzig. Schon in Pforta war ihm in einer schlaflosen Nacht die Idee zu der „Messiade" gekommen; in Leipzig gelangte sie zur Ausführung. In den damals in's Leben gerufenen „Bremer Beiträgen" sollten Bruchstücke derselben zum Abdruck kommen, doch der Dichter wie der Herausgeber zauderten, da der „Messias" in Geist und Form so grundverschieden von Allem war, was die deutsche Poesie bis dahin hervorgebracht. „Nicht blos zu einzelnen Ueberschwänglichkeiten — schreibt Krauß — sondern zu dem ganzen Ton der Messiade mußte ein Gellert den Kopf schütteln, ein Rabener aber den Mund verziehen." Um aus der Verlegenheit zu kommen, sandte man Proben des Werkes an Hagedorn und Bodmer, zwei Autoritäten in der kritischen Beurtheilung poetischer Werke. Ersterer sprach sich beifällig, aber doch mit kühler Zurückhaltung aus; Letzterer war voller Enthusiasmus und pries den jugendlichen Dichter als einen deutschen Milton, der zu Großem berufen sei. Darauf hin wagte man den Abdruck des Gedichts, von welchem Anfangs 1748 in den „Beiträgen" gleich drei Gesänge erschienen. Der Eindruck war außerordentlich. Das Gedicht entsprach in jeder Beziehung dem Geist seiner Zeit; daher wirkte es unwiderstehlich zündend. Heute, wo sich alle Verhältnisse verändert haben, sind wir kaum noch im Stande, uns für diese lyrische Epopöe zu begeistern. Wir finden, daß die Dichtung nicht frei von Schwulst und Mysticismus ist; wir können diesem dogmatisch-sentimentalen Pathos keinen rechten Geschmack abgewinnen und wundern uns über diese Häufung von Gleichnissen, welche die Darstellung so




gespreizt und geschraubt erscheinen lassen. Zuletzt giebt uns Strauß, gleichsam zum Abschluß des Jugendlebens seines Dichters, einige interessante Notizen über Klopstocks erste Liebe. Auch der keusche Dichter des „Messias“ hatte schon eine andere Flamme gehabt, ehe er seine Meta fand. Er liebte seine Cousine Marie Sophie Schmidt, von ihm Fanny genannt; doch seine Bewerbungen wurden von dem Mädchen, wohl nur aus Gehorsam gegen die Mutter, abgelehnt. Semida und Cidli im vierten Gesang der „Messiade“ personifiziren den Dichter und seine Geliebte. Ebenso finden sich in den Oden und Elegieen zahlreiche Anspielungen auf dieses Verhältniß, das in dem jugendlichen Dichter mit wunderbarer Wärme und Zartheit, dabei aber doch lebensfrisch und mit anmuthender Wärme, geschildert wird. Durch Vollendung dieser Klopstock-Biographie wird Strauß der deutschen Literatur eines der am treffendsten gezeichneten Dichterleben schenken, welche sie bis jetzt aufzuweisen hat.

Ein Buch, welches in diesem Augenblick in Deutschland viel gelesen wird, führt den pikanten Titel: „Gespräche mit einem Grobian“. Das ist einmal etwas Apartes, Außergewöhnliches. In unserer Zeit der blasirten, nichtssagenden, conventionellen Höflichkeit, wo die Formen des Umgangs so streng geregelt sind, daß sie nachgerade recht einförmig und langweilig werden, ist es an und für sich schon ein Verdienst, auch einmal als Grobian in gute Gesellschaft zu treten. Ein Grobian nimmt kein Blatt vor der Mund und spricht nicht durch die Blume; schon das empfiehlt ihn in unserem papiernen, parfümirten Zeitalter. Ist es nun gar, wie in vorliegenden Gesprächen, ein solcher Grobian, der mit scharfem Blick und sicherer Hand den Nagel stets auf den Kopf trifft, der jedes Ding beim rechten Namen zu nennen weiß, so heißen wir ihn doppelt willkommen. Die Gespräche, welche alle brennenden Fragen der Zeit behandeln und ihren Stoff bald der Politik, der Wissenschaft, Religion und Philosophie, bald der Literatur und den schönen Künsten, der Technik und Agricultur entnehmen, werden von zwei Personen geführt, einem Pessimisten und einem Optimisten. Ersterer, „ein Grobian der Gerechtigkeit“, wie er sich selber nennt, geht den Schäden unserer Zeit scharf zu Leibe, schont nichts und will die Selbstgenügsamkeit, die Reclame, den Eigennutz und das heuchlerische Scheinwesen unserer Zeit mit Feuer und Schwert vertilgen, damit eine neue und bessere Welt, eine Welt der Wahrheit, Biederkeit und Mannestugend, aus den Trümmern der alten erstehen möge. Letzterer will nichts wissen von solchen Reformplänen und Umsturzideen, er denkt mit Hegel: „Alles was ist, ist gut“, er lobt und beschönigt, er tröstet sich selbst über das offenbar Verwerfliche und Mangelhafte mit der Behauptung, daß wir uns in einer bedeutungsvollen Uebergangsperiode, in einem Art Raupenstadium befinden, aus welchem wir als glänzende und beflügelte Schmetterlinge hervorgehen werden. Diese Gesprächsform, welche überdies mit bedeutender Fertigkeit gehandhabt ist, trägt viel dazu bei, das Buch populär zu machen. Was in der gewöhnlichen Abhandlung so leicht einen doctrinären, räsonnirenden und damit mehr oder weniger ermüdenden und langweilenden Charakter angenommen hätte, das erscheint im Dialog spannend,







anregend und lebensfrisch. Ein kerniger, ungezwungener, ächt volksthümlicher Styl trägt gleichfalls das Seinige bei, um das Werk anziehend zu machen. Ueber den Autor war man anfangs sehr im Zweifel. Da auf dem Titel kein Name genannt ist, rieth man bald auf diesen, bald auf jenen namhaften Schriftsteller. Kürzlich brachte die „Illustrirte Zeitung" die Mittheilung, daß die Gespräche von dem bekannten Münchener Dichter, Novellisten und Aesthetiker Melchior Meyr herrühren, der erst den Erfolg abwarten wollte, ehe er mit seinem Namen hervortrat. Der Autor hat allen Grund, auf dieses neueste Erzeugniß seiner Muse stolz zu sein.

Ein ehemals als Tourist und Schilderer fremder Länder und Zonen bekannter Autor hat in den letzten Jahren seine Thätigkeit ausschließlich dem deutschen Vaterlande zugewendet; er läßt den durch weite Reisen geschärften Blick nicht mehr in der Ferne schweifen, sondern sucht in seiner nächsten Umgebung, innerhalb der Grenzen der deutschen Heimath, nach verhältnißmäßig unerforschten, selten betretenen Gebieten und Zuständen, die er mit großer Treue und anmuthiger Natürlichkeit zu schildern versteht. Wir reden von J. G. Kohl, der, wie früher schon das romantische Thüringerland, jetzt den altehrwürdigen Harz als Gegenstand der Darstellung gewählt hat. Seine „deutschen Volksbilder und Naturansichten aus dem Harz sind ein prächtiges, ächt deutsches Werk, aus welchem uns die kräftige, waldfrische Harzluft von jeder Seite entgegenweht und die mit feinster Beobachtungsgabe aufgefaßten, trefflich geschilderten schlichten Sitten und Gebräuche des Volkes so recht herzlich anmuthen. Kohl ist Detailmaler, der seine Farben gern mit breitem Pinsel aufträgt; diese Eigenschaft kommt ihm gerade bei den zuletzt gewählten Themen vortrefflich zu Statten. Wir gestehen, daß wir den meisten seiner früheren Reisewerke, bei allen Verdiensten, die ihnen inne wohnen mögen, nie den hohen Werth beilegen konnten, der ihnen von vielen Seiten vindicirt wird. Der Verfasser war eben der Erste, der in deutscher Sprache ziemlich weitschweifig und ausführlich, wenn auch nicht immer mit erschöpfender Gründlichkeit, über einige neuerdings zu besonderer Bedeutung gelangte Länder schrieb; seine Bücher erhielten dadurch ein ziemliches Ansehen und kamen in den nicht immer verdienten Ruf unbedingt zuverlässiger Quellen. Anders mit diesen deutschen Natur- und Volksliedern. Hier sieht man, daß der Autor seinen Stoff wirklich bis in die kleinsten Details kennt und vollständig beherrscht; hier wird das Reelle und Thatsächliche nie durch Muthmaßungen und wortreiche Phrasen überwuchert; hier weht ein erfrischender, wohlthuender Hauch, der uns sogleich das Gefühl der Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit einflößt. Wer einige der herrlichsten Flecken deutscher Erde genau kennen lernen will, der studire diese jüngsten Kohl'schen Werke, und er wird sie nicht aus der Hand legen ohne ein Gefühl des Stolzes auf unser schönes Vaterland und sein biederes Volk.

Da wir von J. G. Kohl reden: derselbe ließ vor Kurzem ein anderes kleines Werk erscheinen, welches für Amerika ein sehr hohes geschichtliches und geographisches Interesse besitzt. Es sind dies die beiden ältesten Karten







Amerikas, aus den Jahren 1527 und 1529 stammend, nebst dazu gehöriger Beschreibung. Die Originale dieser Karten, über deren Herstammung einiges Dunkel schwebt, die jedoch unzweifelhaft ächt sind und das ihnen zugeschriebene Alter besitzen, befinden sich in der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Kohl erhielt die Erlaubniß, sie durch den Stich zu veröffentlichen. Seine beigefügte Beschreibung enthält manche überaus interessante und auch wohl den meisten Lesern völlig neue Notizen über die älteste Geschichte Amerikas. Mit Verwunderung sieht man auf diesen Karten, sowohl längs der Ost- wie der Westküste Amerikas, eine ganze Menge von Städten und Ansiedlungen verzeichnet. Das Land war jedenfalls damals schon keine so vollständige Einöde mehr, in der nur wandernde Indianer ihr Wesen trieben, wie man uns heute zuweilen eingeredet hat. Ohne Zweifel werden diese Karten auch hier bald zur Veröffentlichung gelangen; sie sind für die Geschichte des Landes von großer Bedeutung, und sollten fortan in keiner höheren Unterrichtsanstalt fehlen.

Von den ältesten Karten Amerikas bis zur neuesten amerikanischen Romanliteratur ist ein weiter Sprung. Wir wagen ihn, finden aber kaum den gehofften Lohn, denn diese Literatur, so üppig sie auch wuchert, trägt nur wenig reife, genießbare Früchte. Amerika produzirt auf dem Gebiet des Romans und der Novelle fast noch mehr als England, Frankreich oder Deutschland. Die Zahl der in Buchform erscheinenden erzählenden Schriften ist überraschend groß; selten aber begegnet man einem epochemachenden Werk, das den Augenblick überdauert und nicht fast noch rascher vergessen als gelesen wäre. In Ermangelung bedeutender Erscheinungen müssen wir uns an die mittelmäßigen, nach der einmal wirksam befundenen Schablone arbeitenden berühmten Verfasserinnen halten. Das romanschreibende Kleeblatt der Damen Emma D. E. N. Southworth, *) H. Wood **) und Ann S. Stephens ***) ist mit neuen Werken im Felde, die vielleicht nicht schlechter, aber ganz gewiß auch nicht besser sind als die vorausgegangenen; vor denen ihrer deutschen schriftstellernden Colleginnen haben sie jedenfalls den Vorzug, daß sie sich auf je Einen Band beschränken. Zur Zeit da wir schreiben, sind dies wirklich die neuesten Geistesprodukte der sehr fruchtbaren Damen; ob sie es in vierzehn Tagen, wenn unsere literarische Revue den Lesern der Monatshefte vor Augen kommt, auch noch sein werden — dafür können wir freilich nicht einstehen. In dem Vorwort zu Mrs. Southworth's Novelle erfahren wir, das dies das zwanzigste größere Werk der Verfasserin ist. Da sie seit höchstens zehn Jahren schreibt und noch in dem nicht allzu vorgerückten Alter steht, in welchem bei Damen ein Jahr nur 730 Tage hat, mag sie immerhin noch das halbe Hundert voll machen. So fleißig sich auch die drei genannten Damen an's Romanstricken halten, mit ihrer deutschen Collegin Mühlbach können sie doch noch lange nicht in Conkurrenz treten. Als

*) The Fortune Seeker. By Mrs. Emma D. E. N. Southworth. Philadelphia, Peterson & Broth.

**) St. Martins Eve. By Mrs. Henry Wood. ibid.

***) The Gold Brick. By Mrs. Ann Stephens. ibid.








diese Dame kürzlich eine neue Wohnung bezog und der Fuhrmann, der zwei schwere Wagenladungen von Büchern weggeschafft, mit der Meldung zurückkehrte, daß nun die Bibliothek wenigstens glücklich in's neue Quartier geliefert sei, entgegnete die Dame seufzend: „Ach lieber Mann, es ist ja erst die Hälfte meiner eigenen Werke!"

Als nicht ins Gebiet der Sensationsnovellistik gehörig bezeichnen wir einen Cyklus von drei Novellen aus dem Leben Shakespeares, von Robert Folkstone Williams *), die jedenfalls ein recht gelungener Versuch auf dem hier nur spärlich cultivirten Gebiet der Kunstnovelle genannt werden dürfen. Die Novellen sind nicht neu, sondern erschienen nur in zweiter Auflage. Daß eine solche nöthig wurde, liefert übrigens den Beweis, daß das wirklich Gediegene immerhin auch hier noch seine Anerkennung findet.

*) **Shakespeare and his Friends. The Youth of Shakespeare. The Seccet Passion. By Robert Folkstone Williams. Philadelphia, Peterson & Broth.**

Musikalische Revue.

Von Th. Hagen.

Mit dem kürzlich stattgefundenen Conzerte des Herrn Theodor Thomas kann die musikalische Saison füglich als geschlossen betrachtet werden. Es war die letzte künstlerische That derselben, eine solche, welcher auf alle Betheiligten nur das günstigste Licht werfen kann. Das Programm enthielt Vieles, was zwar nicht neu, aber doch sehr gut war, obgleich es hier wohl nie gehört wurde. Es hatte blos einen Fehler, es war zu lang, ein Fehler, den sich leider die meisten unserer Conzertgeber zu Schulden kommen lassen. Auch die beste Musik wirkt mehr auf unsern Sinn, als auf unsern Geist, ja, greift in die innersten Phasen unseres Gemüthslebens hinein und rüttelt unser Nervensystem in einer Stunde mehr auf, als stundenlanges Lesen eines guten Buches es thun würde. Je besser die Musik, desto weniger sollte von ihr auf einmal geboten werden. Eine Conzertarie, eine Ouvertüre, eine Symphonie und vielleicht ein Instrumentalsolo, das sollte füglich jedem gebildeten Musikbedürfniß genügen. Was hatte man aber in dem obigen Conzerte? Die ganze Beethovensche Egmontmusik, deren Wiedergabe eine gute Stunde erfordert, die Nicolaische Ouvertüre zu „Eine feste Burg ist unser Gott" mit Chor und Orgel, die auch nicht die kürzeste ist, das lange Henselt'sche Conzert für Klavier, noch zwei andere Pianofortesolos, eine große Conzertarie, Marsch und Chor aus „Die Ruinen von Athen" von Beethoven, und zum Schluß noch den Händel'sche Halleluja-Chor. — Drei Stunden Musik, und zwar von der besten und schwersten Sorte, müssen am Ende denselben Effekt wie gewisse Festessen haben, nach denen man in der Regel nicht sehr festlich gestimmt ist.








Die Ouvertüre von Nicolai, mit welcher das Conzert anfing, rief nicht den Eindruck hervor, den man der großen Idee nach, welche derselben zu Grunde gelegt ist, wohl hätte erwarten können. Die Ursache ist die, daß der Choral als solcher keine derartige Bearbeitung verträgt. Ihn einzuweben in ein musikalisches Drama zur Charakterisirung gewisser Persönlichkeiten, wie z. B. Meyerbeer in den „Hugenotten" gethan hat, ist schon ganz recht; aber den Gedanken in eine Art Ouvertürrahmen zu zwängen, heißt ihm seinen Charakter, seine Bedeutung nehmen, selbst wenn, wie in diesem Falle, die Bearbeitung eine tüchtige ist.

Und selbst die Egmont-Musik, die in ihrer Ganzheit hier zum ersten Male vorgeführt wurde, machte nicht den rechten Eindrnck. Wir Deutsche, die wir mehr oder weniger Gelegenheit hatten, die Musik in Verbindung mit dem Drama zu hören, können nur mit inniger Freude des tiefen Eindruckes gedenken, den sie auf uns im Theater gemacht hat. Die Ouvertüre und die Zwischenakte, in welchen sich die Situaticnen des Dramas gleichsam wiederspiegeln, die erläutern und den Totaleindruck abschließen — alles dies kann im Conzertsaal natürlich nur annähernd wiedergegeben werden; aber bei dieser Gelegenheit konnte kaum von einer gewöhnlichen Anregung die Rede sein. An und für sich paßt überhaupt diese Musik nicht in den Conzertsaal; sie schließt sich so innig an das Drama an, daß sie eigentlich von dem Letzteren nicht getrennt werden kann. Das begleitende Gedicht soll nun allerdings dem Uebelstande abhelfen, indem es gleichsam das Drama in den Conzertsaal zu übertragen versucht, und wir erinnern uns einiger Conzerte in Deutschland, in welchen dieser Zweck theilweise erreicht wurde. Aber bei diesen Gelegenheiten war der Vortragende ein tüchtiger Schauspieler, der ein lebendiges Bild des Ganzen zu geben wußte. Dies fiel in dem Conzerte des Herrn Theodor Thomas ganz fort. Das Gedicht wurde nämlich von einer Dame vorgetragen oder vielmehr abgelesen, und zwar in einer so monotonen Weise, daß von einer Steigerung des Affekts gar nicht die Rede sein konnte. Kein Wunder, daß sich der größere Theil des Publikums dabei gründlich langweilte; ja wir glauben sogar, daß dieser Eindruck sich nicht ausschließlich auf die anwesenden Amerikaner beschränkte. Der Lichtpunkt in der Ausführung mögen für die Meisten wohl die beiden Lieder Klärchens gewesen sein, die glücklicher Weise von Fräulein Brainard richtig aufgefaßt und recht sinnig in ihrer Einfachheit und Volksthümlichkeit wiedergegeben wurden. —

Dieselbe Dame sang auch die große Conzertarie Non temer amate bene, Text aus „Idomeneo", welche Mozart im Jahre 1786 für die Sängerin Storace schrieb, die damals auf einigen Hauptbühnen Europa's großes Aufsehen machte. Diese Arie besteht aus einem Recitativ und Rondo und erhält dadurch ein besonderes Interesse, daß Mozart außer dem Orchester auch noch ein Klavier für die Begleitung benutzt hat, welches gleichsam die Antworten des liebenden Wesens repräsentirt, mit welchem sich muthmaßlicher Weise die Sängerin unterhält. Fräulein Brainard sang die Arie zwar nicht mit ausreichen-







den Stimmmitteln nnd dramatischem Ausdrucke, aber doch mit Verständniß, und erwies sich als eine tüchtige Künstlerin. Schon die Wahl der Arie verdient Anerkennung. Wenn alle unsere Künstler dieselben künstlerischen Bedenken bei ihren Programmen obwalten lassen wollten, wir würden interessantere Conzerte haben, und der Geschmack des Publikums würde sich noch viel schneller läutern, als es jetzt der Fall ist.

Wir müssen noch des jungen Pianisten Herrn Petersilea erwähnen, der bei dieser Gelegenheit sein Debut machte. Derselbe ist deutscher Abkunft, wurde aber in Boston geboren. Sein Studium hat er in Deutschland gemacht, und zwar unter Hans von Bülow. Er war augenscheinlich sehr nervös, und wir wollen es diesem Umstande zuschreiben, daß seine Kräfte in dem Vortrage des Henseltschen Conzertes nicht ausreichten. Dieses Werk ist nicht blos technisch sehr schwer, sondern erfordert auch sehr viele Feinheiten des Vortrages, sehr viele Nuancen, um zu wirken. Dergleichen Aufgaben scheint uns Herr Petersilea augenblicklich nicht gewachsen zu sein. In der Wiedergabe des Liztschen „Erlkönig" und der Chopin'schen Bergeuse fühlte er sich schon freier, und hier war er gleichsam Herr der Aufgabe, während er bei dem Henseltschen Conzerte sich von dem Letzteren beherrschen ließ. Aber auch dies wird er in kurzer Zeit bemeistern können, denn er hat augenscheinlich viel Talent. Seine Technik ist gut, keine Scheintechnik à la Wehli und Gottschalk, sondern eine solche, in welcher jeder Finger wirklich den Grad der Ausbildung erreicht hat, der nöthig ist, den großen Klavierwerken der neueren und älteren Meister gerecht zu werden. Sein Anschlag ist, wenn auch noch nicht ganz was er sein soll, doch bildungsfähig, und mit seiner musikalischen Intelligenz scheint es ebenfalls nicht schlecht bestellt zu sein. Wenn er vor der Hand noch nicht Individualität entwickelt, so theilt er dieses Loos mit allen Klavierspielern im Anfange ihrer Carriere, vielleicht den einzigen Liszt ausgenommen. Ein Liszt ist er nicht und wird es auch nicht werden; aber er wird jedenfalls bei fortgesetzten Studien, musikalischen und andern, in einiger Zeit eine hervorragendr Stelle als Klavierspieler einnehmen.

Es bleibt uns noch, über die Grau'sche Operntruppe zu sprechen, die endlich auch bei uns eingezogen ist. Dieselbe hat sich wie immer in dem üblichen Repertoir bewegt. Mit „Traviata" fing sie an, und mit irgend einem ähnlichen Produkte wird sie wohl aufhören. Wir bewegen uns auf dem Operngebiete stets in einem gewissen Kreise, nur mit dem Unterschiede, daß dieser Kreis sich von Zeit zu Zeit erneuert. Es sind im Grunde doch nur ein Dutzend Opern, die für einen gewissen Zeitraum das ganze Repertoir der gebildeten musicalischen Welt ausmachen, und aus diesem Dutzend kann kaum die Hälfte den höchsten künstlerischen Ansprüchen genügen. Unter solchen Umständen können wir Herrn Grau schon Dank wissen, daß er uns mindestens zwei Opern vorführte, die ein höheres musikalisches Interesse in Anspruch nehmen. Die beiden Opern waren „Faust" und die „Jüdin", beide der französischen Schule angehörend, und beide in ihrer Art Meisterwerke. Die Letztere ist insofern bedeu-

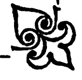






tender, als sie sich mehr in den Formen der eigentlichen großen Oper bewegt, und reich an Chören und Ensembles ist, während die Erstere in Betreff des intensiven musikalischen Gehaltes, der Feinheit der Auffassung und der Originalität der Ausführung viel höher steht.

In „Faust" war es die Darstellerin des Gretchens, welche ein ungewöhnliches Interesse hervorrief. Madame Boschetti ist sicherlich keine gewöhnliche Erscheinung. Wir haben selten auf einer Opernbühne ein feineres, nüancirteres Spiel gesehen. Die Gartenscene konnte ihrerseits nicht wahrer, nicht natürlicher wiedergegeben werden. Jede Phase der Gemüthsbewegung, welche Gretchen in dieser Scene zu erleben hat, wurde in einer wahrhaft bewundernswürdigen Weise zur Anschauung gebracht. Das war Alles so jungfräulich schüchtern, so menschlich wahr, so natürlich, und dennoch nichts als wirkliche Kunst. Als Sängerin ist die Dame nicht bedeutend, obgleich sie eine ziemlich tüchtige Ausbildung genossen hat. Aber die Stimme ist eben nicht fesselnd zu nennen, es fehlt der Schmelz, den selbst die größte Kunst nicht geben kann. Stände ihr Gesang auf gleicher Höhe mit ihrer Darstellung, so müßte sie bald die erste Stelle unter den dramatischen Sängerinnen der Gegenwart einnehmen. Die anderen Mitglieder der Truppe sind weniger hervorragend. Der Tenor Musiani hat zwar noch eine starke Stimme und ist auch ein routinirter Sänger; aber es fehlt ihm alle Geschmeidigkeit und alles geistige Leben. Der lyrische Tenor Anastasi hat eine hübsche, frische Stimme, aus der sich schon etwas machen ließe. Der Sänger ist noch jung und scheint Talent zu haben, wie seine Ausführung der Tenorparthie in „Un Ballo" bewies. In rein italienischen Opern macht er schon jetzt einen ganz guten Eindruck, aber in Opern wie „Faust" und „Die Jüdin" stellt sich sein Mangel an gründlicher Schule und geistigem Verständniß heraus. Uebrigens war in der Vorstellung der „Jüdin" dieser Mangel allgemein fühlbar. Madame Boschetti als Prinzessin war noch die Einzige, die ihrer Aufgabe einigermaßen gewachsen war. Madame Gazzaniga als Recha, Herr Musiani als Eleazar und selbst Chor und Orchester waren herzlich schlecht. Der Baß der Truppe, Milleri, welcher die Rolle des Kardinals sang, machte jedoch eine Ausnahme. Er ist überhaupt ein tüchtiger Künstler, dessen Stimme zwar kein tiefer Baß ist, der aber dennoch einigermaßen als geschult betrachtet werden kann. Auch die Altistin der Truppe, Madame Cash-Polini, ist eine tüchtige Sängerin und Darstellerin. Ihre Stimme ist nicht groß, und dürfte auch wohl mehr Mezzosopran als Alt genannt werden, mindestens der Farbe nach; aber sie führt jede ihrer Aufgaben mit Korrektheit und Verständniß aus, und dürfte somit als eine werthvolle Acquisition zu betrachten sein. Ueberhaupt macht die Truppe im Ganzen einen weit besseren Eindruck, als man den Berichten aus den Westen nach zu urtheilen, erwarten konnte.




New-Yorker Correspondenz.

New-York, im Mai.

„Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
Keine Sitt' und keine Weise hören,
Will mich wälzen und vor Freude schrei'n,
Und der König soll mir das nicht wehren.
Denn er tritt mit seiner Freuden Schaar
Heute aus der Morgenröthe Hallen,
Einen Blumenkranz um Brust und Haar,
Und auf seiner Schulter Nachtigallen."

Wie wird dir zu Muthe, freundlicher Leser, indem ich dir diese kindlich schönen Verse des guten alten Matthias Claudius ins Gedächtniß rufe? Ist es dir nicht als blicktest du auf ein verlorenes Paradies zurück? Wärest du noch im Stande, dich im Grase zu wälzen, vor Freude zu schreien, und ein Blüthenreis als Thyrsus schwingend, deinem Freunde, dem holden Mai, entgegenzutaumeln? Schwerlich könnte ein Deutscher in Amerika diese Frage mit Ja beantworten. Abgesehen davon, daß das Klima, welches weder den deutschen Frühling, noch die Nachtigall kennt, uns nicht zum ungestörten Vollgenuß der Natur kommen läßt, bringt auch das Leben so viele Sorgen mit sich, daß es schwer ist, sich nur auf einen Augenblick von ihm zu emancipiren, um wie ein Kolibri im Blüthenduft zu leben und zu schwelgen. Wer könnte sich da eines leisen Heimwehs erwehren? Wer denkt nicht an die milden Maienabende, an die Rosenhecken und Jasminlauben, an die Lerchen und Nachtigallen, an den überströmenden Frühlingsjubel des lieben deutschen Vaterlandes? Aber tröste dich, werther Leser, wenn es dir ein Trost ist, daß es Andern geht wie dir. Nicht das amerikanische Klima, nicht der sorgenvolle Ernst des Lebens in Amerika allein thut dem Zauber des Wonnemonds Eintrag. Auch den deutschen Frühling würdest du nicht wieder erkennen, wenn du ihn noch einmal mit beleben könntest. Rose und Jasmin, Lerche und Nachtigall sind dieselben geblieben; aber die Menschen sind anders geworden, auch an sie ist der Ernst des Lebens herangetreten, auch sie können nicht mehr mit dem Dichter jubeln und singen. Die Zeit stellt an sie eine große Frage, und es geht ihnen wie dem Schulkinde, welches sich nicht freuen kann weil es seine Aufgabe für den morgenden Tag noch nicht beendet hat. So sagen Leute, die genau unterrichtet sein müssen, da sie an Ort und Stelle sind; sie kennen den deutschen Frühling von ehedem nicht mehr. So trösten wir uns denn über das, was sich nun einmal nicht ändern läßt. Ein Paradies ist uns verloren, aber nur damit wir uns selbst, damit wir der Menschheit ein neues gründen. Wir haben nicht länger ein kindliches Gemüth; aber dafür sind wir Männer geworden, Männer, denen jede Stunde ihre Pflicht, jeder Tag seine Aufgabe hat. Und können wir uns ihr auch nicht ganz hingeben — die Natur bleibt uns doch immer die liebste Freundin, welche uns nie von sich weis't wenn wir bei ihr einkehren.

Trotz der entsetzlich kalten Winde, welche selbst den Langmüthigsten mit bitte-







rem Grimm erfüllen und selbst den Sanguiniker zur Verzweiflung bringen könnten, ist der Frühling hier nie mit größerer Pracht aufgetreten. Die Bäume prangen im üppigsten Grün und sind mit einer solchen Fülle von Blüthen belastet, daß auch der eingefleischteste Hypochonder bei ihrem Anblick ein freundliches Gesicht machen muß. Und wo hätte man wohl mehr Gelegenheit zum Naturgenuß, als in New-York? Welche Stadt der Welt könnte sich einer Umgegend voll mannigfaltiger Naturschönheit rühmen? „Ein Land, so schön wie jemals eines Menschen Fuß betreten!“ schrieb Henry Hudson, als er den Fluß entdeckt hatte, welcher fortan seinen Namen tragen sollte. Während der schönen Monate könnt ihr hier jeden Tag eine Tour nach einem andern Punkt machen, den zu sehen es sich lohnt. Und wollt ihr die Stadt nicht verlassen — nun, so fahrt, oder besser so geht, nach dem Centralpark, welcher von Tag zu Tag größere Reize entfaltet. Vielleicht werde ich mich dem Leser einmal zum Wegweiser anbieten; heute müssen wir uns leider mit den störenden Dingen beschäftigen, und zwar nehmen wir den allerunangenehmsten Gegenstand, des Contrastes wegen und um so schnell wie möglich mit ihm fertig zu werden, zuerst.

Die Cholera! Mögen wir uns noch so sehr vornehmen, nicht an sie zu denken, sie drängt sich uns immer wieder auf, denn von ihrem Erscheinen oder Fortbleiben hängt für eine große Stadt gar zu viel ab. Vor der Hand ist die Furcht wieder einigermaßen gewichen. Von den inficirten Schiffen, die auf der Rhede erschienen, von den armen Passagieren, denen es nicht vergönnt war, einen Fuß ans Land zu setzen und deren viele nie wieder festen Boden betreten sollten, hat sie sich nicht weiter verbreitet, und die paar einzelnen Fälle, welche in der Stadt vorkamen, waren sehr dubiöser Natur. Auch hat die Einsetzung des neuen Gesundheitsraths schon unendlich viel Gutes gestiftet. Die gefährlichsten Bundesgenossen des Feindes hat man zum großen Theil aus dem Wege geräumt, täglich werden davon andere beseitigt, und man fürchtet eine Gefahr nicht mehr sobald man ihr nicht passiv gegenübersteht, sondern mit ihr ringt. In der That hat New-York noch nie sein Haus so brav in Ordnung gesetzt, ist noch nie so gut im Stande gewesen, der Heimsuchung mit Zuversicht entgegenzusehen, wie jetzt. Der Gesundheitszustand läßt nichts zu wünschen übrig. Waren die scharfen West- und Nordwinde auch fatal, so hatten sie doch die gute Wirkung, die Luft zu reinigen, und die Aerzte wollen wissen, daß gerade die der Cholera verwandten Krankheiten nie so leicht einer zweckmäßigen Behandlung wichen wie jetzt. So wollen wir denn den Teufel nicht an die Wand malen, und wenn er dennoch uns seine Aufwartung machen sollte, ihn ebenso resolut empfangen, wie seiner Zeit Luther es in seinem Studirzimmer auf der Wartburg that. Auch ist es vielleicht ein Glück, daß uns so viele andere Dinge am Herzen liegen und die Gemüther von einem Gegenstand ablenken, dessen bloße Erwähnung schon dem Zaghaften Leibschmerzen verursacht.

Was einen großen Theil der deutschen Bevölkerung am meisten in Bewegung bringt, ist das neue Accisegesetz, welches den Verkauf geistiger Getränke,







mit Einschluß des edlen Gerstensaftes, an sehr erschwerende Bedingungen knüpft und ihn „am ersten Tage der Woche, Sonntag genannt", ganz inhibirt. Etwas besonders Gehässiges gewinnt dies Gesetz dadurch, daß es speziell auf New-York und Umgegend gemünzt ist. Nur mit der Majorität von einer Stimme wurde es in der Gesetzgebung zu Albany angenommen, und diese eine Stimme — die des Herrn Brandreth — wurde dadurch erhalten, daß man ihrem Inhaber das Zugeständniß machte, den Distrikt, an dessen Wohlergehen ihm am meisten gelegen ist — Westchester County — auszunehmen, so daß die Passirung der Maßregel direkt als ein Werk der Corruption erscheint. Was die Deutschen aber mit Recht vorzugsweise erbittert, ist der Umstand, daß die Handhabung des Gesetzes durch die damit Betrauten das heftigste Vorurtheil gegen sie verräth. Mit Spott und Hohn, ja mit positiver Gehässigkeit wird ihnen vom Commissär Acton, welcher souverän über die Ertheilung von Concessionen verfügt, begegnet, die frechsten Beleidigungen werden ihnen geboten, und so gewinnt es den Anschein, als wenn vorzugsweise sie chikanirt werden sollen, was doch schwerlich in der Absicht der Gesetzgeber lag. Der Correspondent der Monatshefte ist allerdings der Meinung, daß die Interessen der Brauer nicht allen übrigen vorangehen und daß der Consum des Biers nicht der höchste aller Genüsse, nicht der Inbegriff aller Glückseligkeit, ist; auch wäre es ihm lieb, wenn dieser Gegenstand bei der Opposition nicht so sehr in den Vordergrund träte. Aber wer angegriffen wird, der muß sich vertheidigen, und wer Ehre im Leibe hat, darf sich keine Insulte gefallen lassen. Das Gesetz ist der Art, daß es schwerlich die Feuerprobe juridischer Kritik bestehen könnte. Privat gesellschaften sind vor dem Gesetz nach ihrer Incorporation dasselbe wie Privat personen, ihnen darf man also ebenso wenig wie diesen vorschreiben, was sie innerhalb ihrer eigenen vier Pfähle genießen sollen, und doch wird gerade von ihnen, wenn sie nicht zur Fahne absoluter Enthaltsamkeit schwören, der höchste vom Gesetz bestimmte Tribut verlangt, doch ist es vorgekommen, daß am Sonntag die Polizei bei ihnen einbrach und Verhaftungen vornahm. Den Bierbrauern dürfen wir getrost die Wahrung ihrer eigenen Interessen überlassen; sie sind dazu vollkommen im Stande und haben die Mittel dazu, und auch die Gesellschaften werden sich ihrer Haut zu wehren wissen. Die in Frage stehenden Principien aber mögen hier eine kurze Besprechung finden.

New-York steht nicht rein wie eine Jungfrau da, und der Ausübung des Vormundschafts- und Aufsichtsrechts, welches dem Stadt über die Commüne zusteht, hat es schon viel Gutes zu verdanken; aber mit dieser Zuchtruthe hätten uns die Herren in Albany verschonen können. Ganz abgesehen davon, ob der Gerstentrank berauschend ist oder nicht — Jeder kann das ja an sich selbst probiren — wäre es ein Glück, wenn die Zahl der Wirthshäuser — namentlich der irischen — um ein Beträchtliches reducirt würde, und hierin liegt eine gute Wirkung des Gesetzes. Aber unbegreiflich ist es, wie man in dem Bestreben, die öffentliche Moral zu bessern, noch immer zu Mitteln greifen kann, die sich schon so oft als verfehlt erwiesen haben. Zugleich christlich und vernünf-







zig ist das Princip, Niemanden in Versuchung zu führen; aber die größte Versuchung liegt im Zwange. Der, welchem es verboten wird, sich auf anständige Weise zu vergnügen, wird sehr leicht der Versuchung unterliegen, es auf unanständige Weise zu thun. Die Herren Reformatoren mögen nur jetzt am Sonntag New-Jersey besuchen, um zu sehen, was sie angerichtet haben. In New-York herrscht allerdings am Tage Sabbathruhe; desto toller geht es am entgegengesetzten Ufer des Hudson zu, und am Abend werden die Straßen der Metropole durch Schaaren Betrunkener durchtaumelt, welche sich ihren Rausch im andern Staate geholt haben, und wenn man sie nicht dorthin getrieben hätte, vielleicht nüchtern geblieben wären. Aber wenn selbst auch im Stadt New-Jersey die puritanische Sonntagsfeier streng durchgeführt würde — es bliebe dennoch dasselbe, denn immer lassen sich Mittel und Wege finden, das Gesetz zu umgeben, und gerade der Mäßigkeitszwang verleitet zur Unmäßigkeit. Es giebt nur ein Mittel, die öffentliche Moral zu heben, und auf andere Weise muß die Versuchung entfernt werden. Gebt den Sonntag frei, und laßt ihn lediglich als Tag der Ruhe und sittlichen Erholung gelten! Entreißt den Kirchen ihr Privilegium, und stellt es Jedem frei, den Sonntag auf seine Weise zu feiern! Macht nicht den ersten Tag der Woche zu einem Tage der Unfreiheit, gleich als wäre die Freiheit nur ein nothwendiges Uebel! Stellt das Volk, welches gewohnt ist, sich selbst zu regieren, nicht gerade an dem einzigen Tage, an dem es sich seines Lebens freuen kann, unter den Polizeiknittel! Laßt nicht die Orgel die einzige Musik, nicht die Kirche den einzigen Tempel sein! Erkennt, daß die Kunst die ebenbürtige Schwester der Religion, und ebenso heilig ist wie diese! Gestattet am Sonntag Concert und Theater, Gesang und Tanz, und jegliche Kurzweil, welche nicht der Sittlichkeit zu nahe tritt! Gebt einer Mannigfaltigkeit edler Genüsse Raum, welche die Aufmerksamkeit theilt und sie vom Unedlen ablenkt! Bedenkt, daß die Langeweile der Urquell des Lasters ist! Noch Niemand ist dadurch schlecht geworden, daß er Musik hörte, ins Theater ging, Akrobaten zuschaute oder sich im Tanze drehte. Je mehr Vergnügungen sich bieten, desto weniger wird getrunken; das ist so sicher wie das einfachste Rechenexempel, und ist dies einmal erkannt, so wird sich eine gar heilsame Reform im hiesigen Gesellschaftsleben zeigen. Mittlerweile mögen aber die Deutschen, unbeschadet des berechtigten Kampfes, sich nicht gar zu sehr der Verzweiflung hingeben, sondern die noch bleibenden Gelegenheiten zu einer honetten Sonntagsfeier benutzen. Das Schönste und Erhebendste ist und bleibt doch immer der Naturgenuß, und den kann uns Niemand verbieten. Außerdem lassen sich die Bedürfnisse des Leibes zur Noth befriedigen ohne daß man mit dem Gesetze in Conflikt kommt. Die Wirthe mögen bedenken, daß dies eine treffliche Gelegenheit ist, einer sehr hübschen europäischen Einrichtung — den Kaffeehäusern — Bahn zu brechen. Kann man kein Bier und keinen Wein haben — nun, so muß man versuchen, den Durst mit Kaffee, Thee, Chokolade und andern ebenso schmackhaften wie erfrischenden Getränken zu stillen. Es kommt nur auf einen Versuch an, und gelangt die Sitte zur Geltung, so werden Wirth und Gäste sich gar nicht übel dabei stehen.

Eine Aufregung anderer Art hat sich der irischen Bevölkerung bemächtigt. Der Messias Irlands, James Stephens, ist angekommen, um zu richten die Lebendigen und die Todten. Todt ist der Fenianismus, todt sind seine Leiter, und der „Organisator der irischen Republik" ist zu spät gekommen, um dem Kadaver noch neues Leben zu verleihen. Eine interessante Persönlichkeit bleibt dieser Stephens immerhin; sein Aeußeres nimmt für ihn ein, und eine bedeutende Energie, eine nicht zu verachtende Geisteskraft muß man bei Dem voraussetzen,







welcher solchen Elementen zu imponiren versteht. Obgleich sein Mandat nur ein imaginaires ist, beugt sich doch Alles vor ihm wie vor einem Herrscher von Gottes Gnaden. Gleich nach seiner Ankunft muß wohl ein sehr ernstes Gespräch zwischen ihm und dem Hauptcentrum O'Mahoney stattgefunden haben, denn Tags darauf sah sich dieser veranlaßt, seine Resignation einzureichen und sich mit der Leitung oder Duldung der lächerlichen Invasion Canada's eines schweren Vergehens schuldig zu bekennen. Stephens antwortete ihm, daß er allerdings sehr schuldig sei und daß seine Resignation angenommen werde. Auch der Schatzmeister Killian mußte über die Klinge springen, der Präsident Roberts fand keine Gnade vor den Augen des Organisators, bitter rügte derselbe das Benehmen des Senats, und überhaupt sah er gar nichts zu loben. Am 15ten fand ihm zu Ehren in Johns Wood eine Demonstration statt. Trotz der Anwesenheit eines Bataillons von Polizisten und eines irländischen Regiments wurde die Einschwörung von nicht weniger als 3000 Feniern zur Aufrechthaltung der Ruhe unter den patriotischen Brüdern als nothwendig erachtet. Die Betheiligung blieb nun allerdings hinter den gehegten Erwartungen weit zurück. Statt der gehofften 100,000 hatten sich höchstens 7000 Fenier versammelt, womit das Entree von 50 Cents wohl etwas zu thun haben mochte. Aber der Enthusiasmus ließ nichts zu wünschen übrig. Man kann einer solchen irländischen Versammlung nicht ohne Grauen beiwohnen. Die Physiognomieen und Sitten, welche Einem dort erscheinen, sind hinreichend, den Schlaf des Gerechten auf Wochen hinaus zu stören. Was ist von solchen Elementen zu erwarten, wenn sie einmal losgelassen werden! Die Julitage haben es uns gezeigt. Stephens betont bei jeder Gelegenheit, daß er gekommen ist um Ruhe und Eintracht zu stiften, daß er nicht bleiben, auch nichts von einer Invasion Canada's wissen will, sondern von jedem Fenier verlangt und erwartet, daß er auf dem Boden des Vaterlandes für dessen Freiheit kämpfe, und zwar noch in diesem Jahre. Ist es ihm aber damit Ernst, so muß das, was er hier vorgefunden, seine Zuversicht gewaltig erschüttern. Der Staatsschatz ist leer, und wo das Geld geblieben, kann oder will Niemand angeben. Sogar den „Fenischen Schwestern", welche eine Fair für den Zweck veranstalteten, ist der größte Theil der erzielten, nicht unbedeutenden Fonds gestohlen worden. Werden Die, welche sich betrogen sehen, bereit sein, noch einmal ihr sauer verdientes Geld in das Danaidenfaß zu schütten? Die in Johns Wood gemachte Erfahrung läßt dies kaum erwarten. Spricht Stephens die Wahrheit, so hat er nach der Flucht aus dem Gefängniß sich in Dublin kaum verborgen und fortwährend Zusammenkünfte mit seinen Feinden gehalten, was allen Theilen sehr zur Ehre gereichen würde, da ein hoher Preis auf seinen Kopf gesetzt war. Das Feniertthum in seiner Totalität ist aber ein so hirnverrücktes, widersinniges Ding, daß selbst die Zeitungen, denen an der Gunst der Irländer besonders gelegen ist, keinen Anstand nehmen, ihn als den gröbsten Schwindel des Jahrhunderts zu bezeichnen. Was Stephens betrifft, so konnte er nichts Gefährlicheres thun, als nach Amerika zu reisen. Was er ist, das kommt hier sicherlich zum Vorschein. Schon mancher große Mann hatte vor ihm Gelegenheit, den Schritt zu bereuen. Es liegt in der scharfen Freiheitsluft, daß sie jeden falschen Diamant seines trügerischen Glanzes entkleidet und den schlechten Stein in seiner Nacktheit erkennen läßt. **Uncas.**

Reisender Agent für die Monashefte:

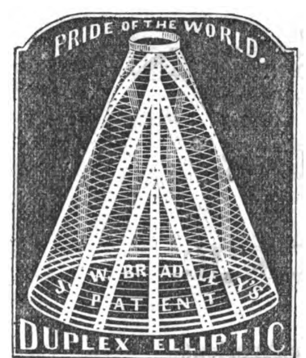
Carl Wieland.




FASHIONS FOR 1866.

Der neue Reifrock.

BRADLEY'S DUPLEX ELLIPTIC (or double) SPRING SKIRTS.



Sie biegen und brechen nicht wie die einfachen Reife, sondern behalten ihre anmuthige, vollkommene Form, wo drei oder vier gewöhnliche Reifröcke als unnütz fortgeworfen werden müssen. Jeder Reif besteht aus zwei fein gearbeiteten Stahlfedern, eng und fest, Rand an Rand, zusammengeschweißt, und bilden so zugleich die **stärksten, biegsamsten** und **leichtesten** Reife, die je fabricirt wurden. In der That übertreffen sie für den Gebrauch auf der Promenade, oder im Hause, in der Kirche, im Theater, in Eisenbahn- oder andern Wagen, im Gedränge 2c. 2c. alle andern. Bequemlichkeit, Dauerhaftigkeit und Billigkeit verbinden sie mit der eleganten Façon, welche DUPLEX ELLIPTIC zu den **Muster-Reifröcken der fashionabeln Welt** gemacht haben. Für junge Damen, junge Mädchen und Kinder sind sie mit nichts Anderm zu vergleichen.

Fragt nach
DUPLEX ELLIPTIC (or double) SPRING SKIRT.
Angefertigt allein bei
WESTS, BRADLEY & CARY,
den alleinigen Inhabern des Patents.
97 Chambers, und 79 & 81 Reade-Street, New-York.

Zu verkaufen in allen Läden ersten Ranges in den Vereinigten Staaten, Havana de Cuba, Mexico, Süd-Amerika, West-Indien und andern Ländern.

Staten Island.

Fancy Dying Etablishement.

Barrett, Nephew & Co.,

No. 5 und 7 John Street, } New-York.
718 Broadway, }

No. 269 Fulton-, Ecke von Tillary Street, Brooklyn,
und No. 47 North 8te Straße, Philadelphia,

fahren fort, **Damen-** und **Herrenkleider** zu färben und zu reinigen; **seidene, Sammet, Merino** und andere **Kleider, Mäntel,** u. s. w. werden mit Erfolg gereinigt, ohne aufgetrennt zu werden. Ebenso **Herrenröcke, Hosen, Westen** u. s. w.

Glacee-Handschuhe und **Federn** gefärbt oder gereinigt. Lange Erfahrung und Geschäftskenntnisse befähigen die Unterzeichneten, ihre Arbeiten mit Erfolg zu betreiben. Waaren werden per Expreß geholt und zurückgeschickt.

Barrett, Nephew & Co.,
5 und 7 John Street, und 718 Broadway, New-York,
269 Fulton-, Ecke von Tillary Street, Brooklyn,
und 47 North 8te Straße, Philadelphia.

C. F. ADAE,

Europäisches Bank- und Wechsel-Geschäft,

Cincinnati, Ohio.

CONSULAT fuer Preussen, Bayern, Wuerttemberg, Hannover, Sachsen, Baden, Oldenburg, Grossherzogthum und Kurfuerstenthum Hessen, Mecklenburg-Strelitz und Schwerin, Nassau, Sachsen-Meiningen und Altenburg und Frankfurt a. M.

C. F. ADAE, CONSUL.

Das große Frühlings- und Sommer-Aperient.

TARRANT'S

Leidende an krankhaftem Kopfschmerz,
Leidende an Unverdaulichkeit,
Leidende an nervösem Kopfschmerz,

EFFERVESCENT

Leidende an versauertem Magen,
Leidende an biliösem Kopfweh,
Leidende an Hartleibigkeit,

SELTZER

Leidende an Sootbrennen,
Leidende an Piles,
Leidende an Seekrankheit,

APERIENT.

Leberleidende.
Leidende an Indigestionen,
werden durch
Tarrant's Effervescent Seltzer Aperient
auf sichere, angenehme und dauernde Weise hiervon sowie von ähnlichen Leiden geheilt werden.

Allein angefertigt von

TARRANT & CO.,

278 Greenwich=Street, New=York.

☞ Zu haben in allen Apotheken.

RADWAY'S

READY RELIEF.

Es giebt drei Methoden, dieses Mittel anzuwenden, wovon jede, für eine Krankheit oder einen Schaden ausschließlich gebraucht, dem Leidenden sofortige Linderung giebt und den Kranken schnell heilt.

Erstens — äußerlich genommen.

Man reibe den Theil oder die Theile des Körpers, in welchen die Krankheit oder der Schmerz sitzt, mit dem Ready Relief. In vielen Fällen ist eine einmalige Einreibung mit dem Ready Relief genug; in hartnäckigen Fällen sollte es dreimal täglich angewandt werden. Für rheumatische Schmerzen, Steifheit in den Gelenken, Neuralgia, Kopfschmerzen, bösen Hals, Influenza, Zahnschmerzen, Verrenkungen, Verletzungen, Wunden, Schwäche, Lahmheit, Vergrößerung der Gelenke, Schnittwunden, Quetschungen, Verbrennungen, Verbrühungen, Bauch= und Magenentzündungen, Geschwüre, Asthma, Halsbräune, schweres Athmen und alle lokalen Schmerzen, u. s. w. ist es das beste äußerliche Mittel in Gebrauch und vorzüglicher als alle Linimente, Pflaster, Umschläge u. s. w. in der Welt. Die größten Schmerzen vergehen in wenigen Minuten.

Zweitens — innerlich genommen.

Man nehme einen Theelöffel bis zu einem Desertlöffel voll in einem Weinglase voll Wasser.

Gegen alle Arten von Magenschmerzen, entweder Cholera, Cholera Morbus, Diarrhoe, Abweichen, biliöse Kolik, Krämpfe, Spasmen, gewöhnliches und nervöses Kopfweh, allgemeine Schwäche und Abspannung.

Fieber.

Bei kaltem Fieber, Wechselfieber, hitzigem Fieber, Scharlachfieber u. s. w. Personen, welche ungewohntes Wasser trinken und schlecht fühlen, sollten stets einen Theelöffel voll des Reliefs mit dem Wasser mischen. In allen Fällen, wo der Schmerz äußerlich ist, sollte der Relief in dieser Form gebraucht werden.

Drittens — Einreibung des Rückgrats mit dem Relief.

Es heilt Rheumatismus, Gicht, Sciatica, Neuralgia, Lumbago und andere Rückenschmerzen.

Der Professor Reid von New=York empfiehlt dringend den Gebrauch des Reliefs für diese Krankheiten. Ganz merkwürdige Kuren sind gemacht worden. Die Kranken sollten nur versuchen.

Aller Relief, der in den Vereinigten Staaten verkauft wird, muß einen Zwei=Cent=Revenuestamp über dem Stöpsel haben. Bei allen Druggisten zu haben.

Frei Missouri!

Die Missouri Land-Gesellschaft.

CAPITAL . . . . . $500,000.

Office: No. 12 Nord 5. Straße, St. Louis, Mo.

Direktoren:

E. W. Fox, von der Firma Pratt und Fox,
W. H. Maurice, früher Collector von St. Louis Co.
Madison Miller, Fond-Commissär der Pacific-Eisenbahn,
W. H. Benton, früher von der Firma Pomeroy und Benton,
Chas. H. Howland, Staatssenator.

Chas. H. Howland, Präsident,
W. H. Maurice, Vice-Präsident,
Madison Miller, Land-Commissär,
Felix Coste, Schatzmeister.

Die Gesellschaft verkauft und kauft Grundstücke aller Art.

Sie besorgt die Zahlung von Steuern für Nichtbewohner und beschäftigt sich mit der Ausbeutung oder dem Verkauf von

Mineral-Ländereien.

Sie besitzt außerordentliche Vortheile, um Capital in

westlichen Ländereien

anzulegen.

Sie leiht Gelder

auf rentable Grund-Eigenthums-Sicherheit

in Stadt oder Land aus, je nachdem dies gewünscht wird.

Einwanderer, welche eine Heimath suchen, oder **Agenten für Colonieen,** die große Strecken Landes zu lociren beabsichtigen, werden es in ihrem Vortheil finden, sich an diese Gesellschaft zu wenden.

Alle Anfragen werden prompt und unentgeltlich beantwortet.

Der Unterzeichnete ist mit den oben genannten Herren persönlich bekannt und giebt denselben gern das beste Zeugniß in Betreff ihrer hohen Respectabilität, Vertrauenswürdigkeit und Fähigkeit als Geschäftsleute.

Friedrich Münch, Staats-Senator.